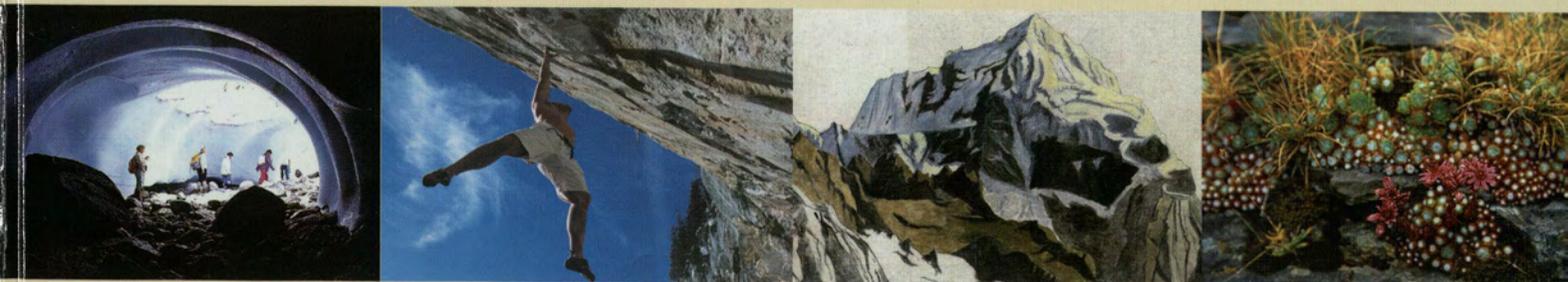
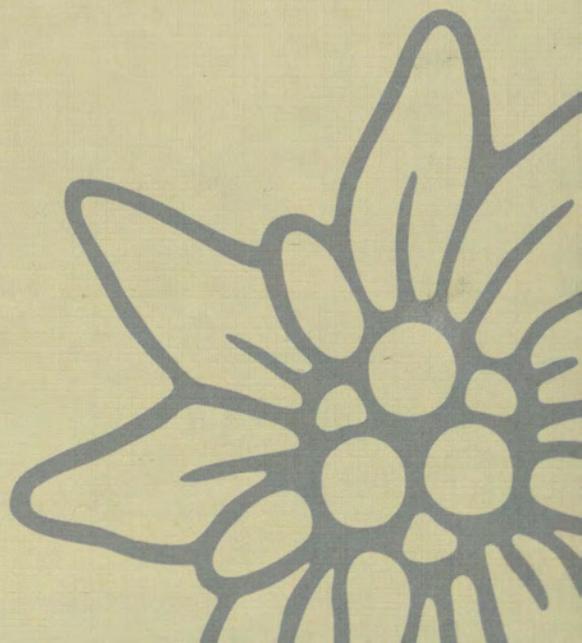


# ALPENVEREINSJAHRBUCH



# BERG 2005



4 D 1 (129 + 3)

+ A Beilage

KARTENBEILAGE <sup>fehlt!</sup> Tegernseer und Schlierseer Berge 1:25.000

BERG 2005

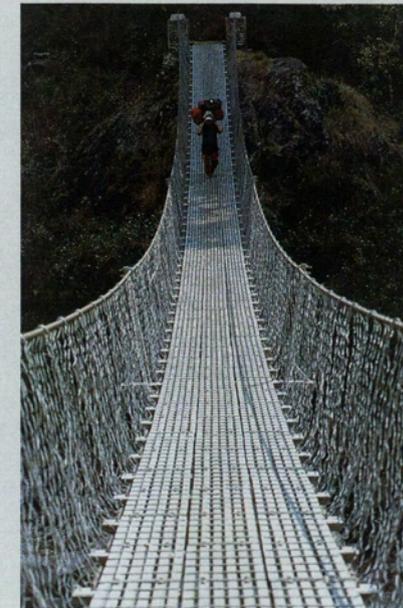
(Karte anfordern!)

4 D 1 (129 + 3)

Bibliothek  
des  
Deutschen Alpenvereins

ALPENVEREINSJAHRBUCH  
BERG 2005

ZEITSCHRIFT BAND 129



*Titelbilder (von links): Gletschertunnel am Rand des Stubacher Sonnblickkeeses. Foto: Heinz Slupetzky; Alex Huber in Der Opportunist. Foto: Michael Meisl; Tramserku, Standort: Tengpoche Ri, Nepal. Öbild: Maria Holzhammer; Hauswurz (Sempervivum), Provence. Foto: Andreas Hohl.*

*Bild oben: Hängebrücke am Eingang zum Rolwaling-Tal in Nepal. Foto: Gunar Streu.*

*Bild Seite 2/3: Abendstimmung am Hochstaufen mit Bad Reichenhall. Foto: Gunar Streu.*

*Bild Seite 7: Unterwegs auf Entdeckungsreise: namenlose Gipfel in Pakistan. Foto: Villa Natale.*

*Bild Seite 8/9: Aufstieg zur Aiplspitz, Blickrichtung Spitzing. Foto: A. Strauss.*

Alpenvereinsjahrbuch

# BERG 2005

Zeitschrift Band 129

**Jahrbuch-Redaktion**

Walter Theil

**Jahrbuch-Beirat**

Dr. Oskar Wörz, OeAV  
Gerold Benedikter, OeAV  
Prof. Dr. Heinz Röhle, DAV  
Lutz Bormann, DAV  
Roland Stierle, DAV  
Franz Mock, AVS

**Herausgeber**

Deutscher Alpenverein, München  
Österreichischer Alpenverein, Innsbruck  
Alpenverein Südtirol, Bozen



# INHALT

## TOPTHEMA: GLETSCHER



Sylvia Hamberger	Gletscher im Treibhaus – Menschen im Treibhaus	12
Wolfgang Zängl	Zur Lage der Gletscher und der Zivilisation	17
Friederike Kaiser	»Bestürzend und beeindruckend!« – die Ausstellung im DAV-Museum	21
Wilfried Haerberli/ Christian Huggel/ Frank Paul	Gletscherschwund im Hochgebirge	25
Axel Michaelowa/ Sonja Butzengeiger/ Britta Horstmann	Globale Klimaveränderung – Verlieren die Alpen ihren alpinen Charakter?	32
Martin Scharfe	Fürchterlich und zugleich unendlich schön – Zur Revolution des Blickes auf den Gletscher	36
Heinz Slupetzky	Gletscherhöhlen	42
Reinhard Schwienbacher	Eistouren – wie lange noch? Eindrücke aus der Nordwand der Königsspitze	44



## BERGSPORT HEUTE



Thorsten Schüller	»Ich will mein Geld zurück« – Bergsteigen und Bürokratie	48
Bernhard Malkmus	Im Reich des Lichts – Der John Muir Trail	54
Stefan Spath	Ans Ende der Welt – Grenzerfahrung in Tasmanien	68
Andreas Hohl	Retrouvance – der Weg der wiedergefundenen Dörfer	74
Mirjam Hempel	Andreas und Christian Bindhammer – ein Porträt	80
Alexios Passalidis/ Ines C. Koch	Pik Alexander von Humboldt – eine Erstbesteigung	88
Horst Nargang	Fuji-san – Erfahrungen an einem mythischen Berg	96
Christoph Höbenreich	Ararat – eine teuflische Skitour auf den göttlichen Berg	102



## KULTUR UND WISSENSCHAFT

Eberhard Neubronner	Büyük Agri Dagi, Noahs erhabener Berg – 175 Jahre nach der Erstbesteigung	114
Karin Bergdolt/ Sebastian Walter	Nomadische Perspektive – mit dem Fahrrad durch die Mongolei	134

# AV-JAHRBUCH BERG 2005

Steffen Kern/ Ralph Stöhr/ Volker Leuchsner	»klettern« Berge aus Buchstaben – Ein Blick hinter die Kulissen einer Alpinzeitschrift	146
Dennis Cramer	Die Kathedrale aus Fels und Eis	158
Maria Holzhammer	Eine Malreise nach Nepal	162



## ALPINE GESCHICHTE

Peter Danner	Ärzte, Humanisten, Konquistatoren – Das Besteigen der Berge in der frühen Neuzeit Teil 1	178
Christine Kopp	Senkrechte Träume – Die Geschichte der Ragni, der kletternden Spinnen von Lecco	198
Clemens M. Hutter	»...daheim ein Mund weniger zu stopfen« – Schwabenkinder und andere »Auspendler«	208
Christian Rauch	Was ist ein echter Bergsteiger?	216
Stephen Venables	Kangchenjunga – Historie eines Achttausenders	232

## KARTENGEBIET/GEBIETSTHEMA: TEGERNSEER UND SCHLIERSEER BERGE

Eugen E. Hüsler	Rund um den Tegernsee	252
Dennis Cramer	Mehr Seil, bitte! – Fingierte Tagebucheinträge einer Einsteigerin	256
Stefan König	Keine richtigen Berge!	260



## FORUM ALPENVEREIN

Karl Schott	2000 Jahre Lawinen-Katastrophen	280
Hermann Magerer	Hintergedanken ohne Gewähr	290
Reinhold Messner	Wunderbare Bergsteiger-Moral	293
Andi Dick	Senkrechte Leidenschaften – Alpinismus-Chronik 2003	298
Richard Goedeke	Alpinistische Sammelspiele – Was sind die wesentlichen Gipfelziele?	312



KARTENBEILAGE: Tegernseer und Schlierseer Berge 1:25.000

# Vorwort

VON WALTER THEIL

DIE NATUR IM ALLGEMEINEN und die Berge im Besonderen sind Thema und Betätigungsfeld derjenigen, an die sich das Alpenvereinsjahrbuch Jahr für Jahr wendet, und das nunmehr in der 129. Ausgabe. Beide Phänomene werden – je nach Interesse und Perspektive – mal eher als Mit-, manches Mal eher als Gegenspieler betrachtet, in der Regel jedoch als geduldige, stets verfügbare Hintergrundkulisse, vor der mehr oder weniger großartige menschliche Aktivitäten und Leidenschaften zur Aufführung gelangen.

In den letzten Jahren hat sich diese Situation allem Anschein nach etwas gewandelt – sofern wir der medialen Berichterstattung Glauben schenken. Während der Mensch zum Kleindarsteller mutiert und zur beliebigen ausgesuchten Tagesgröße verkommt, führt sich die Natur als Diva auf, glänzt mit großen Auftritten: Lawinen (2000), Hochwasser (2002), Hitze (2003) ... und das nicht in fernen Ländern, sondern direkt vor unserer Haustür. Die Natur schlägt zurück und avanciert als Hauptdarsteller von Boulevardblättern (»Killerlawinen«), effektheischenden Hollywoodfilmen (»The Day after Tomorrow«) oder düsteren Endzeitthrillern (Frank Schätzing »Der Schwarm«) zum medialen Ereignis, die Katastrophe selbst wird zum Star.

Dass diesem und den zukünftigen Jahrbüchern ein TOP-Thema vorangestellt wird, soll nun nicht als Kniefall vor dem Schlagzeilenjournalismus verstanden werden, im Gegenteil: Gerade langfristige Entwicklungen und sperrige Begriffe bedürfen der mehrdimensionalen Betrachtung, der nachhaltigen Diskussion und der Darstellung aus unterschiedlichen Positionen. Natürlich ist es nicht von Nachteil, wenn dem in mancherlei Hinsicht eher »kühlen« Gletscherthema durch den »Jahrhundertsommer 2003« zu einer gewissen Popularität verholfen wurde, aber es genügt nicht, dieses Phänomen kurzfristig zu dämonisieren, sondern es muss auf die Ursachen und Wirkungen hingewiesen

und auf uns mögliche Handlungsstrategien aufmerksam gemacht werden. Die Ausstellung »Gletscher im Treibhaus« auf der Münchner Praterinsel ist auf große Resonanz gestoßen, weil sie durch anschauliches Material, vor allem von Bilddokumenten, dem Phänomen ein Gesicht gegeben hat.

Bei der letztjährigen Diskussion über die Zukunft dieser über hundertjährigen Vereinspublikation wurde das Wort vom Jahrbuch als »Langzeitgedächtnis des Alpenvereins« geprägt. Das in der Erinnerung aufgehobene und niedergeschriebene Wissen und Erlebnis ist Voraussetzung für den Umgang mit dem Gegenwärtigen, nicht dessen Ersatz, oder wie es die moderne Gedächtnisforschung umschreibt: »Der Rückgriff auf Vergangenes ist dafür da, dass wir uns in der Gegenwart orientieren.« (H. Welzer)

In diesem kommunikativen Ansatz liegt die Stärke des Alpenvereinsjahrbuches. Es dient als Plattform für das Gespräch aller am Berg Interessierten (auch der manchmal eher unangenehmen und kontroversen Auseinandersetzung), es dient als Spiegel für die Vielfalt des gesamten Bergsteigens (und nicht bloß der spektakulären Trends) und prägt damit auch das Bild des Alpinismus in der Öffentlichkeit, und nicht zuletzt fungiert es als Sprachrohr für vereinseigene Anliegen und Themen, denn um nochmals Welzer zu zitieren: »Das Ereignis ist nicht das, was passiert. Das Ereignis ist das, was erzählt werden kann.«

Es ist nicht nur für den Bergsteiger von Vorteil, wenn er sich seines Weges vergewissert, es schadet auch generell nicht, hin und wieder seine Betrachtungs- und Verhaltensweise zu hinterfragen, andere Sehweisen zuzulassen und neue Perspektiven auszuprobieren, denn »was ist, bestimmt niemals von sich aus darüber, was sein soll« (E. Haeckel). Diese Auffächerung des eigenen Horizontes, dem Akzeptieren unterschiedlichster Standpunkte und damit die Mög-

lichkeit sich seiner eigenen – nicht nur alpinistischen – Ziele und Wertvorstellungen bewusst zu werden, möchte das Jahrbuch gerne befördern und unterstützen,

Maria Holzhammer und Karin Bergdolt waren als Künstler in ganz unterschiedlichen Bergregionen der Welt unterwegs. Ihre Bilder und Beschreibungen erweitern den Wahrnehmungshorizont des Reisenden, Landschaft wird anders gesehen, Ziele werden anders definiert. Ebenso vermittelt uns Eberhard Neubronners (auch) literarische Reise zum Ararat ein ganz anderes Bild als der Bericht von Christoph Höbenreich über die Skibesteigung desselben Berges.

Und die Suche eines jungen Naturliebhabers nach einer Antwort auf die selbstgestellte und naiv klingende Frage »Was ist ein richtiger Bergsteiger?« ist ebenso wahrhaft wie die streitbare Lust von Reinhold Messner, der sich gegen Rufmord wehrt und die »wunderbare Bergsteigermoral« geißelt, denn »Das Gegenteil einer richtigen Antwort ist eine unrichtige Antwort. Das Gegenteil einer tiefen Wahrheit ist eine andere tiefe Wahrheit« (Niels Bohr).

Beeindruckende Bilder aus fremden Ländern, wunderschöne Landschaften und traumhafte Bergkulissen – von denen etliche Beiträge in dieser Ausgabe beredtes Beispiel abliefern – dürfen den Blick aber nicht völlig trüben für die Gefährdungen und Schattenseiten dieser Paradiese. Warnhinweise enthalten die Beiträge von Eugen E. Hüsler und Stefan König, die das diesjährige Karten-/Gebietsthema, die »Tegernseer und Schlierseer Berge« vorstellen, aber auch der Kampf von Thorsten Schüller mit der nepalesischen Bürokratie. Die historische Dimension mit ihren traurigen Konsequenzen schildern Clemens Hutter (Die Schwabenkinder

aus Tirol) und Andreas Hohl (Die verkauften Dörfer) in ihren Geschichten.

Zwischen Kangchenjunga und Kletterhalle, zwischen Sierra Nevada und Tasmanien, zwischen Trekkern und Kletterlegenden schillert das alpine Leben und dieses Jahrbuch – und davon, dass jede Generation aufgefordert ist, ihren eigenen Weg zu finden, ihren eigenen Traum zu träumen und davon zu berichten. Die »klettern«-Redakteure geben einen Überblick über die Berichterstattung in der alpinen Szene der letzten Jahre, schildern den schwierigen Spagat zwischen Berichten und Bewerten, zwischen Zielgruppen und Zielvorstellungen und die Berg- und Talfahrt so mancher Alpinzeitchrift.



Neben Andi Dicks pointiertem Überblick über die alpinistischen Kraftakte des vergangenen Jahres verdeutlicht Karl Schotts Aufzählung der Lawinen-Unglücke der letzten 2000 Jahre noch einmal das Problem, das im Umgang mit der Natur im Allgemeinen und mit dem Berg im Besonderen liegt: »Berge sind nicht fair oder unfair, Berge sind gefährlich« (Reinhold Messner) – und damit sind wir beim Ausblick auf das Alpenvereinsjahrbuch BERG 2006 und dem nächsten TOP-Thema: »Sicherheit+Risiko«.





# GLETSCHER

• TOPTHEMA

SYLVIA HAMBERGER

WOLFGANG ZÄNGL

FRIEDERIKE KAISER

WILFRIED HAEBERLI

CHRISTIAN HUGGEL

FRANK PAUL

AXEL MICHAELOWA

SONJA BUTZENGEIGER

BRITTA HORSTMANN

MARTIN SCHARFE

HEINZ SLUPETZKY

REINHARD SCHWIENBACHER



# Gletscher im Treibhaus

... – Menschen im Treibhaus

VON SYLVIA HAMBERGER

AUF DEM ALTEN BILD füllt der Eisstrom ein ganzes Tal. Der heutige Anblick lässt den Atem stocken – das Tal ist leer und weit hinten wölbt sich dunkelgraues Gletschereis, währenddessen das Gletschertor vor unseren Augen immer weiter zerfällt. Die erste alte Gletscherpostkarte, deren Fund uns auf die Idee der Vergleichsfotografie brachte, zeigt den Morteratsch-Gletscher im Engadin/Graubünden. Auch die zweite Postkarte vom Gepatschferner im Kaunertal/Tirol und das heutige Bild des Gletschers offenbaren ähnlich Erschreckendes. Der heutige Zustand dieser beiden Gletscher hat den Ausschlag für das Projekt »Gletscherarchiv« der Gesellschaft für ökologische Forschung gegeben. Ausstellung und Buch *Gletscher im Treibhaus* basieren auf dem Gletscherarchiv, einer alpenweiten Gletschervergleichsdokumentation, die wir 1999 begonnen haben. Inzwischen umfasst die Sammlung einen Fundus von über 5000 historischen Postkarten und Fotografien, denen aktuelle Aufnahmen vom (wenn möglich) gleichen Standort und mit gleicher Perspektive gegenübergestellt werden. Im Sommer 2000 begannen wir mit den ersten Vergleichsfotografien. In mehreren Teams sind wir zu den Gletschern gewandert – mit den alten Fotovorlagen und konventionellen Kameras im Gepäck.

Die Suche nach dem richtigen Standort erwies sich oft als schwierig und in einigen Fällen auch als unmöglich. Einige der Bilder waren vom Gletscher aus aufgenommen – der frühere Standort war dann oft weggeschmolzen. Andere Standorte waren zugewachsen oder abgerutscht.

Ein weiteres Phänomen ist das Wiedererkennen des Ortes. Die Schluchten und eisfrei gewordenen Täler sind, verglichen mit

den alten Bildern, oft völlig verändert. Ein Beispiel ist der Aletschgletscher von Belalp aus: Gewaltig ist der Raum, der sich jetzt nach tief unten öffnet. Mehrere hundert Meter Schlucht liegen heute eisfrei. Selbst mit der alten Bildvorlage vor Augen will das Hirn nicht begreifen, dass dies dieselbe Landschaft ist, nur dass sie vor nicht einmal hundert Jahren mit Gletschereis aufgefüllt war. Vielleicht begreift man bei der Betrachtung der Bildvergleiche etwas von der Wucht dieser Veränderungen.

Auf einigen der alten Postkarten sieht man – hilfreich – kleine Hütten als ein Zeichen erster alpinistisch-touristischer Erschließungen. Sie allein ermöglichen Größenvergleiche zwischen Mensch und Landschaft und helfen uns bei der Orientierung auf der Suche nach dem ursprünglichen Standort, auf dem vor vielleicht 100 Jahren ein Fotograf sein umfangreiches Equipment aufgebaut hat. Er hat wohl nicht das Später, sondern nur dieses faszinierende Bild einer gewaltigen Landschaft im Sinn gehabt.

»Herzliche Grüße vom wunderbaren Gletschergebiet« ist die Spur, der wir alpenweit nachgehen. Die alten Postkarten zeigen eine faszinierend entrückte, eine vereiste Welt, deren damalige Wirkung in den kurzen Kartengrüßen wiederhallt:

»Von unserer wundervollen Tour über Furka, Rhonegletscher und Grimsel sende ich Dir herzliche Grüße« (Kartentext von 1925). Die Fahrt über den Furkapass vom Schweizer Kanton Uri ins Wallis eröffnet auch heute noch »wundervolle« Eindrücke. Doch schnell kommt das Erschrecken hinzu. Die alten Postkarten des Rhonegletschers, die wir als Fotovorlagen dabei haben, zeigen ein Eismeer mit hoch aufragenden Klippen und Abbrüchen. Jetzt bli-

cken wir von der gleichen Stelle nur noch auf nackten Fels, und die Rhone, die hier entspringt, stürzt als breit aufgefächerter Wasserfall in die Tiefe. Das »Ewige Eis« wird zu Wasser, wohin wir auch blicken.

Vor über 100 Jahren reichte der Eisstrom noch bis ins Tal nach Gletsch. Am Gletscherweg entlang der jungen Rhone wurde der damaligen Ausdehnung ein Denkmal gesetzt.

Goethe, der auf seiner Schweiz-Reise den Furka im November 1779 zu Fuß – und bis zum Bauch im Schnee – überschritt, beschreibt den Rhonegletscher mit den Worten: »Er ist das ungeheuerste, den wir so ganz übersehen haben. Er nimmt den Sattel eines Berges in sehr großer Breite ein, steigt ununterbrochen herunter...« (Ruetz, 1979).

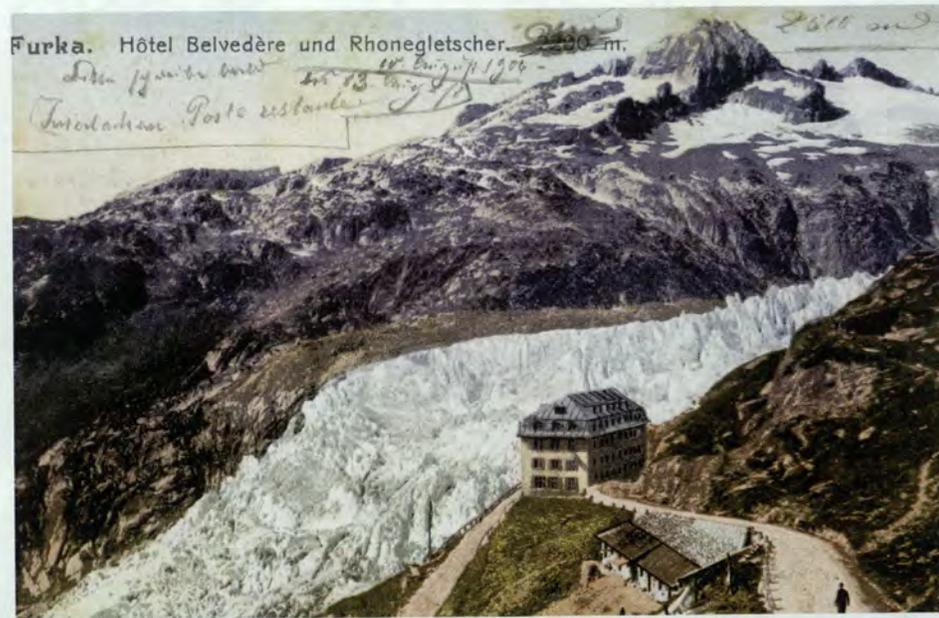
In den Eiszeiten gehörte der Rhonegletscher zu einem der größten Gletschersysteme der Alpen und füllte das Rhonetal fast vollständig auf, teilte sich am Genfersee in zwei Arme und reichte gegen Norden bis Solothurn, im Süden fast bis (zum heutigen) Lyon (Carlen, 2003).

Heute kommt man über den Parkplatz gegenüber vom Hotel Belvédère zum Gletscher und muss durch einen Souvenirladen hindurch: 5 Franken kostet der Eintritt, die Eisgrotte inbegriffen. So gelangt man auf



Aletschgletscher von Belalp, Wallis um 1900/2001.  
Foto oben: Sammlung Schweizerisches Alpines Museum Bern  
Foto unten: Gesellschaft für ökologische Forschung/Sylvia Hamberger





Das Hotel Belvédère – 1893 erbaut – gilt als eines der »Paradebeispiele für jene Art von Aussichtshotels, wie sie im späten 19. Jahrhundert typisch wurden. Ihre Terrassen und Promenaden stellten eigentlich Theaterlogen dar, von denen aus das Schauspiel der Natur betrachtet werden konnte« (Antonietti, 2000). Eine Theaterloge mit Blick auf eine Bühne, deren Hauptdarsteller der Gletscher war. Jetzt sieht man lediglich noch Schutt.

»Und am Ende des Aufenthaltes wurde der Panoramablick in der Form eines Souvenirs mit nach Hause genommen« (A. a. O.). Das war häufig eine Postkarte, deren Verbreitung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Massenmedium begann. Die frühe Bergfotografie und insbesondere die weit verschickten Postkarten haben das Bild von den »schönen Alpen« entscheidend geprägt.

Schwerpunkte der frühen Gletscherfotografie waren vor allem die spektakulären, leicht erreichbaren und viel besuchten Gletscher. Aber auch Bergsteiger und Forscher nutzten das Medium Fotografie, damals noch mit großformatigen Kameras und umfangreicher Fotoausrüstung. Heute sind diese alten Fotos und Postkarten Unikate, die uns faszinierend als doppel-schichtige Dokumente einer – im wahren Sinn des Wortes – »verflossenen« Zeit dienen. Ein Ereignis aus dieser Zeit macht die alten Bilder besonders spannend: Die Alpengletscher waren um 1850 herum auf einem historischen Höchststand, der als »Kleine Eiszeit« bezeichnet wird. Danach begann der Gletscherschwund, ausgelöst zunächst durch natürliche Klimaschwän-



Rhonegletscher, Hotel Belvédère, Furkapass, Wallis 1906/2003. Foto oben: Sammlung Gesellschaft für ökologische Forschung Foto unten: Gesellschaft für ökologische Forschung/ Sylvia Hamberger

einem schmalen Weg, durch Felsen und Schutt, zum zurückweichenden Gletscher-rand. Das Eis ist dunkelgrau und schmutzig. Ein aufgestelltes Foto im Geröll zeigt den Eingang zur Gletschergrotte 1996(!). In den wenigen Jahren seither ist auch dieser Ort geschmolzen, abgefließen ins warme Mittelmeer.

Weiter oben – mit dem Hotel Belvédère im Bild – ist der frühere Standort verschwunden. Die Felsen wurden gesprengt, denn die neue Passstraße brauchte mehr Platz.

kungen, die mehr und mehr von der anthropogen verursachten Erderwärmung beschleunigt wurden. Dies ist auch Konsens in der internationalen Klimaforschung. Von größter Bedeutung ist dabei das Kohlendioxid (CO<sub>2</sub>), das vor allem durch die Verbrennung fossiler Brennstoffe (Erdöl, Kohle, Erdgas) in die Atmosphäre entweicht und als Hauptursache des »anthropogenen Treibhauseffekts« gilt.

Global gesehen ist es in den letzten hundert Jahren um ca. 0,6 °C wärmer geworden – in der Schweiz z.B. waren es im Durchschnitt aber bereits 1,4 °C. Der »Intergovernmental Panel on Climate Change« (IPCC, »Zwischenstaatlicher Ausschuss für Klimaänderung«), ein von der UN beauftragtes Gremium von über 1000 Klimaforschern, rechnet mit einer Erwärmung um weitere 1,4 bis 5,8 Grad Celsius im Laufe dieses Jahrhunderts – abhängig von den Maßnahmen im internationalen Klimaschutz.

Die rasante, sich exponentiell zuspitzende Klimaänderung wird wohl an keinem anderen Phänomen so offensichtlich wie am vermeintlich ewigen Eis im Hochgebirge.

Die Alpen-Gletscher haben allein im Rekordsommer 2003 fünf bis zehn Prozent ihrer Eismasse verloren. Die extremen Veränderungen der Gletscher mit oft unüberwindlichen Randspalten machen das Begehen von Routen, die seit 150 Jahren zum klassischen Bergsteigerrepertoire gehören, inzwischen unmöglich. Die weiteren Prognosen sind katastrophal. Zunehmende Wetterextreme, die Veränderung des Wasserhaushalts und instabile Berggebiete im Bereich der Permafrostzonen werden die Lebensumstände nicht nur in den Alpen verändern.

Gletscher gelten als das berühmte »Fieberthermometer der globalen Klimaänderung« (Wilfried Haeberli, Martin Hoelzle, Max Maisch) – als Indikatoren sind sie gleichsam natürlich prädestiniert. Die Fotovergleiche der Alpen-Gletscher eröffnen die Möglichkeit, die Geschwindigkeit und

die Auswirkungen der Klimaänderung sichtbar zu machen. Gerade in der Serie liegt die starke Aussagekraft der Bildvergleiche: 112 sind es in der Ausstellung und über 160 im Buch *Gletscher im Treibhaus*.

Einzelnen ist weder den alten noch den neuen Bildern die Dynamik anzusehen, die sie so merkwürdig still in sich bergen. Das Verschwundene bekommt eine eigene melancholische Präsenz: Wie grandios müssen Aletsch, Gepatsch, Morteratsch oder Pasterze einmal gewesen sein, als sie noch bis zum Standort des Fotografen reichten. Als die Metamorphose von Schnee zu Eis noch diese Gebilde hervorbringen konnte, die (fast) etwas Lebendiges an sich haben. So, in der Imagination des Gewesenen, zeigen die Gletscher noch einmal ihre Grandiosität: »Wir fühlen hier das Irdische als solches in seiner ungeheuren Wucht, das noch ganz fern von allem Leben und Eigenbedeutung der Form ist«, formulierte Georg Simmel diesen Eindruck vor hundert Jahren (Simmel, 1996).

Der Vergleich legt diese archaische »Wucht« der Gletscher frei, kontaminiert sie aber – entgegen Simmels alter Vermutung von der Ferne des Lebens – mit den fatalen Wirkungen der Zivilisation. Das »Erhabene«, das »Ewige«, die »reine Natur«, all das ist zutiefst verletzlich und zerstörbar geworden. Die Folgen des Energierauschs der Industrienationen werden am einst vom Gletscher aufgefüllten, jetzt leeren Raum sichtbar.

Eines wird in allen Bildbeispielen deutlich: der Verlust. Ein Verlust, den wir vielleicht auch dann empfinden würden, wenn der Schwund des Eises ein natürlich bedingter im Auf und Ab des Klimas wäre. Nun aber droht das anthropogen verursachte Ende der Gletscher: Jedes Bildpaar eines Gletschers zeigt die Dimension des Verlustes, indem es der Größe der Natur in ihrem Verschwinden eine eigene Ästhetik, einen »erhabenen Glanz« verleiht. Vielleicht liegt hierin die besondere Faszination der Gletschervergleiche mit ihrer eigentümlich-kritischen Kraft.

Literatur:  
Ruetz, Michael, 1979: Mit Goethe in der Schweiz, Zürich.  
Carlen, Martin W., 2003: Der Rhone-Gletscher und seine Eisgrotte, Touristische Betriebe am Rhonegletscher, Belvedere-Furkapass/Wallis.  
Antonietti, Thomas, 2000: Bauern – Bergführer – Hoteliers, Fremdenverkehr und Bauernkultur. Zermatt und Aletsch 1850–1950, Baden/CH.  
Simmel, Georg, 1996: Die Alpen, in: Gesamtausgabe, Bd. 14, Frankfurt am Main.



## Zur Lage der Gletscher und der Zivilisation

VON WOLFGANG ZÄNGL

*Fragen.* Ein bisschen wehmütig waren wir schon, als wir unsere Ausstellung *Gletscher im Treibhaus* nach fünf Jahren Arbeit im Frühjahr 2004 in die Öffentlichkeit entlassen haben. Aber: Wie wenig Zeit sind schon fünf Jahre im Leben eines Gletschers! Und: Was fühlt wohl ein Gletscher, der seit ein- einhalb Jahrhunderten abschmilzt, weniger wird, sein Ende vor Augen hat? Denn das Wasser des Gletschers ist sein Blut. Und es wird ständig weniger. Wie würde man sich als Mensch in einer solchen Lage fühlen? Und falls jemand sagt, dass ein Gletscher nicht fühlen kann: Woher weiß man das? Bloß weil die Gletscher nicht 37° C Körpertemperatur haben? Dass sie inzwischen Fieber haben, ist mehr als offensichtlich.

Aber was gehen uns eigentlich Gletscher an? Sie haben sowieso einen anarchistischen Charakter, halten sich nicht an Ländergrenzen, sind eigensinnig und eigenwillig. Zudem schmelzen sie scheinbar planlos und ohne Gefühl ab.

Warum sind wir ein solches Gletscherprojekt angegangen, wo der Kampf für den Erhalt der Umwelt am Beginn des 21. Jahrhunderts offensichtlich verloren ist – angesichts der Kriege um Erdöl und der sinnlosen Energieverschwendung, der globalen Produktion und des grenzenlosen Konsums, dem Verarmen ganzer Bevölkerungsschichten und dem gnadenlosen Aufrüsten des Terrorismus etc. etc. Warum also das Ganze? Vermutlich hat der französische Denker Fontenelle Recht, der einmal schrieb: »Man würde den Mut verlieren, wenn man nicht durch falsche Ideen abgesichert wäre.«

*Zeitdimensionen.* In seinem Buch *Die Drachen von Eden* rechnet der Astronom Carl Sagan den Bestand unseres Universums auf ein Jahr um. Der Urknall wäre am 1. Januar, die Bildung der Erde am 14. September. Am 1. Dezember entwickelt sich die Sauerstoffatmosphäre; am 19. die ersten Wirbeltiere;

am 27. die ersten Vögel. Am 31. Dezember gegen 22.30 tauchen die ersten Menschen auf. Um 23.59.20 wird der Ackerbau erfunden, um 23.59.51 das Alphabet. Um 23.59.59 entstehen Wissenschaft und Technik, Raumfahrt und globale Kultur. Heute, in der letzten Sekunde dieses Universum-Jahres, im 30-millionstel Teil seines Existierens, diskutieren wir die einsetzende Klimaänderung des Blauen Planeten durch den Menschen und das drohende totale Abschmelzen der Gletscher.

Was sagt uns das? Das System unserer technisch-industriellen Zivilisation ist a) unglaublich effizient, b) unglaublich schnell und c) unglaublich zerstörerisch. Deshalb muss das System radikal geändert werden.

*Pyromanenwelt.* Gibt es überhaupt eine Klimaänderung? Oder wird es nicht bald wieder kälter, und die Gletscher wachsen wieder in alte Dimensionen?

In jedem Fall ist unser Blauer Planet ein kleines, sehr fragiles Gebilde im Weltall, und seine Lufthülle ist nicht unermesslich groß. Von seiner Atmosphäre sind nur 0,04 Prozent Treibhausgase, denen er den natürlichen Treibhauseffekt verdankt. Deren Anteil wurde durch die Industrialisierung erschreckend erhöht – seit 1850 um rund 30 Prozent. Das ist nicht verwunderlich. Wir verbrennen jährlich sechs Milliarden Tonnen fossile Brennstoffe, die über 23 Milliarden Tonnen CO<sub>2</sub> erzeugen.

Der amerikanische Energieexperte Amory Lovins schrieb schon in den achtziger Jahren: »Wenn man in einer Badewanne sitzt, aus der ständig warmes Wasser ausläuft, was braucht man dringender? Einen dichten Verschlussstopfen oder einen stärkeren Boiler?« Nun möchte die Pyromanenwelt der Energie- und Industriekonzerne am liebsten alles verbrennen, bis nichts mehr da ist, also Energie verkaufen und nicht sparen. Der damalige Hauptgeschäftsführer der Vereinigung Deutscher

Abb. Seite 16: Inverses Gletschertor beim Stubacher Sonnblickkees, Granatspitzgruppe (1999).  
Foto: Heinz Slupetzky

Elektrizitätswerke, Joachim Grawe sagte in den achtziger Jahren: »Je mehr wir sparen, umso teurer wird es.« Das ist typisch für die Einstellung der Strom- und Kohlebosse, der Atomkraftbetreiber und Energiekonzern-Manager, die bis heute Energie nur als Umsatzkategorie verstehen, genauso wie die Pyromanen-Politiker. So äußerte der eng mit der amerikanischen Energiewirtschaft liierte amerikanische Vizepräsident Cheney im Mai 2001, dass »Sparmaßnahmen beim Energieverbrauch zwar möglicherweise ›ein Zeichen persönlicher Tugend‹ seien, sie stellten aber keine kluge Politik dar«.

Konsequenterweise bekämpft die Pyromanenwelt alles andere. So gab es in den achtziger Jahren in der amerikanischen Mojave-Wüste Sonnenkraftwerke, die Strom mit gebogenen Solarspiegeln und Dampfturbinen erzeugten: 1989 waren bereits 195 MW Leistung installiert. Es erfolgte umgehend ein Preisdumping der Gas- und Ölversorger und daraufhin der Konkurs des Solarstromerzeugers. Man könnte viel erzählen über Energie und Energieverschwendung, über Erdöl und die Kriege um Erdöl – und warum die umweltfreundlichen regenerativen Energien so schwer durchzusetzen sind.

Was der Golfkrieg mit dem Schmelzen der Gletscher zu tun hat? Viel mehr, als man meint.

*Klimaerwärmung.* Der Wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen WBGU hielt 2003 eine Erwärmung von maximal 2° C bis zum Jahr 2050 für gerade noch tolerabel: Davon sind 0,6° C bereits eingetreten. Weiter hielt er bis 2050 eine CO<sub>2</sub>-Konzentration von unterhalb 450 ppm (parts per million) für maximal. Nun lag der CO<sub>2</sub>-Gehalt im Jahr 1800 bei 280 ppm und war im Jahr 2003 bereits bei 379 ppm angelangt, Tendenz weiter stark steigend.

Das hinterlässt Spuren. Der Rekordsommer 2003 wird nach Ansicht von Klimaforschern kein Einzelfall bleiben: Allein im Sommer 2003 schmolzen fünf bis zehn Prozent der bisher verbliebenen Eisreserven

der Alpengletscher ab. Und der Gletscherschwund vollzieht sich bis auf wenige Ausnahmen weltweit.

Es wird keine Gewinner geben beim Klimaroulett. Und je weniger getan wird, umso gravierender die Folgen, umso schwieriger die Reparaturen – und umso teurer wird es. Es muss auch klar sein, dass es sich bei der Mensch gemachten Klimaerwärmung um das vermutlich größte Zukunftsproblem der Menschheit handelt: Wir gehen verantwortungslos um mit der Zukunft der Menschheit, der Natur, des Lebens auf dem Blauen Planeten überhaupt.

Das Leben ist vielfältig, und in vielen Fragen gibt es unterschiedliche Ansichten. Was allerdings das Klima betrifft, bleibt nichts anderes übrig als ein überzeugter Konservativer zu sein: Wie es war und (noch) ist, ist es gut. Es ist das Beste, das man sich vorstellen kann. Und jede Änderung ist fatal. Also darf man nicht an den Grundlagen rütteln. Alle technokratischen Pseudo-Lösungen machen das Klima und damit das Leben auf der Erde zu einem Experiment mit extrem unvorhersagbarem und äußerst ungewissem Ausgang. Das Klima ist ein zu ernstes und überlebenswichtiges Thema, um es geldgierigen Konzernen und kurzfristig denkenden Politikern, engstirnigen Technokraten und ehrgeizigen Wissenschaftlern zu überlassen.

*Energiewende.* Der Mensch hat einfache Bedürfnisse: Er will sich ernähren und wohnen, es warm und hell haben, will befördert werden und anderes mehr. Das geht verschwenderisch oder intelligent, hart oder sanft, ohne oder mit Zukunft. Warum also investieren Staaten und Konzerne Billionen in ein völlig veraltetes Energiesystem, das unsere Atmosphäre zerstört, warum führen sie Kriege um Öl? Warum investieren sie es nicht in die Energien, die täglich kostenlos eingestrahlt werden? Es ist doch alles vorhanden – warum ist am Beginn des 21. Jahrhunderts immer noch so wenig Verständnis für die realen Bedingungen unseres Lebens und Überlebens vorhanden?

Angesichts der drohenden Klimakata-



Breithorn, Unterer Theodulgletscher von der Gandeggihütte, Zermatt, Schweiz 2003.  
Foto: Gesellschaft für ökologische Forschung/Wolfgang Zängl

strophe kann Energie nicht mehr nur ein Geschäft sein wie jedes andere auch. Der Energieverbrauch der Industrieländer darf nicht zum globalen Standard erhoben werden. Er muss dringend abgesenkt werden. Die Klimaänderung ist kein Naturgesetz, sondern industriell verursacht: Deshalb kann sie durch richtige Politik und richtiges Verhalten korrigiert werden. Genauso wie der Ausstoß der Treibhausgase erhöht wurde, kann er auch wieder abgesenkt werden: durch Energiesparen und Energieeffizienz, durch den Einsatz von Sonnenenergie und anderen regenerativen Energien, durch neue und sanftere Technologien, durch intelligente und soziale Energienutzung, durch bewusste und umweltverträgliche Lebensgestaltung. Die Sicht durch das Fernrohr muss wieder umgedreht werden: weg von Mond und Mars, hin zu unserem Planeten Erde, dem einzigen in unserem Sonnensystem, der Leben hervorgebracht hat.

*Der Blaue Planet.* Dieses Leben auf der Erde ist einer völlig unwahrscheinlichen Konstellation geschuldet. Einer Atmosphäre, die schädliche Strahlung absorbiert. Einem natürlichen Treibhauseffekt, der dafür sorgt, dass 70 Prozent der Sonneneinstrahlung an der Erdoberfläche in Wärme um-

gewandelt werden, so dass hier im Durchschnitt nicht minus 18, sondern plus 15,5 Grad Celsius herrschen. Einer Sonne, die sich auf zwei Prozent genau im richtigen Abstand zur Erde befindet und noch fünf Milliarden Jahre strahlen wird. Einer Sonne, die jedes Jahr Solarenergie im Äquivalent von 130.000 Gigatonnen Öl zur Erde sendet – etwa das 15.000fache unseres derzeitigen Energieverbrauchs von neun Gigatonnen.

*Menetekel und Fanal.* Gebirgsgletscher sind Schlüsselindikatoren für Klimaänderungen und oft als »globales Fieberthermometer« bezeichnet worden. Das rasante Abschmelzen der Gletscher ist aber auch ein Menetekel, das sträflich missachtet wird. Der Gletscherschwund als kaltes Fanal an der Eiswand – warum verstehen wir das Abschmelzen der Gletscher nicht als Indikator für den Zustand der Natur und des Lebens schlechthin auf unserem Planeten Erde: für den Verlust an Vielfalt, für die Verarmung der Natur. Und schließlich sind Gletscher auch ein Symbol für Zeit: Die Eiskristalle sind wie der Sand in der Sanduhr des Blauen Planeten.

Unser Ausgangspunkt war die Lage der Gletscher. Die Folgerungen zeigen: Ihre Lage entspricht in etwa der unseren.



# »Bestürzend und beeindruckend!«<sup>1</sup> – die Ausstellung »Gletscher im Treibhaus« im Alpinen Museum des DAV

VON FRIEDRIKE KAISER



SEIT ENDE APRIL wird im Alpinen Museum die Schau »Gletscher im Treibhaus« gezeigt. Gästebucheinträge wie »Beeindruckende und erschreckende Bilder vom Schmelzen der Gletscher« und »Man liest so viel von der Klimaveränderung und von der Erwärmung der Erde. Diese Bilder sind aussagefähiger als alle Werke« zeigen, dass das Thema Klimaveränderung und das dadurch verursachte Abschmelzen der Gletscher eindrücklich nahe gebracht wird.

Bereits jetzt, nach zwei Monaten Laufzeit von »Gletscher im Treibhaus« kann als Resümee gezogen werden, dass der Deutsche Alpenverein sein Ziel erreicht hat, ein Thema in der Öffentlichkeit zu platzieren, das auch Alpinistinnen und Alpinisten massiv betrifft. In diesen wenigen Wochen konnte die Ausstellung bereits über fünftausend Besucher verzeichnen, die Presse verbreitete die Inhalte der Präsentation zusätzlich im ganzen deutschsprachigen Raum in zahlreichen Zeitungsartikeln, Rundfunk- und Fernsehbeiträgen.

Dass Gletscherschmelze und Klimaveränderung trotz der so oft heraufbeschworenen »Ökomüdigkeit« mit dieser Ausstellung eine so große öffentliche Resonanz erfuhr, ist sicher zum größten Teil auf das überzeugende Konzept der Ausstellung zurückzuführen:

- Bildvergleiche, die ganz konkret die Veränderung in der Landschaft dokumentieren und damit die Klimaveränderung und menschlichen Eingriffe in der Natur nachvollziehbar machen
- Aufgreifen eines Themas, das viele Menschen aus eigener Erfahrung kennen und das sie stark betrifft: Massive, irreparable Veränderung und Inbesitznahme der letzten, nicht durch Menschen geprägten Landschaften in Mitteleuropa
- Schwergewicht der Präsentation auf brillanten Fotos
- Umfangreiches, vertiefendes Begleitprogramm mit hochkarätig besetzten Podiumsdiskussionen und speziellen Veranstaltungen für Kinder

Abb. oben: Blick in die Gletscheraussstellung. Foto: Erich Sperl, Juli 2004

Abb. Seite 20: Gletschertor beim Bear Glacier, nahe Stuart, B.C., Kanada (Küstengebirge). Nur rückschmelzende, relativ langsam fließende Gletscher können ein Gletschertor haben. Foto (19.07.2004): Heinz Slupetzky

<sup>1</sup>Diese und die folgenden Zitate stammen aus dem Gästebuch des Alpinen Museums.

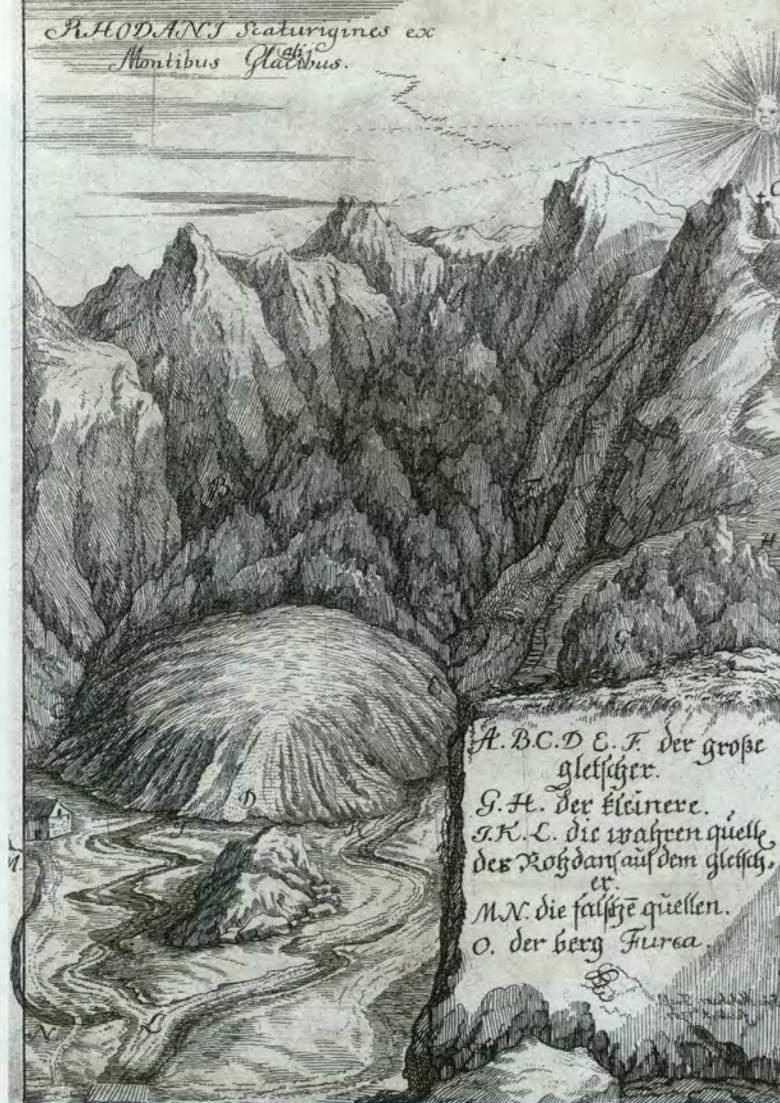


Abb. oben: Johann Melchior Füssli. Rhonegletscher mit dem Ursprung der Rhone. In: Johann Jacob Scheuchzer. Beschreibung der Natur-Geschichten des Schweizerlandes, 3. Teil. Zürich 1708. Bibliothek des Deutschen Alpenvereins

Abb. unten: Klimaerwärmung fühlbar machen. Wärmeplatten mit einem Temperaturunterschied von zwei Grad. Foto: Sirka Arndt, Juli 2004

<sup>2</sup>Gästebuch Alpines Museum.

Möglich gemacht wurde diese für den Deutschen Alpenverein so erfolgreiche Ausstellung durch die Gesellschaft für ökologische Forschung. Seit mehreren Jahren sammelt sie historische Gletscherbilder und fertigt Vergleichsaufnahmen an. Bereits vor der Ausstellung »Gletscher im Treibhaus« hatte sich der Verein mit anderen Ausstellungen zu Umweltproblematiken profiliert, unter anderem »Grün kaputt« und »Schöne neue Alpen«. Bereits hier wurde mit dem Konzept gearbeitet, das auch in der aktuellen Ausstellung so erfolgreich ist: Dokumentarfotos konkretisieren Probleme wie das Waldsterben und die unsensible Nutzung des Hochgebirges.

Begleitende Texttafeln dokumentieren Ursachen sowie Auswirkungen der Klimaerwärmung und zeigen Lösungsansätze auf. Ein zusätzliches Kapitel beschäftigt sich

anhand von Objekten wie dem im Jahre 1708 herausgegebenen Werk »Beschreibung der Natur-Geschichten des Schweizerlandes« mit der wohl frühesten Darstellung des Rhonegletschers, Arnold Fancks »Gletscherfilmklassiker« »Die weiße Hölle vom Piz Palü« (1929) bis hin zu aktuellen Souvenirartikeln mit der Geschichte des menschlichen Gletschererlebnisses. Unter anderem machen diese Dinge die wichtige Stellung deutlich, die das Hochgebirge als Gegenwelt zur Zivilisation in unserer Kultur einnimmt.

Möglich wurde die Ausstellung in der jetzigen Form übrigens erst durch erhebliche finanzielle Förderungen. Es beteiligten sich sowohl Greenpeace wie auch zwei Referate der Landeshauptstadt München maßgeblich.

#### »Servus hier ist es krass!« – eine Ausstellung für viele Zielgruppen

Dem Alpinen Museum war besonders daran gelegen, die Gletscherausstellung auch für Kinder attraktiv zu machen. Dies entspricht dem Konzept des Hauses, seine Themen einer möglichst breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Dieser Wunsch traf sich glücklich mit Überlegungen der Gesellschaft für ökologische Forschung, und so konzipierten deren Mitarbeiter mehrere interaktive Stationen, die Gletscherschmelze und Klimaerwärmung haptisch und spielerisch vermitteln. Beispielhaft seien zwei betastbare Wärmeplatten genannt, die einen Temperaturunterschied von zwei Grad aufweisen und so den prognostizierten Mindestanstieg der Tempera-



tur in den nächsten hundert Jahren vermitteln. Im »Gletscherzungenpiel« kann der Nachwuchs Gletscherzungen aus Filz, die den Ausmaßen der Eisriesen vor hundert Jahren entsprechen, aktuellen Fotos zuordnen.



Zusätzlich zu diesen Angeboten für Einzelbesucher werden begleitend zur Ausstellung kindgerechte Kurse und Führungen veranstaltet. So werden Reliefs einer eiszeitlichen Gebirgslandschaft mit Gletschern, Toteisseen und Moränenhügeln gestaltet, in Wetterkursen die Klimaveränderung thematisiert, und die Führungen sind, abgestimmt auf die verschiedenen Altersstufen, gesprächs- und handlungsorientiert.

Eine Reihe mit hochkarätig besetzten Podiumsdiskussionen bietet darüber hinaus Erwachsenen einen vertiefenden Einstieg in das Thema Klimawandel im Alpenraum. Konzipiert von der Abteilung Naturschutz des DAV zusammen mit der Gesellschaft für ökologische Forschung und den Umweltministerien des Bundes sowie des Freistaates Bayern diskutieren Politiker und Wissenschaftler über Möglichkeiten, den Klimawandel abzumildern, über den zukünftigen Wintertourismus sowie generell über die Zukunft der Gletscher.



#### Das Alpine Museum – auch weiterhin ein Forum für aktuelle Themen?

Der Erfolg der Gletscherausstellung bestärkt uns darin, in der Zukunft verstärkt aktuelle alpinistische Themen im Alpinen Museum zu präsentieren. Entsprechend einer momentan laufenden Diskussion im Bundesausschuss für Wissenschaft und Kultur des DAV bestehen Überlegungen dahingehend, dass sich das Alpine Museum neben seinem Kernbereich, der Darstellung von Kunst- und Kulturgeschichte des Alpinismus, verstärkt als Forum versteht, in dem aktuelle Fragestellungen an die Öffentlichkeit gebracht und zur Diskussion gestellt werden.<sup>3</sup> Dies würde auch dem Leitbild des Deutschen Alpenvereins entsprechen, in dem die Aufgabe formuliert ist, dass der Deutsche Alpenverein sich »im Rahmen seiner Zielvorgaben mit neuen Trends und Entwicklungen bewußt auseinander [setzt]«.<sup>4</sup>



Unabhängig davon zeigt aber gerade die Gletscherausstellung, dass für eine fundierte Auseinandersetzung mit aktuellen Themen oft auch ein Blick in die Geschichte unerlässlich ist. So zeigt der schon oben erwähnte Exkurs zur Geschichte des menschlichen Gletschererlebnisses in »Gletscher im Treibhaus«, dass unsere heutige Faszination der Eisriesen nicht »naturgegeben«, sondern Resultat der Kultur- und Sozialgeschichte der letzten 250 Jahre ist.

<sup>3</sup>Der Bundesausschuss für Wissenschaft und Kultur wurde am 24.6.2004 vom Präsidium beauftragt, eine Konzeption für die zukünftige Kulturarbeit im DAV zu erarbeiten.  
<sup>4</sup>§1.5 des DAV-Leitbildes vom 16.6.2001.

Abb. oben: Das »Gletscherzungenpiel«. Foto: Sirka Arndt, Juli 2004  
Abb. Mitte: Wie entstehen Gletscher? Relief mit Vergletscherung an der Zugspitze aus dem Kurs »Auf den Spuren der Eiszeit«. Foto: Elisabeth Jobe, Juni 2004

Abb. unten: Spielzeug-LKW mit einem Foto des Aletschgletschers und Werbung für Victorinox, gekauft 2003. Hersteller: Michaeli+Klein Marketingservice. Gesellschaft für ökologische Forschung, München. Foto: Erich Sperl, Juli 2004



# Gletscherschwund im Hochgebirge

eine Herausforderung für die Wissenschaft

VON WILFRIED HAEBERLI, CHRISTIAN HUGGEL UND FRANK PAUL

LANGFRISTIGE GLETSCHERBEOBACHTUNGEN WERDEN seit 1894 international koordiniert. Mit der Diskussion um den gegenwärtigen atmosphärischen Temperaturanstieg hat das Interesse an den gesammelten Daten stark zugenommen, gelten doch gerade die Veränderungen der Gebirgsgletscher heute als klar erkennbares und letztlich auch gut verständliches Zeichen der globalen Klimaänderung. An der Entwicklung der Gletscher werden unsere Kinder und Grosskinder zweifelsfrei ablesen können, welches Klimaszenario sich tatsächlich einstellt. Aus historischen Gründen sind die Veränderungen der Alpengletscher besonders gut dokumentiert.

## Veränderung über historische Grenzen hinaus

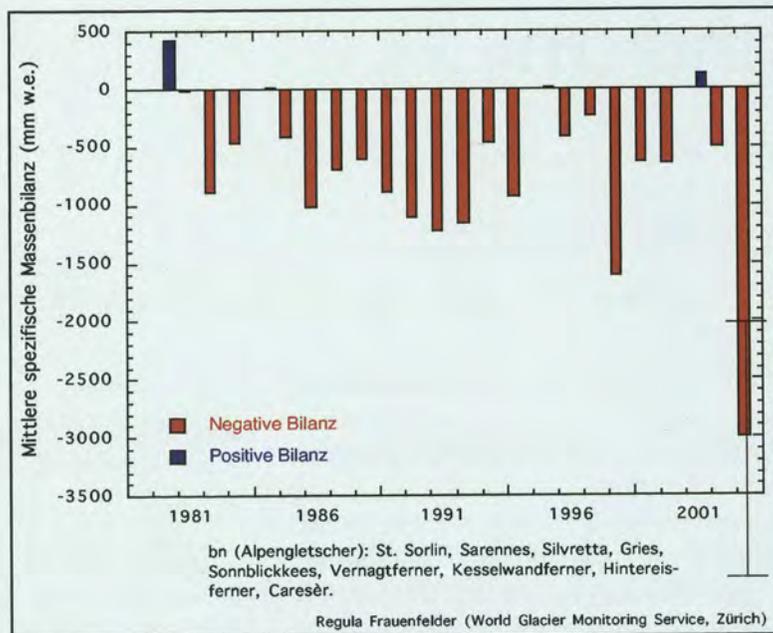
Der Schwund der Gebirgsgletscher im 20. Jahrhundert ist ein globales Phänomen. Seit 1980 haben die Gletscher des weltweiten Massenbilanzmessnetzes alljährlich im Mittel etwa 30 cm an Eisdicke verloren, wobei eine zunehmende Tendenz festzustellen ist. Geschwindigkeit und Beschleunigungstendenz dieses Massenverlustes können mit vorindustriellen Entwicklungen aber auch mit dem geschätzten Einfluss des Menschen auf den Treibhauseffekt verglichen werden. Entsprechende Analysen deuten darauf hin, dass letzterer zurzeit zu dominieren beginnt.

In den Alpen ist seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts bis ca. 1970/80 etwa die Hälfte der ursprünglichen Eismasse verloren gegangen. Allein seit 1980 dürften nochmals etwa 25% des damals verbleibenden Eisvolumens von rund 100 km<sup>3</sup> verschwunden sein (s. Tabelle). Der Fund des Öztaler Eismannes belegt – für weite Bevölkerungskreise zweifelsfrei und leicht nachvollziehbar – dass die Vergletscherung hier wie wohl in manchen anderen Gebirgsregionen der Erde den »warmen« Grenzbereich der nacheiszeitlichen Schwankungen erreicht haben dürfte. Eine allfällige Fortsetzung oder gar Beschleunigung der beobachteten Tendenz dürfte bald aus diesem Bereich hinausführen und könnte in den kommenden Jahrzehnten zu einer weitgehenden Entgletscherung der Alpen führen. Einen Vorgeschmack für solche Bedingungen lieferte der extrem heisse Sommer 2003. Mit gegen 3 Meter mittlerem Eisdickenverlust war die Schmelzgeschwindigkeit fast doppelt so hoch wie im bisherigen Rekordjahr 1998, 4 bis 5 mal so hoch wie im

Abb. Seite 24: Das Gletschereis leuchtet in der Höhle vom hellen Türkis zu Grünblau bis es im Inneren der Dunkelheit weicht. Alle Farben des Lichtspektrums werden verschluckt, außer dem Blauanteil. Gletscherhöhle im Stubacher Somblickkees (18.8.2002).  
Foto: Heinz Slupetzky

Tabelle 1: Kennzahlen aus der Analyse von Gletscherinventar-Daten über die Alpen.

Gletscherfläche 1970/80:	2909 km <sup>2</sup>
Gletschervolumen 1970/80:	100 km <sup>3</sup>
Meeresspiegel-Äquivalent:	0.3 mm
Mittlere Massenbilanz 1850-1970/80:	- 0.25 m/Jahr
Mittlere Massenbilanz 1980-2000:	- 0.65 m/Jahr
<b>Mittlere Massenbilanz 2003 allein:</b>	<b>ca. -3 Meter</b>
Flächenverlust 1850-1970/80:	ca. 40%
Volumenverlust 1850-1970/80:	ca. 50%
Volumenverlust 1970/80-2000:	>25%
geschätzter Volumenverlust 1970/80-2025:	ca. 50% von 1970/80
geschätzter Volumenverlust 1970/80-2100:	ca. 95% von 1970/80
<b>geschätzter Volumenverlust 2003 allein:</b>	<b>ca. (5) - 10% von 2000</b>



Figur 1: Massenbilanz-Mittelwerte von 9 Alpengletschern (Frankreich 2, Schweiz 2, Österreich 4, Italien 1) seit 1980. Daten: World Glacier Monitoring Service (erste Schätzungen für 2003)

Schnitt der bereits ausserordentlich warmen Mitteljahre seit 1980 (Figur 1) und rund 10 mal so gross wie im Mittel des 20. Jahrhunderts. Der Verlust am Gesamtvolumen der Alpengletscher kann für das Jahr 2003 allein auf ca. 5–10% geschätzt werden (s. Tabelle). Mit anderen Worten: 10 bis 20 solche Sommer und die Eisvorkommen der Alpen sind bis auf ein paar Reste an hohen Gipfeln und in den dicksten Talgletschern als Schmelzwasser ins Meer geflossen. Nach realistischen Klimaszenarien könnten genau solche Sommer nach der Jahrhundertmitte mehr und mehr zur Regel werden.

Die systematische Gletscherbeobachtung begann im späten 19. Jahrhundert. Seither hat sich die Situation in mehrfacher Hinsicht markant verändert:

- Die ursprüngliche Vorstellung von periodischen Schwankungen hat wachsender Besorgnis über eine fortgesetzte Schwundtendenz mit wahrscheinlich progressivem Charakter Platz gemacht; plausible Szenarien für die kommenden Jahrzehnte schliessen die Möglichkeit von Zuständen ohne historisch/holozäne Präzedenz und sogar weitgehender Auflösung des alpinen Gletschervolumens mit ein. Nationale und internationale Messprogramme müssen sich auf entsprechende Herausforderungen und Bedürfnisse der Zukunft ausrichten.

- Der Fortschritt bei den einsetzbaren Mess- und Analysetechnologien ist im Bereich der Fernerkundung, der Geoinformatik und der numerischen Simulation – vor allem hinsichtlich räumlicher Modellierung in komplexer Gebirgstopographie – rasant und eröffnet laufend neue Möglichkeiten, die für optimale Messkonzepte genutzt werden können. Kontinuität kombiniert mit Innovation ist gefragt.

- Weltweit ist klar geworden, dass die Veränderung von Gebirgsgletschern zu den Schlüsselindikatoren der Klimaveränderung gehört (IPCC); Beobachtung und Analyse müssen deshalb höchsten Qualitätsansprüchen genügen – die besten Kräfte müssen beim Messnetz zusammenarbeiten.

- Im Rahmen globaler klimabezogener Beobachtungsprogramme sind moderne und gut abgestützte Strategien für langfristige Messprogramme (Global Terrestrial Observing System, Global Climate Observing System, GTOS/GCOS) entwickelt worden. Die Messnetze der Alpenländer mit ihrer historisch begründeten Datendichte sollten dabei Vorbildcharakter haben und müssen der entsprechenden Verantwortung Rechnung tragen.

Schon heute befinden sich die Gletscher mancherorts in einem Zustand, der in den vergangenen Jahrhunderten nie existiert hat. Mit den Veränderungen im System Hochgebirge entfernen wir uns – vermutlich mit zunehmender Geschwindigkeit – immer weiter von unserer historischen Erfahrung und der entsprechenden Wissensbasis. Entscheidend ist dies vor allem für die Einschätzung von Naturgefahren im Gletscher- und Permafrostbereich, wo für die Zukunft Entwicklungen jenseits früherer Grenzen abgeschätzt werden müssen. Dies ist nur durch intensive Beobachtung der Vorgänge in der Natur und mit robusten, praxistauglichen Modellen möglich.

Die folgenden zwei Kapitel illustrieren die Möglichkeiten und Entwicklungstendenzen für den Bereich der Gletscherbeobachtung und der Gletschergefahren.

### Information aus dem Weltraum

Eine zunehmend zentrale Rolle bei der Beobachtung von Gletschern im globalen Maßstab spielen Satellitendaten in Verbindung mit geographischen Informationssystemen (GIS). Die »Arbeitspferde« der modernen Gletscherbeobachtung sind die Satelliten der Landsat Serie mit dem Sensor Thematic Mapper (TM) mit 30 m Bodenauflösung, sowie der Sensor ASTER (15 m Auflösung) auf dem Satelliten Terra. Diese beiden Sensoren werden auch vom weltweiten Forschungsprojekt GLIMS im Rahmen der weltweiten Gletscherbeobachtung (World Glacier Monitoring Service, WGMS) genutzt, welches versucht aus Satellitendaten ein globales Gletscherinventar zu erstellen. Gegenüber dem herkömmlichen Verfahren zur Inventarisierung von Gletschern mittels Luftbildern weisen Satellitendaten eine Reihe von Vorteilen auf:

- Sie decken eine sehr grosse Fläche ab (TM: 180 x 180 km, ASTER: 60 x 60 km) und erfassen damit den Zustand von hunderten bis tausenden von Gletschern zum gleichen Zeitpunkt.

- Spezielle (spektrale) Bereiche der Sensoren (sog. Kanäle) erfassen auch die von einem Objekt reflektierte Strahlung ausserhalb des sichtbaren Lichtes, z.B. im mittleren Infrarotbereich. Die speziellen Reflexionseigenschaften von Eis und Schnee im mittleren Infrarot (sie reflektieren dort praktisch keine Strahlung) ermöglichen eine einfache automatische Klassifikation von Gletschern mittels digitaler Bildverarbeitung.

- Die Aufnahmen werden bei Landsat alle 16 Tage wiederholt, weshalb nach 20 Jahren der Datenaufnahme praktisch von allen Gletschern der Erde auswertbare Bilder vorliegen. Da der ASTER Sensor geschwenkt werden kann, lassen sich mit ihm auch öfter Aufnahmen der gleichen Region erstellen. Dies ist insbesondere im Bereich der präventiven Erkennung von gletscherbedingten Naturgefahren sehr wertvoll (s. unten).

- Die digitale Natur der Satellitenbilder (~ 35 Megapixel Kamera) ermöglicht eine

einfache Integration der Ergebnisse in ein GIS, wo eine automatisierte Weiterverarbeitung der Daten möglich ist. Es lassen sich dort z.B. die Abgrenzungen der einzelnen Gletscher definieren oder in Kombination mit einem digitalen Höhenmodell (DHM) Parameter ableiten (z.B. Neigung, Exposition und Höhenlage), die dann für weitere Analysen und Modellierungen verwendet werden können.

- Pro Quadratkilometer sind die Daten erheblich günstiger als Luftbilder (für die am GLIMS-Projekt beteiligten Institute sind die ASTER Daten gratis) und zudem auch von schwer zugänglichen Regionen verfügbar.

Ein besonderer Vorteil der ASTER-Daten ist die Möglichkeit, mit ihnen ein DHM zu erstellen. Der Sensor nimmt die Erdoberfläche nämlich aus zwei verschiedenen Perspektiven auf: einmal senkrecht von oben (Nadiransicht) und etwa 60 Sekunden später nochmals mit einem zurückblickenden Sensor. Aus diesem sog. Stereobild lässt sich anhand der perspektivischen Verschiebung von Geländepunkten mit den Methoden der digitalen Bildverarbeitung für jedes Bildelement (Pixel) die Höhe rekonstruieren. Das so gewonnene Höhenmodell erlaubt vielfältige weitere Anwendungen: neben der bereits erwähnten Ableitung von Gletscherparametern (z.B. für ein Inventar), werden mit dem DHM auch die durch das Relief bedingte Verschiebung der Position einzelner Pixel wieder ausgeglichen (sog. Orthorektifizierung). Im weiteren lassen sich dreidimensionale Schrägansichten zur Visualisierung des Geländes erstellen (s. Figur 2) oder die Beurteilung gletscherbedingter Naturgefahren verbessern (s. unten).

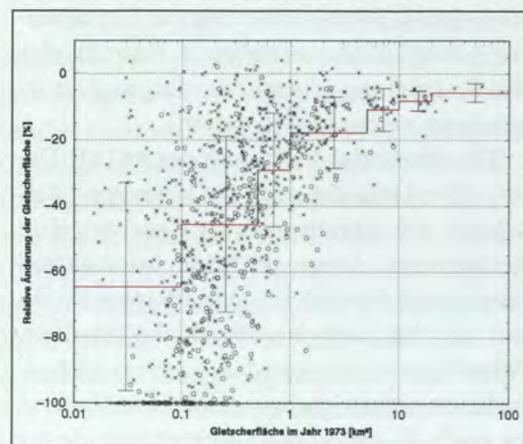
Die räumliche Auflösung der ASTER-Daten (15 m) erlaubt auch auf kleineren Gletschern die Ableitung von Geschwindigkeitsfeldern. Diese wichtige Information kann durch Vergleich von markanten Punkten auf der Gletscheroberfläche (Spalten, Schutt) gewonnen werden, wenn zwei Aufnahmen mit geeignetem zeitlichem Abstand (je nach Fliessgeschwindigkeit Monate bis



Figur 2: Perspektivische Schrägansicht der Aletschregion. Dem digitalen Geländemodell wurde im GIS ein Landsat-Satellitenbild von 1998 und die Gletscherumrisse von 1850 (rot) und 1973 (blau) überlagert. Zur Erhöhung der Detailsichtbarkeit wurde das Landsatbild vorher mit einem Satellitenbild von höherer räumlicher Auflösung (5 m) kombiniert. DHM25 © 2004 swiss-topo (BA046421)

Jahre) vom gleichen Gebiet vorliegen. Der grösste Nachteil dieser Satellitendaten (Landsat, ASTER) ist die im Vergleich zu Luftbildern wesentlich geringere Auflösung. In Bezug auf die Erstellung eines globalen Gletscherinventares ist dies jedoch kaum relevant, da Gletscher bis etwa 0,1 km<sup>2</sup> Fläche zweifelsfrei erkannt werden können und der Zeitpunkt der Aufnahme im Hinblick auf die raschen Änderungen in der Natur ohnehin kritischer ist. Ein wesentliches Problem bei der Gletscherklassifikation im Luftwie auch im Satellitenbild sind schuttbedeckte Gletscherzungen. Aufgrund von rechnergestützten Geländeanalysen (Neigung, Nachbarschaftsbeziehung) können multispektrale Satellitenbilder diesbezüglich immer besser interpretiert werden.

Eine Grundvoraussetzung für die Erstellung eines Gletscherinventars ist das Vorhandensein einer wolkenfreien Szene vom



Figur 3: Dieses Streudiagramm zeigt die relative Flächenänderung von 935 Schweizer Gletschern im Zeitraum 1973 bis 1998/99 in Abhängigkeit von der Gletschergrösse. Hervorgehoben sind die Mittelwerte für verschiedene Flächenklassen (rot) mit der jeweiligen Streuung (Standardabweichung) in blau.

Ende der sommerlichen Schmelzperiode, in einem Jahr also, indem alle Gletscherränder möglichst vollständig ausapern.

Solch ideale Szenen gibt es insbesondere in mittleren und hohen Breiten nicht sehr viele, da dort häufig Wolken die Gletscher verdecken (die Bilder werden auf der ganzen Welt etwa um 11:00 Uhr Ortszeit aufgenommen). In den Alpen waren diesbezüglich die ausserordentlich heissen Sommer von 1998 und 2003 besonders geeignet. Landsat-Szenen der Jahre 1998/99 wurden auch verwendet, um für die Schweiz ein neues Inventar zu erstellen, das auf Satellitenbildern und GIS-Methoden aufbaut und als Pilotprojekt für die weltweite Inventarisierung von Gebirgsgletschern im Rahmen des GLIMS-Projektes dienen soll. Dabei zeigte sich im Vergleich zum letzten Inventar von 1973 ein mittlerer Flächenschwund von knapp 20%, der im wesentlichen erst nach 1985 einsetzte. Das Diagramm in Figur 3 zeigt deutlich, dass vor allem kleinere Gletscher viel grössere relative Schwundbeträge aufweisen und dass hier auch die Streuung der Werte stark zunimmt. Deutlich erkennt man auf den Satellitenbildern auch das vermehrte Freiwerden von Felsinseln in höher gelegenen Gebieten. Dies weist darauf hin, dass selbst grössere Gletscher nicht mehr nur an Länge verlieren (»retreat«), sondern infolge der schnellen Dickenverluste auch immer mehr grossflächige Zerfallsserscheinungen (»downwasting«) zeigen. Während für derartige flächenhafte Informationen Satellitenbilder bestens geeignet sind, sind für die Kalibrierung der Daten, die Erfassung kurzfristigerer Fluktuationen und das Prozessverständnis Feldmessungen nach wie vor von grösster Wichtigkeit: der Vergleich von gemessenen und modellierten Massenbilanzen zeigt, dass die durch Staubeinträge im Sommer 2003 dunkel gefärbte Gletscheroberfläche mit reduziertem Rückstrahlungsvermögen die ohnehin schon grossen Schmelzbeträge noch wesentlich erhöht haben dürfte. Die bestehenden Messnetze können nicht einfach umgestellt werden, sie müssen durch den systematischen Einsatz der mo-

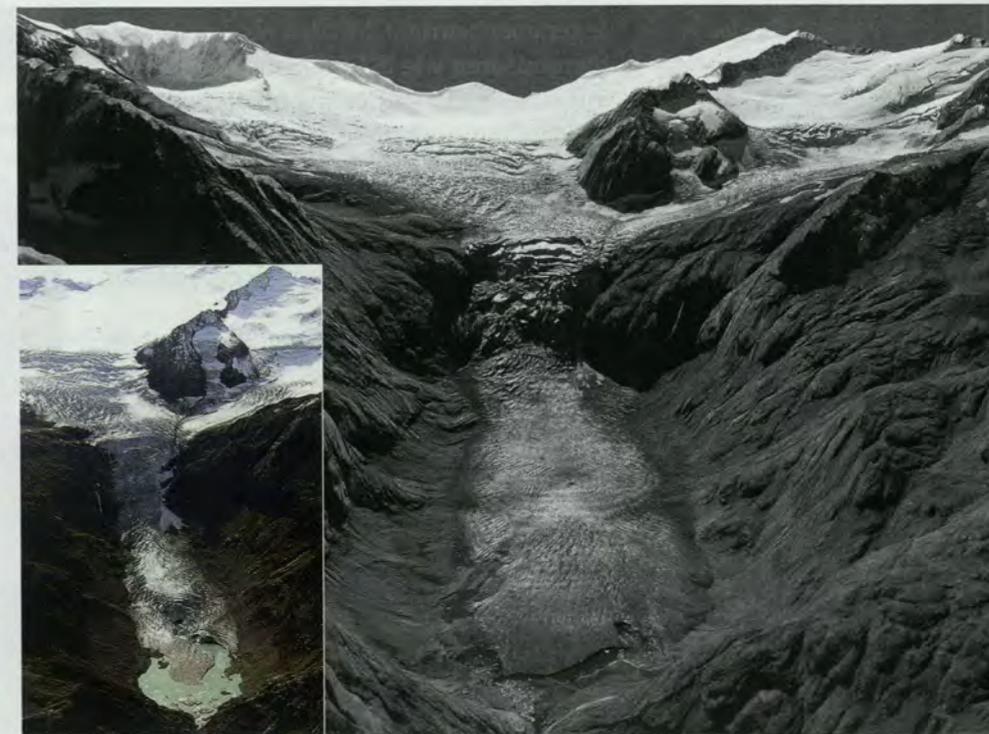
dernen Technologien ergänzt werden.

#### Gletschergefahren – neue Situationen erfassen

Schwindende Gletscher sind nicht nur ein wenig erbaulicher Anblick, sie verändern auch die Gefahrensituation. In topographischen Senken vor zurückschmelzenden Gletscherzungen können sich Seen bilden. Solche oft von locker gelagerten Moränen gestaute Seen können katastrophenartig ausbrechen und mit Flutwellen und Murgängen verheerende Verwüstungen im Tal anrichten. Mit den steigenden Temperaturen der letzten Jahre (und besonders 2003) sind in vielen steilen und ursprünglich vereisten Felswänden Instabilitäten entstanden. Felsflanken im Bereich des Permafrosts (d.h. des dauernd gefrorenen Untergrundes) sind durch komplexe thermische Prozesse charakterisiert und befinden sich in einem delikaten Gleichgewicht. Eislawinen und Felsstürze können die Folge von steigenden Temperaturen in Bergflanken sein.

Schwindende Gletscher geben oft auch grosse Schuttflächen frei. An steilen Hangpartien sind solche Schuttreservoirs oft Ausgangspunkte von grossen Murgängen, die in den Alpen wiederholt zu Schäden in Millionenhöhe geführt haben. Wenn sich Talgletscher über Jahre zurückziehen, werden zudem die seitlichen Steilflanken druckentlastet und es fehlt die Abstützung. Dadurch kann es zu Felsstürzen und grossen Rutschungen kommen.

Ein wichtiger Punkt schliesslich sind Kombinationen von verschiedenen Prozessen, also z.B. Fels- oder Eisstürze in einen Gletschersee, der dann als Flutwelle ausbrechen und einen Murgang auslösen kann. Gerade solche Prozesskombinationen verursachen häufig besonders schwere Katastrophen. In der Tat sind die meisten grossen Gletscherkatastrophen auf solch verhängnisvolle Prozesskombinationen zurückzuführen.



Im Allgemeinen handelt es sich bei vergletscherten Hochgebirgen um recht abgelegene Regionen mit erschwertem Zugang. Dies gilt auch für Teile der Alpen, aber noch viel stärker für Regionen wie den Himalaya, den Pamir oder die Anden. Umfassende Feldbegehungen werden dadurch verunmöglicht. Der beschleunigende Gletscherschwund kann jedoch regelmässige Beobachtungen und Gefahren-Einschätzung erfordern. Diese Notwendigkeit führt unmittelbar zur Satelliten-Fernerkundung als Arbeitsmethode zur Beurteilung und Prävention von Gefahren im Zusammenhang mit Gletschern. In den letzten drei bis vier Jahren haben Satellitenprogramme in zweierlei Hinsicht entscheidende Fortschritte gemacht: einerseits ist die räumliche Auflösung bis auf Luftbildqualität angehoben worden und andererseits lässt sich nun in stark verbesserter Weise digitale Geländeinformation (DHM) direkt aus Stereosatellitenbildern gewinnen.

Typischerweise wendet man bei der Identifikation und Beurteilung von Gletschergefahren ein mehrstufiges Vorgehen an, indem man auf regionaler Ebene die kritischen Orte detektiert und sie dann auf lokaler Stu-

Figur 4: Perspektivische Schrägansicht des Triftgletschers im September 2000 mit IKONOS (gr. Bild). Der Beginn der Seebildung am Gletscherende ist klar zu sehen. Das kleine Bild zeigt eine Luftaufnahme des Gletschers vom Oktober 2003. Der See hat sich in diesen drei Jahren stark vergrössert und bildet eine potentielle Gefahr für die Taltschaft. DHM25 © 2004 swiss-topo (BA046421). Luftbild: C. Rothenbühler. Ikonosdaten © Spaceimaging/NPOC

Figur 5: QuickBird Satellitenbild des Eisdamms, der sich durch die gestauten Eismassen der enormen Lawine im russischen Kaukasus (Nordossetien) gebildet hat. Da es sich um eine Aufnahme im Nahinfrarot-Bereich handelt, erscheint die Vegetation hier rot.

fe genauer beurteilt. Mit den neuesten Satellitensensoren wie IKONOS und QuickBird mit einer Bodenauflösung bis unter 1 Meter kann nun auch diese detaillierte Stufe mit Bildern aus dem All abgedeckt werden (Figur 4). Dadurch ist man nicht mehr auf Luftbilder angewiesen, die gerade in aussereuropäischen Regionen oft schwierig oder gar nicht erhältlich sind.

In einem von der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit der Schweiz (DEZA/Humanitäre Hilfe) finanzierten Projekt, das im Anschluss an eine grosse Eis-/Felslawinenkatastrophe im September 2002 im russischen Kaukasus initiiert wurde, kamen weltweit zum ersten Mal QuickBird Satellitenbilder mit sehr hoher Auflösung für Studien von Gletscher- und Hochgebirgsgefahren zum Einsatz (Figur 5). Wie sich gezeigt hat, sind die Anwendungsmöglichkeiten von diesen hochpräzisen, aber auch enorm teuren Daten aus dem All äusserst vielfältig und das Potenzial noch lange nicht ausgeschöpft.

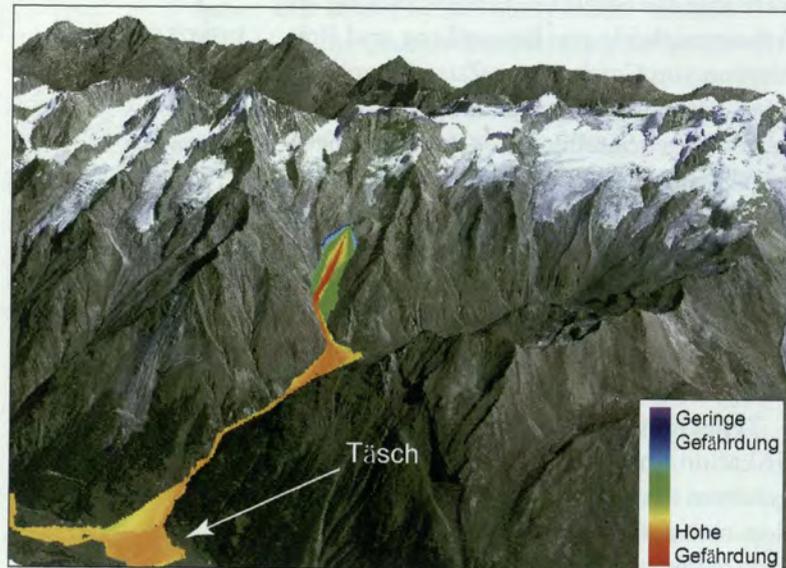
Digitale Höhenmodelle sind eine entscheidende Grundlage für computerbasierte Simulationen von gefährlichen Prozessen wie Flutwellen, Lawinen, Murgänge oder Felsstürze und somit letztlich auch für die Gefahrenbeurteilung. Der Satellitensensor ASTER erlaubt mit der permanenten Aufnahme von Stereobildern, praktisch über-



all auf der Welt ein DHM in relativ kurzer Zeit herzustellen. In den letzten Jahren sind Modelle entwickelt worden, die solche DHMs für GIS-basierte Modellierungen von Seeausbrüchen, Eislawinen, Murgängen oder Prozesskombinationen nutzen. Diese Modelle lassen sich in idealer Weise mit Fernerkundungsdaten kombinieren und erlauben eine Abschätzung des Gefahrenpotenzials (Figur 6). Da die Grundlagendaten auf Satellitenbildern basieren, lässt sich damit angemessen auf die raschen Veränderungen im Hochgebirge reagieren.

GIS und Fernerkundung weisen steigende und noch nicht voll ausgenutzte Möglichkeiten für die Prävention von Gletschergefahren auf. Auch wenn im Notfallmanagement, wo Informationen binnen weniger Stunden gefordert sind, vorwiegend andere Methoden zum Einsatz kommen, so ist doch die mittelfristige Gefahrenbeurteilung im Hochgebirge ohne sie heute undenkbar geworden. Eine Arbeitsgruppe der International Commission on Snow and Ice (ICSI) und der International Permafrost Association (IPA) ist zurzeit daran, einschlägige Standards zu definieren und Empfehlungen zu erarbeiten.

Figur 6: Modell eines simulierten Murganges ausgelöst durch den Ausbruch des Weingartensees in Täsch (Wallis, Schweiz) in perspektivischer 3D-Ansicht mit einem Satellitenbild. Im Juni 2001 hat dieses Ereignis Schäden von über 10 Mio. EUR in Täsch angerichtet. DHM25 © 2004 swisstopo (BA046421)



#### Literatur

- Haeberli, W., Frauenfelder, R., Hoelzle, M. und Maisch, M. (1999): On rates and acceleration trends of global glacier mass changes. *Geografiska Annaler*, 81A, 585-591.
- Haeberli, W., Maisch, M. und Paul, F. (2002): Mountain glaciers in global climate-related observation networks. *WMO Bulletin*, 51/1, 18-25.
- Haeberli, W. und Holzhauser, H. (2003): Alpine glacier mass changes during the past two millennia. *Pages News*, 1/11, 13-15.
- Haeberli, W. und Zumbühl, H. J. (2003): Schwankungen der Alpengletscher im Wandel von Klima und Perzeption. In: Jeanneret, F. et al. (eds): *Welt der Alpen - Gebirge der Welt*. Haupt, Bern, 77-92.
- Huggel, C., Kääb, A., Haeberli, W., Krummenacher, B. (2003): Regional-scale GIS-models for assessment of hazards from glacier lake outbursts: evaluation and application in the Swiss Alps. *Natural Hazards and Earth System Sciences*, 3(6), 647-662.
- Huggel, C., Kääb, A., Reynolds, J.M., Heald, A. (2004): Impact-oriented models for potential lake outbursts and ASTER-based application in the Peruvian Andes. *Proceedings Fachtagung Schweizerische Geomorphologische Gesellschaft*, March 28-29, 2003, Erstfeld, 129-143.
- Paul, F., Kääb, A. und Maisch, M. (2003): Das neue Schweizer Gletscherinventar 2000: Fusion von Fernerkundung und GIS. In: Maisch, M., Vonder Mühll, D. und Monbaron, M. (Hrsg.), *Jahrestagung der Schweizerischen Geomorphologischen Gesellschaft*, *Physische Geographie*, 41, 127-140.
- Paul, F., Kääb, A., Maisch, M., Kellenberger, T. W. und Haeberli, W. (2003): Das neue Schweizer Gletscherinventar: Anwendungen in der Gebirgskartographie. *Kartographische Nachrichten*, 5, 212-217.
- Paul, F. (2004): *The new Swiss glacier inventory 2000 - Application of remote sensing and GIS*, PhD Thesis, Geographisches Institut, Universität Zürich.
- Schaer, C., Vidale, P.L., Lüthi, D., Frei, C., Häberli, C., Liniger, M. und Appenzeller, C. (2004): The role of increasing temperature variability in European summer heat waves. *Nature*, Vol. 427: 332-336.
- Web-Links:  
[www.glims.org](http://www.glims.org), [www.geo.unizh.ch/~kaeab/glims](http://www.geo.unizh.ch/~kaeab/glims),  
[www.dissertationen.unizh.ch/2004/paul/abstract.html](http://www.dissertationen.unizh.ch/2004/paul/abstract.html)  
<http://www.glacierhazards.ch/>

Gletscherhöhle beim Obersulzbach Kees (Venedigergruppe). Laserscan-Vermessung (12.8.2003). Foto: Heinz Slupetzky



# Globale Klimaveränderung

## Verlieren die Alpen ihren alpinen Charakter?

VON AXEL MICHAELOWA, SONJA BUTZENGEIGER UND BRITTA HORSTMANN

*August 2050. Eine Hitzewelle lastet seit Wochen über dem gesamten Alpenraum. Die Nullgradgrenze liegt bei 5000 Metern. Die letzten Reste des Gurgler Ferners zerfallen in Toteislappen; am Gurgler Eisjoch ist wieder eine Gletscherleiche aus dem Mittelalter ausgeapert. Die Gipfelhaube des Similaun ist aufgrund eines enormen Bergschrunds schon seit geraumer Zeit kein Ziel für Anfänger mehr. Seitdem Vent und Sölden im Herbst 2047 durch mehrere Murgänge massiv beschädigt wurden, ist der Tourismus nicht wieder in Gang gekommen. Am Gepatsch-Stausee steht das Wasserkraftwerk still, da der See trockengefallen ist. Eine kilometerbreite Geröllhalde ist an die Stelle des einstigen Plateaugletschers getreten. Nur an der Weißseespitze verbleibt noch ein kleines Firnfeld. Im Pitztal wüten Waldbrände...*

EINE UNHEIMLICHE ZUKUNFTSVISION? Sie könnte traurige Realität werden, wenn keine Maßnahmen gegen die Klimaveränderung ergriffen werden. Bereits in den letzten 120 Jahren ist die Durchschnittstemperatur in den Alpen um 1,8°C und somit die Schneegrenze um ca. 250 m angestiegen. Ein besonders markanter Anstieg um über 1°C erfolgte seit 1980. Der Schweizer Klimahistoriker Pfister betont den besonderen Charakter der 1990er Jahre innerhalb der letzten 500 Jahre. Die Zahl der extrem warmen Monate lag fünf Mal so hoch wie im Durchschnitt des ohnehin schon warmen 20. Jahrhunderts und kein einziger Monat war extrem kalt.

### Klimatische Änderungen in der Alpenregion seit 1850

Seit dem säkularen Gletscher-Hochstand um 1850 haben sich daher die Alpengletscher ebenso wie die Gletscher in fast allen Hochgebirgen weltweit massiv zurückgezogen. Bis 1970 waren bereits ein Drittel der gesamten Eisfläche der Alpen und 50% des Volumens abgeschmolzen. Nach einer kurzen Verschnaufpause in den 1980er Jahren beschleunigte sich der Rückzug, so dass ein weiteres Viertel des Eisvolumens verloren ging. Die Zungen der großen Talgletscher liegen inzwischen mehrere Kilometer hinter der Moräne von 1850. Glaziologen haben mit Hilfe fossiler Baumreste festgestellt, dass der Gletscherstand seit Römerzeiten

nicht mehr so niedrig war wie heute. Und der Fund der bronzezeitlichen Gletscherleiche Ötzi 1991 ist ein klares Indiz dafür, dass im Ötztal der heutige Gletscherstand seit 5000 Jahren nicht unterschritten wurde.

Wenn die Menschheit weiterhin ungebremst Treibhausgase in die Atmosphäre bläst, ist in diesem Jahrhundert mit einem noch wesentlich stärkeren Temperaturanstieg zu rechnen. Regionale Klimamodelle rechnen für die Alpenländer bis 2050 mit einer Erwärmung um 2° und bis 2100 um 4°C. Dies führt zu einem Anstieg der Schneegrenze um 300 bzw. 600 Meter, so dass die Ostalpen Ende des Jahrhunderts weitgehend eisfrei sein werden. Die Viertausender der Westalpen werden ihre Gletscher auf absehbare Zeit behalten, wenn auch im Wesentlichen als stark verkürzte Hängegletscher.

Während die Alpenbewohner in der Vergangenheit Gletschervorstöße wie diejenigen des Gietrozgletschers und Vernagtferners fürchteten, die temporäre Seen aufstauten und zu verheerenden Überschwemmungen führten, führt nunmehr der Gletscherrückgang und das damit verbundene Auftauen des Permafrostbodens zur Destabilisierung von Hängen und unter Umständen zum Ausbruch von Seen, die sich wie im Vorfeld des Schweizer Triftgletscher hinter Moränen bilden.

Der Hitzesommer 2003 hat uns Alpinisten in aller Deutlichkeit gezeigt, womit wir in einer wärmeren Welt zu rechnen haben.

Berühmte Eistouren mutieren zu tödlichen Steinschlagfallen. Zerschundene Gletscher und lose Seracs machen lange Umwege erforderlich. Die Wasserversorgung der Hütten gerät in Gefahr. Laut Wissenschaftlern der ETH Zürich haben sich alleine im Jahr 2003 5–10% des gesamten Gletschervolumens der Alpen verflüssigt. Prof. Beniston, ein Spezialist für Klimaveränderung und Gebirgsregionen an der schweizerischen Universität Fribourg, sieht den Sommer 2003 als typisch für das Klima des späten 21. Jahrhunderts an.

Auch die Skialpinisten haben in den letzten Jahren gemerkt, dass Schnee keine Selbstverständlichkeit mehr ist. Der Hochwinter ist seit den späten 1980ern zu einer unsicheren Saison geworden und die Variabilität der Schneemenge nimmt zu. Das Maximum der Schneedecke verlagert sich immer mehr in den Frühling. 2003 war jedoch die Alpensüdseite bereits im April bis 3000 Meter ausgeapert.

### Künftige Auswirkungen des Klimawandels

Wenn sich die o.g. Prognosen der Temperaturerhöhung bewahrheiten, werden den Bewohnern des Alpenraums durch die Klimaveränderung erhebliche Anpassungsleistungen abverlangt. In Jahrzehnten gewachsene Strukturen werden obsolet. Der Skitourismus wird sich auf Höhenlagen oberhalb 1500 Meter beschränken, da sich mit jedem Grad Temperaturanstieg die Anzahl der Tage mit Schneedecke um 20 verkürzt. Auf ihrer Generalversammlung im Jahr 2002 befassten sich die Schweizer Bergbahnen mit der Problematik und fassten sie flapsig in die folgenden Worte »Darunter heisst es Abschied nehmen vom Skitourismus, darüber können wir auch in Zukunft über die Pisten flitzen«.

In der Schweiz wird letzteres in 50 Jahren bei ungünstiger Entwicklung statt für derzeit 85% nur noch für 44% der Skigebiete möglich sein. Laut der Modellierung von Prof. Beniston wird sich die Gesamtschneemenge für die Schweizer Alpen in 2000 Me-

ter Höhe bis 2070 halbieren. Kunstschnee löst das Problem langfristig nicht, da er nur bei Minusgraden hergestellt werden kann. Er verstärkt stattdessen die Klimaproblematik noch, da seine Herstellung extrem energieintensiv ist. Symptomatisch für die Mentalität der Tourismusmanager ist die Stellungnahme von Matthias Kurt, dem Marketingleiter der Bergbahnen Lenk-Belberg in der Schweiz: »Kurzfristig setzen wir auf künstliche Beschneigung. Wir haben 3,5 Millionen Franken in Beschneigungsanlagen investiert und können einzelne Pisten vollständig beschneien. Die Anlage wird in 15 Jahren abgeschrieben. Bis dann werden die Temperaturbedingungen für deren Betrieb sicher noch stimmen. Danach werden wir weiter sehen.«

In Tirol wird derzeit versucht, immer höhere Skigebiete zu erschließen. Das Moratorium der Erweiterung von Gletscherskigebieten wurde 2001 aufgehoben. Ein Wettrennen beginnt, das von den Bahnbetreibern letztlich nicht gewonnen werden kann. Für wenige Jahre Atempause werden Naturlandschaften langfristig verschandelt.

Die Klimaveränderung bringt nicht nur einen Temperaturanstieg, sondern auch Verschiebungen der Niederschläge mit sich. Die Klimamodelle prognostizieren eine Zunahme der Niederschläge im Winter, während die Sommer trockener werden. Generell ist mit einem Anstieg der Starkniederschläge um 20–40% zu rechnen. Muren, Bergstürze und Überschwemmungen sind die unangenehmen Folgen. Die Schweizer hatten im letzten Jahrzehnt verstärkt mit solchen Ereignissen zu kämpfen. Dagegen ist trotz der Erwärmung nicht unbedingt mit einer Abnahme der Lawinengefahr zu rechnen, da diese entscheidend von der Niederschlagsintensität abhängt. Der Lawinewinter 1999 ist dafür ein gutes Beispiel.

### Gletschersee-Ausbrüche

Beim Abschmelzen der großen Gletscher wird das Schmelzwasser oftmals nicht direkt bzw. vollständig abgeführt. Es kann sich hinter mehr oder weniger gefrorenen

### Fallbeispiel

#### Gletschersee-Ausbrüche – Nepal

Die Auswirkungen des Klimawandels betreffen nicht nur die Alpen, sondern alle Gebirge weltweit. Besonders in Nepal erhöht sich durch den Klimawandel die Gefahr von Gletschersee-Ausbrüchen. Bereits der Ausbruch des Gletschersees Dig Tsho am 4. August 1985 in Ost-Nepal nahe des Mount Everest hat national und international Aufmerksamkeit erregt. Eine Eislawine stürzte in den Gletschersee und löste eine 5 m hohe Welle aus, die den natürlichen Moränendamm überflutete und zerstörte. Der See – 1500 m lang, 300 m breit und 18 m tief, entleerte sich nahezu vollständig in 4–6 Stunden. Es ist leicht vorstellbar, dass die Wassermassen nahezu alles unter sich begruben: Brücken, Häuser, landwirtschaftlich genutzte Flächen sowie ein Wasserkraftwerk, das kurz vor der Einweihung stand. Die Einwohner hatten Glück im Unglück: da gerade das Sherpa-Fest gefeiert wurde, hielten sich nur wenige Menschen in der Überschwemmungszone auf. Die Zahl der Todesopfer war daher sehr gering. Dies ist nur ein Beispiel unter vielen. Eine jüngst vom Umweltprogramm der Vereinten Nationen (UNEP) und dem International Centre for Integrated Mountain Development (ICIMOD) durchgeführte Untersuchung kam zu dem Ergebnis, dass es in der Region mehr als 20 potentielle Gefahrenseen gibt. Einer von ihnen ist der Tsho Rolpa See, der größte von einer Moräne gestaute See in Nepal und zugleich der potentiell gefährlichste. Er liegt in 4.580 m

Moränendämmen aufstauen. Wegen der höheren Schmelzraten, die aus der globalen Erwärmung resultieren, kann sich die Ansammlung von Wasser in diesen Seen erhöhen. Eine weitere Erwärmung, aber auch Massenbewegungen, Thermokarst oder Eisstürze können einen Durchbruch der Wassermengen durch die Moränenwälle bewirken. Die Folge sind so genannte Gletschersee-Ausbrüche (engl. glacial lake outburst floods, GLOF), die aufgrund ihres großen Volumens und der Tatsache, dass viel Material umgelagert wird, zu enormen Katastrophen in den darunter liegenden Tälern führen können. Die Forscher Richard und Gay halten Gletschersee-Ausbrüche für das weitreichendste Risikopotential mit den größten potentiellen Schäden. Gletschersee-Ausbrüche können das Ausströmen von Millionen von Kubikmetern Wasser innerhalb weniger Stunden bewirken. Die Wucht der Wassermassen kann, ähnlich wie Schnee- oder Schlammlawinen, starke Schäden an Häusern, öffentlicher Infrastruktur und Vegetation bewirken.

Wenngleich Gletschersee-Ausbrüche kein neues Phänomen sind, erhöhen der weltweite Gletscherrückgang und die steigenden Temperaturen ihre Wahrscheinlichkeit. Sie können am häufigsten im mittleren Himalaya und um den Mount Everest beobachtet werden.

#### Wasserkrafterzeugung leidet

Durch das Abschmelzen der Gletscher verlieren die Alpen ihre Funktion als »Wasserturm Europas«. Aufgrund der unregelmäßigen Abflüsse in einem gletscher-

freien Einzugsbereich wird die Wasserkrafterzeugung langfristig massiv leiden. Österreich und die Schweiz, die derzeit zwei Drittel ihres Stroms aus Wasserkraft beziehen, müssen dann alternative Quellen erschließen. Für eine Übergangszeit profitieren die Kraftwerksbesitzer allerdings vom Gletscherschwund, was 2003 deutlich sichtbar wurde. Als die Kern- und Kohlekraftwerke in den Ebenen mangels Kühlwasser gedrosselt werden mussten, liefen die Turbinen der Grande Dixence und Vermontwerke aufgrund der Rekordschmelze auf Hochtouren.

#### Handlungsmöglichkeiten

Besteht eine Möglichkeit, das eingangs geschilderte Szenario abzuwenden? Die einzige Möglichkeit den Alpenraum in der Form zu bewahren, wie wir ihn heute kennen, besteht darin, die Treibhausgasemissionen zu reduzieren und damit den globalen Klimawandel bestmöglich einzudämmen. Alle technischen Maßnahmen, wie z.B. der Einsatz von Schneekanonen, zielen nur punktuell und sind langfristig nicht haltbar.

Auf politischer Ebene wurde bereits bei der ersten Weltklimakonferenz (1977, Genf) festgehalten, dass Klimaschutz ein globales Anliegen ist, das nur auf internationaler Ebene effektiv behandelt werden kann. Jedoch wurde erst mit der Klimarahmenkonvention von 1992 (Rio de Janeiro) die Absichtserklärung definiert, die Konzentration der Treibhausgase in der Atmosphäre auf ein für den Menschen unbedenkliches Niveau zu stabilisieren. Heute ist klar, dass dieses unverbindliche Ziel bislang weit verfehlt wurde. Und auch das Kyoto-Protokoll von 1997, das erstmalig in der Geschichte der internationalen Klimapolitik absolute Emissionsziele für Industriestaaten festlegte, ist bis heute nicht in Kraft getreten. Grund hierfür ist die Ablehnung des Kyoto-Protokolls durch die Bush-Regierung und die nach wie vor ausstehende Ratifikation des Protokolls durch Russland. Dabei sind die in Kyoto festgelegten Emissionsziele – eine Reduktion der Treibhaus-

gasemissionen um durchschnittlich 5,2% bis 2010 gegenüber 1990 – bei weitem nicht ausreichend, um den Klimawandel zu verhindern. Der Wissenschaftliche Beirat Globale Umweltveränderung der dt. Bundesregierung fordern eine Verringerung der Emissionen der Industrieländer um 77% bis 2050.

Nachdem die Klimapolitik auf internationaler Ebene derzeit wankt, zeigt sich die EU zunehmend als Vorreiter im Klimaschutz. Nach zähen politischen Verhandlungen ist es im Sommer 2003 gelungen, die sogenannte EU-Emissionshandels-Richtlinie zu verabschieden. Damit wird zum 1. Januar 2005 in den 25 Mitgliedstaaten ein Handelssystem für CO<sub>2</sub> auf Unternehmensebene eingeführt. D.h., große CO<sub>2</sub> ausstoßende Anlagen bekommen ein absolutes CO<sub>2</sub>-Emissionsziel zugewiesen. Sie müssen ihre Emissionen entweder selber mindern, um ihr Ziel zu erreichen, oder können CO<sub>2</sub>-Emissionsrechte von anderen Unternehmen zukaufen. Aus ökologischer Sicht ist dies legitim, da es für das Klima vollkommen egal ist, ob Treibhausgase in Deutschland, der EU oder in den USA emittiert werden. Für die Unternehmen hat der CO<sub>2</sub>-Handel den Vorteil, dass sie ihre Ziele zu geringeren Kosten erreichen können, als wenn das Emissionsziel z.B. über Steuern erreicht werden sollte. – Der Wirtschaft ist dieses neue Instrument jedoch noch gar nicht lieb. Natürlich würde man lieber weiterhin kostenfrei CO<sub>2</sub> emittieren – ohne Berücksichtigung der externen Schäden, die langfristig durch den Klimawandel entstehen werden. So fand in den vergangenen Monaten intensives Lobbying und oftmals Streit zwischen Umwelt- und Wirtschaftsministern statt, um möglichst laxe Emissionsziele durchzusetzen.

So begrüßenswert die aktuelle Rolle der EU ist, langfristig müssen Emissionsminderungen weltweit erfolgen. Aus ökologischer und ökonomischer Perspektive werden auch einige Schwellen- und Entwicklungsländer ihren Beitrag leisten müssen – auch wenn deren Pro-Kopf-Emissionen um ein Vielfaches geringer sind als die der Industriestaaten.

Aber nicht nur die Wirtschaft ist gefordert, sondern auch wir als Privatpersonen und als Sportler. Was können wir tun, um der Klimaveränderung entgegenzutreten? Wir können unser eigenes Verhalten ändern. Ein Verzicht auf das Auto bei Anreise zur Tour ist mit dem verbesserten Angebot des öffentlichen Verkehrs im Alpenraum keine grüne Spinne mehr. Eine Flugreise zur Wandertour auf Teneriffa führt zu Treibhausgasemissionen, die einem ganzen Jahr Autofahren entsprechen. Der neueste Stromfresser im Bereich Unterhaltungselektronik ist nicht lebenswichtig. Wenn es doch nicht möglich ist, auf die liebgewordenen Annehmlichkeiten zu verzichten, können Sie inzwischen Ihr Leben »treibhausgasneutral« gestalten, indem Sie Emissionsgutschriften aus Projekten kaufen, die Treibhausgase reduzieren<sup>1</sup>. Und falls Sie Vorstandsvorsitzender eines großen Unternehmens sind, wenden Sie sich bei der nächsten Diskussion um die Einführung eines Politikinstruments zur Eindämmung der CO<sub>2</sub>-Emissionen nicht an den Bundeskanzler, um das Instrument zu Fall zu bringen...

Gelingt es uns nicht, dieser Herausforderung Herr zu werden, haben die Alpen des Jahres 2105 nicht mehr viel mit denen des Jahres 2005 gemein. Unsere Enkel riskieren, ein entblößtes, geschundenes Gebirge vorzufinden, das die Anziehungskraft verloren hat, die uns heute noch auf glänzende Schnee- und Eisgipfel lockt.

<sup>1</sup>weitere Informationen unter [www.germanwatch.org](http://www.germanwatch.org) oder [info@hwwa.de](mailto:info@hwwa.de)

Höhe und wird vom Tradkarding Gletscher gespeist. Dieser Gletscher zieht sich jährlich um 20 m zurück, in einigen Jahren sogar um 100 m. Dadurch ist der Tsho Rolpa See seit den 1950er Jahren auf seine 6fache Größe gewachsen und macht nun eine Fläche von 1,4 km<sup>2</sup> aus. Käme es zu einem Gletscherseeausbruch, würden etwa 3 Millionen Kubikmeter Wasser in das Tal stürzen. Nach Auffassung lokaler Experten würde das ca. 110 km talabwärts gelegene Dorf Tribeni mit rund 10.000 Einwohnern und tausenden von Nutztieren existentiell bedroht. Um das Risiko zu reduzieren, wurde 1998 mit finanzieller Unterstützung der Weltbank ein Flutwarnsystem installiert und mit Hilfe der niederländischen Regierung ein Abflusskanal gebaut, der den Wasserspiegel des Sees um 3 m absenkte und damit das Risiko einer Überflutung um 20% reduzierte. Diese Projekte kosteten zusammen ca. 4 Millionen US\$. Das Beispiel zeigt, dass einige Regionen dieser Erde hohen Risiken unterliegen und Kosten für Schutzmaßnahmen entstehen werden, die insbesondere für Entwicklungsländer kaum allein tragbar sind. Es zeigt auch, dass sich die Bewohner und Besucher von Gebirgsregionen auf veränderte Bedingungen einstellen müssen. Bekannte Beispiele in der Schweiz sind die Bildung neuer Seen um den sich zurückziehenden Grubengletscher – von denen einer in den Sommern 1968 und 1970 ausbrach und schwere Schäden in Saas Balen bewirkte (Wasservolumen ca. 400.000 m<sup>3</sup>) – sowie das nahezu Verschwinden des Märjensee (Fieschertal) seit 1878.

# Fürchterlich – und zugleich unendlich schön

## Zur Revolution des Blickes auf den Gletscher

VON MARTIN SCHARFE

<sup>1</sup>Dazu Martin Scharfe: Valentin Stanig besteigt den Watzmann, 1800. Fallstudie zu einer kulturellen Szene. In: Harm-Peer Zimmermann (Hg.): Was in der Geschichte nicht aufgeht. Interdisziplinäre Aspekte und Grenzüberschreitungen in der Kulturwissenschaft Volkskunde. Marburg 2003, S. 129-160.

WIR GLAUBEN, DASS die Empfindungen, die wir beim Anblick einer Landschaft haben, tief aus unserem Innern kommen, daß sie also ursprünglich und zeitlos sind – wenn wir die eine Gegend als schön, als eindrucksvoll, als gewaltig erleben, die andere aber vielleicht als langweilig oder gar als häßlich, so liege das, meinen wir, eben an der Gestalt der Natur selbst und nicht an uns. Und doch lehrt schon die einfache Beobachtung des Alltags, wie stark solche scheinbar ganz »naturwüchsigen« Gefühle von der Gewöhnung – das heißt: von kulturellem Training – geprägt sind: der eine empfindet den tiefliegenden Horizont des Flachlandes als fad, der andere als unendliche Freiheit unterm großen Himmel.

Nicht anders verhält es sich mit der ästhetischen Beurteilung des Gebirges und insbesondere seiner Firn- und Eisregionen und seiner Gletscher. Unser positives Urteil über den Anblick des »ewigen Eises« (wie majestätisch allein schon dieser Ausdruck klingt!) ist – aufs Ganze der Menschheitsgeschichte hin gesehen – historisch sogar eine ausgesprochen späte Errungenschaft: erst vor etwa zweieinhalb Jahrhunderten begann sich die Einstellung zu den hohen Alpenbergen zu verändern, sie »kippte« regelrecht um – wo man vorher eine erschreckend häßliche, nutzlose Einöde und Wüstenei gesehen hatte, nahm man nun die eisgepanzerten Bergriesen auf neue und ganz andere Weise wahr: sie erschienen den Menschen jetzt in großartiger, erhabener Schönheit. Die Frage ist, wie es zu diesem prinzipiellen Wandel der »kulturellen Stimmung« und zu dieser »Revolution des Blickes« kommen konnte.

### Der Gletscher als Fluch

Als der junge Salzburger Theologe Valentin Stanig (der Slowene schrieb sich Stanig, gehörte 1800 zu den ersten, die die Großglocknerspitze erreichten und bestieg im selben Jahr im Alleingang den Watzmann-Hauptgipfel<sup>1</sup>) wohl im Jahre 1801 oder 1802 vom Hohen Göll nach Süden zum Hochkönig blickte, blieb sein Blick lange (wie er in seinem Bericht ausdrücklich festgehalten hat) an jenem Gletschergebiet hängen, das heute den Namen »Übergossene Alm« trägt: »keinen der Berge betrachtete ich so lange und mit so feyerlichem Ernste, als den sogenannten ewigen Schnee oder



Abb. Seite 36: Der Blick von unten hinauf zu den Eisgebirgen. Kupferstich aus Gottlieb Sigmund Gruner: Die Eisgebirge des Schweizerlandes. Bern 1760. Band 1, Tafel 11.

Abb. Seite 37: Der neue Blick auf den Gletscher. Ölgemälde von Caspar Wolf: Der Rhonegletscher (1778). Aargauer Kunsthau, Aarau

die vergossene Alpe«; und es ist auffällig, daß er sich nicht scheute, in seinen exakten, ja geradezu naturwissenschaftlich interessierten Bericht eine Sage einzufügen, die sich auf jenen Gletscher bezieht und die ihm zu Ohren gekommen war: »Dieses ganze Eisfeld (erzählt das fromme Volk) war einst der Aufenthalt des fetten Rindes und des muthigen Hirtenvolkes; allein da letzteres mit dem Segen der Kühe muthwilligen Unfug trieb, so verwandelte die strafende Hand der Gottheit diese segenreichsten Alpen in nie zerschmelzendes Eis – daher der Name die übergossene Alpe.«<sup>2</sup>

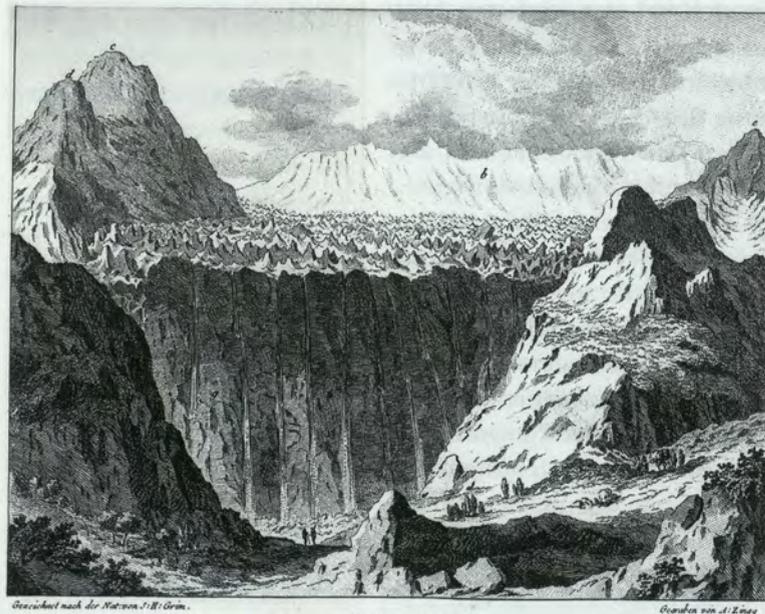
Die moderne volkskundliche Sagenforschung hat diese Geschichte über das gesamte Alpengebiet hinweg in unzähligen Varianten verbreitet gefunden – stets geht es dabei um einen Tabubruch blasphemischer oder sexueller Art oder um den Frevel des mutwilligen Verderbens der kostbaren Nahrungsmittel (wie in unserem Falle), und stets folgt auf den Frevel eine gräßliche Strafe – sei es, daß die lebensgroße Puppe, die der Senn herstellt, lebendig wird und sich an ihm rächt, ihn schindet und seine Haut auf dem Dach der Alphütte aufspannt; sei es, daß ein ehemals fettes und fruchtbares Weidegebiet verödet und ver-

eist.<sup>3</sup> Mit Recht hat man in solchen Geschichten den Versuch gesehen, die Regeln des als richtig angesehenen menschlichen Verhaltens einzuprägen und zu untermauern, indem die Erzähler auf den Frevel den Fluch – also etwa Vereisung und Vergletscherung – folgen ließen. Man kann die Sage aber auch als eine volkstümliche, eine altertümliche Theorie der Gletscherentstehung lesen: der Gletscher ist das Gegenbild der Fruchtbarkeit; er ist Öde, Wüste, Strafe, Fluch. Ins Ästhetische übersetzt aber heißt das: Der Gletscher ist nach alter Auffassung – und insbesondere nach Auffassung der Einheimischen – schrecklich und häßlich.

### Heimliche Berg- und Eisgänger

Also wird in Eis und Firn nur hinaufgestiegen sein, wer unbedingt mußte – etwa zum Viehtrieb übers Joch, zum Schmuggel oder Kleinhandel ins nächste Tal, als Jäger; mit dem sogenannten Ötzi haben wir inzwischen einen Beleg für das hohe Alter dieser Bemühungen. Doch wer übers gräßliche Eis und die großen Höhen ging, wird es mit Unbehagen getan haben, ohne sich umzuschauen gewissermaßen und in großer Eile, in eigentümlicher Furcht, weil das nicht mehr die Region des Menschen war.

<sup>2</sup>Valentin Stanig: Meine Erfahrungen bei den Exkursionen auf den hohen Göhl. (Mit Notiz über die erste Watzmann-Ersteigung.) Bericht an Karl Erenbert Freiherrn v. Moll. In: Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins 1881, S. 386-400; hier: S. 390. <sup>3</sup>Vgl. dazu Gotthilf Isler: Die Sennenpuppe. Eine Untersuchung über die religiöse Funktion einiger Alpensagen. Basel 1971.



Der Gelten Gletscher.  
im Cant:Bern.



Der Rhone-Gletscher.  
in der Landschaft Wallis.

Abb. oben und Seite 39:  
»Nach der Natur gezeichnet«:  
die verschiedenen  
Charaktere des Gletschers.  
Kupferstiche aus G.S.  
Gruner: Die Eisgebirge  
des Schweizerlandes.  
Bern 1760. Band 1,  
Tafel 12; Band 2, Tafel 4;  
Band 1, Tafel 2.

<sup>4</sup>Immanuel Kant: Kritik der Urteilskraft.  
Hg. von Karl Vorländer. 7. Aufl. Hamburg  
1990, S. 111.

<sup>5</sup>Vgl. dazu Martin Scharfe: Erste Skizze zu einer Geschichte der Berg- und Gipfelzeichen. In: Siegfried Becker, Claus-Marco Dieterich (Hg.): Berg-Bilder. Gebirge in Symbolen – Perspektiven – Projektionen. Marburg 1999, S. 97-124.

<sup>6</sup>Vgl. Hans Blumenberg: Die Legitimität der Neuzeit. Erneuerte Ausgabe. 2. Aufl. Frankfurt am Main 1999 (Dritter Teil: Der Prozeß der theoretischen Neugierde).

der Philosoph Immanuel Kant, als er seine berühmt gewordene »Kritik der Urteilskraft« schrieb, die 1790 erstmals erschien: »So nannte der gute, übrigens verständige savoyische Bauer (wie Herr von Saussure erzählt) alle Liebhaber der Eisgebirge ohne Bedenken Narren.«<sup>4</sup> Trotzdem stiegen einzelne Alpenbewohner immer wieder einmal hinauf – als »Nutzer der Eisgebirge« freilich und sicher noch nicht als »Liebhaber der Eisgebirge« in einem modernen Sinn. Wir wissen das nicht aus schriftlichen Nachrichten in unseren Archiven; doch besitzen wir eine Reihe von Indizien. Denn erstens entdeckten die bürgerlichen »Erst-«-Ersteiger des späten 18. oder frühen 19. Jahrhunderts auf dem Gipfel nicht selten Spuren früherer Berggänger – Messer etwa, Steigeisen, einen Steinmann gar.<sup>5</sup> Zweitens fanden die für die Bergexpeditionen engagierten einheimischen »Führer« den Weg zum Gipfel mit fast traumwandlerischer Sicherheit, aus der man auf Wissen und Erfahrung schließen kann. Und drittens scheint die Eistechnik – also vielfältiges Wissen wie auch insbesondere der Umgang mit Seil, Stangen, Stöcken, Leitern, Eisbeil und Steigeisen – samt zugehörigem Gerät so entwickelt gewesen zu sein, daß sie von den fremden Alpenforschern nur noch übernommen werden mußte.

Deshalb wurden die Gänge übers Eis und auf die Gipfel auch beschwiegen (und nicht öffentlich ausgeplaudert und bekanntgemacht, wie es bei den bürgerlichen »Erstbesteigern« dann Mode und Gesetz wurde) – sie blieben Geheimnis; aus Neugier hinaufzugehen, »einfach so«: das galt wohl weithin als Frevel anderer Art. Noch im fernen Königsberg wußte das

### Neues und öffentliches Interesse: frühe Gletscherforschung

Den Hauptschub zur Entstehung der modernen Ansichten vom Gletscher liefert ein im 18. Jahrhundert entstehendes neues Interesse an der fremden, bedrohlichen, gefährlichen Eiswelt – ein spezielles Interesse, das mit einem allgemeineren verknüpft und darauf ausgerichtet ist, die Welt bis in ihre hintersten Winkel hinein kennenzulernen und in ihren Zusammenhängen zu verstehen; die »praktische Neugierde«, die wir den alpinen Gamsjägern der älteren Zeiten zugestehen, wird nun von einer »theoretischen Neugierde« überlagert<sup>6</sup>, welche die Wissenschaft der bürgerlichen Kultur Europas vorantreibt und von Anfang an eine Angelegenheit der bürgerlichen Öffentlichkeit ist: es gilt jetzt nur noch, was »veröffentlicht« und damit überprüfbar ist (erst der publizierte Bericht also schafft sozusagen die »Erstersteigung«; die heimlichen Bergaktionen der einheimischen Hirten, Edelsteinsammler und Jäger gelten als nicht erwiesen!); und jedermann kann nun – wie ja auch schon Kants Kenntnis der Saussureschen Berichte gezeigt hat – teilnehmen an den Fortschritten des Wissens.

Die frühe Gletscherforschung ist also eine Sache der Bücher und der Kupferstiche: in diesen Medien verständigt sich die Welt des gebildeten Bürgertums und versucht sich Rechenschaft abzulegen über ihr Wissen, das vorerst einmal (etwa mit Hilfe von Fragebogen) zusammengetragen, gesichtet und verglichen wird. 1751 erscheint in Zürich als erste umfassende Studie dieser Art Johann Georg Altmanns »Versuch einer Historischen und Physischen Beschreibung Der Helvetischen Eisbergen«, wenige Jahre später, 1760 in Bern, Gottlieb Sigmund Gruners dreibändiges Werk »Die Eisgebirge des Schweizerlandes«; und man darf diese frühe Periode des Interesses an alpinem Eis, Schnee und Gletscher vielleicht abgeschlossen sehen mit Mark Theodor Bourrits »Beschreibung der Savoyischen Eisgebirge«, die 1786 in Zürich erschien.

Die ersten dieser Werke führen noch kei-

neswegs in die Höhe, sie umkreisen die höchsten Bergstöcke mit ihren Eisregionen nur; sie gewähren noch nicht den Blick von oben<sup>7</sup>, sondern sie blicken von unten hinauf, wie das stets geschah in der älteren Geschichte der kulturellen Aneignung der Alpen. Doch ist der Blick nun neugieriger geworden und zudringlicher, und die Kupferstiche, die den Texten beigelegt sind, bringen das vollkommen zum Ausdruck: die Gestalten, die noch winzig klein am Fuß der Eisriesen stehen, schauen und zeigen hinauf; die Bergspitzen und Gletscher sind mit Buchstaben bezeichnet, haben also – als Zeichen des menschlichen Interesses an ihnen – Namen bekommen. Noch stehen die Buchstaben auf den Höhen; doch ahnt man schon, daß an ihrer Stelle bald der Mensch selbst stehen wird.

Auch die Texte sind noch tastend gehalten – die Ausdrücke und Begriffe, die verwendet werden, zeigen das Bemühen, Unterschiede festzuhalten und Klassen und Kategorien zu bilden; die Rede ist also von Eismeer, Eistal, Eisberg, Eisgebirge; ein weiteres Buch des Genfers Bourrit nennt schon im Titel der drei Bände Eisgrotten, Eistäler und Gletscher<sup>8</sup>. Allenthalben ist das Bemühen um empirische Erfassung der Tatsachen zu bemerken – so etwa, wenn nun zu den Vorlagen der Kupferstich-Illustrationen stets hinzugesetzt wird: Nach der Natur gezeichnet!

### Wesen und Charakter des Gletschers

Freilich wirken die Resultate dieses angestregten Blickes hinauf zu den Gletschern auf uns Heutige fast kurios – wir nämlich wollen fast nicht glauben, daß etwa die den Grunerschen Bänden beigegebenen Kupferstiche Abbild der Natur seien, vielmehr kommen sie uns vor wie lächerliche Ausgebirten der Fantasie. Doch steht es uns nicht zu, auf die Versuche am Anfang der Gletscherforschung herabzusehen – ernstgenommen und verstanden sind sie erst, wenn wir sie deuten als Bemühung, Wesen und Charakter des Gletschers zu begreifen, und als Überlegung, ob es nicht ver-

schiedene Gletscher-Charaktere gebe, so wie eben auch die übrige Natur in Klassen zerfalle, deren System begriffen werden müsse; die Übertreibung wäre also zu sehen als anfängliches Mittel der Erkenntnis. Doch dauerte es nun gerade noch ein bis zwei Jahrzehnte, bis die Augen der Künstler, die den wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt begleiteten, die Gletscher so zu sehen begannen, wie wir sie heute sehen – die Bilder des Schweizer Caspar Wolf, etwa sein Rhonegletscher-Bild, sind großartige Beispiele für diese Sicht.<sup>9</sup>

Den tiefsten Einblick in das Wesen des Gletschers indessen gewährte die Entdeckung eines Zusammenhangs, der für uns Heutige zu den Selbstverständlichkeiten unseres Sachwissens gehört, der aber für das 18. Jahrhundert so neu war, daß er mit großer Begeisterung vorgetragen wurde, ja daß man nicht satt werden konnte, ihn zu



Der Gletscher auf Bernina  
in Bünden.



Der Zünke Gletscher oder die Eismwand des Lauterbar Gletschers  
im Canton Bern.

<sup>7</sup>Vgl. Martin Scharfe: Der Blick vom Berg. Ein Kapitel aus der Ästhetisierungs-geschichte des Alltags. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 98/2002, S. 41-77.

<sup>8</sup>[Mark Theodor] Bourrit: Nouvelle Description Générale et Particulière des Glaciers, Vallées de Glace et Glaciers Qui forment la grande chaîne des Alpes de Suisse, d'Italie et de Savoye. Nouvelle Édition. Genève 1785. – Im übrigen hat der Umstand, daß die frühe Gletscherforschung im wesentlichen Autoren der Schweiz zu danken ist, bis heute sprachliche Spuren hinterlassen – als Hauptwort benutzen wir das westalpine Wort Gletscher, gegen das die ostalpinen Bezeichnungen Kees oder Ferner zurückgetreten sind.

<sup>9</sup>Vgl. Stephan Kuntz u.a.: Caspar Wolf [1735-1783]. Ein Panorama der Schweizer Alpen. Aarau 2001; Yvonne Boerlin-Brodbeck: Caspar Wolf (1735-1783). Landschaft im Vorfeld der Romantik. Basel 1980.



Geseichnet nach der Natur von J. S. Gruner.  
 Der Berge wachsend Eis, der Felsen Steile Wände  
 Sind selbst zum Nutzen da, und tränken das Gelände.  
 v. Haller.

Abb. oben:  
 Den Nutzen des ewigen  
 Eises erkannt: von den  
 Bergen kommt der Segen.  
 Kupferstich aus G.S.  
 Gruner: Die Eisgebirge  
 des Schweizerlandes.  
 Bern 1760. Band 1,  
 Frontispiz.



wiederholen: es war die Entdeckung des simplen Umstands, daß die gewaltigen Eismassen der Alpen einen unendlichen Vorrat an Wasser bedeuten, daß also auch weite Teile Europas ihre Fruchtbarkeit der Eisregion der hohen Berge verdanken – die aufgetürmten »Eisschollen«, schreibt Gruner 1760, bergen prächtige Gewölbe als »unerschöpfliche Vorrathskammern der Fruchtbarkeit des Landes«.

aus denen Segen träufelt, »der ganze Königreiche beglückt / und tausend Ernden hervorbringt«. <sup>10</sup> Die Erkenntnis des paradoxen Zusammenhangs, daß die Firnfelder und Gletscher, in denen man bisher einen Ausbund an Unwirtlichkeit gesehen hatte, die Schönheit der grünen Wiesen und fruchtbaren Felder des Hügel- und Flachlandes zuwege bringen, ließ auch die Schnee- und Eisgebiete in einem ganz

neuen Lichte erscheinen: sie dünkten die Menschen nun nicht mehr wüst, karg und häßlich; sondern sie sahen plötzlich erhabene Schönheit.

Doch nicht nur die ästhetische Beurteilung des Eises änderte sich radikal, ja revolutionär innerhalb weniger Jahrzehnte – auch die Gottesverehrung erhielt einen neuen, vielleicht letzten Schub. Hatten nicht manche an Gottes Weisheit gezweifelt, wenn sie den Anblick der Ödnis der Alpen zu ertragen gezwungen waren? Sie hatten sich getäuscht: die »Physikotheologie« hatte ein neues und überwältigendes Beispiel der Güte und Weisheit des Schöpfers gefunden. Die gebildete Welt strömte über vor neuem Glück des Erkennens, und die Künstler ließen in endlosen Produktionswellen die Quellen, Brunnen, Bäche, Flüsse strömen und vor allem die Wasserfälle tosen – die Wasserfälle als Zeichen des aus den eisigen Berghöhen herabstürzenden Wassers der Fruchtbarkeit. Das Titelpuffer von Altmanns »Beschreibung Der Helvetischen Eisbergen« zeigt einen von hohem Felsen herabstäubenden Wasserfall – in der Ferne ahnt und sieht man die Gletscherregion, im Vordergrund lagert der glückliche Hirte, während sich seine Tiere auf fetter Weide gütlich tun. Darunter steht geschrieben, daß die Wasserquellen von der Berghöhe herabströmen: »Fontes ex alto.« Und auch das Frontispiz von Gruners »Eisgebirge«-Werk, keine zehn Jahre später publiziert, zeigt im Vordergrund den starken Fluß und die satte Herde. Der Hirt aber weist mit der Hand auf die Wasserfälle (es sind die Staubbachfälle), die von den Bergen im Hintergrund kommen. Unter dem Bild stehen als Motto zwei Zeilen aus Albrecht von Hallers berühmtem Gedicht »Die Alpen« von 1729: »Der Berge wachsend Eis, der Felsen steile Wände / Sind selbst zum Nutzen da und tränken das Gelände.« <sup>11</sup>

#### Die erhabene Schönheit des Gletschers

Wir sehen also, wie die Explosion im Kopf eine Revolution des Blickes bewirkte; letztlich aber kam alle Energie, die diesen

kulturellen Wandel erzwang, aus der voranstürmenden Neugierde und aus der Begier, die Naturgesetze zu finden und zu ergründen.

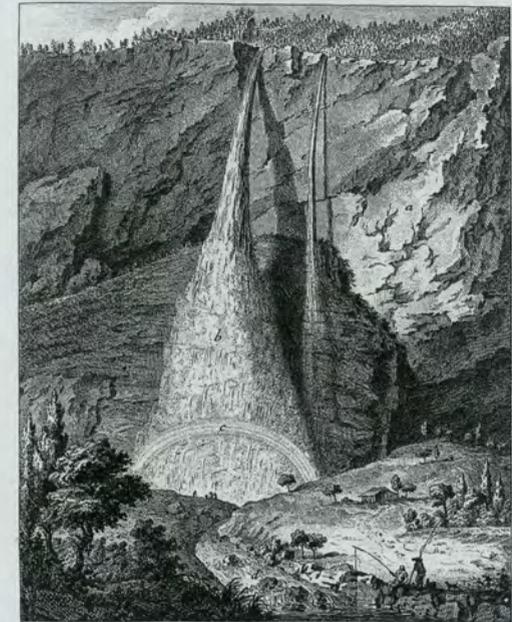
Der Philosoph Kant hat in seiner »Analytik des Erhabenen« versucht, das neue und so reizvolle Gefühl zu ergründen, das mit dem Genuß der an sich schrecklichen Natur verbunden ist (und er hätte, wenn ihm das näher gelegen wäre, durchaus das Beispiel der Gletscher anführen können). <sup>12</sup> Diese Seelenstimmung, meint Kant, ist erst an einem bestimmten Punkt der kulturellen Entwicklung möglich (und deshalb ist sie neu in der Geschichte der Menschheit): erstens nämlich muß die abergläubisch aufgefaßte Religion überwunden sein, die den Menschen in Zerknirschung und Furcht zwingt, und zweitens muß die wissenschaftliche Erkenntnis der Natur so weit vorangeschritten sein, daß wir »in unserem Gemüte eine Überlegenheit über die Natur« verspüren – dieses Gefühl der inneren Überlegenheit, das sich trotz der weiterhin bestehenden »physischen Ohnmacht« bildet, macht uns frei für den Genuß auch der wilden Natur, die zwar weiterhin »Macht« über uns hat (wie Kant formuliert), aber »keine Gewalt«. Wir fühlen uns nun, auch wenn wir äußerlich abhängig sind, innerlich erhaben – diese »Erhabenheit« aber, die zunächst nur eine Erhabenheit »im Gemüte« ist, spiegeln wir hinüber in die Natur: wir bewundern nun die Erhabenheit der Natur. Doch dieses Gefühl ist wie die Erfahrung, die ihm zugrunde liegt, ambivalent; es ist (wie Kant sagt) beides zugleich: Lust und Unlust; es ist »ein gemischtes Gefühl«, so Kants Zeitgenosse Schiller, das sich aus »Wehsein« und »Frohsein« zusammensetzt und deshalb »feinen Seelen« mehr »Entzücken« gewähre als bloß einfache Lust. <sup>13</sup>

Gottlieb Sigmund Gruner aber hatte dieses »gemischte Gefühl« im hymnischen Schluß seines Werkes über die Eisgebirge des Schweizerlandes schon vier Jahrzehnte früher mit dem Satz zum Ausdruck zu bringen versucht: die Eis- und Gletscherregionen böten unserem Auge und Gemüt stän-

dig »neue Gestalten / von einem zwar fürchterlichen Anblicke / aber zugleich von unendlicher Schönheit«. <sup>14</sup>

#### Der alte und der neue Fluch

Die alte Sage erzählt, Eis und Firn hätten eines Tages die fruchtbaren Weiden unter sich begraben – als Strafe für frechen Mutwillen und unziemlichen Frevel der Menschen; die Gletscher galten der Sage und den alten Zeiten als Fluch. Später lernten die Menschen in mühsamem Prozeß, die Gletscher nicht als Fluch zu betrachten, sondern als Segen – und zwar als Segen für alle (und – so möchten wir heute anfügen – nicht nur für diejenigen, denen die Eisflächen juristisch als »Eigentum« zugesprochen sind, und nicht nur für diejenigen, die sich dort vergnügen). Wenn heute die Gletscher der Alpen, die allen, die ganz Europa gehören, mutwillig zerstört werden, so ist das ein Frevel neuer Art. Nur brauchen wir heute keine Sage mehr, die uns erklärt, welcher Fluch daraus erwächst: wir wissen nämlich, daß niemand das Recht hat, Hand an die Gletscher zu legen.



Verdacht nach der Natur 1760. und Geordm in Paris 1760 von A. Gruner.  
 Der Staubbach im L. auterbrüen  
 im. Cant. Bern.

<sup>10</sup>Gottlieb Sigmund Gruner: Die Eisgebirge des Schweizerlandes. Drittel Theil. Bern 1760, S. 218.

<sup>11</sup>Albrecht von Haller: Die Alpen und andere Gedichte. Stuttgart 1965, S. 15.

<sup>12</sup>I. Kant: Kritik der Urteilkraft (wie Anm. 4). S. 87-113.

<sup>13</sup>Friedrich Schiller: Über das Erhabene (1801). In: ders.: Werke. Hg. von Ludwig Bellermand. Band 7: Philosophische Schriften. Hg. von Robert Petsch. Leipzig o.J., S. 231-250; hier: S. 236.

<sup>14</sup>G. S. Gruner: Die Eisgebirge (wie Anm. 10), S. 218.

Abb. S. 40 unten links:  
 Der Gletscher verwandelt sich in Wasser.  
 Linck Jean Antoine: Vue de la Source de L'Arveiron, 1. H. 19. Jh., Umrisslinienstrich, 36 x 48 cm.  
 © Österreichisches ALPENVEREIN-MUSEUM Innsbruck

Abb. S. 41 unten rechts:  
 Der Wasserfall als Sinnbild der Fruchtbarkeit, die aus den Bergen kommt.  
 Kupferstich aus G.S. Gruner: Die Eisgebirge des Schweizerlandes. Bern 1760. Band 1, Tafel 8.

# Gletscherhöhlen-Entstehung

VON HEINZ SLUPETZKY

HÖHLEN ODER HÖHLENÄHNLICHE Erscheinungen können bei Gletschern auf mehrfache Weise entstehen:

1. Höhlen, Schächte und Röhren treten als Folge des im Gletscher entwickelten Entwässerungssystems auf. An der Oberfläche des Gletschers schmilzt das Eis (und der Firn sowie Schnee) ab, das Schmelzwasser sammelt sich in Rinnsalen und Bächen. Dazu kommt noch das Regenwasser. Wo Spalten aufreißen, verschwindet es in der Tiefe, dabei werden Gletschermühlen, das sind senkrechte Röhren im Eis, gebildet. Diese reichen jedoch nicht bis zum Grund, sondern es entstehen im Gletscher Gänge, Röhren und Mühlen, die ein vernetztes Entwässerungssystem bilden. Das Wasser sammelt sich an der Basis des Gletschers und fließt von hier flächenhaft oder z.T. in Tunnels weiter und tritt an den tiefsten Stellen als Gletscherbach am Eisrand heraus.

2. Höhlen oder halbhöhlenartige Hohlräume können im Randbereich des Gletschers auftreten. Es sind dies einerseits das Gletschertor beim Austritt des Gletscherbaches und andererseits inverse Gletschertore beim seitlichen Hineinfließen eines Baches aus dem Gelände unter den Gletscher; weiters auch Klüfte und Hohlräume als Folge der stärkeren Abschmelzung des Eises am Rand des Gletschers, so dass das Eis seitlich nicht mehr auf dem Gelände aufliegt. Das Wasser steht im Gletscher immer wieder unter großem hydrostatischen Druck, dabei wird an der Basis des Gletschers viel Gestein und Sand mitgeführt, in wirbelnder und rotierender Bewegung können Gletschertöpfe in den anstehenden Fels erodiert werden: Der Gletschertopf ist also das Ergebnis des Erosionsprozesses in einer »Gletschermühle« (im weitesten Sinn).

3. Höhlen an der Basis des Gletschers, die im Lee von Hindernissen durch den da-

rüberfließenden Gletscher entstehen (Leehöhlen). Auch wenn sich am Rande eines Gletschers das Eis über einen Felsbuckel (Rundhöcker) bewegt, können überhängende Hohlräume vorkommen.

Alle »Höhlentypen« treten besonders bei Rückschmelz- bzw. Rückzugsphasen von Gletschern auf, außer Leehöhlen, die besonders bei vorstoßenden Gletschern häufig sein dürften, da der Gletscher dann mit größerer Geschwindigkeit fließt. Gletscher liegen nicht vollkommen am Felsuntergrund auf, sondern es sind viele Hohlräume vorhanden. (Kleine Alpengletscher fließen mit Geschwindigkeiten bis zu mehreren Metern pro Jahr, solche mit einigen Kilometern Länge etwa 5 bis 20 m pro Jahr, große Gletscher wie die Pasterze mit etwa 20 bis 60 m pro Jahr; in Vorstoßphasen oder in Eisbrüchen können Jahresfließwege von über 100 Meter auftreten).

Seit Mitte des vorigen Jahrhunderts schmelzen die Gletscher weltweit zurück, auch in den Hohen Tauern, nur einige Male gab es Halte oder kurze Vorstöße. Bei Talgletschern können dann immer wieder Gletschertore auftreten, wie z.B. beim Obersulzbachkees (Venedigergruppe), Klockerin Kees und Ödenwinkelkees (Glocknergruppe). Bei letzterem und auch beim Stubacher Sonnblickkees (Granatspitzgruppe) sind z.B. immer wieder inverse Gletschertore entstanden. Diese Gletscherhöhlen verdanken nur ihre erste Anlage dem fließenden Wasser, das zunächst niedrige Tunnel ins Eis erodiert, die nachfolgende Vergrößerung geschieht durch die hindurchstreichende warme Luft und der damit verbundenen Abschmelzung an den Eiswänden durch turbulenten Wärmeaustausch. Ein sichtbares Zeichen dafür sind die Schmelzschalen und die Wabenstruktur an den Wänden.

Besonders seit 1982 und ganz extrem im Rekordsommer 2003 haben die Alpengletscher weiter an Eis eingebüßt, das Stubacher Sonnblickkees mit 1,4 km<sup>2</sup> ein Viertel des rund 100 Mio m<sup>3</sup> Gesamtvolumens. Aber nicht nur durch Schmelzen von oben, sondern auch von unten her geht Eis verloren. Aufgrund der Unterhöhlungen der inaktiven, d.h. kaum mehr fließenden Gletscherzungen, brechen immer wieder Teile zusammen und beschleunigen den Eiszerfall und damit das kürzer werden der Zungen.

## Achtung!

Gletscherhöhlen können plötzlich zusammenbrechen. Jederzeit können tonnenschwere Eisbrocken herabfallen. Besonders an den Randbereichen am Ein- und Ausgang, oder wenn die Eisdecke zu dünn wird, ist das Gewölbe sehr instabil. Bei schuttbedeckten Gletschern rutschen und fallen am Eisrand Steine und Felsblöcke herab.

Nicht in die Gletscherhöhlen gehen, wenn, so nur in Begleitung sehr Erfahrener!

»Eishalle« im Klockerin Kees (Kapruner Tal). Der Gletschertunnel ist ca. 300 m lang, 20-40 m breit und 8-12 m hoch. Foto: Heinz Slupetzky



# Eistouren – wie lange noch?

## Eindrücke aus der Nordwand der Königspitze

VON REINHARD SCHWIENBACHER

1970; *DER JULI SCHENKT uns gerade eine Serie von wunderschönen Tagen, ideales Nordwandwetter; über blühende Wiesen gehen wir zügigen Schrittes in Richtung Hintergrathütte.*

2002; Der Frühling zeigt sich in diesen Maitagen in Sulden noch recht zögerlich, aber wenn wir die Königspitze-Nordwand angehen wollen, dann müssen wir die Gunst der Stunde nutzen, denn später im Jahr läuft heutzutage gar nichts mehr.

Wir starten morgens (oder mitten in der Nacht?) von der Hintergrathütte und gehen zügig über die Moräne in Richtung Einstiegsrampe. Nur die ab und zu blau schimmernden Spalten zeigen Otto Normalverbraucher, dass unter der geschlossenen Schotterschicht noch ein Gletscher liegt.

1970; *Schöner Trittfirn erleichtert uns den Zustieg in Richtung Rampe, die uns den Einstieg in die Wand vermittelt.*

*Auch die Rampe selbst besticht durch gute Verhältnisse und schnell gewinnen wir an Höhe, bis wir schließlich unterhalb des Kamines stehen, der ersten wirklichen Kletterstelle unserer heutigen Tour.*

*Hier stellt sich nun die Frage, ob wir die Kletterei im IV. Grad angehen wollen, denn es gibt eine Ausweichmöglichkeit. Obwohl wir den Kamin direkt emporklettern, wissen wir, dass man über einen kurzen Quergang nach links und ein steiles Schneefeld den vorhin genannten Kamin umgehen kann.*

2002; Die Rampe präsentiert sich von ihrer unfreundlichen Seite. Schutt und Geröll begleiten uns bis zum Kamin, den wir ohne Alternative angehen. Die Variante nach links gibt es nicht mehr...

Nachdem diese erste Schwierigkeit hinter uns liegt, steigen wir auf den Gletscher ab, um unter die eigentliche Wand zu queren.

1970; *Nur wenige Schritte müssen wir hinter uns bringen, um den Gletscher zu betreten. In weitem Bogen umgehen wir die großen Eisbrüche des Königwandfernens und gelangen schließlich unter die von H. Ertl erschlossene Linie.*

*Sollte die Randspalte hier nicht leicht überwindbar sein, könnten wir es weiter links versuchen, um dann etwas weiter oben, leicht unterhalb der ersten Felsen, wieder nach rechts zu queren.*

2002; Durch die beträchtlich geschrumpften Brüche können wir den Ferner in fast gerader Linie queren. Soll mal einer behaupten, dass der Gletscherschwund nur Nachteile bringt! Aber an der Randspalte angelangt ist dann schnell Schluss mit lustig. Die Variante links ist nur mehr für Lebensmüde begehbar, also müssen wir ohne Wenn und Aber hier nach oben. Gleich oberhalb der Randspalte erwartet uns wiederum kombiniertes Gelände. Erst nach 6 bis 7 Seillängen erreichen wir schönes, steiles Eis, das uns bis hoch in die Wand erhalten bleibt.

1970; *Nur an wenigen Stellen vermissen unsere Steigeisen den Kontakt mit dem Eis, ansonsten geht es in schöner, begeisternder Eiskletterei nach oben.*

*Wir sind fast oben und stehen nun vor der Frage, ob wir den Spuren Kurt Diembergers über die Schaumrolle folgen sollen.*

2002; Diembergers direkter Ausstieg über die Schaumrolle ist nicht machbar, weil ... sie nicht mehr existiert, oder besser gesagt am Wandfuß liegt. 33.000 m<sup>3</sup> Eisblöcke sehen hier unten weit weniger attraktiv aus.

Nach dem obligatorischen Handschlag auf dem Gipfel geht es über den Südost Rücken abwärts.

1970; *Der Abstieg über den Südostrücken und das Königjoch mit dazugehörigem Königmandl führt uns zur Schaubachhütte. Von dort aus können wir nach dem verdienten Genuss eines Gerstensaftes entspannt nach Sulden absteigen.*

2002; An der unteren Schulter angelangt stellt sich die Frage: Sicherer Abstieg in Richtung Pizzinihütte mit obligatorischem Gegenanstieg zur Casatihütte oder die direkte Variante übers Königmandl.

Abgesehen von der Tatsache, dass das Königmandl (ein Felsfinger, der am König-



Foto: Dieter Drescher

joch stand) gar nicht mehr existiert, weil es sich in Richtung Suldenferner verabschiedet hat, spricht auch die ständige Berieselung mit mehr oder weniger großen Steinen gegen diese Option.

So oder so, die Tour endet auch hier mit einem kühlen Blondem.

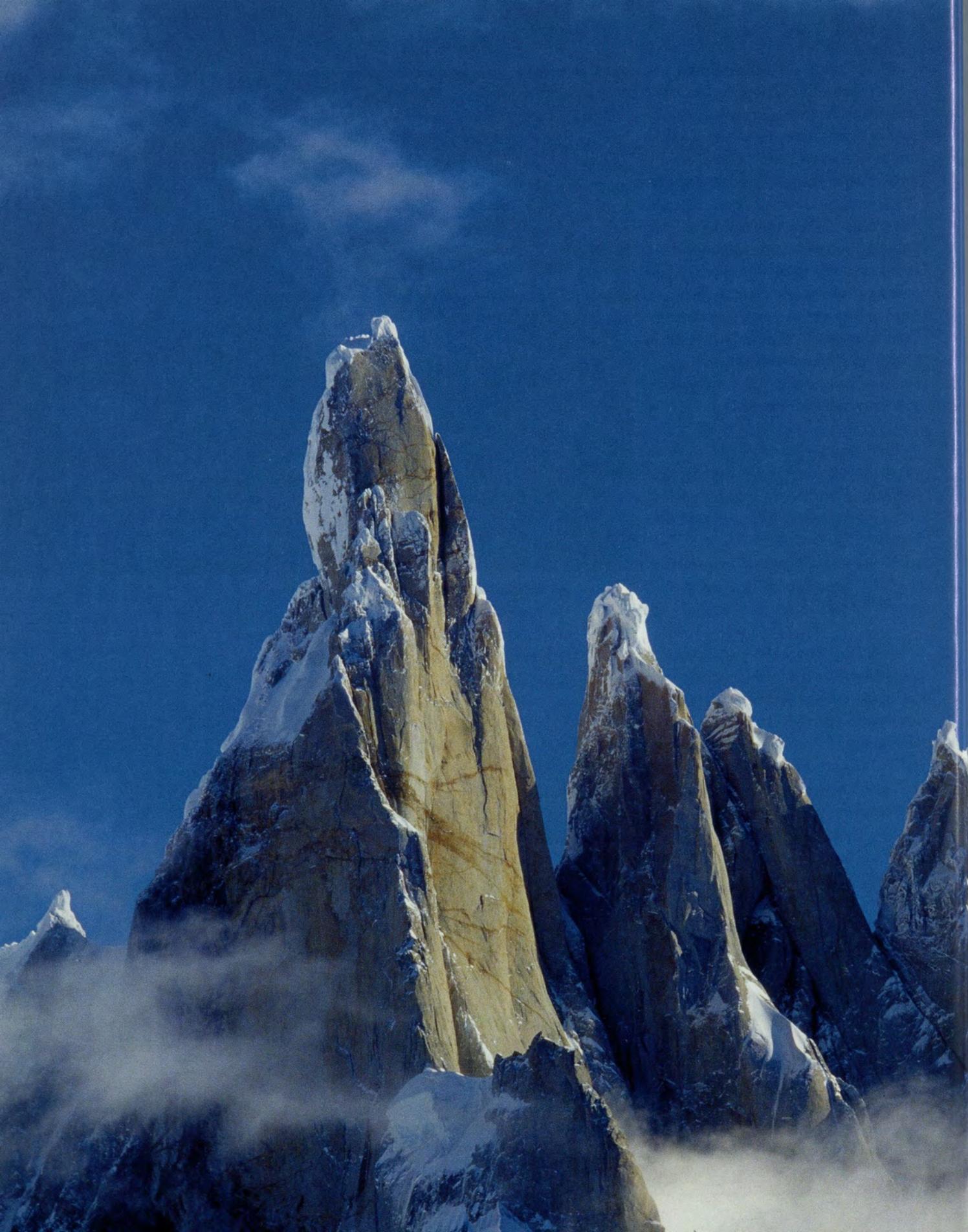
Wenn die Wissenschaft den Gletscherschwund in ein Zahlenkorsett zwingt, so klingt das für uns Bergsteiger weit weniger drastisch als der Vergleich ein und derselben Eistouren im Abstand von ca. 30 Jahren.

Wenn man bedenkt, dass der Ertlweg durch die Nordwand der Königspitze in einem gar nicht so alten Führer mit den Worten »Modetour der extremen Eiskletterer, vorwiegend Eisfahrt mit einigen Stellen im IV. Schwierigkeitsgrad bei Ausaperung« beschrieben wird, dann macht sich doch eine gewisse Wehmut breit.

P.S. Der Autor legt Wert auf die Feststellung, dass die geschilderten Eindrücke von Bergsteigern der Hochtourengruppe Lana und nicht von ihm selbst stammen!

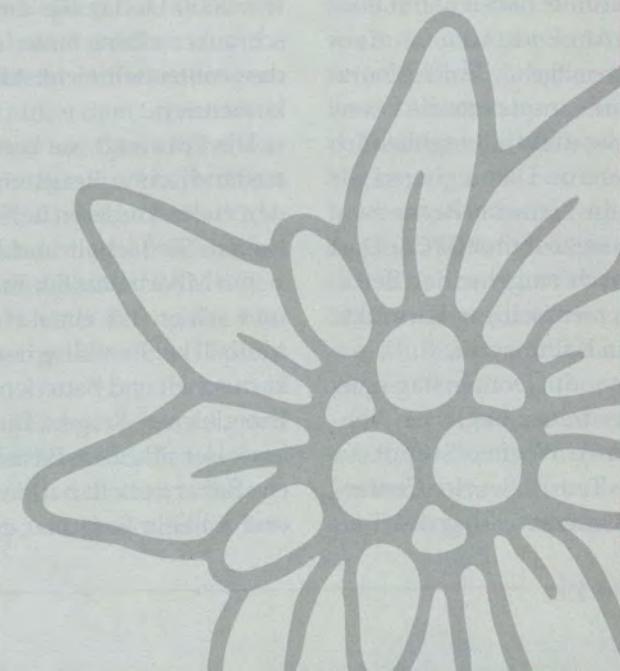
Foto aus dem Buch: »Die Einheit Tirols«, W. Angerer/E. Sturmmair, erschienen 1946 im Selbstverlag der Tiroler Landesregierung





# BERGSPORT HEUTE

THORSTEN SCHÜLLER  
BERNHARD MALKMUS  
STEFAN SPATH  
ANDREAS HOHL  
MIRJAM HEMPEL  
ALEXIOS PASSALIDIS  
INES C. KOCH  
HORST MARGANG  
CHRISTOPH HÖBENREICH



# »Ich will mein Geld zurück«

## Traumpaar der Zukunft: Bergsteigen und Bürokratie

VON THORSTEN SCHÜLLER

*Wer die 6856 Meter hohe Ama Dablam in Nepal besteigen will, muss 2000 Dollar Müllgebühren als Sicherheit hinterlegen. Um das Geld nach der Tour zurückzubekommen, müssen die Bergsteiger die Bürokratie von Kathmandu bezwingen. Zwei deutsche Alpinisten haben es gewagt.*

DIE AMA DABLAM ist bestiegen. Dreieinhalb Wochen waren wir am Berg. Jetzt werden wir unser Geld abholen, 2000 Dollar Müllgebühren, die wir als Sicherheit auf einem Konto in Kathmandu hinterlegen mussten. Und dann nichts wie nach Hause. Wir haben nicht viel Zeit. Morgen nachmittag startet unser Flugzeug nach Deutschland.

Das Geld lagert auf der Nationalbank von Nepal. Nur wer das Basislager sauber hinterlässt, bekommt es zurück. Biomüll wird in dem Bergdorf Namche Bazar entsorgt, Plastik, Flaschen und Dosen müssen in die Hauptstadt Kathmandu zurückgebracht werden, Batterien sollen wir nach Deutschland mitnehmen.

Hans und ich haben uns peinlichst an alle Auflagen gehalten, schließlich haben wir keine 2000 Dollar zu verschenken. Im Umkreis von fünf Metern um unser Basislager haben wir jeden Quadratzentimeter abgesehen. Selbst Käsekrümel haben wir in Plastiksäcke gesteckt. Am Ende kam ein Kontrolleur von der Umweltbehörde des Mount-Everest-Nationalparks, inspizierte die Wiese, kickte Steine beiseite und füllte schließlich ein langes Formular aus. Damit gingen wir zwei Tage später in Namche Bazar zum Hauptbüro der Umweltbehörde SPCC. Dort reichte man uns nach eingehender Befragung ein weiteres, mehrseitiges Formular. Für die Behörden in Kathmandu.

Nun also Kathmandu. Donnerstag morgen. Tsering, unser treuer Begleiter während der vergangenen Wochen, stoppt ein Taxi, das uns zum »Tourist Service Center« bringen soll, eine Unterabteilung des Tou-

rismusministeriums. Tsering sagt, wir müssten uns beeilen, um heute noch unser Geld zu bekommen.

Man führt uns in das Büro einer etwa 45-jährigen Frau. Sie trägt ein weites Gewand, das ihre üppigen Formen nur erahnen lässt, und legt mir drei Din-A-4-Papiere vor, die ich beidseitig ausfüllen soll. Fragen zur Höhe unseres Berges, zur Route, an welchem Tag wir welches Camp bezogen haben, ich soll unsere Namen eintragen und den unserer Expedition: »Rheinpfalz Ama Dablam Challenge.« Ich mache die Frau darauf aufmerksam, dass ich ähnliche Papiere vor Beginn unserer Tour bereits mehrfach ausgefüllt habe. Dass man wiederholt nach den Bergen gefragt hatte, die wir bisher bestiegen haben, von welcher Seite wir die Ama Dablam erklettern wollten, ob wir Sauerstoffflaschen und Funkgeräte mitbringen würden, wenn ja, wie viele, und ob wir 3000 Dollar für den Fall einer Hubschrauberrettung hinterlegen wollten. Nein, das wollten wir nicht. All das sei bereits dokumentiert.

Die Frau sagt, sie kenne die Klagen der ausländischen Bergsteiger. Aber das mit den vielen Papieren habe schon seine Richtigkeit. Sie lächelt und lehnt sich zurück.

Ein Mitarbeiter der Frau betritt das Büro und wiegt mit einer Handwaage unsere Müllsäcke. Er will wissen, wie viele Gaskartuschen und Batterien wir bei uns haben. Die gleichen Fragen, die uns die Kontrolleure der SPCC im Basislager und in Namche Bazar gestellt hatten. Der Mann lächelt und füllt ein Formular aus.



Alles unter Kontrolle?  
Stupa von Bodnath,  
Kathmandu.  
Alle Fotos: Gunar  
Streu

Um 11.30 Uhr sagt man uns, wir sollten in eineinhalb Stunden zum Tourist Service Center zurückkommen. Zeit, um mal schnell mit dem Tuk Tuk nach Patan zu fahren, der alten Königsstadt innerhalb von Kathmandu.

13.20 Uhr. Man bittet uns in ein Büro, das ein Schild als »Section Mountaineering« ausweist. Ein abgewetzter Holzschreibtisch, vier Metallschränke, die vor Papier überquellen, in einer Ecke achtlos aufeinandergestapelte Aktenordner. Auch auf dem Schreibtisch ungeordnete Papierberge, nepalesisches grobes Papier, das kunstvoll wirkt, aber so fragil, so zerreißenbar ist.

Ein Mann mit einem schiffchenartigen, bunten Hut nimmt hinter dem Schreibtisch Platz. Er fragt, ob wir auf dem Gipfel waren. Ich sage ja. Daraufhin erhebt er sich ein wenig von seinem Stuhl und hält uns flüchtig seine weiche Hand hin. Er murmelt etwas von »Congratulation«. Wir sagen »Thank you«, aber da hat er sich bereits wieder gesetzt und in irgendwelche Papiere vertieft.

Tsering, Hans und ich sitzen auf harten Holzstühlen vor dem Schreibtisch und warten. Der Mann wühlt sich durch Besteigungsanträge, Geld-Zurück-Vorgänge, Rei-

sepasskopien, ministerielle Formulare. Nach zehn Minuten schiebt er mir ein Papier mit nepalesischen Schriftzeichen hin, auf das ich meine Unterschrift setzen soll. Tsering sagt, das Papier sei ein Antrag auf Rückerstattung unserer 2000 Dollar. Der Mann nimmt das Formular mit meiner Unterschrift entgegen, widmet sich einige Minuten weiteren Papieren, steht plötzlich auf und verabschiedet uns.

14.15 Uhr: Mit einem Taxi fahren wir zum »Ministerium für Tourismus und Civil Aviation«. Ich rätsle über die eigenartige Kombination von Kompetenzen, während wir in einer langen Schlange von Leuten stehen, die Einlass begehren in die palastähnlichen Anlagen hinter hohen Mauern.

Tsering redet auf bewaffnete Männer in Uniform ein. Sie betrachten uns misstrauisch und wenden mehrmals das Papier, das er ihnen hinhält, ehe sie uns durchlassen. Wir laufen zehn Minuten durch einen Park. Männer liegen im Gras und essen oder dösen. Müllhaufen türmen sich am Rande der Wege.

Wir betreten ein kasernenartiges Nebengebäude. Tsering fragt nach dem Büro für Finanzangelegenheiten und Zahlungsverkehr. Man schickt uns in den zweiten Stock.

Wir sollen auf dem Gang warten. Neben uns ein Büro, in dem zwei Angestellte gelangweilt ausharren. Sie fühlen sich unbeobachtet. Einer spielt mit einer Telefonschnur, der andere legt sein Bein auf den Schreibtisch und putzt seine Schuhe.

Nach 15 Minuten bittet man uns in ein großes Zimmer am Ende eines Ganges. Auf den Tischen Berge von Papier. Ein Mann mit Buchhalterweste und eckiger Brille lehnt über einem großen Registerbuch und füllt mit sorgfältigen Lettern Zeile für Zeile. Ihm gegenüber ein Angestellter, vertieft in Akten. Ein dritter Mann harrt in einer Ecke regungslos vor einem kleinen, leeren Schreib-



Tuk-Tuk, beliebtes und kaum zu überhörendes Fortbewegungsmittel in den engen Straßen von Kathmandu.

tisch aus. Ernst und stumm blickt er auf die Wand vor sich. Nur seine Finger, die mit undefinierbarem Rhythmus auf die Schreibtischplatte trommeln, verraten, dass Leben in ihm ist. Weitere drei Männer stehen stumm hinter dem Buchhalter und sehen ihm schweigend über die Schulter.

Man weist uns zwei Stühle zu. Ich sage Danke und warte. Tsering bleibt unter dem Türrahmen stehen. Nichts passiert. Nach einer halben Stunde verlangt man plötzlich meinen Pass. Zwei Männer verschwinden damit.

Nach zehn Minuten kehren sie zurück, Kopien in den Händen. Ich sitze und träume.

Nach eineinviertel Stunden verlangt der Buchhalter meinen Pass. Er schlägt ein neu-

es Registerbuch auf. Auf einer der Seiten kann ich meinen Namen erkennen. Gerade will der Buchhalter zum Schreiben ansetzen, da hält er plötzlich inne und stöhnt laut auf. Er schwenkt meinen Pass in der Luft, redet in unverständlichen Worten auf Tsering ein, wendet sich dann seinen Mitarbeitern zu, die mich sorgenvoll ansehen. Meine aktuelle Passnummer stimme nicht überein mit der Nummer, die beim Zahlungseingang unserer 2000 Dollar notiert worden sei, sagt Tsering

Ich hole tief Luft. Ich kann das erklären. Es ist nicht meine Schuld. Vor drei Monaten, als ich das Geld überwiesen habe, besaß ich noch meinen Originalpass. Diesen schickte ich auch an die nepalesische Botschaft in Bonn, um mein Visum zu bekommen. Die Adresse hatte ich auf der Internetseite der Botschaft gefunden.

Fünf Tage vor dem Abflug hatte ich noch immer keine Antwort. Ich rief bei der Auskunft an. Nein, in Bonn gebe es keine nepalesische Botschaft. Die sei jetzt in Berlin. Ich rief in der Hauptstadt an. Wo mein Pass sei. Bei ihnen jedenfalls nicht, meinte eine Dame am Telefon. Ich sagte, ich würde in fünf Tagen nach Kathmandu fliegen. Das tue ihr leid, erwiderte die Dame, ich sollte mal beim nepalesischen Konsulat in München nachfragen. Auch dort wusste man nichts von meinem Pass. Aber ich könnte dort das Visum bekommen.

Freundlicherweise stellte mir die Dame vom Einwohnermeldeamt von heute auf morgen einen Ersatzpass aus.

Das erzähle ich dem Buchhalter im Tourismusministerium. Er scheint mich nicht zu verstehen. Er sagt nur, so ginge das nicht. Ich erwidere, morgen um 17 Uhr würde ich abfliegen. Auch das scheint ihn nicht besonders zu interessieren.

Die Stunden ziehen vorbei. Wir hätten uns Pashupatinath oder die Stupa von Bodnath anschauen können. Stattdessen werden mir die Augenlider schwer, mein Körper kippt im Sitzen zur Seite weg.

Plötzlich schrecke ich auf. Es tut sich etwas. Der Buchhalter verlangt nochmal mei-



nen Pass. Damit schickt er den Mann fort, der bis dahin schweigend und weitgehend regungslos hinter seinem Schreibtisch gesessen hat; ein Laufbursche, vielleicht um die 40. Was mag der verdienen?

Der Buchhalter streicht meine ursprüngliche Passnummer in seinem Registerbuch durch und ersetzt sie durch eine andere. Dann Warten.

»Nicht mehr lange«, sagt Tsering, unser Begleiter, wie zur Beruhigung. Stoisch und ungerührt harrt er unter dem Türrahmen aus. Nach einer Ewigkeit taucht der Laufbursche wieder auf, in den Händen eine Urkunde, die er dem Buchhalter gibt. Der liest kurz drüber, setzt seine Unterschrift auf das Papier und reicht es schließlich mir. Wortlos und mit vorwurfsvoller Miene.

Tsering sagt, mit diesem Papier müssten wir noch einmal zum Tourist Service Center und von dort dann zur Nationalbank, wo man uns unser Geld geben werde. Ich werfe einen kurzen Blick auf die Urkunde, auf der mein Name steht, »Throsten« statt »Thorsten«, aber was soll's, Hauptsache wir haben endlich dieses Stück Papier und können hier raus.

Zurück durch die Gartenanlagen des Ministeriums, an den Uniformierten vorbei, dann mit einem Taxi im dichten Feierabendverkehr durch die Stadt.

17.25 Uhr, im Tourist Service Center. Man lässt uns zwanzig Minuten warten, ehe wieder der Herr von der Mountaineering Section erscheint, sich das Dokument des Tourismusministeriums betrachtet, ein weiteres Papier ausfüllt und mit seiner Unterschrift sowie einem Stempel versieht. Diese Unterlagen, erklärt Tsering, seien eine Art Empfehlung an die Nationalbank, uns nach

eingehender Prüfung die 2000 Dollar aus-zuzahlen. Ich frage Tsering, was er mit »eine Art Empfehlung« meine. Unser Begleiter sagt, dass es für die Nationalbank heute so-wieso zu spät sei. Morgen. Ich sage, morgen müssen wir um 15 Uhr am Flughafen sein. Kein Problem, meint Tsering.

Freitag, 9.30 Uhr. Zu Fuß stürmen wir eine 400 Meter lange Allee hinauf, direkt auf die Nationalbank zu, durch irgendeinen der vielen Eingänge hinein in das Gebäude, das von zahllosen Gängen durchzogen zu sein scheint. Tsering fragt eine Person, die hinter einem vergitterten Schalter kauert, nach der Auszahlungsstelle.

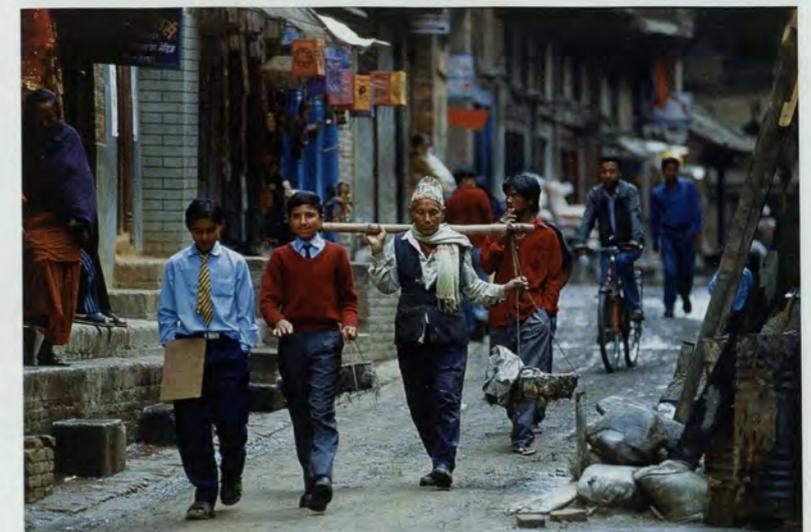
Die Person zuckt mit den Schultern und deutet nach links. Ein anderer vergitterter Schalter, dahinter die ausdruckslosen Augen eines Mannes. Er schickt uns weiter, eine Etage höher. Die Angestellten dort erklären sich für unzuständig, aber immerhin empfiehlt man uns, den Gang hinterzulau-fen und uns dann links zu halten, dort sollte die Auszahlungstelle sein.

Ein großer Raum. Angestellte verstecken sich hinter einem mächtigen Holztresen. Andere stehen in kleinen Gruppen beisammen und erzählen.

Unser Schalter scheint nicht besetzt zu sein. »Der Sachbearbeiter ist gerade raus«, sagt Davo Karnicar, ein Slowene, der soeben vom Everest kommt. Er sagt, er sei als erster Mensch vom Gipfel bis ins Basislager mit

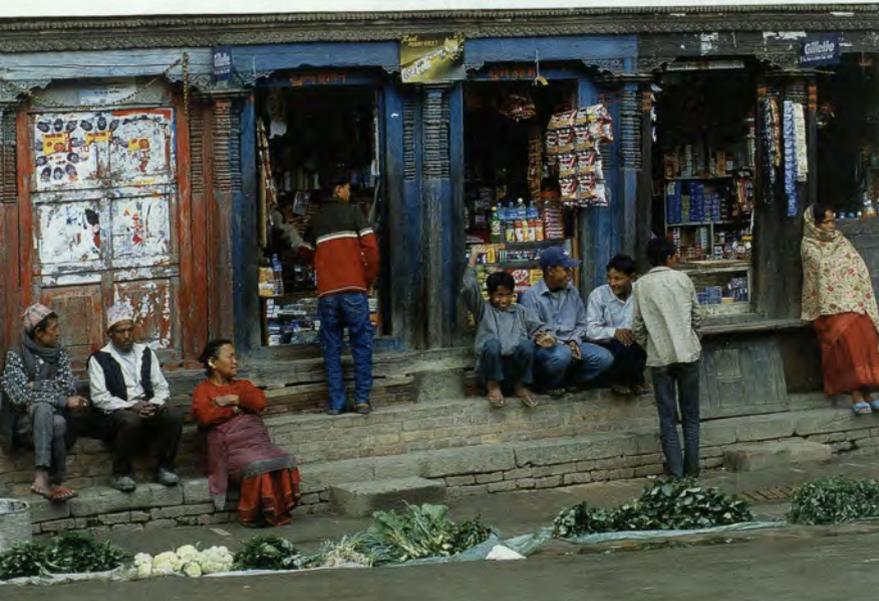
Die Ladenschlusszeiten sind hier kein Thema: »Mobile Obstpresse« in Kathmandu.

Bhaktapur, die alte Königsstadt, ist für den Tourismus hergerichtet worden.



Skiern gefahren. Er drückt mir eine Postkarte mit einem Foto von sich in die Hand. Davo Karnicar bei der Abfahrt, dazu die Internetadresse, auf der alle Ereignisse seiner Expedition festgehalten seien. Ich sage, Hans Kammerlander sei doch der erste Mensch gewesen, der den Everest mit Skiern befahren habe. »Aber er hat zwischendurch abgesehnt«, erwidert Davo.

Davo fehlen zwei Finger der rechten Hand. Die seien ihm vor einigen Jahren abgefroren, bei seinem ersten Versuch, den Everest von der tibetischen Seite zu bestei-



Warten auf Kundschaft: Gemüseverkäufer vor einem Geschäft in Bhaktapur.

gen. Am K2 war er auch schon. Sein Freund sei dort an der Höhenkrankheit gestorben.

Auf einer Bank sitzt einer der beiden Japaner, die vor uns auf der Ama Dablam waren. Sie haben als erste in diesem Herbst den Gipfel erreicht. Neun Tage haben sie sich durch tiefen Neuschnee, über steile Felspassagen und vereiste Steilflanken hochgekämpft. Auch der Japaner sieht nicht mehr gut aus. Ihm fehlt ein Drittel seiner Nase. Er sagt, die sei ihm an der Annapurna erfroren. Seine Zähne sitzen schief, sämtliche Finger der linken Hand scheinen wie von der Pest befallen. Er lächelt: »Die Kälte« Trotzdem komme er jedes Jahr zum Bergsteigen hierher. Er könne nicht anders. Ich komme mir plötzlich ziemlich klein vor mit unserer Ama Dablam.

Irgendwann tritt der Sachbearbeiter in den Raum. Er wischt sich Keksreste von seinem Mund und verschwindet - ohne uns eines Blickes zu würdigen - in den Tiefen hinter dem mächtigen Tresen. Tsering legt ihm unsere Papiere hin, doch der Mann scheint sie nicht zu beachten. Ich beuge mich über den Tresen. Der Sachbearbeiter macht sich Notizen, stempelt Papiere ab und korrigiert geschriebene Worte sowie Zahlen mit Tipp-Ex. Schließlich greift er zu den Unterlagen des Japaners, die schon länger auf dem Tresen liegen, brütet zehn Minuten darüber, legt sie dann beiseite. Das gleiche mit den Papieren des Slowenen. Nach weiteren zehn Minuten widmet er sich unseren Unterlagen. Er schlägt meinen Pass auf, nimmt das Schreiben des Tourismusministeriums zur Hand, überfliegt die Papiere - und stutzt. Er winkt Tsering und mich heran. Der Sachbearbeiter weist darauf hin, dass mein Name im Reisepass anders geschrieben sei als auf dem Dokument des Tourismusministeriums. Ich sage, das sei ein Rechtschreibfehler, ein harmloser Buchstabenverdreh, der mal vorkommen könne bei Namen, die für Nepalesen sehr fremd klingen müssen. Ansonsten sei doch alles in Ordnung. Die Nummer im Dokument stimme mit der meines Passes überein, das Foto zeige eindeutig mich, das Ganze sei doch nur eine Kleinigkeit.

Der Sachbearbeiter sieht das anders. Die Namen stimmten nicht überein, wie solle er da wissen, dass ich derjenige sei, dem die 2000 Dollar zustünden? Nein, da sei im Augenblick nichts zu machen. Wir sollten wiederkommen, wenn uns das Tourismusministerium mit einem korrekten Dokument ausgestattet habe.

Der Sachbearbeiter steckt all unsere Papiere in meinen Pass, klappt ihn zusammen, legt die Unterlagen auf den Tresen zurück und dreht sich von uns weg.

Da ist es 11.30 Uhr. Zum ersten Mal seit eineinhalb Tagen sehe ich Verzweiflung in Tserings Augen. Aus meinen dagegen sprüht Wut. Dieser kleine verdammte Sachbearbeiter...

Ich tippe ihm von hinten mit dem Finger auf die Schulter. Ich sage: »Sir, in dreieinhalb Stunden muss ich am Flughafen sein. Wir haben nicht einen Fetzen Plastik auf der Wiese des Basislagers in 4500 Meter Höhe liegen gelassen, wir haben den Biomüll von Plastik und Papier getrennt, wir schleppen zig Batterien und Gasflaschen nach Hause, wir haben lange Interviews der Nationalparkbehörde SPCC über uns ergehen lassen, haben dutzende Male dieselben Papiere ausgefüllt, wir sind den gesamten gestrigen Tag zwischen dem Tourist Service Center und dem Tourismusministerium hin- und hergependelt, haben unsere Zeit vergeudet, in der wir uns lieber die Stadt angesehen hätten. Das alles, um unser Geld wiederzubekommen. Und nun stehe ich hier und in wenigen Stunden geht unser Flieger nach Deutschland. Ich will meine 2000 Dollar. Jetzt!«

Der Mann überlegt. Dann schickt er uns zu seinem Chef, einige Zimmer weiter. Der soll entscheiden, ob »Throsten« gleich »Thorsten« ist.

Der Chef sitzt entspannt hinter einem großen, aufgeräumten Schreibtisch. Sechs weitere Männer sind in Sesseln versunken, die am Rande des Zimmers aufgereiht sind, drei links, drei rechts. Sie trinken Tee und schweigen. Der Chef winkt uns in die Mitte des Raumes. Tsering trägt unser Anliegen vor. Ich versuche, eine bedeutungsvolle Miene zwischen Ernst und Unterwerfung aufzusetzen. Der Chef nimmt unsere Papiere entgegen. Er geht flüchtig drüber, nimmt einen Kugelschreiber, macht einige Anmerkungen und gibt uns schließlich die Dokumente zurück. Wir danken und verlassen den Raum.

Der Sachbearbeiter verzieht keine Miene, als wir ihm 20 Minuten später zum zweiten Mal unsere Unterlagen auf den Tresen legen. Er sagt, wir müssten uns noch eine Weile gedulden. Ich lasse mich auf eine harte Holzbank nieder.

Der Japaner hat die Augen geschlossen. Davo, der Slowene, wandert unablässig den Gang auf und ab. Es ist 12.10 Uhr. Wenn

jetzt alles klappt, reicht die Zeit vielleicht noch für eine kurze Dusche im Hotel, ein schnelles Essen, und dann ab zum Flughafen.

Um 12.25 Uhr schließt der Sachbearbeiter eine Metallkassette auf. Wir sammeln uns am Tresen, der Japaner, Davo und ich. Es ist geschafft. Eineinhalb Tage Bürokratie sind bezwungen.

Der Sachbearbeiter holt dicke Geldpakete aus der Kassette. Lauter 2- und 5-Dollar-Noten. Davo krallt die Hände in den Tresen. Er soll 6000 Dollar kriegen. Er ringt einen Moment nach Worten, dann sagt er: »No! I want big money.« Der Japaner und ich lehnen ebenfalls ab. Der Sachbearbeiter zuckt bedauernd mit den Schultern. Er sagt, dass er zur Zeit kein anderes Geld habe. Aber in zwanzig Minuten, da käme vielleicht ein Bote mit 20-Dollar-Noten. Resigniert kehre ich zu der Holzbank zurück.

12.50 Uhr. Ich brauche zehn Minuten, um das Geld zu zählen. 100 Scheine a 20 Dollar. Irgendwo zwischen 70 und 80 komme ich durcheinander. Davo hält tapfer durch. Er hat 300 Scheine vor sich liegen. »Das ist härter als die Besteigung der Ama Dablam«, sage ich zu Davo, als wir die Nationalbank hinter uns lassen. Er lacht. »Das ist noch gar nichts. Geh mal zum Bergsteigen nach Pakistan. Dort hängst du zwei Wochen lang auf den Ämtern rum. Mindestens.«

Handarbeit ist gefragt: Warentransport im Zentrum von Kathmandu.



# Im Reich des Lichts

Der John Muir Trail führt durch die sonnigste Bergkette der Welt.

VON BERNHARD MALKMUS

ES SIND DIE GRAUEN Tage der Schulzeit, die mich hierher gebracht haben, jene Schulstunden, in denen unser Englischlehrer eine sagenhafte Berglandschaft vor uns ausbreitete. Ja, betonte er in makellosem Englisch, es sei eine Landschaft mit »echtem Charakter«, die Küstenkordillere im Westen der Vereinigten Staaten – und wir Schüler glotzten stumm und verständnislos im Klassenzimmer herum. In der folgenden Stunde brachte er dann ein abgegriffenes Heft des Magazins »Dialogue« mit, das seinerzeit vom Amerikahaus vertrieben wurde. Es war die Ausgabe 3/1982. Von der Doppelseite 56/57 konnten wir kaum mehr den Blick losreißen: Eine unglaubliche Granitwand wuchtete sich vor unseren Augen aus der schmalen Zeitschrift – ein Flanke, in die Licht, Schnee und Eisstaub eine filigrane und schroffe Struktur gemeißelt hatten. Es wirkte übernatürlich abstrakt auf uns. Die Photographie war von Ansel Adams und trug die schlichte Bezeichnung »Half Dome. Blowing Snow. Yosemite National Park, California« (1955). Seitdem wollte ich dorthin, wo man solche Photos schießen konnte. Bilder, die Urgewalt einfangen, Bilder, die Archetypen wachrufen, Bilder, die verändern.

Nun stehe ich vor dem Half Dome, diesem gewaltigen Granitmonolithen, der Jahr-millions lang Erd- und Gesteinspanzern von bis zu 18 Kilometern Dicke getrotzt hat und sich seit nunmehr vielen Jahrtausenden Schicht für Schicht entblättert. Exfoliation nennen Geologen diesen Vorgang, wenn erstarrte vulkanische Strukturen durch Abtragung der umliegenden weicheren Sedimentgesteine von den extremen Druckver-

hältnissen befreit wurden und nun im Zeit-lupentempo regelrecht zerplatzen. Von diesen so genannten »Domes«, Gesteinskathedralen, ist der Half Dome der berühmteste, nicht zuletzt weil er den überwältigend eleganten Talabschluss des Yosemite Valley nach Osten hin bildet und schon seit einiger Zeit zu den Eldorados für free climbers zählt.

Hier bin ich also, einem Jugendtraum folgend, um in der Bergwelt der Sierra Nevada das zu suchen, was wir mit der Vorsilbe *Ur-* verknüpfen – Urformen, Urgewalt, Ursprung. Ein sehr guter Freund, Markus vom Untermain, hat sich mir angeschlossen. In San Francisco haben wir noch um vier Uhr früh des Vortages miterlebt, wie Kahns Schnitzer Ronaldo den Siegestreffer des WM-Endspiels vor die Fußspitze legte. Jetzt haben wir unser Zelt am Fuße des Half Dome aufgebaut und gehen im Halbdämmer auf wasserdichtem Kartenmaterial die Route der nächsten drei Wochen durch: den John Muir Trail, der sich auf dem Zentral-kamm der Sierra Nevada nach Süden bis zum Mount Whitney erstreckt – über neun Pässe: 13.000 Höhenmeter Aufstieg und ebenso viele wieder hinab auf einer Strecke von ungefähr 350 Kilometern.

Am nächsten Nachmittag schauen wir vom Half Dome auf das üppige Yosemite Valley zurück, in dem das Silberband des Merced River Anfang Juli noch von Wasserfällen gespeist wird. Aus den Hochplateaus stürzen sie ihre Wassermassen in das von eiszeitlichen Gletschern U-förmig ausgehöhlte Tal, dessen saftiges Grün die bleichen Rücken der Granitriesen noch stärker



zur Geltung bringt. Wie versteinerte Wale lagern sie sich an die Auen dieses einzigartigen Hochtals, das jährlich über drei Millionen Besucher anlockt: El Capitan und Eagle Peak, Cathedral Rocks und Sentinel Dome, North Dome und nicht zuletzt Basket Dome, der aussieht als habe ihn der Fluch der Versteinierung in dem Moment getroffen, als er sich trotzig gegen den 1200 Meter höheren Half Dome aufbäumte.

Aus den Wäldern im Tal blitzt gelegentlich ein Funkeln hervor: wie eine Perlenkette schlängelt sich dort eine silbrige Auto-kolonnen scheinbar mühelos durchs Grün. Vom Ausgangspunkt des Trails, den Happy Isles im Merced River, winden sich die langen Serpentina unterhalb des Vernal Fall und oberhalb des Nevada Fall vorbei ins Little Yosemite Valley, einem Hochtal, das uns mit seinen weit ausladenden Granitflanken, bizarren Baumskulpturen und kristallklarem Wasser einen Vorgeschmack auf

die Landschaft bietet, die wir während der nächsten Wochen durchwandern werden. Die gelben Sterne der Arnika und das kräftige Orange der Aprikosenmalve mit seinem Stich ins Ockerfarbene lassen die Vielfalt der alpinen Flora erahnen. Und von gar nicht so weit grüßen schon die ersten Viertausender herüber, der Mount Florence und der Mount Lyell, außerdem das sagenhafte Massiv der Clark Range im Süden mit seinen wilden Verwerfungen. Der Zeltplatz an der Ranger Station im Little Yosemite ist gut besucht an diesem Abend. Es ist Nationalfeiertag und in so manchem Aluminiumtopf dampft ein kleines Festessen.

Schon an diesem ersten Tag lässt sich er-spüren, was an dieser Landschaft den Wanderer und Kletterer aus Mitteleuropa so sehr in Bann schlägt. Sie drückt eine Jahr-hunderte alte Sehnsucht aus: die Synthese von Süd und Nord, der Duft der Zistrose auf den Matten des Hochgebirges. Die High

*Blick vom Glacier Point auf (von links) das Massiv von North und Basket Dome, Clouds Rest und den Half Dome im Abendlicht. Foto: Bernhard Malkmus*



Sierra birgt eine einzigartige Mischung aus hochalpiner Landschaft und mediterraner Atmosphäre. Die Baumgrenze liegt weit höher als in den Alpen, bei über 3000 Metern, der laue Sommerwind verströmt den herben Geruch von Hartlaubgewächsen und das metallische Schwirren der Kolibris verleiht dem Naturerlebnis einen Hauch von Exotik. So müssen sich die Nord- und Mitteleuropäer gefühlt haben, als sie im 18. Jahrhundert erstmals in größerer Zahl die Alpenpässe überschritten und aus dem Staunen nicht herauskamen: an den Südhängen der Alpen gingen die Erhabenheit der schneegekrönten Viertausender und die Lebensfülle der subtropischen Vegetation eine magische Symbiose ein. Für die vielen Touristen aus den deutschsprachigen Ländern im Yosemite mag dies eine besondere Anziehungskraft entfalten, ebenso wie die Verwandtheit der Photokunst eines Ansel Adams mit unserem romantischen Bildgedächtnis. An so manchen Orten, wo Adams seine Kamera aufs Stativ pflockte, hätte auch Caspar David Friedrich seine Staffelei aufgebaut. Kein Wunder also, dass Deutsch auf vielen der Hinweisschilder im Yosemite Valley zweite Sprache ist – noch vor dem Spanischen.

Am nächsten Morgen brechen wir sehr früh auf. Aus dem Osten wirft die Sonne bronze-goldenen Lichtregen durchs Gezweig, in dem sich die ersten Streifenhörchen auf ihr Tagesgeschäft vorbereiten. Zügig verlassen wir das Merced Tal und marschieren nach Nordosten. Nachdem wir die Schatten der weitausladenden Kiefernwälder entlang des Sunrise Creek hinter uns gelassen haben, gelangen wir in weniger wirtschaftliches Land: Vor uns erstreckt sich der schroffe, glühend heiße Anstieg zu den Sunrise Mountains. Je höher wir uns die von bizarren Granitkörpern belagerte Bergflanke unter windzerzausten Sequoias hinaufarbeiten, desto atemberaubender wird der Blick auf den Zentralkamm der Sierra. Bald schon wird das Gelände wieder grüner und die Long Meadow nimmt uns in ihre freundlichen Arme.

Als wir uns nach einem nachmittäglichen Spaziergang zu einem nahegelegenen See in das dunkle, klare Moorwasser stürzen wollen, machen wir Bekanntschaft mit einem Zeitgenossen, der uns die ganze Tour über begleiten sollte, *Anopheles communis*, eine Stechmückenart, die während zweier oder dreier Wochen im Jahr in Schwärmen erbarmungslos über jedes Lebewesen herfällt, in dem Blut fließt. Unglücklicherweise sind wir gerade in dem Zeitfenster unterwegs, in dem die *Anopheles* in irrem Begattungstau- mel über allen stehenden Gewässern der Sierra ihr maschinelles Surren ertönen lässt. Abends halten uns zwei Halbwüchsige beim Lagerfeuer mit ihrem Haschqualm die Quälgeister vom Hals. Aus Nevada sind sie gekommen, wo Kiffer mit drakonischen Strafen rechnen müssen. In Kalifornien, und noch dazu auf über 3000 Metern Höhe, sieht das entspannter aus. Was sie sich denn ins Teewasser wüfeln, frage ich. »Green tea«, ist die einsilbige Antwort. Gut drauf sind sie schnell, und auch wir entspannen – ob nun wegen der passiven Raucherei oder wegen der willkommenen Pause vom unaufhörlichen Mückenmorden.

Tuolumne Meadows am nächsten Tag ist dann die letzte Berührung mit den Auswüchsen und Segnungen der Zivilisation, bevor uns die High Sierra endgültig in ihr Reich aufnimmt. Die Auswüchse: rollendes Blech, Lärm, Erlebnishunger, der sich nur zwischen Zelt- und Parkplatz austoben darf. Die Segnungen: Stärke »Deet 20« gegen Stechmücken, Briefmarken für die letzte Post an die Liebsten zuhause, Wasser, das nicht gepumpt werden muss. Trinkwasser muss nämlich überall in der Bergwelt des westlichen Nordamerikas gefiltert werden, weil das heimtückische Bakterium *Giardia* seit ungefähr 15 Jahren der Magen- und Darmflora so manchen Wanderers übel zusetzt. Eine Bekanntschaft, der wir frei-

*«Jeder braucht Schönheit ebenso wie Brot, Orte des Spiels und des Gebets, wo die Natur heilen kann und dem Körper und der Seele gleichermaßen Kraft verleiht.»*

John Muir, *The Yosemite* (1912)

willig entsagen, indem wir uns eine Filterpumpe zugelegt haben. Und, am Rande gestehen wir's ein: zu den Segnungen zählen wir auch den Doppelburger, der frisch vom Grill kommt und unsere Phantasie bei zunehmender Kargheit des Speiseplans künftighin als »magic whopper« heimsuchen wird.

Tuolumne also, ein geheimnisumwitterter Ort, ein gletschergeformtes Hochtal, eine Moränenlandschaft mit ausgedehnten Wäldern und Hochmooren, bewacht von einem kleinen Heer eigentümlich verzwirbelter Felshörnchen, die Zeugnis davon ablegen, wie der erstarrte Granit begann, Schlotte an die Oberfläche auszutreiben. Heute verleihen diese so genannten *roches moutonnées* (Schafsfelsen) als »Einhorn« oder »Kathedralenspitze« dieser Region ihren eigenartig unwirklichen Charakter. Diese eiszeitliche Landschaft ist uraltes Kulturland. Mindestens 2000 Jahre lassen sich Spuren zurückverfolgen, wie etwa Funde von Speerspitzen aus Obsidian belegen. Halbnomadische Indianerstämme suchten Tuolumne als sommerlichen Jagd- und Weidegrund auf und die Miwoks von der Westabdachung der Sierra kamen regelmäßig hierher, um Bucheckern, Eicheln, Körbe und Perlen bei den Monos aus dem Osten gegen Pinienkerne, Larven, Fliegenpuppen, Salz und Obsidian einzutauschen.

Wie machtvolle Karavellen schieben sich breite Schattenkiele in den Lyell Canyon, als wir auf halbem Weg zum ersten Hochpass auf einem weichen Moos- und Beerenpolster unser Lager aufschlagen. Die Sonne fackelt ein kurzes irres Elmsfeuer über der immer dichteren Flotte von Schatten ab, und warme gedämpfte Farben streichen wie Herbstvorboten über die Flanke des Kuna Crest, der sich in kraftvollem Ebenmaß uns gegenüber aus dem Tal stemmt. Hinter uns tiefe Wälder, die sich in Steilwänden zu ei-

Abb. Seite 56: Die Abbruchkante des El Capitan: 1000 Meter griffigen Granits wuchsen sich senkrecht aus dem lieblichen Hochtal des Merced River. Foto: Bernhard Malkmus

ner Region hin verlieren, deren Name »Vogelsang« für deutsche Ohren verheißungsvoll klingt. Beim Bad im Lyell Creek möchte ich am liebsten nach den Forellen greifen, die ihre irisierende Farbenpracht wie ein Pfeilgeschwader hinter sich herziehen. Nirgendwo habe ich die Klarheit von Licht so deutlich wahrgenommen wie in kristallinem Bergwasser, durch das hindurch die Forelle ihren Schatten zirkelgenau in den Flusssand wirft. Und doch ist er nie an nur einem Ort. Am Schatten lesen wir das Wesen des Lichts ab.

Die Frische des Schmelzwassers genießen wir am nächsten Vormittag nochmals zu einem kurzen Bad, bevor wir uns an den Anstieg zum Donohue Pass machen, der uns wieder über die Baumgrenze hinausführt. Verfolgt vom ernsten Blick des Mount Lyell, des höchsten Gipfels des Yosemite-Nationalparks, verlassen wir denselben und steigen in ein wildzerfurchtes Ödland ab, das geprägt ist von gewaltigen Gesteinsverwerfungen. Im Süden ragen die formvollendeten Doppelzacken des Banner Peak und Mount Ritter empor. Dieses Bild nehmen wir mit in den Schlaf, aus dem uns am nächsten Morgen eine stechende Sonne holt. Erst um halb zehn – Negativrekord für die ganze Tour – stehen wir abmarschbereit neben den geschnürten Rucksäcken, als zwei kreuzfidele Zeitgenossen vorbeikommen.

»Not exactly a crack-of-dawn start, is it?«, meint der eine mit breitem Grinsen.

»Not quite«, muss ich zugeben, doch wie sich bald herausstellt, waren die Beiden, denen ein Dritter vorausseilt, nicht weit oberhalb von uns aufgebrochen. Für einige Tage liefern wir uns das, was hier »leapfrogging« genannt wird, »Hüpfroschen«, die abwechselnde Führungsübernahme. Mit von der Partie ist bald auch eine junge Studentin, die von ihrer Mitstreiterin schon nach zwei Wandertagen entkräftet verlassen worden ist und deren strohblonder Zopf ihr den Spitznamen »Heidi« einträgt.

Zwei niedrigere Pässe führen uns in ein Land von einzigartiger Schönheit. Vor dem

Panorama der gleißenden Schneedächer in den mächtigen Flanken von Banner Peak und Mount Ritter, erstrecken sich zwei Seen von unbeschreiblichem Blau: Der »See der tausend Eilande« erinnert an eine ins ornamentale Detail zergliederte Scherenlandschaft; Hunderte winziger Inseln mit einigen schmiegsamen weißglänzenden Espenbäumchen recken ihre Köpfe aus dem Silberfilm, den die Sonne über das Ultramarin legt. Der Garnetsee, über dessen steilere Südflanke wir diese atemberaubende Landschaft verlassen, gleicht einem langgezogenen Fjord, in dessen Tiefe ein versunkener Schatz ruht.

So enthüllt uns die Sierra viele ihrer sagenhaften Wunder, zwanzig Meter hoher Säulenbasalt, heiße Quellen im wildromantischen Fish Creek Valley und immer wieder die bleiche Schönheit der gigantischen Granitpanzer, aus deren kleinsten Haarrissen sich Sequoias hervorkämpfen, als müssten sie beweisen, dass auch Pflanzen in unermesslichen Zeiträumen denken können.

Unter einem Himmelszelt von zartestem Blau nehmen wir die gewaltigen Felsterassen zum Silver Pass, vorbei an Seen mit vielsagenden Namen, die aus dem bleichen Granit hervorschimmern: Lake of the Lone Indian, Squaw Lake, Warrior Lake, Chief Lake. Vom Pass aus können wir bis in die Yosemite-region zurückblicken und Teile unserer Route durch Wellen immer matterer Grautöne verfolgen. Heidi und die anderen »Hüpfrosche« stoßen bald wieder zu uns. Beim Gruppenphoto fällt der Wegweiser, auf den wir uns abstützen, zusammen. Notdürftig keile ich die Holzstücke wieder ineinander, bis das Ganze aussieht wie ein Schildbürgerstreich.

»German engineering!«, meint einer unserer Mitstreiter ironisch, während er sich ein Kügelchen Kautabak zwischen Unterlippe und Zahnfleisch klemmt.

»Vorsprung durch Technik«, erwidere ich – das versteht man hier.

Südlich des PASSES pflanzen wir unseren Trangia-Spirituskocher in die saftige Al-



penwiese, die den Silver Lake säumt. Vom Zelt aus beobachten wir Murmeltiere, eine Art, die nicht in Gesellschaften lebt, sondern solitär. Die meisten hier sind kugelförmig und rollen wohlgepolstert durch die Landschaft.

Am nächsten Abend fühlen auch wir uns kugelförmig und wohlgepolstert, als wir mit unseren neuen Bekannten im Vermilion Resort sitzen und uns an einem saftigen Rindssteak laben – mit Kräuterbutter und Kartoffeln. Also doch noch eine Stippvisite in die Zivilisation – und sogar eine geplante. Den ganzen John Muir Trail zu gehen ohne eine Neuverpflegung, ist nämlich nur für Raser möglich. Die beste Gelegenheit für diesen so genannten »re-supply« ist Edison Lake, in voller Länge »Lake Thomas a Edison« genannt, als sei hier die Glühbirne erfunden worden. Von Seattle aus hatten wir schon vor Wochen während unseres Vorbereitungs-camps in den kalten Nebelwäldern des Olympic National Parks ein 25-kg-

Packet an »Vermilion Valley Resort, P.O. Box 258, Lakeshore, CA 93634« aufgegeben. Der Postbedienstete konnte die Postleitzahl erst gar nicht finden.

»Must be in the middle of nowhere«, hatte er augenzwinkernd gemeint, und mit einem anerkennenden Blick auf unsere Wandererkluft: »Hikers? Let's hope it gets there in time.«

Als Wanderer und Bergsteigerer wird man hier sympathisch aufgenommen. Damen mittleren Alters mit Hut sprechen einen auf offener Straße an und erkundigen sich nach dem Woher und Wohin. »Germany, Switzerland – how exciting!« Nicht ganz klar, ob sie diese Länder im Atlas finden würden, aber dass es Berge dort gibt und eine »outdoor«-Kultur, das weiß man hier.

Das Vermilion Resort ist eine Hütte mit Zeltplatz an einem Stausee, der nahe an den John Muir Trail heranreicht. Hemlocktan-

Ein geologisches Märchen aus uralten Zeiten: Tuolumne Meadows im Yosemite National Park. Foto: Bernhard Malkmus

nen und Kiefern drängen sich dicht ans Ufer des Sees, dessen Energie die Gegend um Fresno versorgt. Unten im Tal hat diese Hütte auch eine Postadresse, die oben genannte: »Seeufer, Kalifornien 93634«. Die Pächter transportieren die Fracht der Muir-Pilger über eine mit Schlaglöchern übersäte Piste und profitieren von den Entzugerscheinungen der Bergwanderer, die sich an blutigen Steaks, Dutzenden von Snickers und dem ersten (kostenlosen) Bier gütlich tun. Zu diesem kleinen Vorposten in der Wildnis bringt uns ein scheppernder Blechkahn, an den ein Außenbordmotor montiert ist. Kleine Schmugglerdschunke.

Am Abend sitzen wir alle am Lagerfeuer, die Gespräche reichen von den kalifornischen Mikrobrauereien nach deutschem Vorbild über den mexikanisch-amerikanischen Krieg um Kalifornien bis zu Hegel. Den hat Heidi immerhin im Original zu studieren versucht. Und auf Englisch klingt

der ja auch ganz kumpelhaft: »Hey!gell?« Aus Rickys Mundharmonika ertönt ein Blues und bald schnippen, glucksen, singen, schnalzen, grölen, grunzen, schnauben Alle ihre Zufriedenheit in den von Wetterleuchten durchflackerten Abendhimmel. Gewitter lauern überall, doch sie entladen sich über den Granitpanzern der zentralen Sierra. Der Mond lässt sich nicht beirren und lugt in unsere Lazarettzelte, aus denen statt Sockengestank der feine Duft frisch gewaschener Wäsche aufsteigt.

Der nächste Tag führt uns unter bereits morgendlichen Gewitterstimmungen durch ein lupinienbestandenes Tal und über einen steilen nadelwaldbeschatteten Anstieg in das Bärenental, aus dem sich mit den Seven Gables, dem Mount Senger und dem Mount Hooper die ersten Repräsentanten der wildzerklüfteten und dennoch formschönen Giganten der zentralen Sierra emporrecken. Atemberaubend, wie die zarten Baumsäu-

me schwerelos um die tonnenschweren Panzerungen der Seven Gables drapiert sind. Die Karte verrät uns, dass hinter diesem Spalier der Giganten ein riesiges Hochplateau mit Hunderten von Seen verborgen liegt. Wir streifen die vorgelagerten Rose Lake und Marie Lake, die sich in unzähligen Buchten und Inselchen verlieren.

Beim Mittagessen auf einer Granitplatte im Wildwasser treffen wir einen Kalifornier, der in Kirchheim im Schwabenländle wohnt. Nach zwei Tagen ist sein Abenteuer, den John Muir Trail mit Birkenstocks zu gehen, allerdings zu Ende. Ich begleite ihn ein

Stück zurück ins San Joaquin Valley, aus dem wir durch zauberhaft lichte Espenwälder und über rauschende Kaskaden ins verwunschene Evolution Valley gelangt waren – Evolution, weil die gesamte Region nach bedeutenden Theoretikern der Evolution und Biologen benannt ist: Von den Steilwänden der Mount Spencer, Darwin, Mendel und Lamarck zu den Evolution Meadows, über denen sich erhaben der Mount Goethe türmt, dessen nordgewandter Gletscher sich unseren Blicken entzieht.

Das Evolution Valley ist ein Hochtal, das in Steilkaskaden in das San Joaquin Valley abfällt und über eine majestätische Steilkaskade aus dem Evolution-Becken gespeist wird, in das wir während eines sonnedurchfluteten Nachmittags aufsteigen. Eine Urlandschaft, gesäumt von gigantischen dolomitenähnlichen Viertausenderzacken und geprägt von asketischer Kargheit. Für uns war dies das Herz der Sierra. Es wurde noch dramatischer und wilder, doch nirgends fühlten wir uns so nahe am Eigentlichen der Sierra. Aus dem Evolution-Becken schlängelt sich der Pfad entlang smaragdfarbenen Seen zum Muir Pass, der von wuchtigen, schroffen, geduldig zerfallen-

den Gipfeln aus im Jura metamorphisiertem Urgestein umstellt ist. Die Rot- und Schwarzfärbungen heben sich vom Gleißeln der großen Schneefelder kontrastreich ab: Der Black Giant überragt sie alle und hinter den mächtigen Schultern des Mount Solomons tummeln sich – unseren Blicken entzogen – die Drei Sirenen zwischen Scylla und Charybdis.

Auf beiden Seiten des Passes liegt je ein See, benannt nach den beiden Töchtern John Muirs: Helen und Wanda. John Muir gilt als der Vater der Naturschutz- und Nationalparkidee in den Vereinigten Staaten. Geboren im süd-

schottischen Dunbar, wuchs er im Mittleren Westen in einem strengen kalvinistischen Elternhaus auf, dem er bald nach Westen entflo. Er war ein begabter Mechaniker und Ingenieur. Außerdem ein Organisationstalent. Doch nichts konnte ihn lange an einem Ort halten. Für immer länger verschwand er in der Bergwelt der Rocky Mountains und der Sierra Nevada, später auch in Alaska. Er las die Romantiker und verschlang Mathematikbücher. Er verdingte sich als Schafshirte, nur um in der Sierra sein zu können. Er begann, Forschung zu betreiben und seine neugierigen Fühler in alle Himmelsrichtungen auszustrecken: Botanik, Geologie, Glaziologie. Er stellte Berechnungen an, etwa zu Gletscherbewegungen, Bahnbrechendes, wie Zeitgenossen bald feststellten. Doch zu zwei Dingen musste er geprügelt werden: Seine Forschungen zu publizieren und in den Hafen der Ehe einzulaufen. Schließlich tat er beides und begann auch, sich politisch zu engagieren. Die ersten Nationalparks wurden auf sein Betreiben eingerichtet. 1890 führte er Kongressmitglieder in die Sequoiawälder und auf die Tuolumne Meadows, um sie vom Wert dieser Landschaften zu überzeugen.

*»Welch ehrwürdigen Gruß entbietet die Sonne den Bergen! Das wahrzunehmen allein lohnt die Strapazen einer Exkursion tausendfach. Die höchsten Berge brannten wie Inseln in einem Meer flüssiger Schatten. Dann fingen die niedrigeren Gipfel und Türmchen das Glühen auf, und lange Lanzen aus Licht schossen durch Scharten und Pässe und fielen auf die gefrorenen Hochwiesen«*

John Muir, *The Mountains of California* (1894)

Das unergründliche Blau des Thousand Island Lake gegen Mount Ritter und Banner Peak in der Ansel Adams Wilderness.  
Foto: Bernhard Malkmus



Kurz darauf wurden »Sequoia« und »Yosemite« als zweiter und dritter Nationalpark nach Yellowstone eingerichtet. Auch als Mitbegründer des Sierra Club (1892), einem alpinen Verein, der sich vor allem der Naturschutzidee widmet, ist John Muir hervorgetreten. Er habe ihn ins Leben gerufen, um – wie er sagte – »die Berge glücklich zu machen«. Von der Nachwelt als »Bürger des Universums« verehrt, bezeichnete er sich selbst gerne eher spöttisch als »poetico-trampo-geologist-botanist-ornithologist-naturalist-etc«.

Auf dem Pass, der nach ihm benannt ist, bietet eine gemauerte Hütte, die an die bienenkorartigen Steinhütten irischer Einsiedler erinnert, Schutz vor Unwettern. Das wäre uns bei der nächsten Überquerung zupass gekommen. Unser Ansturm auf den Mather Pass wird nämlich von einem tropischen Zyklon orchestriert, der von Mexiko vor die kalifornische Küste gezogen war und für einige Tage wetterbestimmend bleiben sollte. Vor der dramatischsten Szenerie der gesamten Tour, den Felsorgeln der Palisades, entfesselt ein urplötzlich aus Südwest daherfegender Gewittersturm ungeahnte Naturgewalten. Wir suchen Zuflucht unter der letzten Latschenkiefer, die sich in den kargen Boden krallt. Hagelkörner prasseln auf uns nieder und überziehen alles mit einem eisigen Guss. Aus den wolkenbewehrten Zinnen von Thunderbolt Peak, North Palisade, Palisade Crest und Disappointment Peak scheinen alle olympischen Götter zugleich Blitze auf uns herabzuschleudern. Durch die im rasenden Tempo über uns hinwegfegenden Wolkenbänke brechen immer wieder kräftige Bündel Sonnenlichts, die jede einzelne Faser aus dem muskulösen Körper der Bergflanken herauspräparieren. Das ganze Schauspiel dauert weniger als eine halbe Stunde, dann beschränken sich die Akteure auf ein dauerndes dumpfes Grollen, dessen Echo durch die Palisaden geistert – bis mich beim Abstieg vom Mather Pass ins Upper Basin ein völlig unerwarteter Blitzschlag direkt neben mir buchstäblich von den Füßen holt.

Für Sekunden steht der zerfetzte Klang in der Luft, dann zieht er sich mürrisch in die Flanken der umliegenden 14.000-Fuß-Gipfel zurück.

Die nächsten Tage lassen wir ruhig angehen. Auf einer mächtigen Felsterrasse, die das für Klapperschlangen berühmte Tal des South Fork Kings River überragt, legen wir einen Ruhetag ein. Vom Zelt blicken wir hinaus auf den Bench Lake, über dem sich der einsame Zacken des Arrow Peak erhebt. Die Abendsonne wirft das Netz ihrer warmen Farben über breite Granitschultern, spinnfädendurchwobene Grashalme und die mattbräunlich-dunkelgelben Maserungen der Sequoiabaumrinde. Bald schon ist Wachablösung und die Nacht kommt langsam aus den Tiefen des Tales heraufgezogen. Ein letzter Lichtschimmer durchläuft wie ein Zucken den Granitkörper des Mount Ruskin und erstirbt in den Augen der winzigen Seen an seiner Westabdachung. In einer unerwartet plötzlichen Bewegung schließen sie ihre Lider und versinken in reptilienhaftem Schlaf.

Unter den wenigen Wanderern in dieser Region sind zwei eher behäbigen Zeitgenossen aus Fresno. Wie sie mit so wenig Gepäck zurechtkämen, frage ich sie. »Ach, wir lassen uns mit Mulis im nächsten Tal Proviant nachkommen«, meint der deutschstämmige Wilhelm, der schon in der dritten Generation diesen Namen beerbt. Sie zeigen uns Obsidian-Speerspitzen, die davon zeugen, dass dieses Hochtal den Indianern als Jagdrevier diente. Als wir schließlich Sporen geben, bekommen wir zum Abschied zwei Zigarren – für den Mount Whitney, das Endziel des Trails. Immer öfters kreuzen sich nun unsere Wege auch mit einer Gruppe Japaner, die sich in einzigartiger Manier durchs Gebirge manövrieren: Die Lok, ein Mann mit bulligem Gesicht aber feinen Körperproportionen, gibt das Marschtempo vor: mit abgezirkelten Bewegungen rammt er seine Schistecken in den harten Sierragranit, während seine Füße sich beinahe federnd vom Boden lösen, als absolviere er eben mal einen nachmittäg-



Der Pinchot Pass gibt den Blick frei auf die Kette des King Spur im Kings Canyon National Park.

Foto: Bernhard Malkmus

lichen Waldlauf. Dicht dahinter: der Kohletender, eine Asiatin von feingliedriger Statur, die ihr Moskitonetz wie einen eleganten Schleier trägt. Nicht minder dicht hinter ihr, auch weiblich: der einzige Wagon, und auch dessen Räder laufen im Gleichtakt mit der Lok. Aus ihrem Moskitoschleier blitzt immer ein freundliches Lächeln – geheimnisvoll echt, geheimnisvoll gekonnt gespielt, wer wollte das schon entscheiden können? So rollen sie maschinengleich, unaufhaltsam von Pass zu Pass. »Der Shikansen-Express«, meint Markus, als wieder einmal sechs Schistecken an uns vorbeitakten, während wir uns eine Siesta gönnen und am Lagerfeuer eine Suppe köcheln. Noch oft werden wir ihnen begegnen, selbst am letzten Tag, als die Shikansen-Raupe unbeirrt die zwei Höhenkilometer vom Mount Whitney nach Lone Pine abspult.

Die ganze Zeit seit den Evolution Meadows befinden wir uns im King's Canyon National Park, der mit dem südlich angrenzenden Sequoia National Park zusammengewachsen ist, in dem dann schon Wüstenklima vorherrscht. Vor uns liegen

noch einige Glanzlichter, etwa ein weiteres atemberaubendes Hochbecken, das Sixty Lake Basin und die Rae Lakes nördlich vom Glen Pass. In das tiefe Ultramarin der Seen strecken sich locker bewaldete Halbinseln, der Boden ist von einem weichen Nadelpolster bedeckt. Vom Zeltausgang aus sehen wir das sanft gekräuselte Wasser und darüber die Schrofen und Verwerfungen der Painted Lady. Forellen jagen mir beinahe durch die Finger, als ich mich in dem eiskalten Wasser wasche. Am Nachmittag werden wir Zeugen eines seltsamen Naturschauspiels. Vom Südwesten her ziehen Schlieren auf, die sich unaufhaltsam verdichten und den Himmel mit einem bräunlich-rötlichen Gespinnst überziehen, das die Sonne in einen Glutball verwandelt. Gegen Abend löst sich alles wieder auf und ein majestätischer Vollmond vertreibt den Spuk in wenigen Augenblicken. Kristallklar stehen die umstehenden Zacken nun in den erleuchteten Abendhimmel, der See erscheint unendlich tief, während das Millionenheer der Sterne jeden Begriff von Weite und Tiefe entgrenzt.

Am nächsten Nachmittag kommt es dicker. Wir steigen entlang den Kearsage Pinnacles in das Tal des Bubbs Creek ab. Ein phantastisches Bergpanorama breitet sich vor uns aus: formschöne Pyramiden und Dächer, Zinnen und Zacken, zwischen die sich verlassene Hochtäler schieben, West Vidette, Deerhorn Mountain, East Vidette, Mount Stanford. Doch wirkt das ganze Panorama wie eingekleidet von Dunst, der sich rasch verdichtet. Die Fernsicht nimmt ab und auf dem Waldboden beginnen Fehlfarben umherzugeistern. Als wir im Bubbs Creek die 10.000-Fuß-Grenze wieder überschreiten, fällt uns auf, wie die Vogelstimmen langsam verstummen. Eine drückende gespenstische Stille breitet sich aus, es ist, als habe die Natur den Atem angehalten. Federleichte winzige Ascheteilchen senken sich herab auf eine Landschaft, in der sich nichts mehr bewegt. Die Sicht nimmt ständig ab. Auf dem Ast einer Kiefer lässt sich

ein Kolibri nieder – ein lebensgefährliches Unternehmen für ein Tier, das auf ständigen Umsatz angewiesen ist. Es ist die Urangst vor dem Feuer, die das ganze Tal lähmt. Als wir die Baumgrenze erreichen, geben wir den Plan auf, den Forrester-Pass (4.011m) noch am Abend zu überschreiten. Die Sicht beträgt nur noch wenige Hundert Meter, unsere Augen tränen und die Schleimhäute sind ausgetrocknet. Wir stoßen auf eine Gruppe Mormonen, die uns von einem Flächenbrand weiter im Süden berichten, der auch einige der ältesten Sequoiabestände gefährdet. Eine empfindliche Kühle durchweht das Tal. Wir kochen einen Tee nach dem anderen und bereiten eine Doppelportion Nudeln zu. Am Vorabend soll an eben diesem Zeltplatz ein wegen seiner Aggressivität aus Yosemite ausgebürgerter Schwarzbär einen Rucksack aufgeklopft haben, um an eine Zahnpastatube zu gelangen. Wir bauen unsere Bärenwarnan-

Blick vom Bighorn Plateau über den Kern Canyon auf die Great Western Divide, die Wasserscheide zwischen Pazifik und dem Golf von Mexiko.  
Foto: Bernhard Malkmus



lage in Form von lose aufeinander getürmtem Aluminiumgeschirr vor unserem Zelt eingang auf und klemmen die Bärenboxen zwischen Felsen. Aber in dieser Feuernacht lässt selbst Meister Petz ab von seinen Raubzügen.

Die Kälte der Nacht vertreibt den Rauch und es ist immer erst die Nachmittagssonne, die die Rauchschwaden in die Gebirgstäler drückt. So empfängt uns bald ein kristallklarer Morgen. Auf den Pfützen und kleineren Gewässern hat sich eine dünne Eisschicht gebildet. Auf dem zarten Beige und in den Schneefeldern von Gregory's Monument hinterlässt die Morgensonne einen leichten Hauch Rosa, den Himmel durchspannt ein unwirklich helles Blau. Der Anstieg zum höchsten Pass der Tour ist leicht. Die ersten entgegenkommenden Wanderer halten uns an. In ihren Rucksäcken stecken Angelruten.

»Morning, guys. Are you Hans and Franz, the German guys?«

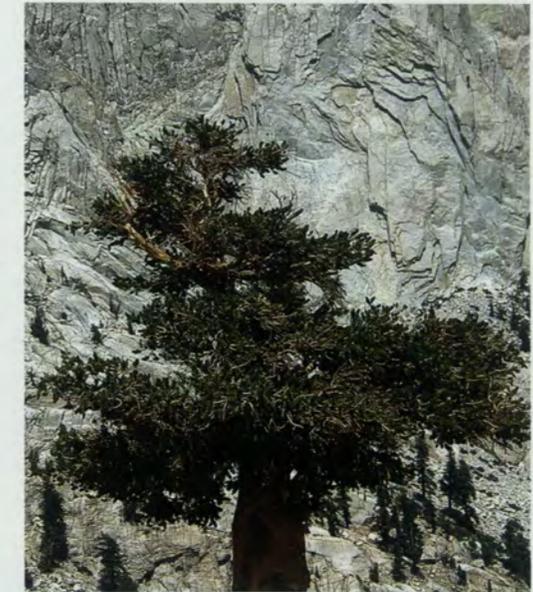
Wir lachen laut los. Und unisono antworten wir, während wir uns in lachhafte Arnold-Schwarzenegger-Positur werfen:

»Hans and Franz – we pump you up!«, wobei wir die letzten Silben kraftmeierisch skandieren.

Unser Ruf ist uns also vorausgeeilt. Bei unseren »Hüpfhroschen« hatten Markus und ich die Spitznamen »Hans and Franz« weg – in Anspielung an eine Kabarettinlage aus den achtziger Jahren im amerikanischen Fernsehen, die besonders den Body-Building-Kult im Visier hat. Der gilt seit Arnold bei nicht wenigen Amerikanern als teutonisch. Es ist nicht das erste Mal und sollte nicht das letzte Mal sein, dass wir mit »Hans and Franz« angesprochen werden, und unweigerlich muss jedes Mal die spontane Antwort sein: »We pump you up!« Dabei hat keiner von uns je ein Kraftstudio von innen gesehen.

Auf dem Forrester Pass eröffnet sich uns eine grandios trostlose Landschaft nach Süden hin – die schon wüstenähnlichen Hochplateaus und Berge des Sequoia Parks. Die Bäche fließen spärlicher, die Seen sind oft

ausgetrocknet, die dominierenden bleichen Gelbtöne gehen über in den wabernden Blaudunst von Silhouetten. Die Sequoias, die sich hier die Berghänge entlangkrüm-



Baumkrone eines Mammutbaumes (Sequoiadendron giganteum) gegen den Steilabsturz des Thor Peak (Inyo National Forest).  
Foto: Bernhard Malkmus

men, sind Heroen, rindenbepanzerte Kämpfer, die dem Boden die letzten Mineralien abtrotzen, um einige wenige grüne Äste zu nähren. Gleich alten Samuraikriegern stehen sie in den Rissen der Granitplatten auf dem Bighorn Plateau und jagen ihre Äste wie ein Dutzend schartige Säbel gleichzeitig in die Luft. Über den Kern Canyon hinweg, der im Frühjahr zu einem reißenden und gefährlichen Wildwasser anschwillt, blickt man auf die ebenmäßige gottverlassene Zentralkette der Great Western Divide und der Kaweah Peaks, eines der unvergesslichsten Panoramen der gesamten Tour. Zweimal noch zieht der Shikansen an uns vorbei, ehe wir bei der Rangerstation im Crabtree unser Zelt aufbauen. Es wird ein langer Abend. Die Mormonenfamilie ist auch da, und wir sammeln alles Brennholz, dessen wir habhaft werden können. Mit der Rauchsäule schicken wir einen Dank in den Nachthimmel. Gruppenspiele finden willige Teilnehmer, besonders eines, bei dem jeder Mitspieler unter Zeitdruck bestimmte Tiere nachahmen muss und unvermeidlich durcheinanderbringt. Am Ende brüllt der Fisch, schlängelt sich der Pfau und stieptt

der Bär. Jetzt liegt nur noch der Mount Whitney vor uns, der höchste Gipfel der Vereinigten Staaten außerhalb Alaskas.

Vom Timberline Lake bekommt man phantastische Ausblicke auf die gigantischen Westabbrüche des Mount Whitney. Dahinter tritt die Vegetation völlig zurück und wir sind im Reich der Felsen. Früh erreichen wir den Guitar Lake, wo wir rasten und das Wetter beobachten. Es hat sich früh eingetrübt und es ist schwierig auszumachen, ob dies wetter- oder feuerbedingt ist. Die zu einem Hufeisen gruppierten kahlen Giganten des Mount Hitchcock, Mount Newcomb, Mount McAdie, Mount Muir und Mount Whitney bilden die Kulisse für ein Verwirrspiel. Wolkenbänke rücken an, formieren sich, attackieren, lösen sich auf, werden zerstoßen in harmlos davonreitende Kumuli. Es ist bereits nach vier Uhr nachmittags, als wir uns doch entschließen, das Dach der Sierra zu erklimmen. In endlosen Serpentin windet sich der Pfad auf den Pass zwischen Mount Muir und Mount McAdie. Von hier geht es den Kamm entlang in gleichmäßigem Anstieg zum breitrückigen Gipfelaufbau. So mächtig, ja monströs der Whitney sich nach Ost und West gibt, der Kammweg auf den Gipfel ist sehr einfach. Er schlüpft durch bizarre Wülste aus metamorphotischem Gestein, das sich aus riesigem Blockwerk emporwuchtet. Nach Osten hin sehen wir das Türkis von kleinen Gletscherseen aus dem Nebel hervorblinken. Auf dem Gipfel geht ein schneidend kalter Wind. Nebel rasen an uns vorbei und verwirbeln sich zu Hexentänzen. Die Blicke nach Norden sind sagenhaft – wildzerklüftete Zacken und Kämmen jagen ihre trotzigigen Häupter in die windigen Wolkenfetzen. Der Schrei einer Dohle schneidet sich eisig durch diese Urwelt aus Fels, Schutt, Schnee und Bergseen von unheimlicher Tiefe. Nach Osten hin tauchen Kämmen wie aufgeklappte Messer in die Tiefe weg, riesige Schuttreisen stürzen ins Nichts. Hinter einer Windschutzmauer ziehen wir unser Heim aus Nylon und Aluminium hoch. Die letzte Fertigsuppe und eine Extra-

portion Spaghetti kochen vor sich hin, während wir uns in der knapp unterhalb des Gipfels aufgestellten Steinhütte umziehen. Dort sind schon einige durch Blitzschlag bei lebendigem Leibe verschmort. Nach dem fürstlichen Mahl ein fürstlicher Abschluss – Wilhelms Zigarren. Vor einer Kulisse, die im ständigen Wechsel neue Bilder vorführt, stehen wir nun und lassen das Aroma einer kubanischen Zigarre über den Gaumen wandern. Vor Einbruch der Dunkelheit – wir liegen schon dick verpackt im Zelt – fliegen für eine knappe Stunde schwere Transportmaschinen über uns, die sich durch ein rhythmisches Grollen ankündigen und dann zielsicher über uns hinwegbrausen – in die Militärbasen in den Wüsten Nevadas mit unterirdischen Hangars und Versuchsstätten.

Die ersten Sonnenstrahlen kitzeln uns nach einer eiskalten Nacht ins Freie. Auf dem Zelt liegt handbreit Reif. Wir verfrühstücken in Hochstimmung die letzten Reserven und warten auf den Shikansen und den Mormonen-Express. Ersterer läuft auch fahrplangemäß ein, letzterer mit deutlicher Verspätung. Rasch füllt sich das Gipfelplateau und wir tauschen Erfahrungen aus, schießen Bilder, freuen uns gemeinsam. Der Horizont ist diesig vom Feuer, auch wenn die Sonne ihre volle Kraft entfaltet. Der Blick in unendliche Weiten in alle Himmelsrichtungen, für den der Whitney gerühmt wird, ist uns nicht vergönnt.

Der Weg hinab ist noch einmal wie eine Erwanderung des John Muir Trails im Zeitraffer: Durch ein Schuttkar erreichen wir einen riesigen Granitpanzer, der immer steiler nach Osten hin abfällt. Endlose Serpentin, die in mühseliger Arbeit in den Fels gehauen wurden, führen zum ersten Wasservorrat seit dem Guitar Lake: dem Consultation Lake, hinter dem der Wotansfelsen thront. Dahinter wird dann auch schon die jähe Abbruchkante des Whitney sichtbar. Je mehr wir an Höhe verlieren, desto mehr ähneln Vegetation und Atmosphäre dem Ausgangspunkt der Tour. Als wir vom idyllischen Mirror Lake durch verwachse-

ne, aber saftig grüne Sequoias auf den abgeschliffenen Panzer des Thor Peak schauen, der sich nahezu 600 Meter hoch emporstemmt, meinen wir wieder im Yosemite zu sein.

Am Whitney Portal, zu dem eine Hochstrasse führt, warten schon Freunde unserer Mormonen mit gekühlten Getränken und gebratenen Pilzen auf uns. Und auch Heidi ist da, eine von denen, die den Ruf von »Hans and Franz« in der Sierra verbreitet hatte.

Es ist früher Abend, als wir mit der großen Familie der Mormonen langsam ins Owens Valley rollen. Eine Wüstenlandschaft. Riesige bronzefarbene Felswülste quellen aus dem Erdinneren: die Alabama Hills, Kulisse für viele klassische Westernfilme. Ich blicke durchs Rückfenster des Pick-ups, der uns nun wieder in die Welt der Beschleunigung und des Wachstums

bringen wird. Vom Westen her bricht die Sonne über die Viertausender herein. Das gleißende Licht wird zu einem riesigen Sonnenrad, das breite Strahlenbänder über die gestaffelte Kulisse aus mächtigen Granitdomen schickt. Wie sie sich in eleganten Terrassen nach oben schwingen und die Farbtonungen immer leichter, ja schwächer werden! Wie ihr Gräulich-Blau geradezu transparent wirkt und matt zu leuchten beginnt in diesem unbegreiflichen Moment, in dem die Sierra Abschied zu nehmen scheint von uns! John Muir sprach von der High Sierra fast andächtig als von der »Range of Light«. Als Kette aus Licht wird sie auch uns im Gedächtnis bleiben – als Ort, wo die Härte der Materie und die Sanftheit des Lichtes gemeinsam Skulpturen von packender Eindringlichkeit gestalten, Momente leuchtender Ruhe, die ein Leben verändern können.

*Wildzerklüftete Viertausender prägen das Panorama im Norden des Mount Whitney (4418 m): Mt. Russel, Mt. Carillon und Mt. Tunnabora.*  
Foto: Bernhard Malkmus



# Ans Ende der Welt und retour

## Grenzerfahrung in Tasmanien

VON STEFAN SPATH

*Ein 150 Kilometer langer Wanderweg führt durch den menschenleeren Southwest National Park – Grandiose Landschaften, unberechenbares Wetter und unheimliche Begegnungen der tierischen Art mit eingeschlossen*



Bild oben: Eine Wandergruppe genießt die Aussicht auf die tasmanische Südküste. In den Sommermonaten Dezember bis März sind längere Schönwetterperioden keine Seltenheit. Dies lockt viele Wanderer auf den South Coast Track. Alle Fotos: Stefan Spath

GLEICH HINTER DEM Plumpsklo von Melaleuca hat »Dave« aus den USA ihn angeblich erspäht, natürlich bei Dämmerlicht und von Sträuchern verdeckt, wie es sich für einen »Thylacinus cynocephalus« gehört. Und was für ein elendes Pech, gerade auf diesem Gang hatte Dave seine Kamera nicht bei der Hand, um zu beweisen, was er gesehen haben will: Nämlich sage und schreibe einen tasmanischen Beutelwolf, der schon seit knapp 70 Jahren als ausgerottet gilt. So zumindest steht die Geschichte geschrieben in dem abgegriffenen, fleckigen Buch, das in der Wanderhütte von Melaleuca aufliegt. Knapp an der Sensation vorbeigeschrammt, die Tasmaniens abgelegenes Kaff mit einem Schlag auf die Weltkarte befördert hätte.

Was bedeutet schon Weltkarte: Selbst auf der detaillierten Wanderkarte von Südwest-Tasmanien muss man genau hinschauen, um Melaleuca nicht mit einem Klecks Flie-

gendreck zu verwechseln. Es liegt am sprichwörtlichen Ende der Welt, ist umgeben von grau schattierten Mooren und Grasebenen, wird überragt von kleinen Bergen mit giftigen Höhenlinien und grenzt im Norden an eine in hellblau eingezeichnete Bucht. Nach Melaleuca und zurück in den Rest der Welt führt nur eine rot gestrichelte Linie: Der Port Davey/South Coast Track, der längste Wanderweg Australiens.

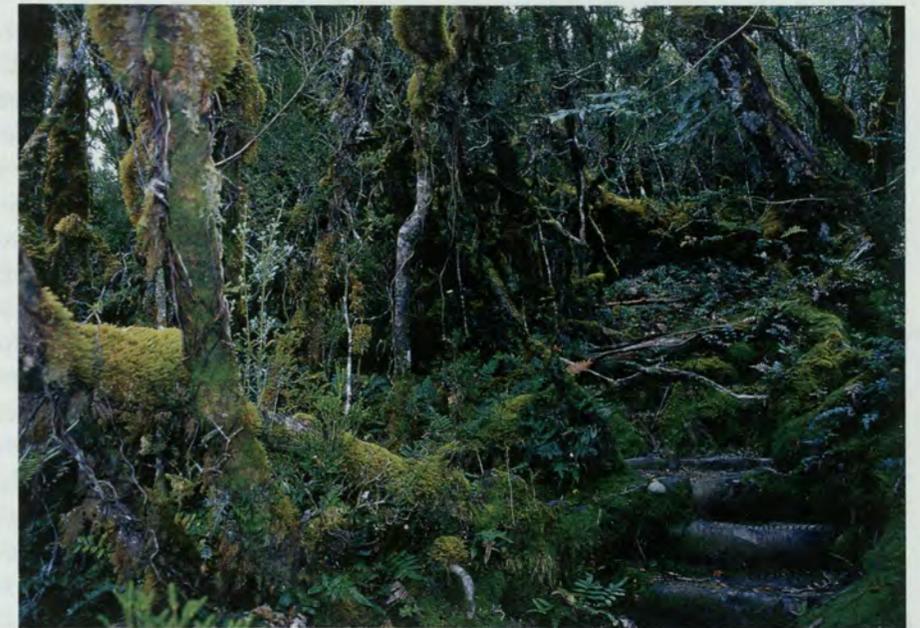
Die Zahlen sind beeindruckend genug. Länge des Tracks: 150 Kilometer. Ortschaften: eine (streng genommen verdient Melaleuca diese Bezeichnung nicht, weil es nicht einmal ganzjährig bewohnt ist). Geschäfte: null. Verkehrsanbindung: ein Pfad durch die Wildnis und eine geschotterte Landepiste. Flugfrequenz: unregelmäßig. Handy-Empfang: Fehlanzeige.

Damit hat sich die Infrastruktur im Southwest National Park, der einen Teil der 6.000 Quadratkilometer großen »Tasmanian Wilderness World Heritage Area« bildet, erschöpft. Wenn man hier unterwegs ist, könnte die Welt untergehen, und man erführe nichts darüber.

Nur »erfahrenen« Bush-Walkern – so heißen Wanderer in Australien – wird der Trip angeraten. Solo-Trekker sähe man gerade auf dieser Route nicht gerne, weil die Chance gering ist, bei einem Unfall rasch Hilfe organisieren zu können, werden wir im Nationalpark-Zentrum in Tasmaniens Hauptstadt Hobart in Kenntnis gesetzt. Die Wetterprognose verspricht spätsommerliche Stabilität. Etwas Regen, gefolgt von einem Hoch. Einige Stunden später setzt uns ein

Tramper-Bus auf einem Parkplatz im tasmanischen Nirgendwo ab. Von Scotts Peak schlängelt sich der Port Davey Track durch moorige, von zähem Büschelgras und Bauminseln bestandene Ebenen, die von bröckelnden Überresten einst stolzer Tafelberge eingerahmt werden, 60 Kilometer nach Süden. Es ist eine Landschaft, die die Eiszeiten zurecht gehobelt haben und die Sturm und Regen an 200 Tagen im Jahr abbekommt. Schuld daran sind die ständigen Winde in den Breitengraden der »Brüllenden Vierziger«, die sich an der tasmanischen Westküste austoben und ihre Kraft weit bis ins Landesinnere entfalten.

Ein typischer Tag sieht so aus: Zur Etappe vom Crossing River auf das Lost World Plateau (17 Kilometer) sind wir früh aufgebrochen. Mehrere Stunden folgt der Weg dem wild mäandrierenden Spring River, den wir auf Baumstämmen balancierend überqueren. Bevor sich der Track zu einem exponierten Plateau hinaufwindet und als schmales Band in der Ferne verliert, nimmt die berühmte Wetterküche Tasmaniens ihren Betrieb auf. Der Westwind rollt bleifarbene Wolkenungetüme heran und schickt einen ersten Regenguss. Binnen kurzer Zeit sinkt die Temperatur empfindlich. Eine Stunde später ist der Spuk so rasch vorbei, wie er begonnen hat. Sonnenschein überflutet das Lost World Plateau und lässt die Regentropfen im Büschelgras glitzern. Im Osten klammern sich letzte Wolken-Reste an den zerklüfteten grauschwarzen Felsnadeln der bis auf 1100 Meter emporragenden Western Arthurs Range. Aus dem dichten Gras flattert ein grüner Bodenpapagei empor und lässt sich zeternd in einiger Entfernung nieder. Der Spätnachmittag ist dem Versuch gewidmet, am Camping-Platz die feuchten Sachen wieder trocken zu bekommen. Offene Feuer sind dabei nicht gestattet, um die Gefahr von Buschbränden zu verhindern.



Im Gegensatz zum bekanntesten Wanderweg Tasmaniens, dem Overland Track im Cradle Mountain-Lake St. Clair-Nationalpark, wird Bush-Walkern im Southwest National Park nichts geschenkt. Hütten gibt es keine, die Campingplätze, die in vier- bis siebenstündigem Abstand angelegt worden sind, verfügen nur über ein Plumpsklo. Natürlich tut sich niemand die Strapazen wegen des »Tasmanischen Tigers« an, dessen »beinahe« verbürgte Sichtungungen längst zum »running gag« Australiens mutiert sind. Wer freiwillig zwölf Tage lang einen 20 Kilo-Rucksack schleppt, will den Puls der Wildnis schlagen hören, die eigenen Grenzen austesten oder Landschaften durchmessen, die zu den schönsten und rauesten des Planeten zählen. Blasen, schmerzende Schultern und das unberechenbare Wetter zählen dagegen nicht.

Das redet man sich anfangs ein. Doch nach einem halben Dutzend Regengüssen und ein paar klammen Nächten im Zelt beginnt die einzige Siedlung in der Vorstellungswelt geplagter Bush-Walker ein ganz besonderes Karma einzunehmen. ME-LALEUCA: Sind das nicht vier Silben, die



Großes Bild: Der Regenwald auf der windgeschützten Seite der 900 m hohen Ironbound Range: Moose, Farne, Aufsitzerpflanzen und Wurzelwerk drohen den stark ausgewaschenen Wanderweg zu verschlingen. Kleines Bild: Stillleben mit Zelt. Die meisten als Camping-Plätze ausgewiesenen Orte liegen an Flussläufen.

*Kleines Bild: Ruderinstruktionen am New River. Die wichtigste Lektion: Auf jeder Seite der Lagune muss ein Boot liegen. Einzelwanderer müssen die Strecke also dreimal zurücklegen. Großes Bild: Bevor der New River ins Meer mündet, bildet er eine von niedrigen Sanddünen eingefasste Lagune, die per Dinghy überquert werden muss. Bei Niedrigwasser ist das Zerren des Alu-Bootes anstrengender als das Rudern.*



zweifelsfrei nach Erholung, einem trockenen Schlafplatz und gutem Essen klingen? Bevor allerdings der Wellness-Urlaub beginnt, ist eines der wirklichen Kriterien des Port Davey Track zu bewältigen: Eine Ruderstrecke, die 800 Meter über das offene Meer führt und nur angegangen werden darf, wenn der Große Südliche Ozean ruhig da liegt.

Um nicht in den tief ins Land einschneidenden Bathurst Harbour abgetrieben zu werden, rudern wir statt der Direttissima eine Kurve aufs tintenblaue Meer hinaus. Nach 20-minütiger Überfahrt nehmen wir das Boot Nr. 2 in Schlepptau, rudern zurück und bewältigen die Strecke ein drittes Mal. Faule Zeitgenossen sollen schon mal ver-

gessen haben, dass auf jeder Seite der Meerenge ein Boot zu liegen hat. Dann bleiben Bush-Walker solange gestrandet, bis von Gegenüber Entsatz kommt. Bei etwa 300 Wanderern, die jährlich den Port Davey Track gehen, ein Geduldsspiel.



Am frühen Nachmittag schälen sich endlich die Umrise einer grün lackierten Wellblechhütte aus dem Busch heraus. Mit Matratzenlagern und einem gemütlichen Bollerofen verfügt das einzige feste Dach über dem Kopf im Umkreis von 50 Kilometern über eine unerwartet luxuriöse Ausstat-

tung. Im Schuppen am Flugfeld wartet der Jackpot: Das Essenspaket, das eine Woche zuvor bei der Busch-Fluglinie »Par Avion« deponiert worden war mit der Bitte, den Liefertermin exakt einzuhalten. Trockenfrüchte, Konserven, Kaffee, Müsli-Riegel, alles wie im Schlaraffenland. Den Tipp, die Verpflegung für die zweite Teilstrecke einfliegen zu lassen und so das Gewicht der Rucksäcke auf ein erträgliches Maß zu reduzieren, stammt übrigens aus dem »Lonely Planet«-Guide »Bushwalking in Australia«.

Mit Nichtstun und Versuchen, die Ausrüstung und uns selbst wieder präsentabel zu bekommen, vergeht der Erholungstag wie im Flug. Zu besichtigen gibt es auch einiges: Eine Vogelschutzwarte und eine Handvoll Gebäude aus den Pioniertagen der Siedlung. Ein Pfad führt uns zu einer im Dickicht versteckten Hütte, die einst Denny King, dem »King of the Southwest«, gehörte. 40 Jahre betrieb er mit seiner Familie in Melaleuca einen Zinnabbau. Die Plackerei lohnt sich schon lange nicht mehr. Dass es Menschen gibt, die in einer solchen Isolation auf Dauer leben wollen, scheint uns kaum fassbar.

Im Laufe des Tages landen drei Kleinflugzeuge auf der staubigen Buschpiste und laden Touristen aus, die einen Spaziergang am Ende der Welt unternehmen wollen – mit sofortiger Rückkehroption. Auch einige Wanderer kommen an, die mit dem South Coast Track eine abgespeckte Version unserer Route ins Auge gefasst haben. Ihre Plätze an Bord nehmen vier Kajak-Wanderer ein. Sie erzählen, dass sie eine Woche lang die Buchten um Melaleuca erkundet haben und sich nun per Kleinflugzeug wieder in die Zivilisation bringen lassen.

Dutzende Bush-Walker haben sich im Hüttenbuch Melaleucas verewigt. Von Schlammorgien, einer mehrtägigen Sintflut und sogar von einem Schneesturm im Frühling berichten sie. Ein Zeitgenosse mit leichtem Hang zum Sadismus hat Feinschmecker-Rezepte zu Papier gebracht. Auch andere Einträge scheinen die Grenzerfahrun-

gen wiederzuspiegeln, die man auf dieser Tour machen kann. So schwört ein Bush-Walker, Elvis auf seiner permanenten Wanderung um den Erdball begegnet zu sein. Der schon erwähnte »Dave« gibt seine Beutelwolf-Mär zum Besten. Zwar hat niemand je eine Spur eines Beweises präsentiert, seit der letzte »Tasmanische Tiger« 1936 in einem Zoo verendete; aber wenn der gestreifte Beutelwolf noch irgendwo unentdeckt herumspuken könnte, dann in dieser menschenleeren Wildnis.

Ouvertüre zum South Coast Track: Nach drei Stunden stehen wir am Südlichen Ozean, der seine Wellen mal mit Wucht an die Felsküsten anbränden und sie dann wieder sanft in kilometerlangen Sandstränden auslaufen lässt. Am Louisa River verbringen wir die Nacht. Immer zuerst den Fluss passieren, bevor man das Zelt aufschlägt, lautet eine Grundregel im tasmanischen Busch. Der Schwemmkegel verrät, dass der Louisa River nach starken Regenfällen in kürzester Zeit zu einem reißenden Fluss anschwellen kann. Dann heißt es abwarten und Tee trinken, bis die Fluten zurückgegangen sind. Apropos Tee: Ihre rotbraune Farbe haben die Wasserläufe vom



Tannin der Moorgräser und -pflanzen. Dennoch kann das köstliche Nass ohne vorheriges Abkochen oder chemische Behandlung getrunken werden, was aus Tasmanien die unkomplizierteste aller Wanderregionen Australiens macht.

Immer deutlicher zeichnet sich am östlichen Horizont ein kompaktes Felsmassiv ab: Die Ironbound Range, die von Meereshöhe 900 Meter ansteigt. Das sieht nach einer größeren Herausforderung aus, doch mit Bergsteigen ist es auf dem South Coast Track nicht allzu weit her. Gefahr lauert nur



*Bild oben: Die Buschpiste von Melaleuca. Mitunter mehrmals am Tag landen Kleinflugzeuge, die Wanderer und Proviant mitten in die Wildnis transportieren.*

*Bild Mitte: Die Hauszustellung hat funktioniert! Nachschub an Proviant kommt per Flugzeug nach Melaleuca, allerdings nur wenn man ihn vor der Wanderung zur Busch-Fluglinie gebracht und ordentlich adressiert hat. So lässt sich das Gewicht des Rucksacks reduzieren. Bild unten: Melaleuca ist die einzige »Ortschaft« im Umkreis von Dutzenden Kilometern, die Wanderern ein festes Dach über dem Kopf bietet. Die halbierte Blechdose im Vordergrund ist die gemütliche »Bush-Walker-Hütte«.*

bei Schlechtwetter, das uns seit Tagen verschont. Um Erosion zu verhindern und die subalpine Flora zu schützen, ist dieser Teil des Tracks mit Boardwalks und Schotter befestigt. Während wir an Höhe gewinnen, entfaltet sich in unserem Rücken ein Panorama bis in die Unendlichkeit. Nach Osten und Westen reihen sich Buchten und dunkle Vorgebirge aneinander und verlieren sich schließlich im Dunst des Ozeans. Eine Kette kleiner Inseln bildet die letzten Trittsteine auf dem Weg in die Antarktis. Bis zum höchsten Punkt trägt der Wind das rhythmische Donnern der Wellen.

Jenseits des kahl gefegten Kamms macht die Gebirgswelt einem kühl-temperierten Regenwald Platz. Latschen und Krüppelsträucher gehen in einen urzeitlichen Urwald über, wie er am Äquator dichter nicht



sein könnte. Moosbedeckte Eukalyptus-, Myrte- und Sassafras-Bäume verschränken sich zusammen mit meterhohen Farnen und Aufsitzerpflanzen zu einem undurchdringlichen Blätterdach, das den Track in ewiges Zwielficht taucht. Wurzeln und umgestürzte Baumriesen machen den Abstieg zu einer mühsamen Rutschpartie. Das muss das Gefühl sein, das in Wanderführern als »unrewarding walking« umschrieben wird.

Ursprünglich angelegt als Rettungsweg für Schiffbrüchige, fragt man sich, wie jemand ohne Hightech-Ausrüstung und ohne mitgenommene Verpflegung die Strapazen der Wildnis überstehen konnte. Doch sieht man mal von den zahlreichen Felskaps ab, die es zu überqueren gilt, stößt der South Coast Track weiter im Osten seine Kanten ab. Die New River Lagoon, wo ein Aluminium-Dinghi für die zweite Ruderstrecke bereit liegt, entpuppt sich als zahmes Gewässer ohne rudertechnische Ansprüche. Am gegenüberliegenden Ende campieren wir unter Dünen, die Wind und Wellen 15 Meter hoch aufgetürmt haben. Tags darauf marschieren wir barfuß den sieben Kilometer langen, von goldgelbem Sand bedeckten Prion Beach entlang und scheuchen dabei Kolonien von Möwen und Kormorane auf.

Bild oben: Flussüberquerung auf die tasmanische Art. Nur nach starken Regenfällen braucht es Seile, um gefahrlos ans andere Ufer zu gelangen. Bild unten: Aufstieg zur Ironbound Range, dem »bergsteigerischen« Kriterium des South Coast Track. Zum Schutz der empfindlichen Vegetation ist dieser Abschnitt des South Coast Track mit Schotter belegt.



Den Granite Beach passieren wir im Laufschrift, während die hereinbrechende Flut unsere Füße und riesige, baumbewachsene Granitblöcke umspült. Hier treffen wir erstmals mehr als zwei Wanderer an einem Ort an. Vier Pensionisten aus Hobart, die ihren Urlaub auf den Wanderwegen Tasmaniens verbringen, und ein Pärchen aus Adelaide. Sie haben sich für etwa 100 Dollar per Flugzeug nach Melaleuca bringen lassen, erzählen sie, während sie in ihren Kochtöpfen eine Mahlzeit aus Muscheln zubereiten und unser Standard-Gericht aus Instant-Nudeln samt Müsli-Riegeln zum Dessert in ein kulinarisch ungünstiges Licht rücken.

Tags darauf folgt die unheimliche Begegnung der tierischen Art. Am Wegesrand liegt ein jettsschwarzes Etwas. Alle Sinne schalten auf Alarm. Tigerschlange! Offenbar schlafend! Vorbei führt im dichten Unterholz kein Weg. Erst ein festes Stampfen, das die Erde vibrieren lässt, zeigt Wirkung. Der Kopf der ca. 1,5 Meter langen Schlange steigt langsam auf, dann wirft sich das giftige Reptil ins Gebüsch. Der Deal lief tatsächlich so ab, wie er in der Broschüre der Nationalparkbehörde im Kapitel »Ärgernisse und Gefahren in der Wildnis« geschildert wird: 1) Der Wanderer bemerkt die Schlange. 2) Er gibt ihr eine Chance, abzuhauen. 3) Das Reptil nimmt die Chance umgehend wahr. Dass in Tasmanien zuletzt vor mehr als 35 Jahren ein Wanderer am Biss einer Tigerschlange starb, wussten wir schon zu Beginn der Wanderung. Doch ein Stock verbessert von nun an auch das persönliche Sicherheitsgefühl, Gamaschen trägt man sowieso, damit der Schlamm einem nicht in die Stiefel quillt.

Den Schrecken kurieren wir auf einem der schönsten Camping-Plätze des gesamten South Coast Track aus. Am South Cape Rivulet staut sich ein orange-brauner Flusslauf zu einer hüfthohen Lagune, bevor er durch eine schmale Rinne ins Meer fließt. Im eiskalten Wasser spülen wir uns den Schmutz der vergangenen Tage vom Leib, während Bennett's-Wallabies mit flauschi-

gem Pelz in der Hoffnung auf Futter vor dem Zelt herumhoppeln. Bald senkt sich die Nacht über die Lagune. Hundert Meter vor der Küste hat ein Fischerboot Anker geworfen. Sein Positionslight leuchtet mit dem Sternenmeer der südlichen Hemisphäre um die Wette. Einmal stört ein langgezogenes Grollen die Ruhe – ein Beutelteufel wohl, der einen Streit ausficht. Zeigen will sich der nachtaktive »Tassie Devil« allerdings nicht.

Langsam rückt uns die Zivilisation wieder auf den Pelz. Am 11. Tag der Wanderung in Form von Surfern, die an einem Strand ihr Sommerquartier aufgeschlagen haben. Als Tags darauf das erste Haus aus dem Busch auftaucht, trifft uns das völlig unvorbereitet. Cockle Creek heißt der Weiler am südlichsten Zipfel Tasmaniens. Zu kaufen gibt es hier jedenfalls nichts, ertappt man sich dabei, dass die »zivilisatorischen« Verhaltensmuster wieder anzulaufen beginnen. Pflichtgemäß melden wir uns im Track Book ab und warten auf den Bus, der uns wieder in die Stadt zurückbringen soll. Ein Tagesausflügler ist fasziniert von den abgerissenen Gestalten.

Ob wir den ganzen Weg von Scotts Peak gekommen seien, will er wissen. Darauf mit »of course« antworten zu können, entschädigt einen vollends dafür, auf den letzten 150 Kilometern weder einem Beutelwolf noch Elvis über den Weg gelaufen zu sein.



Bild oben: Am South Cape Rivulet bildet ein aus Mooren des Landesinneren kommender Fluss eine verwunschene Lagune. Moorpflanzen sorgen für die charakteristische braune Farbe der tasmanischen Flüsse und Bäche. Dennoch kann das Wasser unbesorgt getrunken werden. Bilder unten: Gezeitenpool an der Deadmans Bay mit bizarren Kelp-Formationen und Muscheln.



# Retrouvance – der Weg der wiedergefundenen Dörfer

Wanderungen zwischen Provence und Seealpen

VON ANDREAS HOHL

»Die Einwohner von Chaudun, vom Elend besiegt, bitten den Staat darum, ihre Gemeinde zu kaufen... Nach sieben Jahren Arbeit der Verwaltung an den Formalitäten eines Vertrags ohne Beispiel kauft der Staat die 2037 ha der Kommune für 340 000 Francs.« (Informationstafel, Chaudun, Ville de Gap)



Bild oben: Agnielles (1010 m).  
Bild unten: Tagesziel ist das ehemalige Forsthaus von Sauvas.  
Alle Fotos: Andreas Hohl

WO WAREN MENSCHEN in Europa so arm, dass sie ihr ganzes Dorf mit allen Ländereien und Tieren verkauften? Man könnte sich so etwas vielleicht in Russland, Moldawien oder der Ukraine vorstellen, aber doch niemals in Frankreich. Und doch ist es nur etwa 100 Jahre her, dass sich zwischen den Seealpen und der Provence, dort, wo heute für den Reisenden alle Südfrankreich-Träume wahr werden, eines der Armenhäuser unseres Kontinents befand. Die Gemeinde Chaudun wurde 1895 verkauft, andere Gemeinden folgten bis Mitte des 20. Jahrhunderts nach.

Bis zur französischen Revolution hatten die reichen Klöster von Chartreux die Ländereien dieser Region besessen und mehr oder weniger nachhaltig bewirtschaftet. Nach der Enteignung des Kircheneigentums kamen viele Neubauern ins Land, die mit den örtlichen Verhältnissen nicht zurecht kamen. Über Generationen wurde Raubbau an der Natur betreiben. Die Bauern schlugen den Wald an den steilen Hängen um ihre Bergdörfer ein, rodeten weite Flächen und beackerten sie, bis die magere Krume erschöpft war. Sie trieben Schafe auf die steinigten Gebirgsweiden, die mit ihren Zähnen die Pflanzen, die den Boden noch hielten, herausrissen und mit ihren kleinen Hufen die Wurzeln schädigten. Von keinem Schutzwald mehr gebremst schossen die Niederschläge zu Tal, vermengten sich mit von Pflügen und Schafen gelockerter Erde und Steinen zu Muren. Diese Schlammlawinen nahmen auch noch die letzten Büsche an den Hängen mit hinunter ins Tal.

Irgendwann war die Bodenerosion so schlimm, dass den Menschen nur noch Steine blieben. Zwischen 1870 und dem II. Weltkrieg verkauften sie ihre Dörfer an den Staat und wanderten aus, manche in andere Regionen Frankreichs, andere nach Übersee, nach Algerien oder Kanada. Viele Jahrzehnte blieben die Dörfer unbewohnt. Die Ställe und Häuser dienten nur noch Igel-



und Fledermäusen, Schlangen und Eulen als Quartier. Aus Türen und Fenstern wucherten Schlingpflanzen und Büsche. Auf ehemaligen Äckern und Weiden wuchsen langsam wieder Bäume auf. So bekundete um 1980 der ONF, der nationale Forstdienst Frankreichs, ein Interesse an der verlassenen Region.

Der ONF pflanzte wieder Bäume auf vielen erodierten Hängen und baute Dämme in die Betten der saisonalen Flüsse, um das Wasser längere Zeit am Berg zu halten. Die Natur selbst übernahm weiter die Aufforstung an den unzugänglichen Stellen. Die Schafhaltung wurde verboten, die Zucht der Vache tarine, einer alte Rinderrasse, dagegen gefördert. Irgendwann gegen Ende des 20. Jahrhunderts war der Wald wieder da, nicht besonders imposant oder ertragreich, aber stark genug, um wieder die Hänge zu sichern. Die Forstleute kamen bei ihrer Arbeit in die verlassenen Dörfer und sahen, wie langsam, aber sicher, alles zusammenbrach.

Da hatte Jean-Luc Rouquet, ein Staatsbeamter, der – was ja nur selten vorkommen soll – auch um die Ecke denken konnte, eine Idee. »Was wäre«, so fragte er sich, »wenn der Forstdienst einige Häuser vor dem Verfall retten, renovieren und Wanderern als

Unterkünfte zur Verfügung stellen würde?« Als er diese Vorstellungen seinen Kollegen und Vorgesetzten unterbreitete, bekam er die dreieinige Reaktion, die jeder bekommt, der auf einem Amt über den Tellerrand hinausschauen möchte: »Geht nicht. Haben wir noch nie gemacht. Da könnte ja jeder kommen.«

Doch Jean-Luc Rouquet hatte eine robuste Seele. Er nahm die Ablehnung hin, arbeitete aber trotzdem weiter an seinem Projekt. Über Jahre hin verfolgte er seine Vorstellungen und machte immer wieder neue Vorschläge. Irgendwann wurden selbst die hartgesottesten Vorgesetzten weich, sie genehmigten das Geld für die Renovierung einiger Häuser. Dies war die Geburtsstunde für das Programm »Retrouvance«, die Wanderroute der »wiedergefundenen« Dörfer. Pro Dorf wurde mindestens ein Haus renoviert und mit Gästezimmern ausgestattet. Zur Energieversorgung wurden die Wasserkraft und die Sonne genutzt. In wenigen Jahren entstand die Infrastruktur für eine einwöchige Wanderung von Hütte zu Hütte inmitten eines entvölkerten Gebiets..

Die Wanderung der »Retrouvance«, was auf deutsch etwa »Wiederfindung« bedeutet, geht durch die Regionen Dévoluy und Pays du Buech. Im Dévoluy ragen die ersten



Großes Bild: Blick auf M. d'Auronze.  
Kleines Bild: Sauvas vorher/nachher.

hohen Gipfel der westlichen Seealpen auf. Dieser Gebirgsstock aus Kalkstein ist 18.000 ha groß und bis über 2700 m hoch. Das Pays du Buech entlang des Buech-Flusses gehört dagegen noch zum Norden der Provence. Hier klettern die Lavendelfelder bis zum Fuße der Alpen hinauf. Die Bauernhäuser der Täler mit ihren runden Schindeln im Stil der Haute-Provence werden in den Bergen von Bauten der alpinen Architektur abgelöst.

Alle Touren beginnen und enden am kleinen Bahnhof des hübschen Provinzstädtchens Veynes. Zeit, um durch die engen Gassen des Orts zu schlendern, bleibt nicht, denn der Kleinbus wartet schon auf das Dutzend Gäste. Die Kapazitäten der Retrouvance sind bewusst gering gehalten. Am Steuer des Busses sitzt Dirk Pawlikowski, ein Deutscher, der einst in den Ferien mal nach Südfrankreich kam und dann nie wieder weg wollte. Er lebt seit vielen Jahren in Veynes und betreut die Tour organisatorisch. Durch sonnenüberströmte Landschaft fährt Dirk hinauf zum Dorf Agnielles, dem Ausgangspunkt der Wanderung auf 1000 m.

Der Ort war noch um die Jahrhundertwende von etwa 100 Menschen bewohnt, wurde dann jedoch genauso verlassen wie Chaudun und viele andere Dörfer der Region. Der ONF restaurierte ein Haus aus dem 16. und 17. Jahrhundert mit schönen Rundbögen, das heute mitten im Wald liegt. Der Standard der Retrouvance-Häuser ist recht unterschiedlich, liegt zwischen dem einer guten Berghütte und dem eines einfachen Hotels, mal gibt es Doppel-, mal Vierbett-



zimmer. Ruhe und Aussicht sind jedoch immer garantiert. Bei einem Abendspaziergang um das Dorf zeigt Marc Vincent, einer der Führer der Retrouvance, welche Bäume auf den einst bewirtschafteten Flächen gewachsen sind. Hauptsächlich die trockenheitsresistenten Schwarzkiefern sind hochgekommen, doch auch Mehlbeere, Hartriegel, Kreuzdorn, Feld- und Bergahorn finden sich. Der ONF fördert durch Einschlag und Pflanzungen die Sukzession von der Schwarzkiefer zur wertvolleren Edeltanne.

Nach von keinem Zivilisationslärm gestörtem Schlaf und einem ausgiebigen Frühstück führt Marc die Gruppe gen Norden. Nur die Tagesrucksäcke mit dem Picknick müssen getragen werden, das große Gepäck fährt Dirk auf anderen Wegen zur nächsten Herberge. Alte Bauernwege führen hinauf zum Moure de l'Aigle, wo das Reich des Steinadlers beginnt. Mit etwas Glück zeigt sich wirklich einer der Ritter der Lüfte. Die Menschen hatten ihm auch in Frankreich übel mitgespielt und ihn als Lämmermörder, ja selbst als Kinderräuber verteufelt. Durch die Entvölkerung der Seealpen und staatliche Schutzbestimmungen sind die Zeiten für den eleganten Flieger jedoch wieder besser geworden, die Bestände erholen sich. Murmeltiere sind die Leibspeise des Steinadlers. Die munteren Gesellen sind jedoch nicht leicht zu erjagen. Immer, wenn die Tiere aus ihren Bauen kommen, stellt sich ein Wächter hoch aufgerichtet auf eine Anhöhe und warnt mit schrillen Pfiffen vor Gefahren.

Über drei Pässe, den Cols de Eschaup, Recours und Tours, mit schöner Aussicht auf

die Aurouze-Berge, geht der Weg hinauf zum nächsten Übernachtungsort, dem verlassenen Dorf Recours. Ein ehemaliges Forsthaus im Durbon-Massiv dient als Herberge. Nach der Grundreinigung der angenehm müden Körper stellt Dirk auch schon das Essen für die Bergfreunde auf den Tisch. Die Hütten des ONF haben zwar eigene Küchen, das Abendessen kommt jedoch von lokalen Gasthöfen oder Fermes auberges, Bauernhöfen mit Tourismusbetrieb. Beim Kochen werden fast nur frische Produkte aus der Region verwendet. Von den Bergbauern kommen hervorragende Fleisch- und Käsespezialitäten, von den Betrieben in den Tälern gutes Obst und Gemüse.

In ganz Frankreich bekannt ist die Birne von Gap, die schon König Francois I. mündete. Die Williamsbirne wird gerne zum Obstbrand Williamine veredelt. Im nationalen Botanikmuseum Gap Charance werden traditionelle Birnen- und Apfelsorten gesammelt und erhalten. Zu den typischen Gerichten der Region gehören die »Tourtons de Champsaur«, das sind Teigtaschen, die entweder mit Kartoffelbrei und Bergkäse, mit Spinat oder mit Pflaumen gefüllt und dann fritiert werden, und die »Tarte de Champsaur«, eine Torte aus dünnem Teigboden, der mit Marmelade aus Bergfrüchten bestrichen wird. Der Honig vom Lavendel oder von Almbäumen ist besonders aromatisch. Weine der Region kommen aus dem Val de Durance und den sonnigen Hängen von Théus und Valsesres. Die Käse sind in Frankreich eine Wissenschaft für sich. Selbst in den Bergen wird Wert auf eine gute Käselektion gelegt, die von den Gästen ähnlich emotional diskutiert und kommentiert wird wie in Deutschland die Aufstellung der Fussballnationalmannschaft.

Der nächste Tag bringt Regen. Die Gruppe nimmt das feuchte Wetter mit Gelassenheit, schließlich brauchen auch im sonnigen Süden die Blumen einmal Wasser. Den Jungkühen auf der Weide scheint die Dusche richtig Spass zu machen. Sie rumpeln in ungelenktem Galopp über weite Almen voll von gelbem Enzian und schnüffeln neugierig

an den komischen Zweibeinern aus Paris, Lyon und Stuttgart. Nach Überquerung zweier Pässe, des Col du Vallon de l'Aup und des Col du Lauteret, kommt der Regen nicht mehr hinterher. Auf dem Weg hinunter ins Tal bis ins Dorf La Cluse strahlt schon

wieder die Sonne. La Cluse liegt an der Landstraße D 937, die sich von Nord nach Süd durch Gebirge schlängelt und ist deshalb der Entvölkerung entronnen. Marc zeigt seinen Schützlingen den alten Dorfbrunnen, dessen klares Wasser sich prächtig eignet, die verschwitzten Gesichter zu kühlen und die verschlammten Schuhe wieder auf Vordermann zu bringen.

Leibchen und Socken, Schuhe und Touristen trocknen einträchtig nebeneinander in der Sonne unter dem – nomen est omen – Schild »Pren Soleil« an der Wand des Dorfrestaurants. Die

Bild oben: Brunnen an der Buech.  
Bild unten: Hauswurz (Sempervivum).



Feld bei La Cluse.





Sonnenschutz am Pic de Bure.

Wände der alten Gewölbe des Speisesaals hängen voller Landschaftsbilder lokaler Maler. Manch ein alter Bauernhof ist von Künstlern gekauft worden, die dort zumindest in der warmen Jahreszeit wohnen, um das besondere Licht des Südens malen. Nach der Mittagspause folgt der Aufstieg in die Aurouze-Berge mit ihren gewaltigen Kalkstöcken und schroffen Felswänden bis nach Rabioux, ein heute verlassenes Dörflein, das noch Mitte des 19. Jahrhunderts ein Dutzend Familien beherbergte.

Von Rabioux steigt man auf ins Land der Gämser. Die schönen europäischen Antilopen scheinen sich über die Bergwanderer zu amüsieren, die sich ein wenig elend über

Schotterhalden aufwärts schleppen, während sie selbst die Hänge hochzufliegen scheinen.

Doch alle Anstrengungen sind vergessen, wenn das weite Hochplateau erreicht ist und der Weg angenehm horizontal zum Pic de Bure, mit 2709 m Höhe der höchste Berg der Umgebung, führt. Er ist ein Aussichtspunkt der besonderen Art, der ein herrliches Rundumpanorama bietet. An klaren Tagen reicht der

Blick vom Mt. Blanc bis zum Mt. Ventoux. Lange Jahre diente der Pic de Bure Astronomen als Stützpunkt zur Himmelsbeobachtung. Die riesigen silbernen Schüsseln des Observatoriums sind noch intakt, doch heute nutzen nur noch Schafe das Gelände, während die Himmelsgucker in südlicheren Gefilden mit noch klarerer Luft das Universum ausspähen. Hinter den Schüsseln beginnt wieder der Schotter, doch abwärts ist er leichter zu bewältigen. Mit wilden Sprüngen gleiten und holpern die Bergsteiger hinunter. Tagesziel ist das ehemalige Forsthaus von Sauvas, das mitten im Amphitheater des Bure-Massivs liegt.

Auch die nächste Etappe, vielleicht die schönste der Tour, steht zunächst unter dem Zeichen des Pic de Bure. Heute zeigt er den Wanderern seine schroffe, fast vertikale Südostflanke. Der Weg führt jedoch durch liebliches Gelände, über die Cols de Matacharre et Conode und die Chapelle de la Crotte, über Hochalmen mit unglaublicher Blumenpracht. Durch die günstige Lage zwischen Alpen und Mittelmeer weist das Gebiet der Retrouvance eine außergewöhnliche Vielfalt an Pflanzen auf. Über 2000 verschiedene Arten, was etwa der Hälfte der gesamteuropäischen Flora entspricht, sind hier zu finden. Im Frühjahr und Sommer sind die Bergwiesen bunt wie eine Malerpalette.

Enziane mit königsblauen oder gelben Blüten konkurrieren mit dunkelroten Alpenrosen und Riesenflockenblumen und violetten Alpenakeleien und Teufelskrallen um die Gunst der Insekten. Ein wahres Feuerwerk an Farben bietet auch Edel flora wie Türkenbund- und Feuerlilien, Kohlröschen, Rotes Waldvögelein und die Knabenkräuter. Wilde Rosen, Lavendel und Minze betören mit ihren Düften. Die Hobbybotaniker unter den Wanderern erfreuen sich jedoch auch an weniger bekannten Arten wie der Großen Sterndolde, der Spinnweben-Hauswurz oder der Grünen Schaftdolde. Die Königin der Alpen, »La Reine des Alpes«, ist für die Franzosen der Alpenmannstreu, eine Distelart mit einer weiß-amethystblauen

Blüte. Während Franzosen und Deutsche besonders den Blumen huldigen, haben sich die Angelsachsen mehrheitlich der Ornithologie verschrieben. Auch hier hat die Region einiges zu bieten, immerhin 103 Vogelarten wurden gezählt, vom winzigen Zaunkönig bis zum mächtigen Steinadler, vom im Licht in hundert Farben schillern den Eisvogel bis zum Prinz der Finsternis, dem Uhu.

Das Chaudun-Massivs ist über das romantische Tal der oberen Buech zu erreichen. Hier ist die Vegetation üppiger als sonst irgendwo auf der Tour, was auch von den hier zahlreichen Hirschen und Rehen geschätzt wird. Das kristallklare Wasser, die steil aufragenden Felsen und das wunderbare Grün in hunderterlei Schattierungen schaffen eine märchenhafte Stimmung. Der Weg ist teilweise in die Felsen oberhalb der Buech eingehauen oder führt über schmale Holzstege über dem Fluss. Die letzte Übernachtungsstation der Tour ist die Herberge im verlassenen Dorf Chaudun. Sie liegt im Halbkreis der Berggipfel des Cirque de Chaudun, am Ufer der Buech.

Am nächsten Morgen klebt Marc an seinem Fernglas. So lange sucht er die Hänge des Cirque de Chaudun ab, bis er die zoologische Attraktion dieser Gegend entdeckt hat, die Mufflons. Über 500 dieser Wildschafe mit den schön geschwungenen Hörnern leben hier, und die Chancen, welche zu sehen, sind sehr gut. Oft ziehen sie sich allerdings unter die höchsten Gipfel zurück und nur Fernglas und Spektiv ermöglichen Einblicke in ihr Familienleben. Die Schafe haben neuerdings ein Problem mit gefährlichen Zuzüglern. Nach und nach wandern aus den italienischen Abruzzen wieder Wölfe nach Frankreich und die Schweiz ein. Mufflons kommen ursprünglich aus Korsika und kennen den Wolf als Beutegreifer nicht. Meister Isegrim ist für den Menschen völlig harmlos, aber er liebt Schafbraten, und die Mufflons stellen sich weit dämlicher an als Gämser, Rehe oder Hirsche und sind leicht zu erjagen.

Von Chaudun aus führt die letzte Etappe



über den Roc du Vautour, den Geierfelsen, und die Cols de Gleize et du Milieu hinunter nach Rabou. Hier, im letzten bewohnten Dorf am Talende, werden die Wanderer wieder von der Zivilisation in Gestalt von Dirk und seinem Bus empfangen.

Am Bahnhof von Veynes ist dann noch ein wenig Zeit, die Gedanken zu ordnen, sich vom Führungs- und Versorgungsteam zu verabschieden und innerlich auch Jean-Luc Rouquet dafür zu danken, dass er seine gute Idee gegen alle Widerstände durchgesetzt hat und dadurch eine vergessene Region umweltverträglich wiederbelebt hat.



Ansprechpartner für die Retrouvance-Tour

Dirk Pawlikowski  
32, Rue Jean Jaurès  
F - 05400 Veynes  
Tel. +33-492-572738  
E-mail: dirkpawlikowski@hotmail.com  
www.retrouvance.com

Tourismusamt  
Hautes Alpes - Alpes du Sud  
BP 46  
F - 05002 Gap  
Tel. +33-492-536200,  
Fax -533160  
E-mail:  
www.hautes-alpes.net  
www.devouluy.com  
www.buech.com

Verantwortliche des staatlichen Französischen Forstdienstes ONF

Philippe Bellon  
Tel. +33-6-84882917  
E-mail:  
philippe.bellon@onf.fr

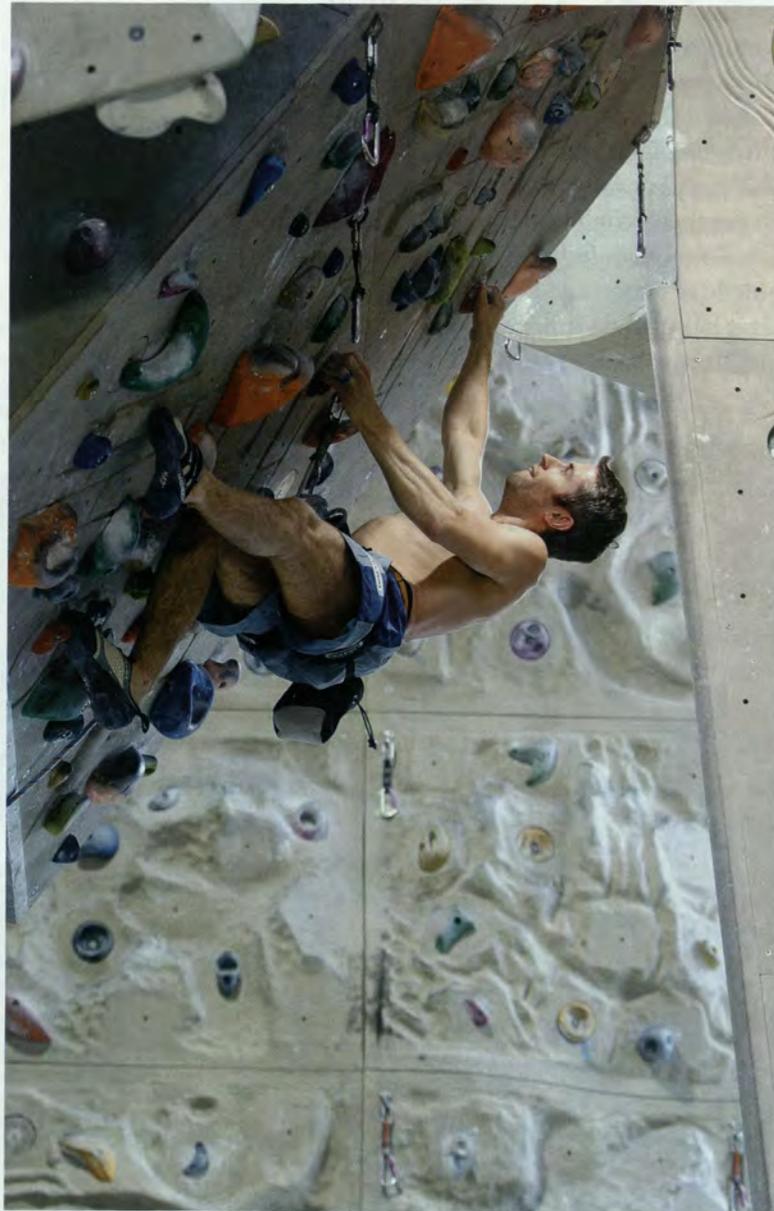
Jean-Luc Rouquet (Konzeption Retrouvance)  
Te./Fax +33-4-92581908  
E-mail:  
jean\_luc.rouquet@onf.fr

Bild oben: Schafe beim Observatorium am Pic de Bure.  
Bild unten: Gorges du Petit Buech.

# Andreas und Christian Bindhammer – ein Porträt

TEXT UND INTERVIEW VON MIRJAM HEMPEL

*Seit Jahren zählen Andreas und Christian Bindhammer zu den erfolgreichsten Wettkampfkletterern Deutschlands. Dass sie weltweit auch zu den Kletterern gehören, denen die meisten schweren Felsrouten gelangen, ist weniger bekannt. Aber nicht nur im Fels haben sich die Bindhammer Brüder in den letzten Jahren kontinuierlich weiter entwickelt.*

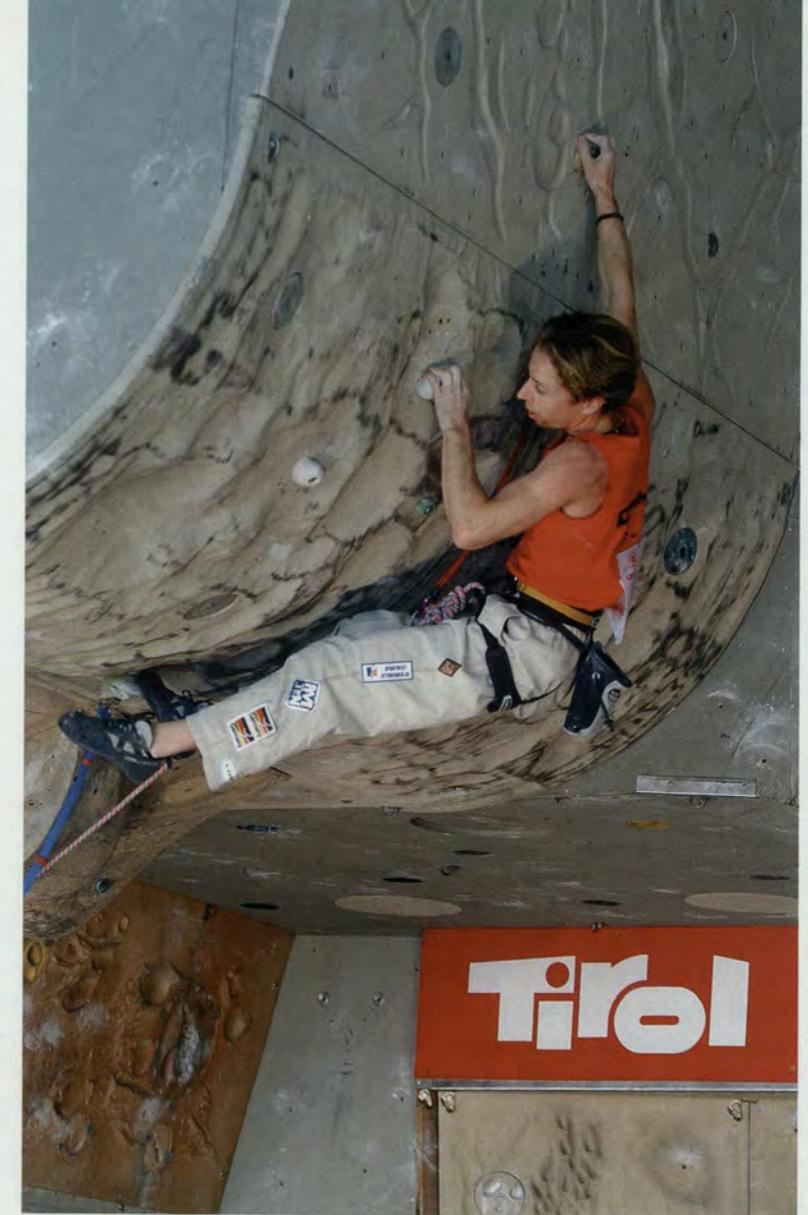


»HEY, DAS GIBT'S doch nicht, dieser Zug! Das ist so uferlos!« Christian Bindhammer ist empört. Dreimal ist er an der Stelle zurückgeklettert, dann war ihm alles egal. Während er mit der linken Hand den roten Seitgriff fixierte, schnellte sein rechter Arm über Kreuz nach links auf den Sloper (abschüssiger Griff, Aufleger). Er konnte den abschüssigen Griff noch an den Fingerkuppen spüren, dann stürzte er ins Seil. Jetzt baumelt er elf Meter über dem Hallenboden. Neun Augenpaare starren von unten herauf. »Absolut der Hammer, diese Tour«, schimpft der achtfache Deutsche Meister im Sportklettern. Gestern war er an derselben Stelle »abgetropft«. Gut, beim ersten Mal kann das passieren. Aber beim zweiten Versuch ist das untypisch für eine Hallentour, die nur mit 10- bewertet ist. Christian zieht seine auf 1,72 Meter verteilten 60 Kilogramm am Seil hoch. An der »Abtropf-Stelle« angekommen, schüttelt er seine Arme aus, taucht die Hände nacheinander in den Chalkbag und prägt sich den schweren Einzelzug noch mal genau ein. Er taucht die Hände ein zweites Mal in den Magnesiabeutel und pustet auf seine Finger. Jetzt kann nichts mehr schief gehen. Christian findet seine Ausgangsposition. Sein Körper spannt sich wie bei einer lauernden Katze. Plötzlich schnellt seine rechte Hand nach links Richtung Sloper. Eine kleine Magnesiawolke rieselt zu Boden.

Christian Bindhammer trainiert. Das Tivoli in Innsbruck zählt zu den Lieblings-

Kletterhallen des 28-Jährigen mit den großen blauen Augen und den grau durchsetzten Haaren. Hier kann er Routen klettern, die ihn fordern. Viele Hallen gibt es nicht mit Schwierigkeiten von 8a+ (10-) aufwärts. Und wenn sich doch mal eine Route im 10. Grad findet, dann ist sie meist langweilig geschraubt oder hat eine einfache Wandstruktur ohne Bäume und Kanten. In Deutschland trainiert Christian am liebsten in Ottobeuren und Scheidegg. Oft ist der Wahl-Bamberger auch in Forchheim anzutreffen. Um einen Trainingseffekt zu haben, schraubt Christian in seiner wohnortnächsten Kletterhalle die Routen selbst. Da diese Lösung nicht optimal ist, lohnt sich für den Profikletterer die vierstündige Autofahrt ins österreichische Innsbruck.

»Uferlos. Diese Kreuzzüge sind ein Dreck.« Als Christian am Boden ankommt, ist er immer noch sauer. Sein drei Jahre älterer Bruder, Trainings- und Sicherheitspartner Andreas (Bindhammer) nimmt es gelassen. Während Christian kopfschüttelnd dasteht und vor sich hin schimpft, holt Andreas seine Kletterschuhe aus der Ecke. Die kleinere und zierlichere Ausgabe von Christian trinkt einen Schluck, setzt sich auf den Boden und zieht die Turnschuhe aus. Bedächtig schlüpft der junge Mann mit dem schmalen Gesicht in seine Kletterpatschen. Er hat Zeit. Bevor Andreas losklettert, schaut er auf das hellgelbe Tape am Routeneinstieg. »Maxim 8a+« prangt in Großbuchstaben neben den roten Griffen. »Die Bewertung ist total daneben«, befindet Andi und steigt ein. Jeder Zug sitzt perfekt. In Zeitlupentempo gewinnt der Deutsche Meister im Sportklettern von 1995 an Höhe. Er erreicht die schwierige Einzelstelle mit dem ihm bekannten Kreuzzug. Gestern war er die Tour schon geklettert. Er hatte sie nicht auf Anhieb geschafft. Für einen dynamischen Zug war der Griff zu klein gewesen. Jetzt fixiert er mit seiner linken Hand den Seitgriff und streckt seinen rechten Arm so weit wie möglich nach links. Nur vier Millimeter fehlen zum Sloper. Andreas klettert zurück und versucht es noch einmal.



Seine Hand nähert sich dem abschüssigen Griff bis auf zwei Millimeter. Hätte er die gleiche Armspanne, wie sein zwei Zentimeter größerer Bruder, würde es langem. So ist statisch nichts zu machen. Andreas Fingerkuppen schwitzen. Er springt ins Seil. Beim späteren Ausbouldern wird er den Zug knapp schaffen.

Auf nationaler Wettkampfebene ist Andreas Christians stärkster Konkurrent. 1996 musste er seinen Meistertitel im Sportklettern zwar an den jüngeren Bruder abtreten, wurde dann aber fünfmal Deutscher Vizemeister in Folge. Auch auf internationaler Ebene machen die »Hammer-Brothers«, wie sie in der Szene genannt werden, immer wieder auf sich aufmerksam. Christians ers-

Abb. oben:  
Andreas Bindhammer  
beim Weltcup in Imst.  
Alle Fotos: Wolfgang  
Ehn

Abb. Seite 80:  
Christian Bindhammer  
beim Training in der  
Innsbrucker Kletterhalle.

## Interview mit Andreas Bindhammer

### Wie ist das Verhältnis zu Deinem Bruder während eines Wettkampfs?

Wir arbeiten eigentlich immer zusammen. Selbst wenn wir national im Finale sind und eigentlich gegeneinander kämpfen, besprechen wir die Route miteinander durch und dann gewinnt einfach der, der grad fitter ist. Mir ist lieber, mein Bruder gewinnt, als irgend jemand anders.

### Was ist Deine größte Stärke?

(ohne zu zögern) Disziplin.

### Was ist Deine größte Schwäche?

(schweigt und überlegt) Meine größte Schwäche ist Dynamik, also Schnelleistung, würde ich sagen, rein klettermäßig. Da kann ich nichts dagegen machen, da bin ich nicht der Typ dazu.

### Was hast Du für Hobbys?

Ich hätt gern Hobbys, aber die, die ich mir immer wünsch, sind zu teuer. Ich würd wahnsinnig gern Rallye fahren. Aber das kann sich ja kein Mensch leisten. Von mir aus auch einen Sportwagen, Scheißegal, (er lacht) aber es kostet an die 60.000 Euro im Jahr, mit einem Mini oder so, und das kann ich mir auch nicht leisten. (lacht wieder) Also hab ich keine Hobbys, nicht direkt.

### Welche Sportart würdest Du ausüben, wenn Du nicht klettern würdest?

Früher habe ich Skitouren gemacht, das würde ich dann machen. Ich kann auch ganz gut Skifahren, oder ich weiß nicht, ob ich's jetzt noch kann (lacht). Aber normal verlernt man das ja nicht. Seit 4 Jahren bin ich nicht mehr gefahren. Snowboard fahr ich auch. Am Schluss bin ich sogar lieber Snowboard gefahren. Da ist man freier. Ohne Stöcke und so.

### Auf was würdest Du im Leben nicht verzichten wollen?

(schweigt und überlegt) Tja, das ist jetzt wieder eine gute Frage. Auf's Auto, darauf könnt ich nicht verzichten.

### Der größte Erfolg in Deinem Leben?

(Langes Schweigen) Schwer zu sagen. Ein Erfolg ist auf jeden Fall, dass ich einen Weg gefunden hab, Klettern und Beruf in Einklang zu bringen. Ich hab relativ viel Freiraum, und hab trotzdem die Möglichkeit, ganz gut Geld zu verdienen.

### Welche Eigenschaft schätzt Du bei Deinem Bruder am meisten?

(schweigt, überlegt und lacht) Dass er seine Ziele genauso konsequent verfolgt, wie ich.

### Was nervt Dich an ihm?

(antwortet spontan) Dass er bisweilen ziemlich unzuverlässig ist.

### Worin unterscheidet Ihr Euch am meisten?

(überlegt) Ich denk, ich kann eher länger voraus planen. Er plant schon auch voraus, aber nur kurzfristig und nicht richtig langfristig. **Was ist kurzfristig?** So nen Monat voraus glaub ich, kann er schon ganz gut planen, aber so richtig langfristig, also was er mal so in drei Jahren macht, das interessiert nicht. Ich hab schon einige Ideen, wie ich meine Firma weiter ausbauen kann. Produkte entwickeln oder mit ins Programm nehmen. Das kann man alles ausbauen.

**Andi, vielen Dank für das Gespräch.**

ter Platz beim prestigeträchtigen Rock Masters in Arco 2001, sein zweiter Platz im Weltcup Kuala Lumpur 2001 und Andreas erster Platz im Weltcup Wiener Neustadt 1999 und sein dritter Platz im Gesamtweltcup 1999 sind nur vier von zahlreichen hervorragenden Ergebnissen. Ganz zu schweigen von Christians achtfachem Deutschen Meistertitel in Folge.

Soviel Erfolg verwöhnt und erhöht die Ansprüche an sich selbst. Für Christian ist ein nationaler Wettkampf nur noch erfolgreich, wenn er ihn gewonnen hat. Andreas ist schon zufrieden, wenn er für sich das Maximum herausholt. Er möchte nicht wegen eines Fehlers abfallen, sondern weil der Körper nicht mehr mitmacht, weil er »einfach nicht fitter ist«. Am Wettkampfklettern reizt das Erfolgsduo, dass sie sich mit anderen messen können. Christian ist es dabei wichtig, sehr gute Leistung auch in der Öffentlichkeit zu bringen. Er braucht die Zuschauer und den Jubel, das spornt ihn zu Höchstleistungen an. Chri, wie er von seinen Freunden und Fans auch genannt wird, ist für jeden Spaß zu haben. Wenn er sich während des Kletterns im Finale einer Deutschen Meisterschaft umdreht und ins Publikum winkt, werden die Jubelschreie noch lauter. Andreas ist der stillere, ruhigere. Aber auch für ihn ist es wichtig, dass das Publikum mitgeht und ihn anfeuert.

Für heutige Verhältnisse haben die Bindhammers erst spät mit dem Klettern angefangen. Andreas war 15, als ihn sein Vater das erste Mal in den Klettergarten ins Altmühltal mitnahm. Ausflüge in den Kaiser und die Berchtesgadener Alpen folgten. Und weil der ehrgeizige Filius auch mal an seiner Leistungsgrenze klettern wollte, machte er mit 16 Jahren einen Alpenvereins-Sportkletterkurs in Arco. Dort lernte er, wie man schwere Stellen ausbouldert und Top-rope klettert, um sein Kletterkönnen zu verbessern. Als er ein Jahr später verstärkt im Altmühltal für richtige alpine Touren trainieren wollte, fehlte ein Sicherungspartner. Aber er hatte ja seinen jüngeren Bruder... Der war freilich nicht so begeistert. Mit 14

Jahren spielte Christian lieber Fußball oder ging zum Mountainbiken. Die Kindheits-Wanderausflüge mit den Eltern ins Karwendel und Wetterstein hatten ihn nie sonderlich gereizt. Hinzu kam, dass er vor seinem 14. Geburtstag von seinen Eltern aus nicht klettern durfte. Wenn der Vater mit Andreas zum Klettern in die Berge zog, musste Christian daheim bei ihrer Mutter bleiben. Warum sollte er jetzt auf einmal klettern? Wie so oft unter Geschwistern, setzte sich der Ältere durch und Christian fand Gefallen an der neuen Sportart. Andreas konnte sich 1990 im Klettergarten vom 5. auf den 7. Schwierigkeitsgrad steigern. Manchmal war auch eine 8 drin, aber es ging nicht weiter vorwärts. Erst die Führerscheinprüfung im Frühling 1991 brachte für Andreas den Sprung vom 7. zum 9. Grad. Mit Vollgas starteten die Bindhammers in ihre Kletter-Karriere. Sämtliche Katzen mussten sich auf der Strecke vom heimischen Niederviehbach ins Altmühltal schnell in Sicherheit bringen, wenn Andi und Chri mit ihrem roter Peugeot 205 mit bis zu 160 Stundenkilometer über die kurvenreiche Landstraße nahten. Bis heute hegen die Brüder eine große Leidenschaft für schnelle Autos und kurvenreiche Strecken. Im Sommer 2003 wurde Andi seine Leidenschaft zum Verhängnis. Er hatte das Blitzgerät zu spät bemerkt. Folge: ein Monat Führerscheinentzug. Christian musste ihn während dieser Zeit chauffieren. Dass er darüber nicht gerade erfreut war, ist verständlich. Einziger Trost: Er durfte Andis getunten Audi nehmen und der fährt mit 230 Stundenkilometern 30 Kilometer pro Stunde schneller als sein silberner Ford Mondeo.

So rasant die Brüder mit dem Auto unterwegs sind, so rasant kletterten sie im Sommer und Herbst 1991 viele schwere Routen im Altmühltal. 1992 wollte Andreas dann wissen, wo er steht. Erstmals wurde der Siemens-Juniorencup veranstaltet. Mit 19 Jahren konnte er noch teilnehmen. Über seinen 10. Platz hat er sich damals riesig gefreut. Aber er merkte auch, dass seine



## Interview mit Christian Bindhammer

### Wie ist das Verhältnis zu Deinem Bruder während eines Wettkampfs?

Wir tauschen uns schon aus und sprechen die Route miteinander durch.

### Was ist Deine größte Stärke?

(schweigt und überlegt) Dass ich meistens relativ selten aus Routen ganz oben raus falle. Also Kopfstärke in der Route, so dass ich, wenn ich im zweiten oder dritten Versuch rein geh, mir die Route sehr gut einprägen kann. Und wenn ich dann über die schwere Stelle rüber bin und noch die letzten Züge vor mir habe, eine relativ gute Kopfstärke hab.

### Was ist Deine größte Schwäche?

Ähh, die größte Schwäche ist eigentlich meine Kraft. (lacht und zwinkert mit den Augen) – Da ich keine hab. Ich klettere im Prinzip ohne Kraft, nur mit Technik. Ich glaub man kann auch extrem viel noch durch Bewegung und Kletterfluss optimieren und da bin ich sicherlich noch nicht ausgereift.

### Was hast Du für Hobbys?

Hin und wieder Snowboarden im Winter. Im letzten Winter gleich einmal. (lacht)

### Welche Sportart würdest Du ausüben, wenn Du nicht klettern würdest?

Wenn ich nicht klettern würde, würde ich jetzt viel Rad fahren – wahrscheinlich. Mountainbiken.

### Auf was würdest Du im Leben nicht verzichten wollen?

Auf Frauen. Obwohl sie auch zickig sind. (lacht)

### Der größte Erfolg in Deinem Leben?

Ich würd sagen, acht mal hintereinander Deutscher Meister zu sein.

### Welche Eigenschaft schätzt Du bei Deinem Bruder am meisten?

(schweigt lange) Auf mich persönlich bezogen? **Ja, schon persönlich bezogen. Was schätzt Du an ihm?** Hmm, Zuverlässigkeit.

### Was nervt Dich an ihm?

Ähm, ja, dass er teilweise ein bisschen demotivierend wirkt. Beim Klettern, beim Training halt. Ich sags mal anders. Nicht demotivierend in dem Sinne, sondern anstrengend von der Einstellung her. Er hat eine gesamtnegative Einstellung.

### Worin unterscheidet Ihr Euch am meisten?

Ich denke, grundsätzlich bin ich wahrscheinlich flexibler, anpassungsfähiger. Das ist bei ihm ein bisschen schwer – teilweise. Er hat eine gewisse Vorstellung, so und so muss es sein. Und wenn's dann nicht so ist, dann ist's Scheiße. Negativ halt.

**Chri, vielen Dank für das Gespräch.**



Andreas bei der zweiten Begehung der Route Zauberfee 8c+ in Arco, Italien.

Schwächen im Dach lagen. Das Training wurde umgestellt, ein eigener Boulderraum musste her. Weil im Keller kein anderer Raum frei war, schraubten die hochmotivierten Brüder Griffe an die Wände und unter die Decke des väterlichen Fitnessraums. Bodenmatten gab es keine. Aber das störte Andreas und Christian nicht. Wild ent-

schlossen begannen sie zu trainieren. Mit Erfolg: Am Ende des Winters konnten sie nicht nur mühelos unter der Zimmerdecke hin- und her-bouldern, sondern Christian belegte beim Deutschen Jugendcup in Würzburg 1993 gleich den ersten Platz. Und das, nachdem er einen Tag vorher mit »Mr. Magnesia« seine erste 9+ geklettert war. Im gleichen Jahr wurde Christian Deutscher Jugendmeister. Andreas kletterte mit »Target« seine erste 10- und wurde 1994 zweiter beim Deutschlandcup in Braunschweig. Von da ab waren die Bindhammers nicht mehr zu stoppen.

Dass Andi und Chri nicht nur in der Halle, sondern auch im Fels sehr aktiv und erfolgreich sind, geht in den allgemeinen Medien oft unter. Christian ärgert das. Immerhin ist er einer der Kletterer, die weltweit die meisten schweren Touren im Bereich 8c+/9a (11) geklettert sind. Sogar die »Action Directe« des legendären Wolfgang Güllich meisterte Chri am 14. Mai 2003. Die nur 12 Meter lange, 45 Grad überhängende, löchrige Tour im 11. Schwierigkeitsgrad gilt als Meilenstein in der Sportklettergeschichte. Güllich durchstieg sie nach elf Klettertagen am 14. September 1991. In diesem Jahr begann Christian zu klettern. Viele namhafte Aspiranten aus der ganzen Welt haben sich seither an der »Action« versucht. Christian, der in den vergangenen Jahren unter Kapselproblemen an seinen Fingern

**Auszug aus Andreas bislang 17 gekletterten Routen im 11. Schwierigkeitsgrad (8c+ bis 9a), ohne Erstbegehungen**

»Bronx«, 8c+, Orgon, Frankreich, 1996; »La Connexion«, 8c+, Orgon, Frankreich, 1996; »La Cote d'Obscure«, 8c+, Gorges d'Loup/Nizza, Frankreich, 1998; »Alien Carnage«, 8c+/9a, Castillon/Nizza, Frankreich, 1999; »Noia«, 8c+, Andonno, Italien, 1998; »L'Avaro«, 8c+/9a, Tetto Sarre, Italien, 1999; »Honky Mix«, 8c+, Onati, Spanien, 2001; »Ground Zero«, 9a, Sektor Tetto Sarre, Aosta, Italien, 2002; »Zauberfee«, 8c+, Arco, Italien, 2003; »Quenelle Trophy, maux de la fin«, 8c+, Sektor Deverse/Nizza, Frankreich, 2003.

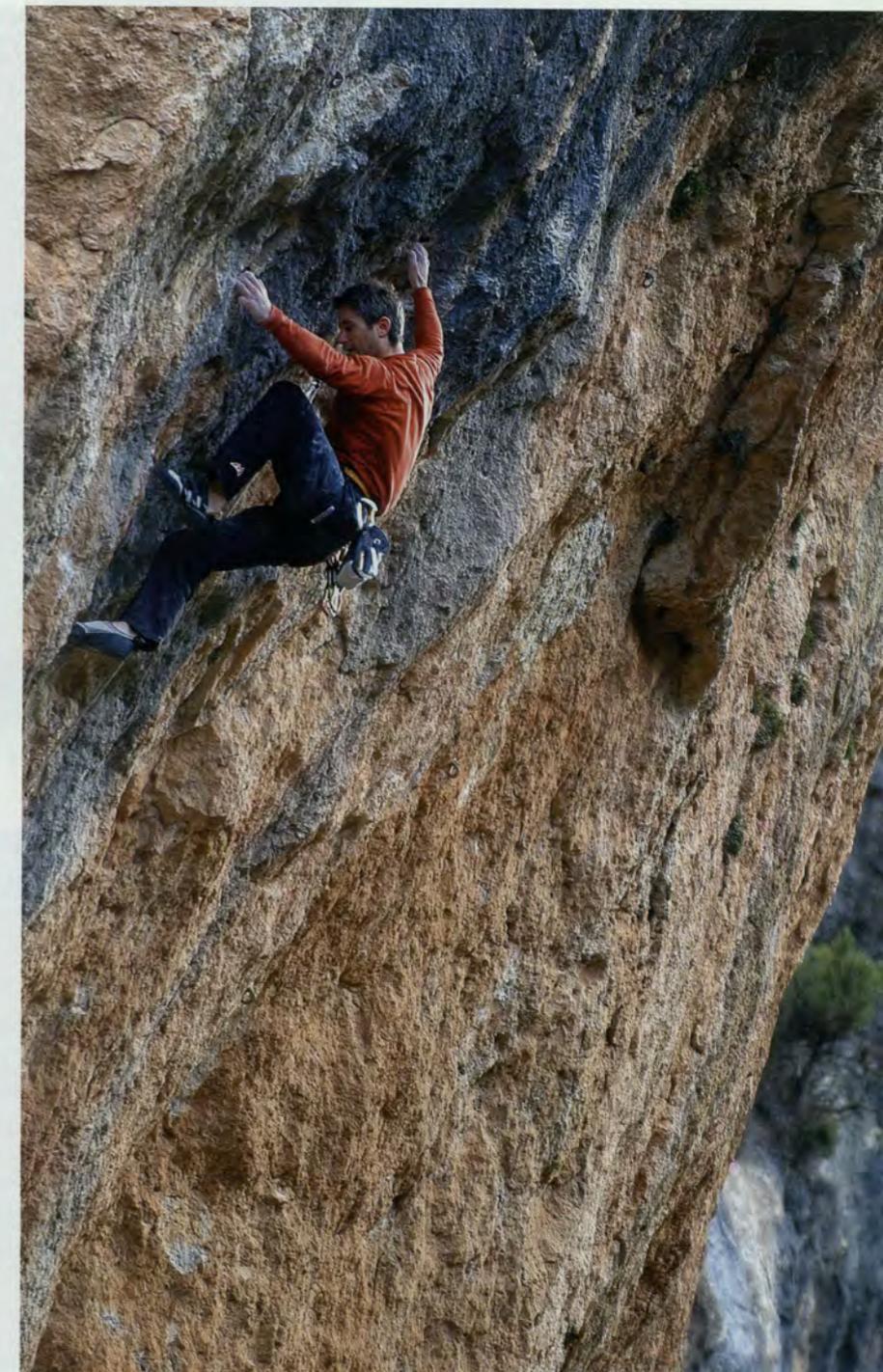
**Auszug aus Christians bislang 23 gekletterten Routen im 11. Schwierigkeitsgrad (8c+ bis 9a), ohne Erstbegehungen**

»Bronx«, 8c+, Orgon, Frankreich, 1996; »Noia«, 8c+, Andonno, Italien, 1998; »Ultimate Power Sacrifice«, 8c+, Gorges d'Loup/Nizza, Frankreich 1998; Castillon/Nizza, Frankreich, 1999; »Vitamania«, 8c+/9a, Annot, Frankreich, 1999; »Shangri-la«, 8c+, Frankenjura, Deutschland, 2001; »Speed«, 8c+, Voralpsee, Schweiz, 2001; »Underground«, 9a, Massone, Italien, 2002; »Ground Zero«, 9a, Sektor Tetto Sarre, Italien, 2002; »Action Directe«, 4. Begehung, 9a, Fränkische Schweiz, Deutschland, 2003; »Jamaican Airplane«, 3. Begehung, 8c+, Besancon, Frankreich, 2004.

litt, gelang die 4. Wiederholung nach nur sechs Klettertagen.

Ihre Motivation zum Training holen sich die Bindhammers immer wieder am Fels. Andreas klettert generell lieber draußen als in der Halle. Die Natur und das Umfeld sind ihm, der als Jugendlicher einige Walliser Viertausender bestiegen hat, sehr wichtig. In der Halle nerven den 31-Jährigen die ständigen Hintergrundgeräusche wie an die Wand schlagende Expressen und schreiende Kinder. Welche Tour draußen wann geklettert wird, entscheiden Andreas und Christian pragmatisch. Bereiten sie sich gerade auf einen Wettkampf vor, bevorzugen sie 20 bis 25 Meter lange und 30 bis 45 Grad überhängende, nach oben hin schwerer werdende Routen.

Auch wenn Andreas und Christian, was die Einstellung zu Wettkämpfen und Klettertraining betrifft, lockerer geworden sind, bestimmt der Wettkampfkalendar das Jahr der »Hammer-Brothers«. Urlaub ist im Trainingsplan nicht vorgesehen. Ausnahmen bestätigen die Regel. Bei Christian gibt es eine: Das war im Februar 2004 und ungewollt. Sieben Tage Klettern in Siurana, Spanien, mit Freundin Melanie und Bekannten. So war es geplant, aber das Wetter wollte es anders. Am Ankunfts-Sonntag und Montag konnte Christian noch in sein Projekt reinschnuppern. Am Dienstag regnete es. Chri-



Christian klettert in Siurana, Spanien.

stian nahm es mit Humor. Anstatt zwei Tage Klettern, ein Tag Pause, musste sein Trainingsschema auf eineinhalb Tage Klettern und einen Pausentag weichen. Am Mittwoch regnete es immer noch. Christian kommentierte das ironisch: »Bevor es morgen schneit und zu kalt zum Klettern wird, trainiere ich heute. Ein trockener Überhang



Ohne Rastpunkt stellt die Zauberfee hohe Anforderungen an die Spitzenkletterer.

#### Andreas Bindhammer

Geboren am 16. April 1973 in Landshut, Bayern.  
Wohnort: Niederviehbach bei Landshut.  
Beste Wettkampfergebnisse: Deutscher Meister 1995; Deutscher Vizemeister von 1996 bis 2000; 2. Platz beim Weltcup in Prag 1997; 1. Platz beim Weltcup in Wiener Neustadt 1999; 3. Platz im Gesamtweltcup 1999; 3. Platz beim Weltcup in Kranji, Slowenien, 2000; 1. Platz beim Internationalen Goldfinger Masters in Puurs, Belgien.  
Erstbegehungen: 1999, »Vitamina«, 8c+/9a, Annot, Frankreich; 2000, »Andiamo«, 8c+, Rottlachberg, Deutschland; 2001, »KinematiX«, 9a, Gorges d' Loup, Nizza, Frankreich.



Ans Aufhören denken die »Bindis« noch lange nicht. Das Wettkampfgeschehen hat mit sinkenden Preisgeldern zwar an Attraktivität verloren, aber »solange es mir Spaß macht, gehe ich noch hin«, meint Christian. »Wenn ich mir sag, das gefällt mir nicht mehr, dann geh ich halt nicht mehr hin«, sagt Andreas. Für die Zukunft ist vorgesorgt. Vor einigen Jahren haben Christian und Andreas die Firma Masterrange ins Leben gerufen. Was mit dem Vertrieb von Klettergriffen seinen Anfang nahm, hat sich inzwischen zu einer kleinen Firma für Klet-

wird sich schon finden«, meinte er und verschwand mit seinem Mietwagen. Nach einer Stunde war er zurück. »Nichts zu machen, alles nass«, sprachs und fuhr zum Sightseeing und Frustessen nach Barcelona. Als es am Donnerstag dann tatsächlich schneite, war seine Geduld am Ende. Bevor er sich auf die Suche nach einem Boulderraum machte, buchte er den Rückflug um. Am Freitag flog er heim und abends konnte man ihn in der Kletterhalle Forchheim treffen.  
Das »Abenteuer Spanien« wird Christian so schnell nicht vergessen.

terwanddesign mit eigenem Aufbauteam und angegliedertem Onlineshop entwickelt. Dank Internet und Handy können die Brüder den Onlineshop auch während ihrer vielen Reisen betreuen.

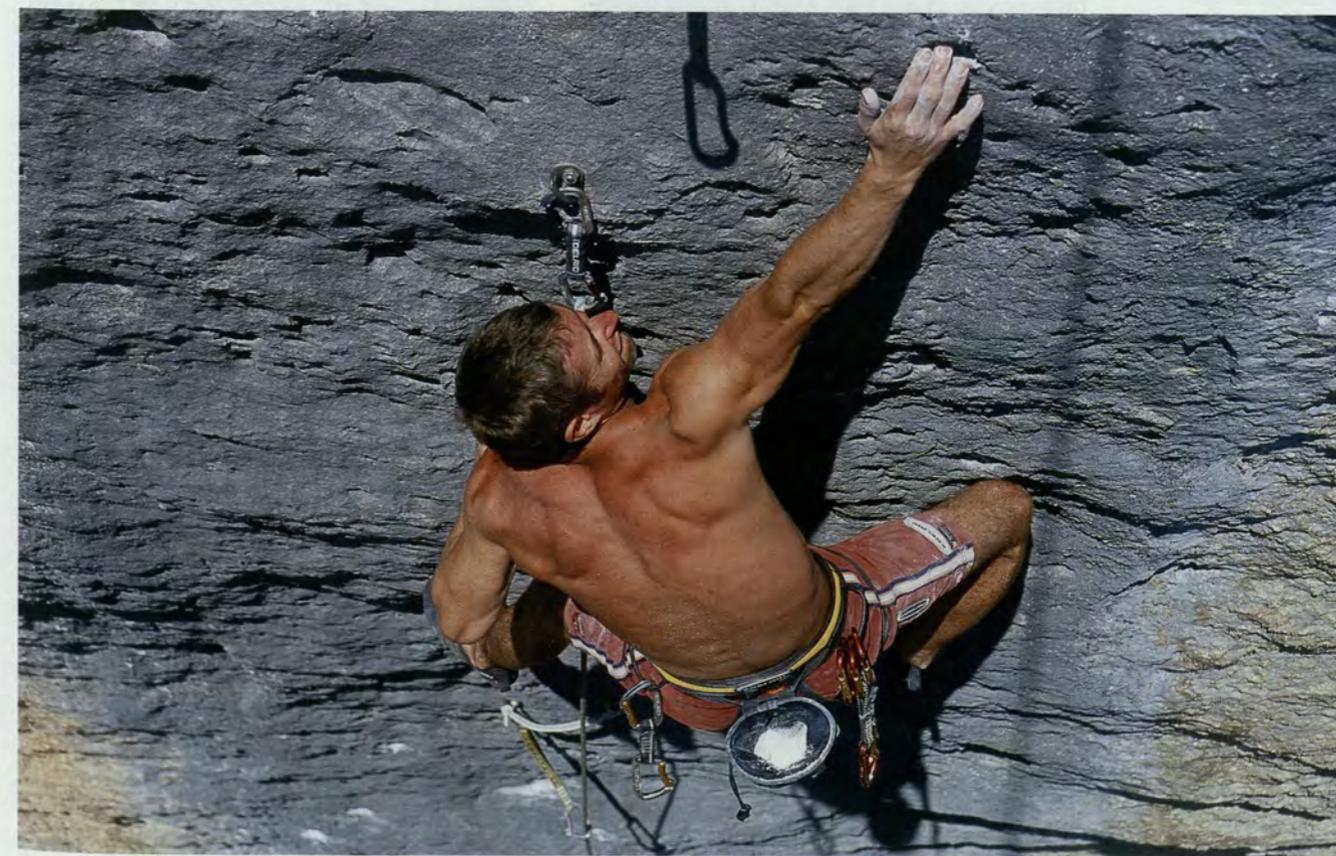
»Morgen mach ich die Tour ganz bestimmt nicht«, sagt Christian, während er in Andis silbergrauen A4, getunt auf 190 PS, steigt. Sein Tonfall und die zwinkernden Augen deuten darauf hin, dass er diese Aussage nicht ernst meint. Morgen werden die Brüder erneut angreifen. Dann wird die »Maxim« fallen.



#### Christian Bindhammer

Geboren am 27. März 1976 in Landshut, Bayern.  
Wohnort: Bamberg.  
Beste Wettkampfergebnisse: Achtfacher Deutscher Meister von 1996 bis 2003 (bei Redaktionsschluss); Juniorenweltmeister 1995; 3. Platz bei der Europameisterschaft 1998; 2. Platz beim Weltcup in Kuala Lumpur 2001; 1. Platz beim Rock Masters in Arco 2001; 4. Platz bei den Weltmeisterschaften in Chamonix 2003.  
Erstbegehungen: 1999, »Alien Carnage«, 8c+/9a, Castillon, Nizza, Frankreich; 2003; »Zauberfee«, 8c+, Arco, Italien.

Christian probiert die Tour Realization (Biographie) in Céuse, Frankreich.



# Pik Alexander von Humboldt

Mitgliedern der Alpenvereinssektion Berlin gelingt eine Erstbesteigung im Tian-Shan.

VON ALEXIOS PASSALIDIS UND INES C. KOCH

Am 4. September 2003 funkt der Expeditionsleiter Alexios Passalidis zum Basislager und bestätigt die gelungene Erstbesteigung. »Tolles Panorama, herrlicher Aufstieg, schöner Berg«, atemlos, aber stolz und zufrieden lächeln die fünf Bergsteiger, mit denen Alexios die Besteigung unternommen hatte, in die Kamera. Sie können es noch gar nicht fassen. Der steile Nordgrat des Fünftausenders im Tian-Shan Gebirge an der Grenze zwischen Kirgistan und China schimmert strahlend weiß in der Sonne. Nach zwei Anläufen war der Gipfelsturm erfolgreich. Der 5020 Meter hohe Berg trägt jetzt den Namen »Alexander von Humboldt«. Erinnert wird damit an den Forscher, Geographen und deutschen Wissenschaftler, der sich schon im 19. Jahrhundert für die Bergwelt an der Grenze zu China interessiert hatte. Er wurde am 14. September 1769 in Berlin geboren und hatte sich vorgenommen, das Tian-Shan Gebirge zu bereisen. Das 3000 Kilometer lange Gebirge wird im Norden von Kasachstan und Kirgisien, im Süden von China umschlossen.

**Team:**  
Mathias Hascher vom Bergsportausrüster Camp4 in Berlin, Hans-Jürgen Pawlitzki, Richter am Landgericht aus Berlin-Charlottenburg, Günter Meier, selbständiger Diplomingenieur aus Potsdam und dessen Sohn René Meier, Oberleutnant der Bundeswehr aus Gablenz.

Am Hotel in Bishkek prüft Alexios (Bildmitte knieend) noch einmal sorgfältig, ob das Material vollständig ist. Alle Fotos: Günter Meier



ALEXIOS PASSALIDIS, erfahrener Bergführer und Reiseveranstalter, der im Kaukasus geboren wurde und jetzt in Potsdam lebt, hatte diesen Berg ausgesucht. Er hatte im Jahr zuvor den Khan Tengri (7010 m) bestiegen und war von der Schönheit des Gebirgsprofils im Tian-Shan überwältigt – Tian-Shan, das in der Übersetzung »Himmelsgebirge« bedeutet, ist ein Paradies für Bergsteiger und in Deutschland noch nicht als Region für bergsteigerische Unternehmungen bekannt.

Alexios schlug der DAV Sektion Berlin vor, eine Expedition zu einem namenlosen Berg in Kirgistan mit einer Erstbesteigung zu versuchen. Bernd Schröder, Geschäftsstellenleiter der Berliner Sektion, griff diese Idee auf und fand schnell weitere Interessenten. Bald stand fest, dass die Sektion die Expedition unterstützt und sich aktiv an den Vorbereitungen beteiligt.

Das Gebiet zwischen dem Inyltschek Gletscher und der Wüste Takla Makan wurde schon vor hundert Jahren in beeindruckender Weise durch Dr. Gottfried Merzbacher beschrie-

ben. Er hatte sich intensiv mit der geologischen Beschaffenheit des Tian-Shan beschäftigt und zwei Expeditionen (1902/03) unternommen. Seine Begeisterung für die Natur und die wohlgeformten Berggipfel war grenzenlos: »Hier vermag man noch in engste Fühlung zur Natur zu treten; die Vertiefung in ihren Geist und ihre Schönheit kann bis zur Andacht gesteigert werden, sie wird zum inneren Erlebnis.«

Die Vorbereitungen für die Expedition der Berliner waren umfangreich und dauerten ein Jahr. Alexios besorgte kartografisches Material für das unbekannte Terrain. Die Interessenten für die Erstbesteigung waren erfahrene Bergsteiger und gute Kletterer, aber es mangelte doch an ausreichender Erfahrung im Eisklettern. Alexios fuhr mit einer Gruppe ins Rauristal in Österreich und organisierte einen Kurs im Klettern an gefrorenen Wasserfällen. Bernd bot eine Woche in den Öztaler Alpen für die Spaltenbergung an. Vier Männer blieben übrig, die sich das Wagnis zutrauten: Mathias, Hans-Jürgen, Günter und René.

Kurz vor dem Abflug aus Deutschland – am 22. August 2003 – machte plötzlich ein Gerücht die Runde: der ausgesuchte Berg ist schon bestiegen. Ratlosigkeit, Ärger und



Abb. oben: Blick auf den Nordgrat des Pik Alexander von Humboldt (5020 m), über den die Erstbesteigung gelang. Abb. Mitte: Beim Verladen des Gepäcks in den Kleinbus, mit dem die erste Etappe bis Karakol zurückgelegt wird. Abb. unten: Bei den Stopps entlang des Issyk-Kul Sees decken sich die Expeditionsteilnehmer mit frischem Obst und Gemüse ein.

Enttäuschung bei den Expeditionsteilnehmern. Alexios recherchierte sofort bei den kirgisischen Behörden und setzte sich mit seinem kirgisischen Partner in Verbindung. Das Gerücht wurde von keiner Seite bestätigt. Eine Besteigung des Berges war weder bei einer offiziellen Stelle gemeldet, noch bei der kirgisischen Bergsteigerföderation bekannt (Alexander Gubaev, stellvertretender Vorsitzender, war sich sicher, dass die Föderation von einer Besteigung erfahren hätte).

Mit gemischten Gefühlen brach das Expeditionsteam in Richtung Bishkek auf, der Hauptstadt der ehemaligen Sowjetrepublik Kirgistan. Die vier Deutschen hatten beschlossen, vor Ort zu entscheiden, ob sie einen anderen Berg besteigen würden, den Passalidis mit seinem kirgisischen Partner ausgesucht hatte, oder bei der ersten Wahl bleiben würden.

In Bishkek angekommen, beraten sich die Expeditionsteilnehmer mit Alexios und Oleg, der als Bergführer für die Expedition angestellt war, studieren die Karte und überlegen. Nach einigem Hin und Her ha-

ben die deutschen Bergsteiger ihre Entscheidung gefällt. Sie bleiben bei der ersten Wahl. Der Berg ist gut zu erreichen, verlockt durch seine pyramidale Silhouette und ist eine echte bergsteigerische Herausforderung.

Die Ausrüstung für die Expedition ist umfangreich. Außer Zelten und Schlafsäcken wird alles an Gerät zusammengestellt, was am eisigen Steilhang notwendig ist: Seile, Klemmen, Eisgeräte, Steigeisen, Eisschrauben, Felshaken, Schneeanker, nicht zu vergessen die Funkgeräte. Mit von der Partie ist auch ein kirgisischer Koch, der die Gruppe auf der Tour verköstigt. Außerdem hat Alexios einen russischen Kameramann, Juri, angestellt, der die Unternehmung filmen soll. Mit ihm hat Alexios bereits einige ein-





drucksvolle Filme über den Kaukasus gedreht.

Ein letztes Mal wird die Ausrüstung sorgfältig überprüft, bevor sie im Bauch des Kleinbusses verschwindet. Nur wenig Zeit bleibt noch für einen kleinen Bummel über den traditionellen Bazar, bevor es in die Berge geht. Es duftet nach exotischen Spezialitäten, nach Gewürzen, schmackhaften Melonen und anderen Leckereien. Natürlich darf auch ein Schluck Shoro nicht fehlen. Das kirgisische Nationalgetränk aus gemahlenem Getreide, Wasser und Sauermilch erfrischt nicht nur trockene Bergsteigerkehlen.



Nachdem der Kleinbus beladen ist, geht die Fahrt Richtung Inyltschek-Tal. Die Landschaft ist abwechslungsreich. Der 180 Kilometer lange und 60 Kilometer breite Issyk-Kul See glitzert in der Sonne und lädt zum Baden ein. Er gilt als zweitgrößter Hochgebirgssee der Welt nach dem Titicacasee in Südamerika. Die Wassertempera-

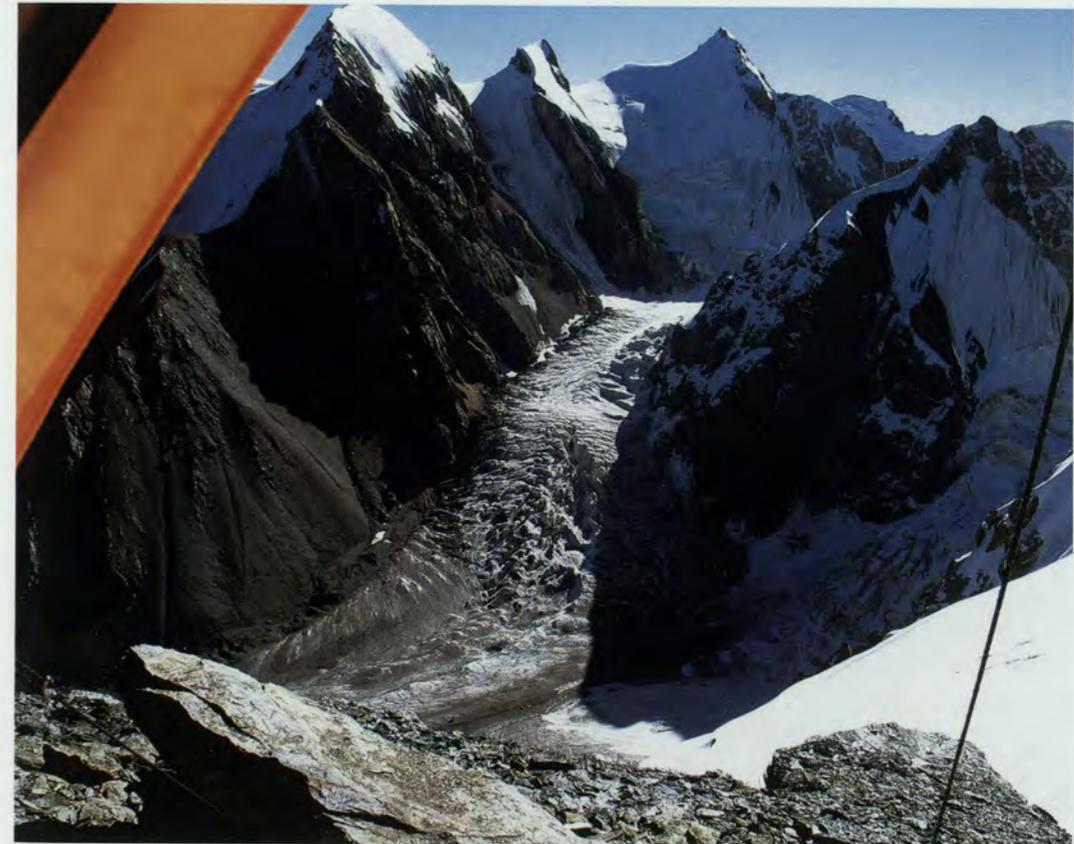
tur beträgt im Sommer angenehme 22 Grad. Viele einheimische Touristen verbringen hier ihre Ferien. Jetzt ist die Saison zu Ende – und die Bergsteiger haben keine Zeit zu verlieren. Bei den kleinen Zwischenstopps treffen sie auf kirgisische Händler, die hoffen, noch ein paar gute Geschäfte zu machen. Angeboten wird geräucherter Fisch, Melonen und Gemüse. Ziel der heutigen Tagesetappe ist die kleine Stadt Karakol, früher Prschewalsk, Ausgangspunkt für alle Trekkingrouten in den zentralen Tian-Shan.

Am nächsten Tag wird das Camp At-Djailoo, das erst vor zwei Jahren neu gebaut wurde, mit dem Geländewagen angefahren. Der Weg führt über den 3400 Meter hohen Tschon-Aschu Pass ins Inyltschek Tal. Der Wagen passiert auch das Lager Maida-Adyr, ein bekannter Ausgangspunkt für Touren zum Khan Tengri und Pik Pobedy. Für bergsteigerische Ansprüche herrscht im Lager At-Djailoo Luxus pur. Kleine Häuser liegen oberhalb des Inyltschek Tales wie in einer grünen Oase an einem kleinen Bach mit kristallklarem Wasser. Tatjana, die Wirtin, weiß, was ihre Gäste schätzen. Frisches Fleisch und Eier liefern Puten und Hühner, Milchprodukte eigene Kühe. Höhepunkt des kurzen Aufenthaltes ist ein Besuch im russischen Dampfbad. Für Strom sorgt ein Windgenerator. Weht einmal kein Lüftchen, dann springt der Dieselgenerator an.

Nach einer erholsamen Nacht auf 2800 Metern Höhe in richtigen Betten beginnen die Bergsteiger mit der Akklimatisierung. Ein gut erreichbarer, benachbarter Gipfel von 4000 Metern Höhe ist das Ziel der Tagestour mit kleinem Gepäck. Von dieser Seite können die Expeditionsteilnehmer die mögliche Gipfelroute schon einmal aus der Ferne in Augenschein nehmen. Leider hat die



Gruppe kein Glück. Spielte anfänglich das Wetter noch prima mit, zieht es sich während des Anstiegs zu und die Sicht wird durch Schnee und Nebel versperrt. Aus der Aufklärungsarbeit für die mögliche Route ist nichts geworden, aber für die Akklimatisierung war der Ausflug ein guter Anfang. Am nächsten Tag verlässt das Team die Annehmlichkeiten des Lagers. Das Gepäck für das vorgeschobene Basislager am Fuß des Berges wird von vier drahtigen Pferden getragen, die hier unersetzlich sind, denn kein Wagen kann hier mehr fahren. Die Route führt über einen reißenden Bergbach, den die Braunen sicheren Trittes durchqueren. Die Mannschaft behält trockene Füße, denn sie kann eine Schneebrücke über das Wasser nutzen. Heute geht der Marsch bis auf 3500 Meter über grasbewachsenen Untergrund, gesprenkelt mit Herbstblumen in blau und weiß. Am Fuß des unbekanntes Bergriesen, in Ufernähe zu einem klaren Bergsee, wird das Basislager aufgeschlagen. Pferde und Pferdeführer kehren wieder ins Tal zurück. Ab



Blick auf den Gletscher unterhalb des Pik Alexander v. Humboldt, der wegen der tiefen Gletscherspalten für den Aufstieg nicht in Frage kam.

jetzt sind die Bergsteiger auf sich allein gestellt. Artiom, der kirgisische Koch, hat sich schon einen Zeltplatz für die Küche gesucht und alle anderen campieren in der Nähe. Nach einem fünfstündigen Aufstieg geht dieser Tag mit einem herrlichen Sonnenuntergang, der den begehrten Gipfel in ein rötliches Licht taucht, zu Ende.

Siebter Tag: Alexios und Oleg beginnen mit der Aufklärungsarbeit für die Festlegung der Aufstiegsroute. Sie kommen zu dem Schluss, dass der Anstieg von nordwestlicher Richtung nicht möglich ist. Ein stark zerrissener Gletscher versperrt den Weg und durch die tiefen Gletscherspalten ist es viel zu gefährlich. Geplant ist daher, den Aufstieg über einen Felsengrat bis zum Sattel von der Ostseite zu versuchen. Von da aus wollen die Bergsteiger über den Nordgrat zum Gipfel gelangen. Eine Begehung des Gletschers, dessen Zunge bis fast an das Lager heranreicht, liefert wichtige neue Erkenntnisse. Von hier aus sehen die Alpinisten, dass der erste Anstieg nicht über den Felsengrat zu machen

Abb. S. 90 oben: Kartenstudium im Lager AtDjailoo, bevor die Aufstiegsroute bis zum vorgeschobenen Basislager festgelegt wird. Abb. Mitte: Begleitet von Packpferden, die den größten Teil des Gepäcks tragen, geht der erste Aufstieg durch felsiges und Gras bewachsenes Gelände. Abb. unten: Nach der ersten Nacht im vorgeschobenen Basislager auf 3500 m Höhe.

Abb. S. 90 oben: Kartenstudium im Lager AtDjailoo, bevor die Aufstiegsroute bis zum vorgeschobenen Basislager festgelegt wird.

Abb. Mitte: Begleitet von Packpferden, die den größten Teil des Gepäcks tragen, geht der erste Aufstieg durch felsiges und Gras bewachsenes Gelände.

Abb. unten: Nach der ersten Nacht im vorgeschobenen Basislager auf 3500 m Höhe.



Abb. oben:  
Das Sturmlager auf  
4500 m Höhe, wo die  
Zelte auf einer schmalen  
Bank aufgeschlagen wer-  
den.

Abb. Mitte:  
Das Eindrehen der  
Eisschrauben ist mühsam  
und zeitaufwändig,  
da eine dicke Firnschicht  
auf dem Gletscher liegt.  
Abb. unten:  
Eine besondere Technik  
ermöglicht das Lösen der  
Eisschrauben von unten.



ist – das Gestein ist sehr brüchig – und es besteht die Gefahr des Steinschlags. Nach Abwägung aller Möglichkeiten entscheiden sie sich, den Aufstieg über den Hängegletscher südlich des Felsen-  
grates zu versuchen und dann über den Nordgrat den Gipfel zu erreichen. Matze und Hans-Jürgen sollen erst einmal mit einem Teil der Ausrüstung unten bleiben, während die anderen mit dem Kameramann Juri bis zum Sattel aufsteigen wollen. So können Matze und Hans-Jürgen den Aufstieg von unten beobachten und bei Bedarf Hilfe leisten.

Früh am nächsten Morgen machen sich Alexios, Oleg, Günter, René und Juri auf den Weg. Matze und Hans-Jürgen haben das Zelt auf dem Gletscher aufgeschlagen, um die Gruppe bei ihrem Anstieg beobachten zu können. Die erste Etappe führt durch eine steile, vereiste Mulde unterhalb

des Hängegletschers. Als die ersten Sonnenstrahlen auf den Hang fallen, lösen sie einen Steinschlag aus. Fußballgroße Brocken poltern den Hang hinunter. Alexios wird am Oberarm getroffen und den zierte abends ein satter Bluterguss.

Die Teamkameraden lassen sich nicht entmutigen und durchsteigen die Mulde ohne weitere Zwischenfälle. Schon

der Anstieg auf den Gletscher überrascht mit einer Neigung von 85 Grad, so dass technisches Können und Kondition erforderlich sind. Über zwei Seillängen wird fast senkrecht geklettert. Die Vorübung im Rauristal hat sich ausgezahlt. Alle meistern die Passage. Alexios und Oleg entscheiden, dass zwei Seile als Fixseile hier hängen bleiben, damit Jürgen und Matze es am nächsten Tag etwas leichter haben. Mit zwei Zwillingseilen und zwei Halbseilen wird weiter geklettert. Die Hangneigung beträgt durchschnittlich 50 Grad. Unterhalb des Sattels treffen die Bergsteiger auf eine flache Bank, die von unten nicht zu sehen war. Vierundzwanzig Seillängen waren nötig, um die schmale Bank zu erreichen. Dies ist der einzige Platz, an dem das Sturmlager aufgeschlagen werden kann. Der Aufstieg dauerte aufgrund der technischen Anforderung länger als geplant. Erst um acht Uhr, bei Einbruch der Dämmerung, haben die völlig erschöpften Bergsteiger den Untergrund für die Zelte präpariert. Hier passen gerade mal zwei Zelte hin, die eng an die Eiswand gedrückt sind.

Am nächsten Tag lockt der Gipfelsturm bei glänzendem Wetter und hervorragender Sicht. Von der Bank geht es noch zehn Meter steil hinauf bis zum Sattel. Die Route führt jetzt weiter parallel zum Nordgrat. Wegen der Wechte auf dem Grat halten die Bergsteiger einen genügend großen Sicherheitsabstand. Noch immer geht es über den Gletscher, der unter einer Firnschicht liegt. Es ist mühselig und sehr zeitaufwendig, die Eisschrauben für die Sicherung in das Eis zu drehen, denn der Firn ist fünfzehn bis dreißig Zentimeter dick und muss erst abgekratzt werden. Die Eisneigung beträgt hier stellenweise 80 Grad, an anderen Stellen ist es flacher. Seillänge um Seillänge kämpft sich die kleine Gruppe den eisigen Hang hinauf. Nach 16 Seillängen sind es immer noch 180 Höhenmeter bis zum Gipfel. Die Zeit wird knapp, denn bis zum Anbruch der Dunkelheit muss das Lager wieder erreicht sein. Keiner weiß, wie das Gelände bis zum Gipfel beschaffen ist und mit



Blick vom Nordgrat des  
Pik Alexander von  
Humboldt ins unermesslich  
scheinende  
Inyltschek-Tal.

welchen Schwierigkeiten noch zu rechnen ist. Das Risiko ist zu hoch. Deshalb einigen sich alle darauf, den Gipfelsturm abzubrechen und fangen an, abzuseilen. Schade, denn das Wetter hatte sich von seiner besten Seite gezeigt. Ob es noch einmal klappen würde? Es dämmt schon, als das Lager endlich erreicht ist.

Über Funk nimmt Alexios sofort Kontakt zu Matze und Hans-Jürgen auf. Sie sollen am nächsten Tag nachkommen. Gemeinsam wollen die Expeditionsteilnehmer entscheiden, welche Gipfelstrategie am aussichtsreichsten sein könnte.

Am nächsten Morgen steigen auch Matze und Hans-Jürgen zum Sturmlager auf. Aber die Vorräte neigen sich schon dem Ende zu. Deshalb sollen die beiden auch noch die restlichen Lebensmittel mitbringen. In ihre Rucksäcke packen sie auch Seile und einige Klettermaterialien, die noch unten geblieben sind. Für die anderen ist dies ein willkommener Ruhetag, den sie nach zwei anstrengenden Tagen wirklich brauchen.

Matze und Hans-Jürgen kommen auf

dem unteren, steilen Teilstück nur langsam voran, denn die schweren Rucksäcke sind beim Klettern eine Last. Gegen zwei Uhr ist klar, dass die beiden es in diesem Tempo nicht rechtzeitig bis zur Bank schaffen. Daher steigen Alexios und Oleg ihnen entgegen. Sie übernehmen einen Teil des Gepäcks. Währenddessen präparieren René und Günter mit Juri den Untergrund für das dritte Zelt. Erleichterung bei allen, als das Team endlich wieder zusammen ist.



Bei strahlendem  
Sonnenschein ist der  
Gipfel erreicht. Auf  
5020 m Höhe verankern  
die Bergsteiger die  
Gipfelpyramide im Eis.



Gletschersee in einem Seitental des Inyltschek-Tals, der von einem Wasserfall gespeist wird.

Freude und Ausgelassenheit nach der gelungenen Erstbesteigung. Jetzt darf gefeiert werden.



Bei einem heißem Tee diskutieren die Expeditionsteilnehmer die Gipfelstrategie. Matze zweifelt, ob es gelingt, dass alle zusammen am nächsten Tag aufsteigen, wo doch für die Vierergruppe die Zeit schon zu knapp war. Der Kameramann Juri hatte am Gipfelsturm nicht teilgenommen, weil er sich den technischen Schwierigkeiten nicht

gewachsen fühlte. Er filmte den Aufstieg entlang des Nordgrats vom Sattel aus.

Alexios schlägt vor, am nächsten Tag alle Seile so weit wie möglich an der Route entlang des Nordgrats zu befestigen. Das hat den großen Vorteil, dass am Gipfeltag noch bei Dunkelheit an den Fixseilen mit

Seilklemmen aufgestiegen werden kann und viel Zeit eingespart wird. Die Idee wird von den anderen begrüßt. Außerdem tut ein weiterer Erholungstag allen gut. So hoffen die Gipfelstürmer, dass sie gemeinsam zum Ziel kommen. Jetzt muss sich nur noch der Wettergott als gnädig erweisen.

Innerhalb von vier Stunden sind am elften Tag die Vorbereitungen für den Gipfelsturm abgeschlossen. Alle sieben Seile sind jetzt befestigt und Matze und Hans-Jürgen haben sich besser akklimatisiert. Das Wetter hält und die Verhältnisse sind optimal: blauer Himmel und strahlende Sonne. Klar ist, dass Alexios eine der beiden Kameras zum Gipfelsturm mitnimmt, um den Aufstieg zu dokumentieren. Juri bleibt auf dem Sattel und nimmt den Aufstieg von unten auf.

Am Gipfeltag wird um vier Uhr morgens in den Zelten alles für den entscheidenden Aufstieg vorbereitet. Mit Stirnlampe und noch bei Dunkelheit unternimmt die Gruppe eine Stunde später den zweiten Versuch, den unbekanntem Gipfel zu erreichen. Die Fixseile leisten gute Dienste. Bis zum Sonnenaufgang schaffen die sechs Bergsteiger fast 150 Höhenmeter.

Die Gruppe harmoniert gut miteinander. Auf der Nordseite verändern sich die Temperaturen trotz sonnigem Wetter kaum. Es bleibt unter Null und Eis und Firn sind sehr fest. Für die Sicherung wird sehr viel Kraft gebraucht. Jede Stufe, die geschlagen werden muss, erfordert zusätzliche Anstrengung. Trotzdem kommt die Gruppe gut voran.

Belohnt werden die Gipfelstürmer durch das herrliche Panorama: Klare Sicht auf die umliegenden Bergriesen. Majestätisch erheben sich der Khan Tengri und Pik Pobedy, die beiden höchsten Berge des Tian-Shan, über die umliegenden Bergketten.

Noch wenige Meter, dann endlich sind die sechs am Ziel: Um ein Uhr Mittags ist der Gipfel erreicht. Alexios funkt nach unten: »Wir haben alle den Gipfel geschafft, sind wohlauf und taufen den Berg auf den Namen Alexander von Humboldt.«

Das GPS zeigt eine Höhe von 5020 Metern. Etwas unterhalb der Gipfelspitze, sie ist wegen einer Wechte nicht zu begehen, wird eine Gipfelpyramide im Eis verankert. Hier wehen jetzt die deutschen Nationalfarben. Im Gipfelbuch werden die Namen der erfolgreichen Mannschaftsteilnehmer vermerkt. Auf der ersten Seite ist zur Erinnerung ein Foto von Dr. Dirk Krause zu sehen, der auch an der Expedition teilnehmen wollte und sich intensiv an den Vorbereitungen beteiligt hatte. Er verstarb tragischerweise ganz plötzlich im Januar 2003.

Stolz, froh und noch etwas außer Atem machen sich die erfolgreichen Bergsteiger Luft und klopfen sich gegenseitig auf die Schulter. Dank der hervorragenden Akklimatisierung und dem guten Teamgeist, der über der Expedition stand, haben alle den Gipfel geschafft. Alexios ist zufrieden. Die Erstbesteigung ist ein voller Erfolg geworden. Bergsteigerisches Können und Erfahrung, gepaart mit guter Vorbereitung und sorgfältiger Planung haben sich ausgezahlt. Nun gilt es, dafür zu sorgen, dass der Name Alexander von Humboldt Eingang in das kartografische Material findet. Alexios betreibt die Bekanntgabe in Kirgistan. Der Antrag an das Parlament ist gestellt und die kirgisische Bergsteigerföderation hat die sportliche Leistung registriert.

Der Abstieg verläuft ohne Probleme. Die erfolgreichen Alpinisten erreichen die Bank in der Dämmerung und übernachten dort ein letztes Mal. Von oben haben die Bergsteiger einen anderen Weg ins Tal ausfindig gemacht, der etwas leichter ist. Im Basislager angekommen, erholen sich alle erst einmal von den Strapazen. Erst jetzt wird ihnen so richtig bewusst, was ihnen gelungen ist. Alle freuen sich auf das russische Dampfbad und ein bequemes Bett im Lager At Djailoo. Auf dem Rückweg nach Bishkek bleibt noch genügend Zeit für kulturelle Erlebnisse. Dazu gehört ein Bad im Issyk-Kul See und auch ein Besuch bei einer gastfreundlichen



Nomadenfamilie, die ihr Zelt in Ufernähe aufgeschlagen hat. Gegorene Stutenmilch, Kumys genannt, schmeckt zwar fremdartig, weckt und stärkt aber die Lebensgeister.

Eine gastfreundliche Nomadenfamilie vor ihrem Zelt, in das die deutschen Bergsteiger zu Kumys eingeladen werden.

Lohnenswert ist ein Stopp an Felsgravuren aus prähistorischer Zeit, die von der UNESCO mit deutscher finanzieller Unterstützung untersucht und rekonstruiert wurden.

Für Bergsteiger, Wanderer, Wassersportler und natürlich Naturliebhaber gibt es noch viele Ziele und Ausflugsmöglichkeiten in Kirgisien, die einen Besuch lohnen. Der Film über die Erstbesteigung des Pik Humboldt ist fertig und auf Anfrage bei Alexios Passalidis ([www.elbrus-reisen.de](http://www.elbrus-reisen.de)) erhältlich.



Felsgravuren aus prähistorischer Zeit sind beeindruckende, kulturelle Zeugnisse.

# Fuji-san

## Erfahrungen an einem mythischen Berg

»Wer es wagt,  
sich mit einem Mythos auseinander zu setzen,  
bewegt sich in einem Raum  
jenseits der Vernunft.«

Audrey Salkeld (britische Alpinhistorikerin)

DER BERG FUJI zeichnet sich durch zwei Superlative aus. Er ist mit 3.776 m die höchste Erhebung Japans und mit seiner ebenmäßigen Kegelform gilt der ruhende Vulkan auch als schönster Berg des Insellandes und ist ein Wahrzeichen Japans. Daneben ist der Fuji für die Japaner ein mythischer, ein heiliger Berg und sie nennen ihn ehrfurchtsvoll Fuji-san. Das bedeutet »ehrenwerter Fuji«. Daher meinen die Japaner, man solle einmal im Leben eine Art Pilgerreise auf sich nehmen und den Fuji-san besteigen. Dies geschieht in jedem Jahr, wenn die offizielle Saison eröffnet ist – in der Regel von Mitte Juni bis Ende August. Dann hat der Berg seine so malerisch anmutende Schnee- und Firnkappe abgelegt und die Prozessionen zum Shinto-Schrein auf dem Gipfel beginnen.

Blick aus dem 11. Stock  
des Nagoya-Hilton über  
die Stadt und die markanten  
»Twin Towers«  
der »Japan Rail«.  
Alle Fotos vom Autor



VON HORST NARGANG

Ich hatte Heike vor drei Jahren im Himalaya getroffen, als ich von der Besteigung des Lobuje Peak nach Namche Bazar zurückkam. Zwei Jahre später hatte Heike ihre Himalaya-Feuertaufe auch an ebendiesem Berg im Everest-Gebiet bestanden. In diesem Jahr nun erlaubten die beruflichen Umstände ein Treffen in Nagoya, einer schönen Großstadt 250 km südwestlich von Tokyo. Das gemeinsame Bergziel war damit schnell gefunden: Der Fuji! Der Berg liegt gewissermaßen vor den Toren der beiden Städte und wir wollten die Idealform der Besteigung, mit dem Erlebnis eines Sonnenaufgangs auf dem Gipfel, erleben.

### Merkwürdige Vorzeichen im Land der aufgehenden Sonne

Wir hatten uns in der Japan Rail-Station in Nagoya Zugtickets für den »Local Train« besorgt und wollten die Erfahrung einer Bahnreise mit diesem oft überfüllten Beförderungsmittel machen. Daneben war der Fahrpreis um einiges günstiger als im Superzug »Shinkansen«, der japanischen Variante unseres Intercity-Zuges. Wie erwartet blieb mir nur ein Stehplatz und unsere Reise fand schon nach etwa einer Stunde durch einen Zwangsstop in Hamamatsu ein vorläufiges Ende. Der Zug konnte wegen der schweren Regenfälle weiter nördlich nicht mehr weiterfahren. Wahrscheinlich



war das Gleisbett unterspült worden. Die Reservierung unserer Plätze im Bus, der uns um 18.00 Uhr von Shizuoka zum Ausgangspunkt für die Fuji-Besteigung bringen sollte, war in Gefahr. Eine Telefonverbindung mit der Busgesellschaft war auch nicht herzustellen und wir waren zum Warten auf dem Bahnsteig in Hamamatsu verurteilt, während uns die Zeit unaufhaltsam davonlief... Der »Shinkansen«, das bemerkten wir, konnte aber auf seiner etwas höher angelegten Trasse noch verkehren. Ungehindert rauschten die schnittigen, weißen Züge durch den Bahnhof. Also fuhren wir wieder eine Station zurück in die Ausgangsrichtung Nagoya, wo der Expresszug hielt, und nahmen die schnelle Schienenvariante nach Shizuoka – leider nicht schnell genug. Unseren Bus hatten wir dennoch verpasst. Im Verkaufsbüro am Busterminal konnten wir aber noch Tickets für eine Fahrt zur »New 5. Station« bekommen. Es war der letzte Linienbus, der an diesem Tag das Ziel Fuji hatte. Wir hatten trotz allem noch Glück gehabt... Um 20.00 Uhr verließ unser Bus den Bahnhofsvorplatz. Der Regen hatte wieder eingesetzt!

Sorgenvoll blickte ich durch die beschlagenen Scheiben nach draußen. Wenn das Wetter so blieb, konnte das ja ein denkwürdiger Aufstieg zum Fuji werden! Eine ganze Weile ging die Fahrt durch die Stadt,

dann nahm der Fahrer den »Tomei-Expressway«, die Autobahn, Richtung Tokyo. Außer Heike und mir befanden sich nur noch zwei weitere Fahrgäste im Bus, die aber bald ausstiegen. Somit hatten wir – Welch ein Luxus für japanische Verhältnisse – gewissermaßen ein Riesentaxi für uns alleine, das mit uns zum Ausgangspunkt für unsere Bergbesteigung unterwegs war.

Es sollte aber für die nächsten 24 Stunden der einzige Luxus bleiben, den die Umstände für uns bereit hielten... Wir hatten es uns in den komfortablen Sitzen bequem gemacht und schlummerten hin und wieder ein. Draußen

regnete es noch immer. Nach etwa einer Stunde Fahrzeit wollte sich Heike beim Fahrer vergewissern, ob er auch wirklich zur 5. Station Fuji fahre. Er verneinte ihre Frage in radebrechendem Englisch: »No Fuji, no!« Das sollte wohl nicht unser Tag sein! Aus den schnell auf Japanisch hervorgebrachten Erklärungen des Fahrers konnten wir uns keinen Reim machen. »No Fuji«, wohin fuhr er aber dann?? Ich kramte meinen Höhenmesser aus dem Rucksack, um den weiteren Verlauf der Fahrt durch die Dunkelheit zu verfolgen. Längst hatten wir die Auto-

© Japanische Fremdenverkehrszentrale



Warten auf dem  
Bahnsteig der Nagoya  
Station auf den Zug  
nach Shizuoka, Heike.

bahn verlassen und die Landstraße wand sich immer noch bergan. Das beruhigte uns. Die neue 5. Station sollte in ca. 2000 m NN liegen. Und nun begann ein spannender Countdown. Heike nannte mir in Abständen ihre Höhenmessung vom Handgelenk-Chronometer und ich verglich mit den Werten meines Geräts: 1600 m, 1700 m,... bis schließlich die 2000-m-Marke überschritten wurde.

Nun fiel uns doch ein Stein vom Herzen, denn es war klar, wir wurden doch zur Ausgangsstation für die Fuji-Besteigung gebracht... Zum Glück wieder eine Sorge weniger! Auch der Regen hatte nachgelassen, der Scheibenwischer des Busses hatte in den letzten Minuten nur noch auf Intervallschaltung gearbeitet und wurde schließlich ganz abgeschaltet. Gut so! Kurz darauf verließ der Fahrer die Straße und bog auf einen großen Parkplatz ab, der von einigen größeren, spärlich beleuchteten Gebäuden eingefasst wurde.

### Subashiri Climbing Trail

Um 21.20 Uhr waren wir am vorläufigen Ziel angelangt. Die Türen des Busses öffneten sich und wir stiegen aus. Das war also die 5. Station. Ein Touristenauffangbecken bestehend aus einigen Hotelgebäuden sowie Verkaufsläden. Um uns beide auf seinen noch geöffneten Laden aufmerksam zu machen, rief der Besitzer mit Unterstützung

eines Megaphons schnatternd seine Werbeparolen in unsere Richtung. Er hatte diverse Besteigungsutensilien im Angebot: Hölzerne Bergstöcke, die mit einem silbernen Glöckchen und japanischer Flagge verziert waren, Sauerstoff in Dosen mit integrierter Atemmaske (!), allerlei Andenkennippes und – Regenschirme! Hier hatte man an alles gedacht! Wir machten uns marschbereit, indem wir die Stirnlampen aufsetzten, schulterten die Rucksäcke, verließen den verwaisten Parkplatz und schritten in das Dunkel hinein. Nun waren wir tatsächlich am Fuji! Es war 22.00 Uhr.

Es war ein schönes Gehen in angenehm frischer Luft. Die Stirnlampen warfen ihre gelben Lichtkreise auf den Waldweg und öfters mussten wir großen Wasserpfützen ausweichen.

»Dieses Jahr ist ein Regenjahr, wie es Japan schon lange nicht mehr erlebt hat«, hatte mir ein junger Student erklärt, mit dem ich im Zug von Nagoya nach Hamamatsu ins Gespräch gekommen war. Wegen des schlechten Wetters reife auch der Reis nicht aus... Und wir hatten in Europa *den* Jahrhundertsommer!

Nach etwa einem halben Kilometer war es dann auch wieder soweit: Zunächst spürte man nur einzelne, kleine Tröpfchen auf der Gesichtshaut, doch dann fiel der Regen in dicken, schweren Tropfen. Ausgerechnet...! Die Kapuze der Regenjacke musste nun zum Schutz eingesetzt werden und Heike zog ihre Schirmmütze noch tiefer in die Stirn. Bald schon war meine leichte Kletterhose durchnässt und klebte an den Beinen. Doch es sollte noch unangenehmer kommen...

Der Fuji-san gilt bei vielen Japanern auch heute noch als heiliger Berg und der Weg auf seinen Gipfel als Pilgerroute, die in insgesamt neun Stationen unterteilt ist. Wir überholten nun die ersten Pilger mit ihren langen, hölzernen mit silbernen Glöckchen versehenen Gehstöcken. Um 23.00 Uhr erreichten wir die 6. Station, eine kleine Hütte, davor eine Schautafel, die den Verlauf des Anstieges verdeutlichte. Ein Japaner drück-



Pilgergruppe mit ihrem Führer im strömenden Regen, 6. Station.

te mir einen Flyer in die Hand, auf dem ebenfalls der »Direktanstieg«, für den wir uns entschieden hatten, skizziert war. Daneben gab es noch eine Reihe von Verhaltensmaßnahmen. Die wichtigste war wohl, wegen gefährlicher Gerölllawinen auf keinen Fall den markierten Subashiri-Trail zu verlassen.



Von nun an ging es kontinuierlich – der Kegelform des Fuji folgend – zunehmend steiler werdend bergauf. Ganze Gruppen von Pilgern tauchten im Gänsemarsch vor uns auf, die von ihren Führern aufwärts geleitet wurden. Die Guides schienen dem Dauerregen keinerlei Beachtung zu schenken und sorgten mit ihren Kommandorufen, die sie in sich überschlagenden Silben in die Nacht hinaus schrien, für ein unablässiges Hintergrundgeräusch. Dazu fuchtelten sie mit ca. 50 cm langen roten Leuchstäben, deuteten hierhin und dahin. Sie wirkten hier wie Verkehrspolizisten auf einer belebten Kreuzung.

Bis weit hinauf in die Hänge des Berges wand sich die flimmernde Schlange der Leuchtpunkte aus den Stirn- und Taschenlampen der kletternden Pilgergruppen und verlor sich irgendwo im Dunkel.

In den kleinen Hütten, die zu den neun Stationen auf dem Wege zum Gipfel gehören, kauerten durchnässte Bergsteiger um Feuerstellen und wärmten sich auf. Aber diese Einrichtungen waren überfüllt, wirkten ungemütlich und waren zudem – auch für japanische Verhältnisse – sehr teuer. Hinzu kam die schier unerträgliche Geruchsaura, die aus den kleinen hölzernen Verschlägen der sanitären Einrichtungen drang. Sie allein nötigte zum Weitersteigen... Wir machten daher nur zweimal kurze Trinkpausen bei den Hütten und setzten unseren Aufstieg fort.

3.100 m – die Luft wurde nun spürbar dünner. Am Rande des Aufstiegs pfades kauerten erschöpfte Japaner ungeachtet des niedergehenden Regens und rangen keuchend um Atem – manche inhalierten schon an ihren weißen Sauerstoffdosen, die es in den Ausrüstungsläden der 5. Station zu kaufen gab.

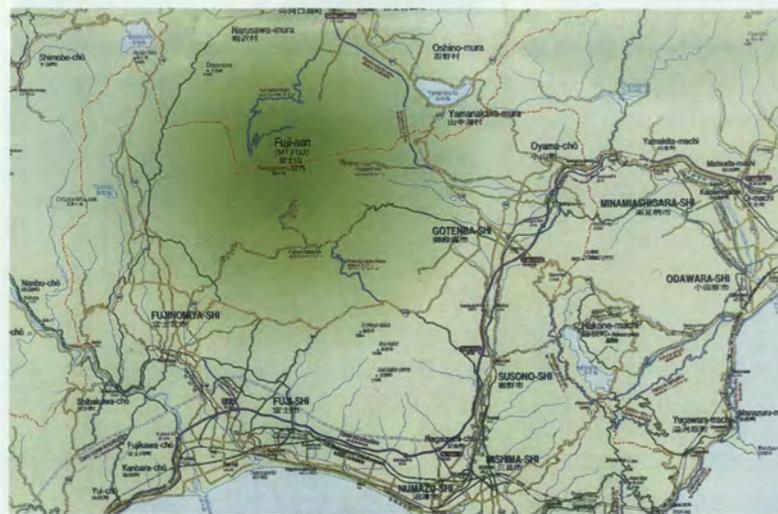
Der Weiterweg führte über Schlacke und Vulkanaschefelder, die kein ungehindertes Steigen er-



Abb. links: © Japanische Fremdenverkehrszentrale

Abb. unten: Blick ins Innere einer der Schutzhütten. Die Bergsteiger wärmen sich an einem in den Boden eingelassenen Holzkohlenbecken, 6. Station.

© Japanische Fremdenverkehrszentrale





Heike an der 7. Station.

lauben. Immer wieder verliert man auf dem rutschigen Untergrund den Tritt. Mit zunehmender Höhe – hier erfuhr die Binsenweisheit eine Steigerung – wurde somit alles mühsamer.

Allerdings braucht man für den Aufstieg zum Fuji während der Besteigungssaison, wenn die Firnfelder im oberen Bereich abgeschmolzen sind, keine Westalpen- oder gar Himalayaerfahrung. Aber Kondition und Ausdauer sollte man schon mitbringen. Da man sich auch noch in relativ kurzer Zeit aus den Küstenregionen des Pazifiks in eine Höhe von fast 4.000 m begibt, bleiben auch die ersten Anzeichen der Höhenkrankheit nicht aus. Ein Anflug von Kopfschmerzen deutete sich bei mir an. Später kam auch noch ein leichtes Schwindelgefühl dazu. Zunächst war ich mir nicht sicher, ob dieses Gefühl vom unsicheren Untergrund herührte, auf dem ich mich vorwärtsbewegte, oder ob die Höhe dafür verantwortlich war. Aber nachdem auch Heike über Schwindelgefühle klagte, war die Sache eindeutig.

Heftige Windböen pfeifen jetzt zeitweise über den Berg. Eine dieser Böen warf mich fast aus dem Stand! Immer wieder kam es an Steilstücken oder kleineren Kletterpassagen zu Stockungen der sich aufwärts bewegenden Japanergruppen. Als ich an einem dieser Engpässe auf Heike wartete, kühlte ich in meinen durchnässten Kleidern binnen Minuten aus, so dass ich Zitterkrämpfe bekam. Mein »Regenanorak« war

durch und durch nass. Ebenso das Funktionsshirt, das ich als einziges Kleidungsstück auf dem Oberkörper trug. Ich musste nun handeln, sonst würde ich unter diesen Umständen nicht mehr weit kommen. In einer der Hütten zog ich die klatschnassen Sachen aus und kramte meinen Faserpelz-Pulli aus dem Rucksack. Zum Glück war er noch halbwegs trocken. Über den Faserpelz zog ich nun den Regenponcho, den ich mir in Namche Bazar auf dem Wege zum Lobuje Peak gekauft, aber dort niemals gebraucht hatte. So war ich wenigstens halbwegs vor der schneidend kalten Luft geschützt. Den wertlosen Anorak schnallte ich auf den Rucksack. Selten hatte ich mich so über ein nicht funktionierendes Kleidungsstück geärgert. Noch mehr aber über die Fotokamera, die, irritiert über so viel Feuchtigkeit im Rucksack, den Dienst verweigerte – die Elektronik war ausgefallen!

An die durchnässte Kletterhose und das Wasser in den Trekkingschuhen dachte ich nun nicht mehr. Ich ignorierte das notgedrungen einfach, da es nicht zu ändern war. Nur Heike tat mir leid, die bewegungslos da draußen im schneidenden Wind warten musste, bis meine Umkleideaktion beendet war. Sich nicht bewegen, hieß Frieren müssen.

Auf dem Weiterweg nach oben trieben meine Gedanken immer wieder zu der Vorstellung von einem heißen Bad. Das sollte das Erste sein, was ich nach der Rückkehr ins Hotel tun wollte: Heiß baden! Heike folgte mir tapfer in einem Abstand von vielleicht zwanzig Metern. Wirklich eine erstaunliche Frau: Kein Klagen und Jammern, keine Bitten um Pausen, keine Sinnfragen, die die Situation eh nicht verändert hätten... Sie nötigte mir allen Respekt ab! Je mehr wir uns der Gipfelzone näherten, desto ruhiger wurde es auf dem Anstieg. Seit etwa einer Stunde hatten wir die große Masse der Pilger dieser Nacht hinter uns gelassen.

Der Gipfel des Fuji ist sein Kraterand. Es war 3.00 Uhr, als ich ihn erreichte und im Windschatten einer Holzbaracke auf Heike wartete, die bald da sein musste. Drei Aus-

traliere machten sich schon wieder an den Abstieg, nachdem wir einige Worte gewechselt hatten. Dann kam Heike schemenhaft aus dem Halbdunkel auf mich zu: »Sind wir wirklich oben?«, wollte sie wissen, »komm, wir gehen mal ein Stückchen weiter!« Ich ließ ihr den Willen und bemerkte nur mehr scherzeshalber: »Wenn es nicht mehr weiter bergauf geht, ist man auf dem Gipfel, Heike«. Schließlich war sie überzeugt und wir zogen uns wieder in den Windschatten der Baracke zurück. Eisige Windstöße fegten vorbei und eine Gipfel-euphorie wollte sich unter den gegebenen Umständen nicht einstellen. Die heiße Brühe, die Heike aus der Thermoskanne aus-schenkte, war etwas Wunderbares. Allerdings, mehr als einen Becher brachte ich nicht hinunter. Heike hatte die Brühe ganz schön konzentriert zubereitet! Aber der Wärmeeffekt war so wohltuend!

Wir waren in etwa viereinhalb Stunden auf den Gipfel gelangt. Das war eine respektable Zeit bei den miserablen äußeren Bedingungen. Normalerweise rechnet man für die Besteigung mit sechs bis acht Stunden. Den Gedanken, hier oben auf den Sonnenaufgang zu warten, verwarfen wir. Bei der bestehenden Großwetterlage würden wir das Himmelsschauspiel sowieso nicht geboten bekommen. Überdies würden wir in unseren nassen Kleidern rasch auskühlen. Durch die heftigen, kalten Böen machten wir uns an den Abstieg.

Der Weg nach unten ist beschwerlich auf dem gerundeten, verbackenen Lavagestein. Hunderte kleiner Balanceakte... ohne Stöcke sollte man hier keinesfalls unterwegs sein.

Die Batterie meiner Stirnlampe war auch schon aufgebraucht. Zum Glück wurde es allmählich heller, das machte den Abstieg sicherer. Es war 6.30 Uhr, als wir wieder relativ ebenes Gelände erreicht hatten. In Gedanken versunken waren wir Stunde um Stunde in einem Abstand von vielleicht einhundert Metern abgestiegen. Nun, fast am Ausgangspunkt für die Besteigung des Fuji angekommen, winkten wir uns kurz mit den Teleskopstöcken zu. Ein wortloser Di-

alog: »Wir sind wieder unten, haben es trotz der unglaublichen Wetterkapriolen geschafft, was für ein schöner Morgen...«

An einigen Stellen des Himmels war die graue Bewölkung aufgerissen und zeigte einen strahlend blauen Himmel!! Feiner Sprühregen schwebte in der Luft. Die Hänge des Berges waren in das milde Seitenlicht des frühen Morgens getaucht und das verlieh ihnen etwas malerisch Schönes. Man glaubte eine Fuji-Ansicht des Holzschnittkünstlers Hokusai vor sich zu sehen.

Über den lila-schwarz bis rostfarbenen Flanken des Fuji spannte sich ein vollkommener Regenbogen und aus dem Lavageröll hoben sich wie wahllos eingestreut, niedrige Pflanzen mit ihren lanzettartigen Blättern in scharfem Kontrast hellgrün leuchtend ab. Es war eine Inszenierung der Natur wie zum Empfang, wie zur Belohnung – oder wie zum

Hohn...

»Wer niemals auf den Fuji-san steigt,  
ist ein Dummkopf.  
Wer zweimal hochsteigt,  
ist ein doppelter Dummkopf.«

Japanisches Sprichwort

© Japanische Fremdenverkehrszentrale



# Ararat

## Eine teuflische Skitour auf den göttlichen Berg

VON CHRISTOPH HÖBENREICH

*Mit aller Kraft scharren die Stahlkanten im harten Firn. Voll Adrenalin aber dennoch vorsichtig setzen wir Schwung um Schwung in die 45 Grad abfallende Steilwand der Südwestflanke. Der abgeschabte Schnee rieselt in die Tiefe. Wir haben unsere Aufstiegsroute verlassen und tasten uns in unbekanntes Gelände immer weiter nach unten vor. Noch sehen wir nicht, ob es einen fahrbaren Durchschlupf zwischen dem sperrenden Felsband und den Wassereisrinnen gibt. Ein Sturz wäre fatal, denn die Dimensionen des Berges sind gewaltig ...*

<sup>1</sup>Parrot Friedrich (1834): Reise zum Ararat, Neuauflage von M. & W. Stams, 1985, Leipzig, 263 S.

Eine Schiabfahrt von buchstäblich überirdischer Schönheit. Alle Fotos: Christoph Höbenreich

Der Ararat ist mit 5.165 m Höhe mit Abstand der höchste Vulkan der Türkei. An der Nahtstelle der anatolischen und der arabischen Platte geboren, wuchs er zu einem der mächtigsten Berge der Erde heran. Jahrhunderte lang galt das Hochgebirgsmassiv, das einen Umfang von ca. 140 km erreicht, als unbesteigbar. So stieß auch der Anspruch des deutschen Arztes und Physikers Friedrich Parrot (1791-1841), den Ararat bestiegen zu haben, anfänglich auf Unglauben. Im dritten Anlauf und damit gut akklimatisiert gelang ihm und fünf Gefährten am 27. September 1829 aber das für unmöglich Gehaltene – den Gipfel des Ararat

zu erreichen! Erst mit seiner detaillierten Beschreibung »Reise zum Ararat«<sup>1</sup> konnte er die Zweifel aus dem Weg räumen.

Wer vor ihm steht, versteht sofort, warum der Ararat schon früh die Fantasie der Menschen anregte und zu einem der mythischsten Berge avancierte. Im Altertum galt er als der höchste Berg der bewohnten Welt. Majestätisch und Ehrfurcht gebietend thront der Gigant über den Handelswegen. Weithin beherrscht er das Landschaftsbild. Sein schnee- und eisbedeckter Gipfel ist schon aus der Ferne sichtbar und scheint sprichwörtlich überirdisch über dem Horizont zu schweben. Auch Robert und ich schweben – mit unseren Ski wie in Trance auf nicht enden wollenden Firn- und Hartschneehängen zu unserem Zelt hinunter. Der Erfolg, auf dem begehrten Gipfel gestanden zu sein, beflügelt uns. All die Hindernisse und Mühen, die es zu überwinden galt, sind jetzt vergessen. Jetzt zählt nur der Augenblick – und der mit jedem Höhenmeter näher rückende Durstlöcher im Hochlager.

In unserem Kulturkreis ist das sagen- und legendenumrankte Gebirge mit seinen zwei Vulkankegeln seit biblischen Zeiten unter dem Namen »Ararat« bekannt. Im nur wenige Kilometer entfernten Iran spricht man vom »Kuh-i-Nuh«, dem »Berg Noahs«. In dem inzwischen wieder unabhängigen, vom christlichen Glauben geprägten Armenien, auf das der Ararat bei



Der Ishak Pasa Sarayi zeugt vom einstigen Glanz der Seidenstraßen.

Sonnenuntergang seinen Schatten über hundert Kilometer weit wirft, nennt man ihn »Masis«, den »Erhabenen«. In der Türkei, auf dessen Hoheitsgebiet der Ararat seit dem Friedensvertrag mit Russland von 1923 liegt, heißt er »Agri Dagi«<sup>2</sup>, was mit »Berg des Schmerzes« übersetzt werden kann. Eine Bedeutung, die auch wir, Robert Mühlthaler, Michael Losch, Christoph Müller und ich, während der Skibesteigung im April 2004 leibhaftig nachvollziehen können.

### Am Gipfel gestrandet

Der Ararat ist nicht nur für Bergsteiger, sondern mehr noch für Bibelforscher von Interesse, die sich um den Landeort der Arche Noah streiten. Ist der Vulkan Ararat aber überhaupt der in der Bibel so dogmatisch beschriebene Ort? »Am 17. Tag des siebten Monats ließ sich der Kasten nieder auf das Gebirge Ararat« heißt es im Alten Testament<sup>3</sup>. Darunter verstand man ursprünglich das gesamte Gebirgsland im Norden des in der

mesopotamischen Tiefebene gelegenen Garten Edens. Einen großräumigen Interpretationsspielraum eröffnet auch die Erkenntnis, dass das armenische Hochland früher mit »Urartu«, »Arai-Arat« oder »Ararat«, bezeichnet wurde. Die Arche könnte also ganz wo anders gelandet sein. So lässt der Koran sein Rettungsboot tatsächlich auf einem gewissen Berg Judi stranden. Und einen solchen gibt es wiederum sowohl in der Südosttürkei als auch im Irak. Da man im 16. Jahrhundert aber noch nicht zwischen »Gebirge« und »Berg« unterschied, wurde manch eine Bibel mit den Worten »auf dem Berge Ararat« übersetzt. Dadurch festigte sich in unserer Vorstellung der gigantische Vulkan als symbolträchtiger Landungsort.

Hartnäckig tauchen immer wieder teilweise recht skurril anmutende Berichte auf, wonach Überreste der Arche im Gipfelbereich des Ararat gesichtet werden. Fantasiervoll identifiziert man riesige Steine als Anker, Hölzer als Schiffsplanken oder ganz schlaue das Fehlen von Holz eben als Hin-

<sup>2</sup>In der Zeit der Erstbesteigung 1829 verlief die Grenze der drei Reiche Türkei, Russland und Persien genau über den Ararat. Der türkische Name Agri Dagi ist heute zwar international verbindlich, doch wird in vorliegendem Artikel der historische Name Ararat bevorzugt.

<sup>3</sup>1. Buch Mose, Kap. 8, Vers 4, Luther Übersetzung.

weis auf eine Arche aus Riedgras. Manche wähen das Geisterschiff gar unter den Eisfeldern des Gipfels verborgen oder interpretieren Lavaströme als Schleifspuren des Schiffes. 1960 wird allen Ernstes das Luftbild eines vermeintlich schiffsförmigen Gebildes in LIFE publiziert. Das Objekt entpuppt sich später in Form einer erstarrten Lavastruktur als Laune der Natur. Und selbst moderne Träumer vermuten die Arche auf dem Ararat: 1984 besteigt der ameri-



Nicht die Arche Noah, sondern ein Wrack in Istanbul.

kanische Apollo-15-Astronaut und Mondwanderer James Irwin, der auf seiner Umlaufbahn um die Erde eine religiöse Erleuchtung hatte, den Ararat, um nach der biblischen Barke zu suchen. Schlüssige Beweise oder überzeu-

gende Fotos konnte bisher aber noch niemand liefern.

Dass Herr Noah mit seinem riesigen Schiff<sup>4</sup> wirklich auf dem Ararat landete, darf realistischerweise wohl bezweifelt werden. Bereits 1818 wertete der berühmte Geograph Carl Ritter die Sage der Sintflut und der Rettung allen Lebens aber als Legende. Und Legenden und Mythen haben bekanntlich einen wahren Kern. Als gesichert gilt heute, dass die Flutsage auf Überflutungen und ein außergewöhnliches Naturereignis in der Region zwischen Schwarzem Meer und Persischem Golf, die sich durch starke tektonische und seismische Aktivität auszeichnet, zurückgeht. Das entspricht auch den Hochwasserszenarien, die es in den Weltauferstehungsgeschichten anderer Kulturen aus dem Gebiet um Euphrat und Tigris gibt<sup>5</sup>.

Robert Ballard, der berühmte Finder der Titanic, vermutet ein außergewöhnlich großes Wrack im Schwarzen Meer, welches einst ein Süßwassersee unter dem Meeresniveau gewesen sein soll. Einer glaubwürdigen Theorie folgend sei seine Oberfläche

dann vor ca. 7.000 Jahren (also nach dem Ende der letzten Eiszeit) plötzlich rasant angestiegen. Ein tektonisch verursachter Dammbbruch des Bosphorus soll den kataklysmischen Wasserzustrom aus dem Mittelmeer in den See ergossen haben. In nur wenigen Tagen seien alle Fischerdörfer und Ufersiedlungen überflutet worden. Diese moderne Sintfluttheorie lässt sich sowohl in die geologische wie auch kulturelle Geschichte der Erde eingliedern. Bis aber Ballard mit seinen Tauchrobotern erfolgreich ist, werden die kuriosen Geschichten um eine Arche Noah weiterhin abenteuerliche Blüten zwischen den Höhen des Ararat und den Tiefen des Schwarzen Meeres treiben. Und für viele Besucher wird der biblische Arche-Noah-Gag, der heute wohl nur mehr klerikalen Unterhaltungswert hat, die wahren Probleme der Region weiterhin in den Schatten stellen.

#### Volk ohne Land

Ganze Großfamilien treiben ihre Schaf- und Ziegenherden von den Winterquartieren an den Flüssen auf die grünen Sommerweiden des Ararat. Die Herde bestimmt seit Menschengedenken den Rhythmus der Bergbewohner. Einst Nomaden leben die meisten Kurden heute jedoch in Dörfern und Städten. Die Kurden sind ein Volk ohne Land. Selbstbestimmung war zwar ein traditionelles Ziel, aber es war immer Selbstbestimmung eines kurdischen Stammes oder einer Region, nicht ein nationales Bewusstsein des kurdischen Volkes. Das schwer zugängliche, »wilde« Kurdistan blieb so über Jahrhunderte ein kaum überschaubares, ja beinahe vergessenes Land. Ein kurdisches Großreich, erst recht einen kurdischen Staat im modernen Sinne hat es nie gegeben – und wird es wohl auch nie geben. Oder zerfällt der Irak jetzt gar in einen schiitisch-sunnitischen und einen kurdischen Staat?

Die größte Schwäche der Kurden ist ihre Uneinigkeit. Sie waren für Blutrache, Fehden und Beutezüge berüchtigt und noch heute bestimmen nicht Gemeinsamkeiten

ihre Politik, sondern Rivalitäten. Das macht sie auch zum Spielball fremder Mächte. Erst die Aufteilung des Kerngebietes zwischen den Staaten Türkei (Anatolien ist die Heimat von 4,3 Millionen Kurden<sup>6</sup>), Syrien, Iran und Irak entfachte eine nationale Autonomiebestrebung des kurdischen Volkes. Die seit Jahrzehnten immer wieder losbrechenden Aufstände gegen die türkische Staatsmacht, ihre elenden Lebensbedingungen, die Unterdrückung ihrer Kultur und die ihnen entgegengebrachte, staatliche und militärische Gewalt führten die akute Minderheitenproblematik der Kurden in das Bewusstsein des Westens.

Südostanatolien wurde seit 1984 von einer Eskalation der Gewalt heimgesucht. Die Terrororganisation PKK<sup>7</sup> führte einen brutalen Kampf zur Destabilisierung weiter Landstriche, gegen die türkische Regierung und zur Bildung eines unabhängigen Kurdistans. Der Krieg zwischen dem türkischen Militär und der PKK, unter dem besonders die Zivilbevölkerung zu leiden hatte, forderte viele tausend Menschenleben. In der stereotypen Sichtweise vieler europäischer Reiseberichte werden die Kurden als »schuldlos, geknechtetes Volk« dargestellt. Das ist zwar nicht falsch, greift aber

in der Realität als alleinige Erklärung für ihre heutige Problemsituation doch zu kurz, wenn man beispielsweise die Rolle der Kurden im Irakkrieg in Betracht zieht, in dem sie durch ihre taktische Unterstützung der USA<sup>8</sup> sogar ins Getriebe der Weltpolitik gerieten.

Ohne zynisch werden zu wollen, aber verglichen mit dem Kurdenkrieg war die Sintflut für den Berg Ararat wohl eine kurze Episode. Nur zehn Monate soll der Ararat nach biblischer Überlieferung im Wasser versunken sein. Doch über zehn Jahre (1991 - 2001) hatte ihn die türkische Armee militärisch total gesperrt, weil die PKK-Guerillas das im Dreiländereck von Türkei, Armenien und Iran gelegene, weitläufige Gebirgsmassiv als strategisches Versteck nutzten. Nicht einmal eine Ziege durfte sich sehen lassen. Ein Aufenthalt in Südostanatolien war auch für Ausländer durch die vielen Anschläge in den Wirren des kurdischen Befreiungskampfes nicht ungefährlich, und den Ararat zu besuchen oder gar zu besteigen praktisch unmöglich. Noch heute sind die Einschusslöcher in Hausmauern in Dogubayazit und »geschlossene« Bergdörfer stumme Zeugen der jüngsten Vergangenheit.



Weithin über das anatolische Hochland sichtbar galt der riesige Ararat in der Antike als höchster Berg der bewohnten Welt.

<sup>6</sup>Harenberg Aktuell-Lexikon 2004.

<sup>7</sup>Die PKK (Akronym für »Kurdische Arbeiterpartei«) wurde mittlerweile in KADEK («Kongress für Freiheit und Demokratie in Kurdistan») umorganisiert, die das ursprüngliche Ziel eines Kurdenstaates weiterverfolgt.

<sup>8</sup>Die Kurden im Grenzgebiet des Irak gewährten den US-Streitkräften Gebiete zum Aufmarsch ihrer Truppen, was zu heftigen Spannungen zwischen den NATO-Partnern Türkei und USA führte.

Seit der Gefangennahme von PKK-Chef Abdullah Öcalan Anfang 1999, der offiziellen Einstellung des bewaffneten Kampfes und dem Abzug der PKK-Kämpfer in den Norden des Irak, ist die Lage in der Osttürkei und um den Ararat derzeit wieder weitgehend ruhig und stabil. Der Ausnahmezustand ist aufgehoben. Und der größte Teil der Kurden wendet sich heute gegen Gewalt und Terror, wohlwissend, dass solche Aktionen der Sache der Kurden, dem Streben nach Autonomie, mehr schaden als nützen.

Praxis noch immer Defizite. So spricht dann auch die Meldung des türkischen Außenministeriums<sup>9</sup> für sich: »Es ist für die Türkei weder nachvollziehbar noch akzeptabel, die Achtung der sozialen, wirtschaftlichen und legitimen politischen Bestrebungen der Kurden zu diskutieren, als ob die türkischen Bürger kurdischer Abstammung eine andere und gesonderte Gemeinschaft darstellen würden. Sie sind Bürger einer Nation, die seit Jahrhunderten dieselben Werte geteilt hat, was Sprache, Religion, Kultur und patriotische Identität, gemeinsame Geschichte und den Willen zu einer gemeinschaftlichen Zukunft angeht.«

Die Probleme im Osten der Türkei haben zu massiver Landflucht der Bevölkerung in die größeren Städte der Region sowie in den Westen der Türkei mit allen sozialen Folgeproblemen geführt. Die türkische Regierung versucht, die wirtschaftliche und soziale Lage in Ostanatolien zu verbessern. Es geht jetzt vor allem um Wiederaufbau zerstörter Infrastruktur, Investitionen in die Wirtschaft und Rückkehr der Bevölkerung in ihre Dörfer. Die türkische Regierung setzt auf zukünftigen Wohlstand in Ostanatolien. Mit prestigeträchtigen Projekten (wie dem riesigen Staudamm am Euphrat) versucht man, dem unterentwickelten Stück Türkei im Osten auf die Beine zu helfen. Eine sinnvolle grenzüberschreitende Zusammenarbeit innerhalb der Region Kurdistan wird jedoch durch die unterschiedlichen außenpolitischen Ziele von Ankara, Teheran, Erwan und Bagdad (wer immer derzeit dort das Sagen hat) erschwert.

Insgesamt ist heute eine gesamthafte Lösung der »kurdischen Frage« nicht in Sicht, in keinem der beteiligten Länder. Eine Lösung aus der Region selbst heraus ist kaum vorstellbar. Denn die Probleme der Kurden berühren unmittelbar auch existentielle wirtschaftliche Interessen der Nationalstaaten. Es ist nicht zu erwarten, dass die betroffenen Staaten den Kurden einen Teil ihres Territoriums abtreten. Dies hätte mit Sicherheit zur Folge, dass auch andere ethnische Minderheiten Ansprüche auf Unabhängigkeit stellen. In einem unabhängigen Staat Kurdistan

Die Terroranschläge des 11. September 2001 haben Regierung und Streitkräfte der Türkei in ihrer Überzeugung gestärkt, dass ihr Kampf gegen den Terrorismus extremistischer Organisationen der richtige Weg ist. Die Republik Türkei, ein Schmelztiegel verschiedener kultureller, ethnischer und religiöser Elemente, ist nach außen hin bemüht, das nach wie vor schwelende Konfliktpotenzial in den Griff zu bekommen – und schießt dabei nach Europa. In

der EU wird eine Aufnahme der Türkei jedoch sehr kritisch und kontrovers diskutiert. Die Legalisierung der kurdischen Sprache in Radio, Fernsehen und im Bildungsbereich, die Abschaffung der Todesstrafe in Friedenszeiten und Maßnahmen zur Bestrafung von Folter sind zwar Meilensteine der Reformbemühungen. Ob aber die Gesetzesänderungen tatsächlich zu Erleichterungen im täglichen Leben der Menschen führen, ist fraglich. Und im Bereich der Meinungsfreiheit, der kulturellen Rechte und der Religionsfreiheit erkennen nicht nur Menschenrechtsorganisationen in der

Die Schrecken des Krieges sind für die kurdischen Hirtenkinder vorbei. Kurdisch wurde nun auch als Unterrichtssprache legalisiert.



Zerschossene Häuser und Stacheldrahtrollen am Fuße des Berges sind stumme Zeugen der jüngsten Vergangenheit.

<sup>9</sup><http://www.mfa.gov.tr/grupe/eh/eh01GER/08.htm> (23.04.2004)

würden die Quellen von Euphrat und Tigris und wichtige Erdölfelder liegen. Der einzig gangbare Ausweg ist die Gewährung kultureller, sprachlicher und politischer Autonomie innerhalb der bestehenden Staaten. Es bleibt zu hoffen, dass den bisherigen Konflikten in Kurdistan eine Politik der Toleranz und Öffnung folgt, die neue Kooperationen ermöglicht und den Kurden grundlegende Freiheiten und Rechte sichert.

#### Alpiner Behördenlalom

Auf Drängen der Behörden und der Wirtschaft in dem völlig verarmten Gebiet stuft der Generalstab den Ararat 2001 zum einfachen »Sicherheitsgebiet« herunter, das seitdem auch wieder von Ausländern – wenn auch nur mit offizieller Genehmigung – besucht werden darf. Der Ararat erwacht zu neuem Leben. Nun können nicht nur die Hirten ihre Schafe und Ziegen wieder auf die Weiden des Ararat treiben, sondern auch Bergsteiger wieder auf den begehrten Gipfel hecheln. Zaghafte beginnt die regionale Alpentourismuswirtschaft zu florieren. Da die praktisch ungelösten Probleme in der Region Kurdistan aber noch immer viel Zündstoff für Konflikte bergen, sollten Gipfelaspiranten die Gunst der jetzigen ruhigen Jahre nützen. Denn wenn man der Geschichte logisch folgt, werden in diesem Pulverfass irgendwann wohl auch wieder turbulenterer Zeiten kommen, in denen der Ararat möglicherweise wieder in einen militärisch verordneten Dornröschenschlaf verfällt ...

Auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist eine Besteigung des Ararat noch immer keine alltägliche Bergtour. Schwieriger als die Besteigung selbst ist die Beschaffung des dazu notwendigen Permits. Es ohne Genehmigung zu versuchen, ist nicht ratsam. Eine Gruppe iranischer Bergsteiger, die



nach uns illegal am Berg war, wurde vom Militär festgenommen und zu einer saftigen Geldstrafe verdonnert. Aber sogar die zuständigen Stellen sind sich nicht ganz einig, wessen Genehmigung nun tatsächlich ausschlaggebend ist. Wir erhalten ein offizielles Antragsformular von der türkischen Botschaft in Wien, die es an das Außenministerium in Ankara weiterleitet, das es seinerseits an das Ministerium für Tourismus und Kultur und das Innenministerium schickt, von wo es an das Militär, zum Geheimdienst MIT und zum türkischen Bergsteigerverband und dann nach Ostanatolien zum Provinzgouverneur und zur Ortskommandantur gesendet wird. Dass man dabei als Bergsportler aber bevorzugt behandelt wird, ist höchst erfreulich. So schreibt mir die türkische Botschaft freundlich: »... möchten wir darauf hinweisen, dass die Besteigung des Agri Dagi nun mehr ausschließlich zum bergsportlichen Zweck möglich ist. Die Durchführung von Forschungs- und Grabungsarbeiten sowie die Besteigung zum touristischen Zweck sind nach wie vor nicht erlaubt. Die Besteigung des Agri Dagi ist nur in Begleitung eines staatlich geprüften Bergführers erlaubt.« Obwohl »nur eine Formsache« sind dennoch mindestens drei Monate Bearbeitungszeit einzurechnen, warnt man uns. Tatsächlich erhalten wir die ersehnte

Der Van-See liegt auf 1.720 m Seehöhe und ist sieben Mal so groß wie der Bodensee. Sein leicht alkalisches Wasser fühlt sich seifig an.

Genehmigung nach Wochen des Bangens genau am Tag (!) vor unserer Abreise. Nachdem die türkische Botschaft die Genehmigung in unsere Pässe eingetragen hat, fungiert ein verständnisvoller Lokführer der ÖBB als Kurier und bringt die Pässe noch am gleichen Abend zurück nach Innsbruck.

#### Auf zum Ararat

Regen, Schneefall, grau-in-grau während unserer Anreise. Wir fahren mit einem Dolmusch von Van nach Dogubayazit. Die Straße schlängelt sich durch Lavafelder auf einen tief verschneiten Pass. Noch vor wenigen Wochen versank die Osttürkei nach massiven Niederschlägen unter einer meterhohen Schneedecke. Weite Teile waren von der Außenwelt abgeschnitten, Zugverbindungen wurden unterbrochen, Flüge mussten abgesagt werden, und sogar in den fernen Städten Istanbul, Athen und Jerusalem führte der Schnee zu chaotischen Zuständen. Wir besuchen die legendäre Ruine Ishak Pasa Sarayi, die mit ihren prachtvollen Toren, Hallen und Moscheen zu den schönsten Palastburgen Kleinasiens zählte. Ihre einstige Macht und Bedeutung für den an ihr vorbeiziehenden Karawanenverkehr der Seidenstraße ist noch heute spürbar. Seit dem Ersten Weltkrieg ist das alte Dogubayazit ein Ruinenfeld. Dafür wurde im Tal-

boden die gleichnamige, neue aber gesichtslose Stadt aus dem Boden gestampft. Der Ort mit ca. 20.000 Einwohnern liegt am östlichsten Ende der Türkei nur wenige Kilometer von der iranischen Grenze entfernt.

Plötzlich reißen die Wolken auf und unerwartet steht er in seiner ganzen Pracht vor uns: Der ersehnte Ararat! Auch für Friedrich Parrot löste der Anblick dieser Gebirgslandschaft 1829 starke Gefühle aus: »Wundervoll und ergreifend ist der Eindruck, welchen der Ararat auf das Gemüt eines jeden macht, der nur einige Empfänglichkeit für diese großartigen Werke des Schöpfers hat« (Parrot, S. 96).

Eine Besteigung des Ararat im Sommer ohne Schneebedeckung wäre zwar wesentlich einfacher, eine anregende Hochgebirgswanderung. Zudem könnten Ausrüstung und Verpflegung dann problemlos von Tragpferden in die Hochlagerplätze befördert werden. Mit seinen gleichmäßigen, steilen Flanken ist der Ararat aber ein herausfordernder Skiberg. Es ist für uns daher geradezu logisch, Skispuren in den anatolischen Firn (und leider auch Bruchharsch!) zu zeichnen.

Bevor es aber soweit ist und wir endlich dem Gipfel entgegenstapfen dürfen, müssen wir noch den obligatorischen Checkpoint der Jandarma, den letzten – und wohl entscheidenden – Posten der Staatsmacht, passieren. Wenigstens werden wir nicht mehr, wie in den vergangenen beiden Jahren üblich, ab hier von einem Militärkonvoi bis hoch auf den Berg eskortiert. Wir nehmen die Südflanke ins Visier und uns für die rund 3.200 Höhenmeter fünf Tage Zeit. Im Frühling ist das Bergerlebnis sehr exklusiv, denn wir sind alleine unterwegs und müssen nicht den Hinterlassenschaften anderer Bergsteiger folgen. Und das an einem so namhaften Berg von Welt wie dem Ararat!

Die Ansiedlung Eli ist der Ausgangspunkt unserer Besteigung. Seit dem Besuch von Friedrich

Parrot haben sich die kleinen Bergdörfer an sich kaum verändert: »Alle Häuser sind aus Stein, nach morgenländischer Weise mit flachen, ebenen Dächern aus einem dicken, mit Lehm und Erde bedeckten Estrich gemacht, nach der Straße hin statt der Fenster meist nur mit Luft- und Lichtöffnungen versehen und jedes Gehöft von einer Steinmauer umzogen« (Parrot, S. 83). Die traurigen Spuren der jüngsten Auseinandersetzungen sind jedoch nicht zu übersehen. Einige Häuser sind zerstört. Stacheldrähte blinken noch unverrostet in Gebüsch.

Das Schmelzwasser des Ararat ist der Schatz des Berges. Die Einwohner leben von Vieh- und Pferdezucht und von spärlichem Getreideanbau. Einige sollen sogar kleine Weingärten besitzen. Auch der aufblühende Alpentourismus bringt im Sommer Arbeit für Träger oder Mulitreiber. Gerüchten zufolge soll an der Nordseite des Vulkans in einer Höhe von 2.000 m ein Wintersportzentrum samt Hotel und Restaurant in die Landschaft geklotzt werden, das mit einer Seilbahn zu erreichen ist. Beginnt sich die alpine Erschließungsspirale nun auch in Vorderasien zu drehen? Werden nach den biblischen Wassermassen der Sintflut nun Touristenmassen den Berg überschwemmen?

Da wegen der Schneelage keine Tragtiere eingesetzt werden können, schleppen wir unsere Ausrüstung samt Zelt, Schlafsack und Verpflegung selbst. Bereits auf einer Höhe von ca. 2.500 m, aber noch 11 Kilometer vom Gipfel entfernt, können wir unsere Ski auf der geschlossenen Neuschneedecke gleiten lassen. Die Landschaft war nicht immer so baum- und strauchlos. Nach arabischen Quellen streiften einst Wildesel, Löwen, Hirsche und Wildschweine durch die Wälder am Fuße des Berges. Da das Wetter immer schlechter wird und Nebel einfällt, entschließen wir uns auf ca. 3.000 m unser erstes Lager aufzuschlagen. Unsere beiden türkischen Begleiter Sinan und Orhan, die sich uns anschließen, um den Ablauf einer Skibesteigung kennen zu lernen, sind erleichtert, denn sie stapfen ohne Ski-

Und nur wenig später pfeift ein unwirtlicher Schneesturm um den Vulkan. Die Nacht wird klirrend kalt. Ostanatolien ist durch ein kontinentales Steppenklima geprägt, das sich durch heiße, trockene Sommer und sehr kalte Winter auszeichnet. Auch die tageszeitlichen Temperaturunterschiede sind durch die starke Sonneneinstrahlung am Tag und Wärmeabstrahlung während der Nachtstunden in der klaren Gebirgsluft extrem. Bei -15°C bildet sich im Zelt überall Reif, der in der Früh auf unsere Schlafsäcke rieselt, als wir den Zelteingang öffnen. Daran werde ich mich wohl nie gewöhnen.

Wahnsinn! Herrlichstes Wetter und das anatolische Hochland liegt uns frisch verschneit zu Füßen. Das Barometer steigt seit Stunden ohne Unterbrechung, die Luft ist glasklar. Noch ahnen wir nicht, dass das Schönwetter nun mehrere Tage ununterbrochen anhalten wird. Denn typisch für einen einzeln stehenden Berg braut sich auch der Ararat sein Wetter am liebsten selbst. Er lässt mit Vorliebe Luftmassen an seinen Hängen aufsteigen und zu Wolken kondensieren, die den Gipfel ab Mittag meistens verhüllen. Es sieht dann aus, als habe der göttliche Berg einen Heiligenschein, je nach Gemüt aus flauschigen Cumuluswolken, häufig aber aus einer linsenförmigen Föhnwolke. Dann heult über dem Ararat ein Sturm, der eher eine Weltuntergangsstimmung aufkommen lässt, als Gedanken an die Errettung der Menschheit, die sich hier nach christlichen Vorstellungen einst abgespielt haben soll.



Da wir alles selbst schleppen, verwenden wir nur bewährtes und leichtes Material: Schlafsack, Sturm- und Isolationsjacke, Rucksack und Zelt.

Bergsteigen hoch über dem anatolischen Hochland.



Um uns besser an die Höhe zu gewöhnen, unternehmen wir eine Akklimatisations-skitour und tragen gleich etwas Nahrung und Brennstoff ins zweite Hochlager. In Gipfelhöhe des Großglockners schaufeln wir eine Plattform aus dem Schnee. Heute noch pulveriger Schwimmschnee wird er sich über Nacht von selbst verfestigen und unser Zelt tragen. Die Rechnung geht auf und tatsächlich thront es am nächsten Tag auf einem stabilen Balkon. Wir graben uns eine gemütliche Kochnische in den meter-tiefen Schnee und genießen wie die beiden Senioren in der Muppetshow den grandiosen Ausblick. Weit schieben sich Lavaströme in die Hochebene hinunter. Der Ararat scheint wie ein riesenhafter Polyp mit gewundenen Fangarmen ins Hochland zu greifen. Die sich radial ausbreitenden Lavaströme, Grate und Tälchen geben dem

den eher auf eine fatale Kombination aus Erdbeben, Bergsturz und Ausbruch eines Gletschersees zurückzuführen sein. Wir entdecken zahlreiche bizarre vulkanische Gesteine, erstarrte und bimssteinartige Lava, Schlacken, Tuff, glasartigen Obsidian und Trachytgestein in verschiedenen Farb-tönen von schwarz über grau und braun bis rot.

Obwohl heute »Gipfeltag« ist und herrlichstes Wetter herrscht, zieht es Robert und mich nicht aus den Schlafsäcken, bevor die Sonne auf unser Zelt scheint. Naja, in der Ruhe liegt die Kraft – und in einem gemütlichen Frühstück. Wir lassen den Benzin-kocher sein monotones Lied surren, genießen ein paar Tassen Tee und ein Müesli. Bald haben wir unsere beiden Freunde, die über eine Stunde vor uns aufgebrochen sind, überholt. Das Blockgelände in Mont-Blanc-Höhe zwingt uns dann, die Ski zu schultern. Eine nervige und Kraft raubende Angelegenheit. Man darf den Ararat konditionell nicht unterschätzen. Eine Kuppe nach der anderen taucht vor uns auf, die überwunden werden will. Mühsam stapfen wir über Anraumeis und Sastrugis, zwei Erscheinungsformen die auf starke Stürme in den vergangenen Wochen schließen lassen. Endlich am Vorgipfel angekommen müssen wir feststellen, dass das gesamte Gipfel-plateau blank gefegt ist und wir jetzt unsere Ski am besten zurücklassen.

Der erste Versuch Parrots endete beinahe tragisch. Trotz »vielspitziger Eissohlen« mussten er und sein Begleiter »... mittels der Eisstöcke ordentliche Vertiefungen in das Gletschereis hieben« (Parrot, S. 104). Sie querten eine Eisrinne, in der »wenn wir ausglitten und fielen, nichts unserem Hinabschießen hätte Einhalt tun können als die scharfkantigen Stein-trümmer, in welche sich die Region des ewigen Eises verliert« (Parrot, S. 105). Und tatsächlich stürzten beide, überstanden diesen Unfall jedoch wie durch ein Wunder: »... mein Weg, den ich fast besinnungslos zurücklegte, mochte wohl eine halbe Werst<sup>11</sup> betragen haben. Von den Sachen war durch die Zentrifugalkraft meiner wirbelnden Bewegungen das Letzte mir

Die Parrotspitze, 5.165 m, ist die höchste Erhebung des Ararat.



Berg die typische Form eines Stratovulkans. Einige kleine Parasitärvulkane um ihn ragen wie Pickel aus der Erde, meist von kegelförmiger Zuspitzung und mit Vertiefungen in der Mitte. Der Ararat hat sich genau im Kreuzungspunkt zweier tektonischer Bruchlinien gebildet, auf denen auch andere zum Teil sogar noch aktive Vulkane liegen. Der Ararat hingegen gilt als erloschener Vulkan. So dürfte auch die Verschüttung des Dorfes Ahura auf seiner Nordostflanke 1840 unter einem Lahar<sup>10</sup> nicht auf eine vulkanische Eruption, son-

<sup>10</sup>Lahars sind vulkanische Schlammströme aus Asche, Gestein, Eis und Wasser.  
<sup>11</sup>russisches Längenmaß, 1 Werst = 1,067 km.



Die Grenzberge zum Iran.

aus den Taschen geschleudert, ich selbst aber nicht wesentlich beschädigt« (Parrot, S. 106). Während Parrot und seine Gefährten den Gipfel nur durch mühsames Stufenschlagen im dritten Anlauf besteigen konnten, haben wir es mit den Steigeisen im Eis vergleichsweise einfach. Für einen erfahrenen Bergsteiger ist der Ararat technisch unschwierig. Weder Seil noch Pickel sind im Normalfall nötig. Da jedoch schon mehrere Unvorsichtige tödlich abgestürzt sind, installiert der türkische Bergsteigerverband im Sommer auf der Südroute sogar ein Fixseil ...

Eine seiner offiziellen Aufgaben sah Parrot darin, den Berg im Namen des Zaren für Russland und »mit Waffengewalt für den christlichen Glauben« (Parrot, S. 118) in Besitz zu nehmen. Dazu wurden keine Anstrengungen gescheut und sowohl ein großes Kreuz als auch eine ca. 15 Kilogramm schwere Bleiplatte mit einer Inschrift bis knapp unter den Gipfel geschleppt. Die Besteigung des Ararat diente zwar primär naturwissenschaftlichen Interessen. Sie ist dennoch eine der herausragenden Errungenschaften während des glorreichen goldenen Zeitalters des Alpinismus, das 1865 mit der Besteigung des Matterhorns endete. Mit seiner Erstbesteigung des Ararat gehört Parrot zu den Bahnbrechern des Alpinismus.

Die ursprüngliche Spitze des Ararat ist im Laufe der Zeit durch Eruptionen und

Erosion abgetragen worden. Die heutige Gipfelregion hat die Form einer glasierten Guglhupfhälfte. Ein Halbrund von Schnee- und Eishügeln umschließt ein nach Norden abfallendes Firnbecken. Ein Schneejoch trennt die beiden höchsten Buckel, die kuppelförmige Parrotspitze und den nur wenige Meter niedrigeren, plateauförmigen Ostgipfel. An der steilen und wild zerfurchten Nordostflanke hat die Erosion das Jakobstal tief in die Eingeweide des Vulkans eingegraben. Im Unterschied zum Elbrus und Demawend, die den Ararat zwar an Höhe deutlich übertreffen, ragt das Ararat-Massiv aus relativ flachen Hochebenen und ohne größere Vorberge auf. Die Höhenunterschiede dieses Bergkolosses sind von allen Seiten gewaltig. Nach Südwesten reicht der Blick knapp 3.500 m auf Dogubayazit, nach Norden 4.300 m tief in die Aras-Ebene hinunter. Das Gefühl am Gipfel sprichwörtlich über den Dingen zu stehen ist daher am Ararat noch größer! Wir genießen die hunderte Kilometer weite Fernsicht.

Doch die Neugierde auf die steile Skiabfahrt zieht uns ebenso vom Gipfel wie die Aussicht auf unsere Wiedergeburt bei Kebab, Baclava und einem heißen Hamam.

Wir sind uns einig: Dem Ararat wird stets ein besonders geheimnisvoller Nimbus anhaften: Als dem Ort des Neuanfangs allen Lebens ...



**Dr. Friedrich Parrot** – Erstbesteiger des Ararat im Jahre 1829 – wurde 1791 geboren. Seine Familie stammte aus Mömpelgard, dem späteren Montbéliard, im Großherzogtum Württemberg. Der verwitwete Vater Georg Friedrich P. zog mit seinen Kindern Wilhelm und Friedrich 1795 nach Riga; er wirkte seit 1802 als Professor für Physik an der neuen Universität von Dorpat/Estland. Sohn Friedrich Parrot studierte Medizin, wurde 1814 zum Dr. med. promoviert, besuchte dann deutsche bzw. österreichische Universitäten und praktizierte einige Jahre lang als Arzt in Heilbronn. Von 1820 an Professor für Physiologie und Pathologie in Dorpat, wechselte er 1826 auf den frei gewordenen Lehrstuhl für Physik und war schließlich von 1831 bis 1833 Rektor der Universität. Parrot unternahm 1837 eine weitere Studienreise (zum Nordkap), erkrankte dann schwer und starb 1841 – keine fünfzig Jahre alt.

# KULTUR UND WISSENSCHAFT

EBERHARD NEUBRONNER

KARIN BERGDOLT

SEBASTIAN WALTER

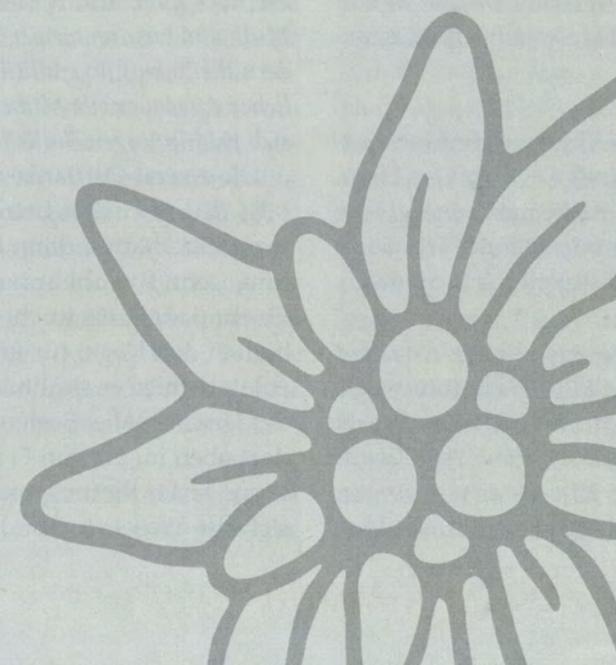
STEFFEN KERN

RALPH STÖHR

VOLKER LEUCHSNER

DENNIS CRAMER

MARIA HOLZHAMMER



# Büyük Agri Dagi, Noahs erhabener Berg

175 Jahre nach den Erstbesteigern in der Türkei

VON EBERHARD NEUBRONNER

*Wundervoll und ergreifend ist der Eindruck, welchen der Ararat auf das Gemüth eines Jeden macht, der nur einige Empfänglichkeit für diese großartigen Werke des Schöpfers hat ...*

Friedrich Parrot

*Something hidden. Go and find it.  
Go and look behind the Ranges.*

Rudyard Kipling

Er schirmte die Augen mit seiner Hand. Das Licht blendete ihn. Hoch über dem Wanderer glänzte etwas, es hing in Zungen vom Berg und ließ Risse erkennen. Ein guter Tag, dachte der Arzt Dr. Friedrich Parrot, Professor für Physik zu Dorpat in Estland. Wir werden Erfolg beim Rekognoszieren haben.

13. September 1829.

Signalement des Akteurs: Fünfunddreißig bis vierzig, mittelgroß, dunkles Haar. Hohe Stirn und feine Brauen, energische Nase, fester Zug um den Mund. Das Kinn ausgeprägt, lange Koteletten à la mode.

»Herr Schiemann?«

Parrots junger Begleiter, Medizinstudent und als zoologische Hilfskraft unterwegs, blieb stehen. Die dünne Luft am Ararat machte ihm kaum zu schaffen. Am Ararat ... Gut zweitausend Kilometer weit waren sein Kamerad Julius Hehn, der Mineraloge

Maximilian Behaghel von Adlerskron, der Astronom Wassily Fedorow und dieser schlanke Doktor gefahren; in Pferdechaisen hatte man wochenlang gesessen zwischen Dorpat und Nowotscherkassk, um quer durch das russische Territorium südostwärts zu reisen – hinterher holperten sie weiter nach Tiflis und Etschmiadsin bis zum Fuß jenes Vulkans, auf dessen Gipfel Noahs Arche gestrandet sein sollte: damals, vor vielen Jahrtausenden.

»Sintflut«, sagte Karl Schiemann. »Na ja.« Und Parrot: »Wollen wir wieder?«

*Felskämme und Eisschluchten*, schrieb er später, *lagen zwischen uns und der Seite des Berges, nach der wir strebten. Glücklicherweise über-schritten wir den ersten Kamm und auch den darauf folgenden schönen Gletscher ... Herr Schiemann, obgleich in dieser Art von Strapazen noch ganz neu, verlor keinen Augenblick Muth und Lust, an meiner Seite zu bleiben, sondern theilte mit jugendlicher Kraft und männlicher Ausdauer alle Mühen und Gefahren, die sich bald in ungewöhnlichem Maaße häuften.*<sup>1</sup>

Die Ararat-Ostflanke war bisher bestenfalls durch Hirten betreten worden und wenn überhaupt, dann immer nur furchtsam, denn sowohl armenische Mönche in Etschmiadsin als auch das Volk rundum hielten den Kegel für unersteiglich. Nicht zuletzt schien es sündhaft, nach dem Schiff des Urvaters aller Seeleute zu fahnden, das dort oben im ewigen Frost ruhte und vom Wunder der Rettung sprach: »Da verliefen sich die Wasser ... und nahmen ab nach



Das Kloster St. Jakob über Arguri mit der Jakobsschlucht (Aquatinta). Im Herbst 1829 richteten dort Friedrich Parrot und dessen Gefährten ihr Standquartier ein. Sie waren Gäste des Archimandriten Karapet. Foto: Archiv Neubronner

*Der große Ararat  
mit seiner finstern Schlucht und dem Kloster S. Jakob auf der N.O. Seite.*

hundertundfünfzig Tagen. Am siebzehnten Tag des siebenten Monats ging die Arche nieder auf das Gebirge Ararat ... Und der HERR ... sprach in seinem Herzen: »Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen Willen.«<sup>2</sup>

Friedrich Parrot lächelte beim Gedanken an diesen Text aus dem Alten Testament. Aber statt ihn gering zu achten, konzentrierte er sich. Was war seine Aufgabe? Er wollte den Berg erklettern und dessen exakte Höhe mittels barometrischer Nivellements feststellen. Julius Hehn würde Pflanzen sammeln, Schiemann die Tierwelt sichten, Behaghel Steine klopfen und Fedorow sehr genaue Ortsbestimmungen vornehmen. Es galt also wissenschaftlich sauber zu arbeiten. Doch darüber hinaus sollte auch eine Sehnsucht gestillt werden: 1811, neunzehnjährig, hatte Parrot 600 Meter unter dem Gipfel des Kasbek im Kaukasus, *als das stürmische Schneegewölke sich auf einige Augenblicke gegen Süd getheilt hatte, in weiter Ferne eine ... hohe, isolirte Schneekuppe zu Gesicht bekommen – vermuthlich das Silberhaupt des Ararat.*

Und nun standen sie dort, unter jenem Riesen. Kuh-i Nuh (Noahberg) nannten ihn

die Perser, bei den Türken hieß er Büyük Agri Dagi oder frei übersetzt Großer Berg der Schmerzen. Warum? »Wird uns vielleicht noch klar«, murmelte Parrot und blickte beim Weitersteigen zurück. Innerlich, wohlgerührt, weil das Gelände jetzt steiler wurde und mehr Sorgfalt verlangte.

10. April 1829: Die Abfahrt aus Dorpat hatte begonnen. Später als geplant, weil der Universitätsmechanikus Brückner mit dem Fertigen diverser Instrumente in Verzug geraten war – *einem vollständigen Pendel-Apparate, einem zehnzölligen Abweichungs-Kompaß, einem eben so großen Neigungs-Kompaß, drei Reise-Barometern und einer feinen Waage.* Doch alsbald ließ es sich gut an. Man kam bei überwiegend trockenem Wetter zurecht, die russischen Postwagen wirkten solide, alle fünf Herren waren munter. Smolensk, Wjasma, Kursk und Charkow ... ihr Weg nahm kein Ende. Hinter Nowotscherkassk stieß Friedrich Parrot zur Kalmückensteppe vor, triangulierte mit Behaghel von Adlerskron und einem Feldjäger namens Schütz den Fluss Manytsch, querte »seinen« Kaukasus auf der alten Georgischen Heerstraße und zog am 6. Juni in Tiflis ein, wo, unterbrochen durch vielfältige Studien<sup>3</sup>, bis zum

<sup>1</sup>Die meisten kursiv gesetzten Passagen – durch den Autor grammatikalisch behutsam modernisiert – stammen aus Friedrich Parrots Werk »Reise zum Ararat« (Berlin 1834). Es ist 1985 in Leipzig als Neudruck erschienen (Nachwort plus Bibliografie von Marianne und Werner Stams).

<sup>2</sup>Erstes Buch Mose (Genesis), 8.3 f. und 21.

<sup>3</sup>Später wurde der aus den feuchtwarmen Laubwäldern Nordpersiens stammende Transkaukasische Eisenholzbaum *Parrotia persica* genannt.



1. September 1829 pausiert wurde. Nicht zuletzt dank dieser Planung entgingen Parrot und dessen Trupp dem sehr heißen Sommer am Ararat.

Transkaukasien gefiel den Männern. Sie unternahmen einen Abstecher in die Provinz Kachetien und brachen dann wieder auf, denn Noahs Landungsberg lockte. Das Kloster Etschmiadsin nahe der heutigen armenischen Hauptstadt Jerewan empfing seine Gäste freundlich; wenn auch Erzbischof Jeprem, ein 93-jähriger Patriarch, allzu profanem Tun misstraute. Dazu zählte zweifellos eine Besteigung des Ararat, dessen schimmernde Silhouette nur noch etwa fünfzig Kilometer entfernt lag. Gewaltig schwang er sich aus jener Ebene hoch, durch die der Arax fließt und Teile Armeniens zum Kaspischen Meer hin entwässert. Masis (Erhabener) hieß er hier, was sich mit dem türkischen Schmerzensberg schlecht vertrug. Aber es gab ja noch anderes, etwa den kleineren Küçük Agri Dagi als Traband. Von ihm wollten die fünf Europäer allerdings wenig wissen. Büyük Agri Dagi zog sie an.

Professor Parrot drehte sich um. Karl Schiemann folgte dem Physiker unverdrossen. Gute Wahl, dachte der und erinnerte gleichzeitig Chatschatur Abowjan, einen jungen Diakon aus Etschmiadsin. Er war ihm empfohlen worden, Pater Joseph hatte Abowjan sehr warm gerühmt: dieser Mönch spreche vier Sprachen, sei ebenso intelligent wie hilfsbereit und sicher brauchbar. Ob Joseph selbst gern die Expedition begleitet hätte, ein heimlicher Sympathisant gegen den Willen des Erzbischofs? Wer wusste das! Jedenfalls hatte Chatschatur den Wunsch, uns begleiten zu dürfen, auf eine so innige ... Weise an den Tag gelegt, daß ich voraussetzen konnte, er werde unserem Unternehmen ein lebhaftes inneres Interesse schenken und viel zum besseren Gelingen desselben beitragen können. Noch ahnte Friedrich Parrot nicht, welcher sicherer Sinn sein Ja zu Chatschatur Abowjans Teilnahme ermöglicht hatte, denn außer dem einnehmenden Wesen des Diakons lag wenig Greifbares vor. Nun, man würde sehen.

»Schau ma«, sagt der Lackner Franz aus Freilassing. »Wird scho wern.« Als bärtiges Kraftpaket sitzt er Hanna und mir gegenüber am Tisch im Dachrestaurant des Hotels ›Erboy‹ zu Istanbul: Sommer, samt-schwarze Nacht, Popmusik weht über das Goldene Horn in Richtung Schwarzes Meer. Die Sultan-Ahmet-Moschee ist angestrahlt wie ein Logo. Kellner notieren Bestellungen und werfen Blicke rundum. Noch drei Pils? Franz kennt viele Gipfel weltweit. Unser Partner hat den Pik Lenin ertrötet und sich an südamerikanischen Sechstausendern schadlos gehalten – jetzt, weil er kein Permit für den 7546 Meter hohen Mustagh Ata (Sinkiang/China) bekam, ist der Ararat dran. »Die Türkei«, blinzelt Franz Lackner »war eh schon länger mein Fall. Schad, dass man einen Führer mieten muss. Diese elende Bürokratie!«

»Was ist dir im Ausland wichtig?«, frage ich. Franz antwortet kurz: »Berg, Land und Leit.«

»Leute«, sagt Hanna. »An denen fahren die meisten vorbei.«

Und wieder Franz mit erhobenem Glas: »Trink ma aufs Volk.«

Gut, unterwegs zu sein, denke ich und betrachte mein vis-a-vis. Wir hätten uns keinen besseren Freund wünschen können. Er ist stark, verlässlich und offenbar nur eine Kratzbürste, wenn ihm jemand blasiert kommt. Wie diverse Preußen halt. Sonst aber – falls man ihm seine königlich bayerische Ruhe lässt – ist mit dem Franz als Partner zu rechnen. Auf Normalnull wie dort, wo der Atem pfeift. Ganz oben.

Ob unser Bund auch dann noch Bestand haben wird?

Skepsis adieu, wir düsen nach Osten. Die Maschine von Türk Hava Yollari, alias Turkish Airlines, hat Istanbul hinter sich und steuert den Vansee an. »Van Gölü!«, rufen ein paar Passagiere beim Queren des Sodagewässers; es ist knapp sieben Mal größer als unser Bodensee und nichts wert ohne Entsalzungsanlagen<sup>4</sup>. Immerhin lebt ein Fisch drin, der Ukelei, dessen Fleisch jedoch bitter schmeckt. A propos ... Hanna träumt

schon vom kurdischen Essen. In Deutschland vertreiben Hammelgeruch und Knoblauch manchen Gourmand, wir indes loben das traditionelle Element: die Haute Cuisine feinsten Provenienz passt weder zu Anatolien noch zum Stil dreier Ararat-Kandidaten.

»Recht hast«, nickt Lackner. Er unterbricht ein Kauderwelsch mit dem Nachbarn, um sein gestriges Credo zu wiederholen: »Berg, Land und Leit.«

Letztere treten in Van ohne Verspätung auf. Sie stellen sich vor als Yusuf Biltekin (Bergführer aus Nigde am gebirgigen Südrand Kappadokiens zwischen Hasan Dagi und Ala Dagi) sowie Adem Dönmez (wohlbeleibt aber muskulös). Beide sprechen mehr oder minder gut englisch, schütteln den Kunden aus Almania die Hände, taxieren unsere Rucksäcke und schmunzeln verhalten.

»Hos geldiniz«, sagt Yusuf, willkommen. »Grüß Gott«, grinst Franz.

Per Kleinbus kurven wir durch die Stadt Van. Sie brütet im heißen Mittag und widerspricht dadurch ihrem Höhenniveau; auf plusminus 1700 Meter wäre, meint Hanna, gewiss etwas weniger Glut zu erwarten. Dass Adem am Ararat vom Fuß bis Camp 2 zur Autorität aller Mahlzeiten wachsen wird, deutet sich an, als er nach kurzer Fahrt stoppt und mit Yusuf in einem modernen Großmarkt verschwindet. Bald darauf karren beide Männer Lebensmittel zum Fahrzeug: frisches Gemüse, Salat, rote Rindswurst, Kartoffeln. Dann rollen wir weiter. Da oder dort dröhnen qualmende Trucks, aber auch Militärkonvois – die nahe türkisch-iranische Grenze sei für solche Präsenz verantwortlich und das noch immer bestehende ›Kurdenproblem‹, erklärt Adem Dönmez lakonisch.

Braun liegt Ostanatolien vor uns. Ferne Dörfer wirken wie Lehmhaufen, immer ragt ein Minarett aus der Mitte hervor und kündigt von Allah, zu dem fromme Muslims Tag für Tag fünf Mal beten. Wir sehen Getreide, über das ein warmer Wind streicht und Wellen erzeugt. Wiederholt werden Schaf-

Abb. S. 116 oben: Länder zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer – das Reisegebiet der erfolgreichen Parrot-Expedition von 1829.

Foto: Archiv Neubronner.  
Abb. S. 116 unten: Almsiedlungen wie diese (in 2800 m Höhe) gehören auch unter dem Ararat der Vergangenheit an. Eine ›Yayla‹ besteht heute aus modernen Rundzelten.  
Foto: ETH-Bibliothek Zürich/Eduard Imhof

<sup>4</sup>Vor rund 100.000 Jahren war dieser jetzt maximal 450 Meter tiefe Van Gölü (zur Zeit der Keilschrift schon ›Wogenmeer‹ genannt) ein Süßwassersee. Dann wurde sein westlicher Abfluss durch die Eruption des Nemrut Dagi blockiert, was – als Folge eingeschwemmter Salze und permanenter Verdunstung – zum heutigen Sodagehalt von 13 Prozent führte.



Abb. oben:  
Im entlegenen Osten der Türkei scheint da und dort die Zeit stehen geblieben zu sein. Hier, unter dem Süphan Dagı, ernten Bauern Anfang August ihr Weizenfeld mit der Sichel.  
Foto: Eberhard Neubronner

und Kuhherden passiert. Selten winken die Hirten, oft drehen sie sich sogar weg. Archaische Bilder anno 2004, knapp 175 Jahre nach der ersten Besteigung des Großen Ararat. Er ist noch unsichtbar, denn andere Berge im Norden hemmen den Blick. Sie heißen Erdagi und Tendürek; ihr vulkanisches Blut pulsiert angeblich nicht mehr, obwohl Tendürek Dagı seit jeher ›Rauchendes Herdfeuer‹ hieß. Wer weiß, was nahe dem Treff zweier Erdplatten, der eurasischen und nordanatolischen Scholle, ruhig bleibt?

»Da«, zeigt Yusuf. Wir biegen vom Nordkurs Van-Muradiye ab. Hinter Çolpan, wo geschichteter Dung trocknet und Kinder des Weilers uns mustern, erwartet uns die Oase: sechs Häuschen am Vansee, Obstgärten, gurrende Hühner, eine Pergola. Hier lenken Ahmet Yildiz und Vater Kemal den Tageslauf. Das Idyll nennt sich ›Club Natura‹ und wurde von einem Reiseunternehmer aus Karlsruhe gegründet, dessen Herz für den sanften Tourismus schlägt. Er hat Erfolg mit diesem Konzept und setzt Maßstäbe außerhalb großer Bettenburgen oder All-Inclusive-Tempeln. Dieser als Fortschritt verstandene Trend kleistert türkische Strände zu wie ein Brei. Besonders am südlichen Mittelmeerufer.

Wir sitzen im Schatten eines Maulbeerbaums, haben vorzüglich gespeist, plaudern mit unserem Duo (Frontmann Yusuf schildert den morgigen Anstieg zum 4058

Meter hohen Süphan Dagı<sup>5</sup>, der die Kondition seiner Klientel testen soll) und bemerken auf Adams Brust einen rötlichen Widerschein: sinkende Sonne in Ostanatolien. Vom See her leises Geplätscher, nach wie vor ist es warm. Franz trinkt Bier. So kann man's aushalten ...

Vierundzwanzig Stunden später dasselbe Milieu. Doch inzwischen sind Franz, Hanna und ich um eine Tour reicher, die der Freund aus Bayern als Schinderei klassifiziert. Sie hat zwei Mal 1800 Höhenmeter verschlungen, den toten Vulkan als alpinistisch fades Vorspiel entzaubert und Knochen wie Knorpel geprüft.

Reminiszenz: Aydinlar hieß ein Dorf, über dem der Süphan thront. Schön wirkt er nicht von Südosten, ein breiter Koloss, zum Teil noch schneebedeckt und gefurcht wie ein Elefant. Wo Bauern ernteten, stoppte Adem das Fahrzeug. Weizen wurde hier gesichelt und zu Garben gebunden, nur kurz nahm man uns zur Kenntnis und senkte dann wieder die Köpfe.

Adem Dönmez blieb allein zurück. »Bis demnächst in Kiçkile«, sagte er, »am Brunnen. Viel Spaß.«

»Kiçkile?«, fragte ich.

»Weiter oben. Ich hol euch vor neunzehn Uhr. Wenn es heiß werden sollte, denkt an Pilsner vom Fass.« Wir stapften los und keuchten bald, erreichten nach dreieinhalb Stunden den Kraterrand, pausierten, querten im Zickzack steiles Blockwerk und standen schließlich dort, wo aller Schweiß nicht mehr rinnen muss. Aufatmen, Gratulation. Franz krächzte: »Bergheil.« Tief unter uns lag der Vansee als blaues Mirakel. Yusuf zog eine Flasche Wein aus dem Rucksack, füllte drei Becher und rief:

»Auf den Süphan!«

»Zum Wohl«, sagten wir.

Und er simultan: »Serefe.«

Beim Abstieg kamen uns zwei Kroaten samt ihrem kurdischen Führer entgegen, der sich, wie sie grimmig bemerkten, verirrt hatte – kein Wunder vor dem Hintergrund mehrerer Schutthaufen, die um das Merkmal des Höchsten wetteiferten. Wir in-

des waren sicher gewesen, nicht fehlgegangen zu sein, denn unsere Messungen ergaben 4060 Meter. Sehr genau, fand Yusuf Biltekin und meinte: »Good weather on Ararat. Probably.«

Der Kurde schwieg. Er trug flache Gummischuhe ohne Profil und zerrissenes Zeug, ein mit Oliven gefüllter Plastiksack hing am Handgelenk. Sein Gesicht war bronzefarben. Weder einen Pullover noch den anderswo obligatorischen Stock hatte dieser mindestens sechzigjährige Mann dabei. Seltsam, dachte ich während wir jenseits des Kraters abfahren und heller Sand stob. Im selben Moment schrie Hanna: »Hör mal! Der stammt aus Harmantepe! Damals, die Yayla<sup>6</sup>. Weißt du noch?«

Die Zeit vor Kiçkile dehnte sich. Scheinbar endlose Schutthalden, eine Klamm, das erste Wasser (es schmeckte süß) und zuletzt der Geruch frischen Mists lenkten uns talwärts. Von irgendwoher wölkte irgendwann Rauch. Mein Kopf meldete *jetzt hast du alles hinter dir* und unterschlug, dass dem quasselnden Dorfbrunnen von Kiçkile noch wenigstens zwei Stunden Abend- oder gar Nachtfahrt folgen würden bis hin zum ›Club Natura‹ bei Çolpan am See mit Vorspeisen, Hauptgericht, Tee und Schlaf.

»Guten Morgen«, sagt Yusuf Biltekin. »Ihr seid wach? Dem Agri Dagı steht also nichts mehr im Weg. Yallah?!«

Çolpan und Dogubayazit trennen 120 Kilometer Distanz sowie das 2645 Meter hohe Joch Tendürek Geçidi. Zwischen beiden Siedlungen zwingen Militärs unseren Chauffeur Cuma drei Mal zum Halt – eine Prozedur, deren Dauer er wie auch Adem und Yusuf gelassen begegnen. Martialisch sehen sie aus, diese oft jungen Soldaten in olivgrüner Uniform, ihre Karabiner so diskret präsentierend, dass man an Dekoration denken könnte. Wortkarge Chefs fragen nach ›pasaport‹, prüfen jedes Dokument und geben erst auf, wenn ihr Blick den Vermerk *Sportif Agri Dagı* streift.

»Tamam<sup>8</sup>«, heißt es dann.

Wir sind jetzt zu siebt, was deutsche Herkunft betrifft: jeweils zwei weitere Frauen

und Männer haben Lust auf ein Gipfelerlebnis. Drei erzählen vom Sog des Fünftausenders (Kilimandscharo, Damawand im Iran); der vierte, weit über sechzig, entpuppt sich als alpinistisches Greenhorn. Ich taufe alle pauschal *Aspiranten*, bleibe aber vor ihnen stumm. Darf unsereins spotten? Womöglich machen wir eher schlapp.

Cuma steuert den Wagen am Bendimahi entlang, einem Fluss, der seit Jahrtausenden Canyons in ockerfarbene Ebenen frisst. Sein Katarakt nahe Muradiye lockt Touristen, deren Zahl ist jedoch im Vergleich zur Ägäis und dem südlichen Mittelmeer gering. Überhaupt hat das große Erschließungs-Brimborium die Osttürkei ausgespart. Kusadasi, Marmaris oder Kemer kreisen jedoch desto schneller ums Goldene Kalb an den Küsten, bis der letzte Fischerort stirbt.

Stabiles Wetter mit Cirruswolken. Adem döst und Yusuf gähnt, Cumas Kassettenmusik gleicht dem *Allahallahallah*<sup>9</sup>... eines Moslems, wenn er schlechte Nachrichten hört. Von draußen dringt heiße Luft, sie riecht nach Heu. Nur wenige Männer sind links wie rechts unserer Straße zu sehen. Im Westen am Horizont schwingt sich der Tendürek Dagı (3533 m) hoch, seine erstarrte Lava gleicht den Fangarmen eines Scheusals. Franz berichtet beim Anblick des langsam verdämmernden Vulkans vom Abenteuer in Südamerika. Organisiertes Trekking, stellt er fest, sei falsch. Es laufe besser und letztlich auch billiger, selbst aktiv zu sein. Wie am Huascaran. Dieser peruanische Eisdome habe ihn und diverse Kollegen zwar nach zäher Belagerung abgeschüttelt. Doch immerhin ...

»Berg, Land und Leit«, souffliert Hanna.

»Genau.«

Jenseits der Passhöhe bremst unser Fahrer abrupt. Dort, deutet Cuma. Adem Dönmez und Yusuf Biltekin sind wach geworden. Hanna gibt mir wie Franz je einen Rippenstoß, sie hat glänzende Augen. Ich konzentriere mich: Aus dem Mittagsdunst wächst etwas zum Himmel empor, das größer und ernster ist als alles bisher Erlebte. Der Ararat.

<sup>5</sup>Alm bzw. Sommerweide. 1988 hatten wir den Süphan von Südwesten her bestiegen. Die leicht erkennbare Route beginnt in Adilcevaz am Vansee, sie führt über das Dorf Harmantepe und eine Yayla zum Gipfelbereich.  
<sup>6</sup>So viel wie ›auf geht's‹ (aus dem Arabischen, auch in der Türkei gebräuchlich).  
<sup>7</sup>›In Ordnung‹.  
<sup>8</sup>›Mein Gott



*Der kleine und der große Ararat von der N. Seite,  
aus Kanakir bei Erzen in 60 Meilen Entfernung.*

Am 13. September 1829<sup>10</sup> war Dr. Friedrich Parrot mit seinem Assistenten Karl Schiemann, übrigens nach einem nächtlichen Biwak, weiter passabel vorwärts gekommen. Die Temperatur auf knapp 3800 Meter<sup>11</sup> Höhe hatte den Gefrierpunkt erreicht und beiden Herren nichts ausgemacht, rückblickend schrieb der Gelehrte launig: ... kaltes Gestein war unser Lager und das starre Eishaupt des Berges unser Ofen. Nun hielten sie, immer noch den Osthang traversierend, stundenlang grade hinauf dem Gipfel zu und mussten gleichwohl nachmittags daran denken, wo wir für die bevorstehende [zweite] Nacht einen Ruheplatz finden würden.

Das hieß Kapitulation. Wirklich? Nein: Zufrieden mit dem Resultate, den Berg von dieser Seite nicht für durchaus unersteiglich erkannt zu haben und nach angestellter Barometerbeobachtung wandten wir um, kamen aber dadurch in eine beim Hinaufsteigen nicht geahnte Gefahr. Ist nämlich ohnehin beim Herabsteigen von einem jeden Berge der Tritt minder sicher als beim Hinansteigen, so ist es vollends schwer, ihn in der Gewalt zu behalten, wenn man von oben her eine solche Eis- und Schneefläche überblickt wie die, welche sich unter unseren Füßen mehr als eine Werst<sup>12</sup> ohne Unter-

brechung hinabzog und auf der, wenn wir ausglitten und fielen, nichts unserem Hinabschießen hätte Einhalt thun können.

Wohl wahr. Karl Schiemann, zwanzig Schritt hinter Parrot, verlor den Halt. Er stürzte. Friedrich Parrot bekam ihn zu fassen, denn sein Stand war dank vortrefflicher Eisschuhe<sup>13</sup> gut. Doch Schiemann riss – jetzt schon in wilder Fahrt – jenen Pionier mit, dessen Kühnheit vor dreizehn Jahren am Monte Rosa<sup>14</sup> erprobt worden war, weshalb man dort später die Parrotspitze nach ihm benannte.

Der Professor aus Estland fuhr also abwärts. Immer schneller ging es, ein rasender Film lief, Karl Schiemanns Ruf nahm er nicht mehr zur Kenntnis. Dieser fand früher als ich an ein paar Steinen günstigen Aufenthalt; mein Weg, den ich fast besinnungslos zurücklegte, mochte wohl eine halbe Werst betragen haben und endete zwischen Lavatrümmern nicht weit vom unteren Rande des Gletschers.

Schiemann humpelte zu ihm hin. Er war entsetzt und zugleich niedergeschlagen. Himmel, dachte der Medizinstudent, was habe ich ausgelöst? Parrot wird mich kein zweites Mal mitnehmen. Adieu, Schmersberg.

»Herr Doktor?«

Friedrich Parrot erhob sich taumelnd und zog Bilanz: Das Rohr meines Barometers war ... zerschmettert, mein Halbchronometer aufgegangen und mit dem Blute meines Körpers bespritzt, und von meinen übrigen Sachen war durch die Centrifugalkraft meiner wirbelnden Bewegung das Letzte mir aus den Taschen geschleudert, ich selbst aber nicht wesentlich beschädigt. Zwar schmerzten alle Glieder, doch schien nichts gebrochen zu sein. Am linken Stiefel klaffte ein Spalt, der Tornister

war aufgescheuert, beide Gamaschen zerschlossen.

»Meine Instrumente zuvörderst, mein Stock?«

»Herr Doktor, ich bitte Sie sehr herzlich um ...«

»Ihr Pardon ist akzeptiert. Ohne Fortüne wären wir jetzt vielleicht tot. Oder nein: Wenn uns nicht jemand seine Hand gereicht hätte.«

»Weiß Gott.«

Am dritten Tag ihrer Exkursion trafen Dr. Friedrich Parrot und Studiosus Schiemann wieder in St. Jakob ein, dem kleinen Kloster über Arguri, wo die Expedition am 11. September 1829 durch den Archimandriten Warthabed Karapet begrüßt worden war. Er hatte allen Männern karge Schlafplätze zuweisen lassen. Tiefliegende Augen mit einem Blick voll sanftmüthigen Sehns nach einer besseren Welt waren Parrot aufgefallen; die Entgegnung auf den Gruß des Europäers, freundlich und kurz, war in armenischen Worten erfolgt. Von hoher Gestalt, hatte Friedrich Parrot ihn abends bei schwachem Licht kritzelnd charakterisiert, mit Zügen, die keine Leidenschaft ... und edle Resignation ausdrückten.

Arguri: Von diesem höchstgelegenen Dorf<sup>15</sup> unter dem Ararat hieß es einst, dass Noah dort nach seiner Rettung buchstäblich Wurzeln schlug »und pflanzte als erster Reben.«<sup>16</sup> Winzerwerk hier? Europa staunte. Denn der Dorfälteste Stepan Aga, genannt Melik<sup>17</sup>, hatte die Wissenschaftler und Assistenten kürzlich in sein Weinfeld gelockt, worauf Friedrich Parrot schilderte, wie sie des Tages drückende Hitze und den brennenden Durst unter dem kühlen Laube und an den köstlichen, eben reif gewordenen Trauben ... nach Herzenslust verscheuchten. Stepan Melik war es auch, der konstruktiv in Aktion trat. Ich folgte gern dem Rathe dieses 53jährigen erfahrenen Mannes, schreibt Parrot, diesmal die Ersteigung des Gipfels von der Nordwestseite des Berges zu versuchen, auf welcher der Weg zwar bedeutend länger ist als auf dem östlichen Abhange, aber auch im Allgemeinen weniger steil.

15. September 1829, St. Jakob. Am drit-

ten Tage ... erreichten wir unser liebes Kloster, wo wir uns gleich an vollsaftigen Pflirschen und einem guten Frühstücke labten, uns aber auch sorgfältig hüteten, von dem uns betroffenen Unglücksfalle unter den Armeniern etwas verlauten zu lassen, da sie nicht ermangelt hätten, darin eine göttliche Strafe für unser verwegenes Streben nach dem Gipfel zu finden, den zu betreten seit Noahs Zeiten durch ein göttliches Gesetz jedem Sterblichen verwehrt sey.

Obst und Brot indes stoppten nur Parrots Hunger. Während er im Schlaf der Erschöpfung ruhte, kroch die Krankheit ans Lager und heizte dem Entdecker ein. Es befahl mich ein starkes Fieber, vermuthlich in Folge der heftigen Gemüths- und Körpererschütterung, die ich beim Herabsteigen erfahren hatte und hieß mich ernstlich auf Heilmittel bedacht seyn. Ich sah es für ein Wechselfieber an, vermied aber doch den Gebrauch von Chinin, wovon ich eine ganze Unze in meiner kleinen Reiseapotheke besaß, und setzte mich nur auf strenge Diät: kein Fleisch, keine Früchte, keine Milch, bloß einfachen Thee und als Arzneimittel den schon früher einmal mit dem auffallendsten Erfolg gebrauchten Knoblauch, der mit Salz und ganz wenig Brod gegessen wird.

Heureka! Das Fieber kehrte nicht zurück, ich genas und machte mich nun auch an die Cur meines Barometers, die mit Hülfe der zur Reserve mitgenommenen Röhren und Thermometer und des Quecksilbervorraths auch in Kurzem bewerkstelligt war. Überhaupt traf ich alle Vorbereitungen zu der eigentlichen Ersteigung des Gipfels, miethete Begleiter und Lastthiere, sorgte für Mundvorrath und fertigte die Inschrift auf einer starken Bleiplatte, die ich mitzunehmen und an einem auf der Höhe zu errichtenden Kreuze zu befestigen gedachte.

Am 18. September in der Frühe waren sie reisefertig. Dreizehn Männer, drei Pferde und vier Ochsen setzten sich in Bewegung. Archimandrit Karapet hatte das schwarz gestrichene Kreuz aus Tannenholz (zehn Fuß lang, sechs Zoll im Quadrat<sup>18</sup>) nach armenischem Ritus geweiht; es war durch zwei Laien des Klosters Etschmiadsin hergestellt worden. Warthabed Karapet schaute dem Zug nach. Er seufzte.

Abb. Seite 120: Vom Dorf Kanakir aus, dem Geburtsort seines armenischen Begleiters Chatschatur Abowjan, zeichnete Friedrich Parrot den Kleinen und Großen Ararat (Aquatinta). Foto: Archiv Neubronner

<sup>10</sup>Man benutzte in Russland damals noch den bis 1923 gültigen Julianischen Kalender. Ihm fehlen gegenüber dem jetzt aktuellen gregorianischen System zwölf Tage.

<sup>11</sup>11.675 Pariser Fuß nach Parrots Messung (ein Fuß = 32,48 cm).

<sup>12</sup>1100 Meter (eine Werst = 1066,78 m).

<sup>13</sup>Steigeisen.

<sup>14</sup>Josef Zumstein hatte ihn geführt. Der Versuch einer Erstbesteigung endete anno 1816, auf etwa 4000 Meter Höhe, im Nebel. Immerhin gelang es Parrot nach diesem Probelauf, den höchsten Pyrenäengipfel Pico d'Aneto/Maladetta (3404 m) zu betreten.

<sup>15</sup>Auch Ahura genannt (1734 Meter), am 20. Juni 1840 durch ein Erdbeben zerstört. Ihm fiel auch das Kloster St. Jakob zum Opfer.

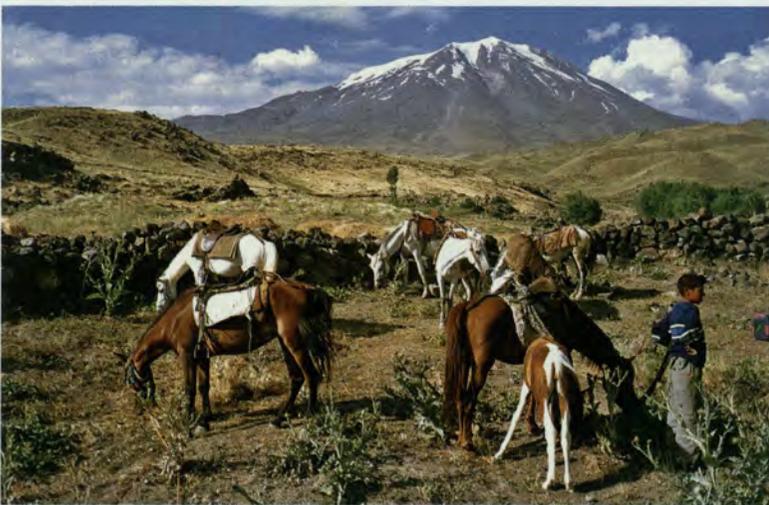
<sup>16</sup>Erstes Buch Mose (Genesis), 9.20.

<sup>17</sup>Aga = feiner Herr; Melik = Ehrentitel, sinngemäß: Vorgesetzter.

<sup>18</sup>Dieses Maß entspricht 3,25 Meter Länge und einem Durchmesser von rund 16 Zentimeter (ein Pariser Zoll = 27,07 mm).

<sup>19</sup>Gendarmerie.  
<sup>20</sup>So Gott will.  
<sup>21</sup>»Richtig. Gefällt Ihnen die Türkei?«

Abb. kleines Foto: Am Dorfrand von Eliköyü wird gepackt und palavert: Das Verteilen der Lasten auf Pferde, die bis zum Askeri Kamp (Soldatenlager) auf 4200 m Höhe steigen, will begutachtet sein.  
 Foto: Eberhard Neubronner.  
 Abb. großes Foto: Letzte »Brotzeit« der kleinen kurdischen Pferde, bevor die Hänge des Großen Ararat ihre Leistung prüfen. Jeder Gaul findet noch ein paar Mäuler voll Gras zwischen den Disteln.  
 Foto: Eberhard Neubronner



Wir warten seit Stunden. Mein Blick gilt unserem 5137 Meter hohen Berg, der hinter Wolken schwimmt. Kein guter Auftakt: Die Uniformträger in ihrem Bau, über dessen Tor das Wort »Jandarma«<sup>19</sup> Respekt fordert, machen sich rar. Adem Dönmez zuckt mit den Schultern und murmelt »insallah«<sup>20</sup>. Yusuf Biltekin lehnt am Bus, Cuma lässt Gebetsperlen klicken.

Nachmittag. Zwischen Dogubayazit und der Staatsgrenze Türkei/Iran wummern Schwertransporte.

»Sauerei«, schimpfe ich.

Angeblich fehlt ein Fax aus Ankara. Es soll letzte Zweifel beseitigen und den Zugang zum Ararat öffnen. Ohne Papier kein Agri Dagi, hat Yusuf vorhin unseren Aspiranten erklärt. Als geprüfter Guide des Bergsteigerclubs Türkiye Dagcilik Federasyonu kennt er jene Fallen, bei deren Anwendung es nur um ein Thema geht.

Franz reibt Daumen und Zeigefinger. »Diridari«, sagt er. »A Geld wollens halt.«

Aber natürlich läuft hier nichts wie im Basar von Istanbul, dem Kapali Çarsi, wo mancher Schund zum Höchstpreis verkauft

wird. Arglose US-Touristen oder Kreuzfahrer sind dort der Devise »don't buy, just look« ausgeliefert, doch ein bisschen Orient schmückt jeden Trip. Bis nach Dogubayazit kommen die Eiligen nie, weil ...

»Yallah!«

Ich schrecke hoch. Ankara hat entschieden. Ein Soldat gibt den Weg frei.

Unser Fahrzeug wirft einen langen Schatten auf das strohfarbene Ödland Ibrahimkaro. Warum nächtigen wir nicht hier? Yusuf und Adem wollen partout vom Dorf Eliköyü (2000 m) aus Bulanik Su erreichen, die 3200 Meter hoch gelegene Wiese. Wer weiß, ob »Trübes Wasser« deutsche Hoffnungen stoppen wird? Franz winkt ab. Er nimmt seit Peru »a bissl Durchmarsch« als Schicksal hin, dem kein Gringo entkommt. Topçatan Köyü wischt mit johlenden Kindern vorbei. Während Köpfe und Rucksäcke schwanken, bin ich am Ararat – meine Phantasie bahnt Wege zum Gipfel. Dann, gegen 17 Uhr, treffen wir endlich vor Eliköyü ein. Pferde schnauben, Adem Dönmez wie Yusuf Biltekin schütteln Hände, kurdische Treiber zurren Last um Last fest, schließlich prüft der Dorfälteste jedes Ross. Er hat weißes Haar und guckt streng.

Tamam, sagt seine Miene.

Yusuf schaut auf die Uhr: »Let's go!«

Wacholder, violett oder gelb blühende Immortellen und Disteln säumen den Pfad. Neben mir geht ein junger Mann, den ich bisher nicht habe wahrnehmen können, weil er erst jetzt zu uns gestoßen ist. Zwei andere Burschen folgten ihm. Zeki, Nuri und Ahmet grüßten unsere Chefs distanziert, alle drei wirkten ernst. Der kantige Zeki wurde von Hanna *Querkopf* genannt, Ahmet blieb im Hintergrund, Franz Lackner hielt Nuri für »an halbn Mongolen«. Die Augen des Trios sahen gleich, wo etwas zu tun war. Das sollte sich Tag für Tag neu bewähren.

Mein Blick streift Nuris Stiefel und die Tarnhose. In der rechten Faust hält er den Pickel, ein Geschenk europäischer Alpinisten, dessen Besitz ihm Würde verleiht.

»Büyük Agri Dagi«, deute ich bergwärts.

»Dogru«, antwortet Nuri höflich. »Türkiyeyi begeniyormusunuz?«<sup>21</sup>

»Evet«, sage ich. Ja.

Und wieder er im Ton eines Weltbürgers: »Okay, okay.«

Kein Kurde aus Eliköyü schlägt seinen

Gaul. Die Tiere sind klein aber zäh; sie transportieren nicht nur unser Gut, sondern auch anderes Material vom Gas bis hin zu Fleisch oder Zwiebeln. Der Tross gewinnt schleppend an Höhe. Als ein paar Halbwüchsige auftauchen und Ayran<sup>22</sup> präsentieren, warnt Yusuf wegen schmutziger Becher vor Durchfall. Wir danken. Jeder Schluck, denke ich, schockt den Darm.

»Sakradi«, meint Franz unvermittelt. »Wenn's derart lahm weiterläuft ...«

»... kommen wir nie nach Bulanik Su.«

Hanna teilt Lackners Vermutung, doch weder sie noch er hat Recht: Mit dem letzten Licht finden Adem und Yusuf einen halbwegs ebenen Lagerplatz ohne zu viel Geröll, dessen Abstand zur nächsten Yayla korrekt ist. Franz misst 2920 Meter und fürcht die Stirn. Das Ziel dieser Etappe wurde also verfehlt »Zäfix«, sagt unser Freund aus Freilassing und wiederholt »sakra-sakra«, was freilich nichts nützt, denn nun gilt es Zelte zu bauen. Ahmet und Nuri packen an, Zeki schält Kartoffeln, Adem Dönmez rührt um. Enorm, wie schnell der Eintopf fertig ist!

Propangas faucht. Wir hocken im Kreis und sind satt.

»Mehr Tee?«

»Tesekkür ederim.«<sup>23</sup>

»Und morgen, Yusuf?«

»Lager zwei. Ihr werdet euch auf null Grad oder weniger einstellen müssen.«

Die Aspiranten verziehen sich. Nur Hanna sitzt noch draußen und redet mit Adem, bis auch sie fröstelt. Ich krame ein paar Blätter aus meinem Rucksack und lese, so gut es beim Funzelschein geht: »Nach einer kurzen Weile war die ganze Landschaft in Dunkel gehüllt, der Riesenberg entschwand aber nicht unseren Blicken, indem seine mächtige, schwarze Silhouette sich von dem tiefdunkelblauen, sternbesäten Himmel scharf abhob.«<sup>24</sup>

Was ist das? Es knabbert. Ein Atem bläst rhythmisch. Hanna öffnet den Reißverschluss, um Witterung aufzunehmen. Dann sagt sie: »Zehn Minuten nach sechs. Leicht bewölkt. Drei Schimmel, zwei Füchse und

etliche Fohlen beim Frühstück. Eines frisst unser Zelt. Hinter mir fünf Treiber mit Ahmet, Nuri und Zeki. Yusuf zieht sich an, Adem scheint noch zu schlafen.«

Schnell sind wir zu Neuem bereit. Unsere Mägen knurren. Ich stelle mir Tee aus Rize am Schwarzen Meer vor, träume von Fladenbrot ...

»Agri Dagi ruft!«

Aha. Einer der Aspiranten.

»Schmarrn«, kontert Franz Lackner, »koa Berg redt a Wort.« Er ist seit Stunden wach und erzählt uns, wie sie einst den Pik Lenin aufgerollt haben. Die größten Schreier seien damals zu Zwergen geschrumpft, tagelang hätten arktische Temperaturen geherrscht: »Fertig warn's hinterher. Host mi? Total. Des is a Zapfen, mei Liaba!«

Franz schaut zum Ararat, der heute Grau trägt.

»O je«, sagt er. Und dann: »Aa a Fünfer verschenkt se ned.«

Nach dem Ringen um Sauerstoff wurde schon mancher Heißsporn enttäuscht. Denn am Gipfel waberten Wolken oder der Sturm riet zum Rückzug. Alexander von Humboldt, dessen Gestalt mit Ecuadors höchstem Berg verbunden ist, hat das vor 200 Jahren erlebt. Ich denke an beide, denn Ostanatolien lässt etwas vom Chimborazo<sup>25</sup> ahnen. Humboldt beschrieb 1853 das »Phänomen stufenweise über einander liegender kleiner Ebenen« und formulierte als Fazit, »weit ausgedehnte Grasfluren« glichen fast jener »Steppennatur, die ich in dem dünnen Theile des nördlichen Asiens gesehen habe.«<sup>26</sup>

»Sind alle fit?«

Yusuf hört keinen Widerspruch.

»Dort oben, eine Rippe aus Schutt und Geröll. Sie führt uns zum nächsten Lager. Let's go.«



<sup>22</sup>Mit Wasser verdünnter Joghurt.

<sup>23</sup>»Danke sehr.«

<sup>24</sup>Dr. Adolph Oswald: »Eine Besteigung des Ararat« (Bern 1899).

<sup>25</sup>Der große Naturforscher aus Berlin, oft auch »letzter Universalgelehrter« genannt, kam dort – im damaligen spanischen Vizekönigreich Nueva Granada – am 23. Juni 1802 mit drei Begleitern (Aimé Bonpland, Carlos Montúfar und einem Mestizen) auf damals gemessene 18.096 Pariser Fuß = 5881 Meter. Heute vermutet man, er habe an dem 6310 m hohen Vulkan nur etwa 5300 Meter erreicht.

<sup>26</sup>Alexander von Humboldt: »Über einen Versuch den Gipfel des Chimborazo zu ersteigen« (Stuttgart und Tübingen 1853).

Abb. Seite 123 oben: Yallah! Auf geht's ... Vom Hintergrund der Ibrahimkaro-Ebene (1700 m) startet die Karawane in Richtung Berg. Links Zeki, ein kurdisches Mitglied des Gipfelteams.

Abb. Seite 123 Mitte: Vier Kuppeln, ein Küchenzelt, kurzes Gras und Geröll – das provisorische Lager 1 (2920 m).

Abb. Seite 123 unten: Weil die Tage im Spätsommer schon kurz sind, gilt es zwischen Eliköyü und dem Ararat-Lager 1 keine Zeit zu verlieren (ganz rechts der junge Bergführer Yusuf Biltekin).

Fotos: Eberhard Neubronner

In Friedrich Parrots Zug befanden sich außer ihm selbst der Mineraloge Maximilian Behaghel von Adlerskron, Studiosus Karl Schiemann, Diakon Abowjan, drei russische Jäger vom 41. Reiterregiment, Stepan Melik aus dem Dorf Arguri samt vier seiner besten Bauern sowie ein Treiber für die Lastochsen. Am 18. September 1829 kam man bei freundlicher Witterung gut voran und erreichte rasch jene Region, welche unterhalb der Gränze des ewigen Schnees rings um den Berg herum eine breite Zone einnimmt und aus lauter eckigen, großen und kleinen Trümmern vulcanischen Gesteins von dunkler Farbe besteht, die sich in chaotischer Wildheit bald zu einer rauhen Mauer, bald zu einem zackigen Kamm, hier zu einer engen Schlucht und dort wieder zu einem Gletscherthal aneinander gefügt haben.

Die Europäer sahen bald ein, dass sie reitend nichts würden ausrichten können und buckelten fortan per pedes, während ein Soldat mit den Rössern zum Kloster St. Jakob abstieg. Am Quelltopf Küp Gölü (Stepan Melik nannte ihn »See«) wurde Rast gehalten. Dr. Parrot ermittelte dort 3528 Meter Höhe und lobte dann Stepans persischen Gaul, der seinen Herrn bisher trotz kurzer Beine mit unermüdlicher Kraft getragen hatte und nicht erschöpft war.

Parrots Gesellschaft aß ein wenig, dazu wurde das Wasser des Küp Gölü getrunken. Der Professor nahm nur etwas lauwarmer Suppe zu sich. Er fühlte sich seit dem Sturz mit Schiemann noch schwach und empfand Ekel vor schwerer Kost. Friedrich Parrot ging beim Anblick des Ararat ein weltweit bewunderter Mensch durch den Kopf: Alexander von Humboldt war heuer am 12. April, nur zwei Tage nach seinem eigenen Weggang aus Dorpat, in Berlin aufgebrochen. Zar Nikolaus I. verehrte und förderte Humboldt. Dessen Liberalismus allerdings missfiel dem Monarchen, weshalb der Baron die Not zahlloser Untertanen im russischen Reich ignorieren musste. Er durfte zwar sehen, aber nichts sagen.<sup>27</sup>

Nueva Granada, dachte Parrot und erinnerte Humboldts Schicksal. Erst bei mehr

als 18.000 Pariser Fuß oder 5800 Meter hatte dieser kühne Spiritus Rector aufgegeben, anno 1802 war Alexander der Große am Chimborazo in Rock und Stulpenstiefeln gescheitert – das Gipfeld wäre noch eine Frage von vier Stunden Qual gewesen, aber leider sperrte ein Abbruch den Zugang. Nun aber er, demnächst achtunddreißig, Sohn des Physikers Georg Friedrich Parrot: Welches Los harnte seiner an Noahs Berg? Ein glückliches oder tragisches?

In Dorpat war Ende März die Depesche eingetroffen, mit der hoher Besuch angekündigt worden war, und Parrot hatte zum Vater gesagt: Schade, dass ich ihn nicht werde sehen können. Es wird mich reuen. Vertane Gelegenheit, Friedrich ...

»Usche posdno!<sup>28</sup>«, rief Stepan Melik.

Sie stiegen weiter ohne zu zögern, doch bei 4000 Meter war Schluss, weil fünf Kreaturen nicht länger klettern konnten: *Mit unglaublicher Anstrengung hatten ... die starken und geduldigen Lastthiere bis hieher ihre Bürde getragen. Jetzt wurde ein kleines Feuer angemacht, aber die Luft war kühl und das Lager nicht warm; der Schlaf wollte mir diesmal nicht schmecken und mein Inneres war mehr von Besorgnissen als von Hoffnungen für die Erreichung unseres Zieles erfüllt.*

Am nächsten Morgen schrieb Parrot in sein Diarium: »12.346 Fuß, anderthalb Grad unter Null.« Zwölf Männer suchten fortan den schon wesentlich steileren Weg am Nordwesthang, einem Labyrinth gestapelter Blöcke. Nach mehreren Stunden – Friedrich Parrot vergaß wegen des feierlichen Moments seine Uhr zu ziehen – hielt er am Fuße der mächtigen Schneepyramide, die sich vor unserem Blicke an dem heiteren blauen Himmel wundervoll projicirte ... und [wir] betreten nun ernst und still, nicht ohne einen gewissen Schauer, die Region, in der sicher seit Noahs Zeiten kein menschlicher Fuß gewellt hatte.

Wurde auch Freude empfunden? Vielleicht. Doch nach ein Paar hundert Schritten vermehrte sich schon die Neigung dergestalt, daß wir ... unsere Zuflucht zu dem Hülfsmittel nehmen mußten, auf dessen Gebrauch ich

mich und ... meine Begleiter gefaßt gemacht hatte, nämlich das Aushauen von Stufen.

Sogar ein Bergschrund<sup>29</sup> wurde überbrückt, wobei Stepan Meliks Bauern insgeheim beteten. Mittags indes erkannte Parrot klar, dass man beim Hacken und Balancieren viel zu viel Zeit verloren hatte. Nicht genug damit, denn zu unserem Schmerz erhob sich ein starker, feuchter Wind, der Schneegeböber erwarten ließ und uns allen Muth und alle Hoffnung auf den Gipfel benahm.

Prekär, dachte der Physikozeant. Erst Schiemanns Unfall am Dreizehnten, danach meine Krankheit und nun dieses Wetter. Was hätte Humboldt zu solchem Pech gesagt? Er lauschte: Kein Wort aus Sibirien.

Aber das Kreuz! Wenigstens einen Beweis ihrer Anwesenheit wollten sie hinterlassen. Nachdem es zusammengesetzt und aufgestellt worden war, standen elf Männer wie ein Trauerkondukt, während Friedrich Parrot die 27 Pfund schwere Bleitafel mit starken Schrauben befestigte. Dann las er den Text, der Zar Nikolaus I. und dessen Eroberung eines »heiligen Ortes« für das Christentum würdigte.

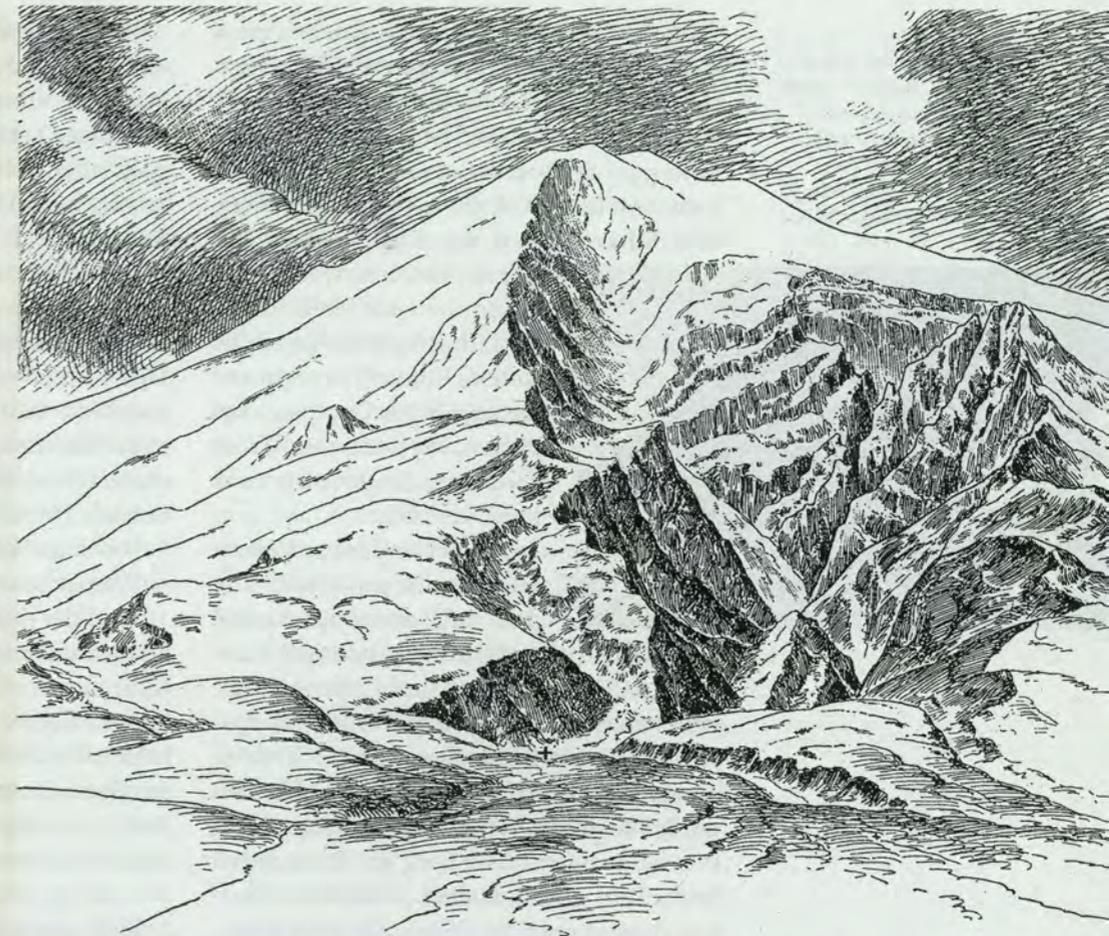
»Gut?«

Ja, nickte Behaghel von Adlerskron. Und Parrot: »Es ist gegen Eriwan gerichtet. Hat hinter sich den Gipfelschwung, so dass die schwarze Farbe dagegen abstechen und mit einem Fernrohr sichtbar sein wird.«

15.138 Pariser Fuß oder 4917 Meter bestätigten beide Assistenten, nachdem der Primus inter Pares<sup>30</sup> die aktuelle Höhe gemessen hatte. Er wirkte unschlüssig.

»Nur noch zwei Stunden, Stepan. Was jetzt?«

»Kloster Jakob«, meinte Melik entschied-



den. »Morgen Erholung. Anderer Tag vielleicht Masis. Erhabener Berg will heute nicht.«

Schweren Herzens stimmte Friedrich Parrot zu und informierte die gleichfalls beratenden jungen Kollegen aus Dorpat. Nolens volens müsse man umkehren, sagte er, während Karl Schiemann seine Finger rieb und Behaghel das Dach des Ararat als »eher wertlos« verwarf<sup>31</sup> (was Parrot murren ließ). Immerhin, schlichtete Schiemann schnell, hätten zwölf Menschen bereits den sehr hohen Montblanc übertroffen. Welch geringes Motiv zum Streit böte da, um es konkret anzusprechen, der düstere Himmel oder die Tatsache, dass ein Biwak »im Schatten des Kreuzes« bei minus zwanzig Grad lebensgefährlich sei?

»Exzellent«, sagte Friedrich Parrot. »Keine Diskussion mehr. Wir retirieren sofort.«

Abb. oben: Der Große Ararat nach dem Erdbeben von 1840. Die Nordschlucht ist ausgeprägter, unter dem Bergsturz liegen Arguri – durch ein Kreuz markiert – und das Kloster begraben (Strichätzung des Geologen Hermann Abich, 1844). Foto: Archiv Neubronner

<sup>27</sup>Der Engländer Botting schreibt in seiner lesenswerten Humboldt-Biografie: »Damit war ihm die Möglichkeit genommen, sich über die Unterdrückung der Bauern, die Leibeigenschaft, die Sklaverei und alle Grausamkeiten ... eines despotischen Regimes auszulassen.« (Douglas Botting: »Alexander von Humboldt«, München 1974).

<sup>28</sup>Russisch: »Es ist schon spät!«

<sup>29</sup>Abrisskluff zwischen schnell und langsamer oder nicht mehr fließendem Gletschereis.

<sup>30</sup>Erster unter Gleichen.

<sup>31</sup>Alexander von Humboldt schrieb dazu später (siehe Anmerkung 26): »Das Erreichen großer Höhen ist von geringem wissenschaftlichem Interesse, wenn dieselben weit über der Schneegrenze liegen und nur auf wenige Stunden besucht werden können.«

Abb. unten:  
Hochlager am Ararat  
(1954). Links Dr. Hans  
Keller, ein eidgenössischer  
Handelsattaché, rechts  
Eduard Imhof.  
Foto: ETH-Bibliothek  
Zürich/Eduard Imhof



Viel Schutt erschwert den Anstieg zum nächsten Lagerplatz. Im unteren Teil dieses Geländes wird das Gras bald durch Sand abgelöst, dann folgen Massen verglühter Lava oder anderer Innereien des alten Vulkans sowie Geröll. Es raschelt bei jedem Tritt. Eduard Imhof, der eidgenössische Topograf, hat den Ararat 1954 zusammen mit Hans Keller und Emil Egli bestiegen. In Imhofs Report<sup>32</sup> ist nicht zuletzt ein Stück Geologie enthalten, das meinen Trott zwischen Lager eins und zwei verkürzt:

Als schon längst Wesen wie der *Homo habilis* auf dem afrikanischen Kontinent jagten, bebte die Erde im heutigen Kurdenland. Ein Schollen- und Faltengebirge wölbte sich; saurer Feldspat wurde ausgeworfen, dessen Substanz seither violettbraun verwittert. Darin finden Fachleute große Mengen von Pyrit, der mehlig stäubt. Wie lange blieb unser Berg grollend aktiv? Seine Tuff- und Lavadecken lassen vermuten, dass er noch im Pleistozän tätig war – also vor rund einer Million Jahren – und dann schwieg. Der kleinere Tendürek bei Dogubayazit qualmte noch weiter.

»Achtung!«  
Ein Aspirant strauchelt. Er fällt auf Hanna und knickt ihren Stock. Zwei Freundinnen, die schon den 5671 Meter hohen Damavand im Iran »gemacht« haben, gehen langsam vor ihm. Sie wirken müde. Wird unser Team durchhalten, wenn morgen um vier Uhr der Gipfeltag dämmert? Hanna, Franz und ich merken nichts von jenem Höhensyndrom, dessen Signale (Brechreiz, Schwindel, Kopfschmerz, roter Auswurf beim Husten) nie verharmlost werden dürfen. Von A bis Z muss man alles voraussehen oder darf es zumindest nicht leugnen. Edward Whympfer hat diese Erkenntnis nach seinem Jahrhundert-Desaster am Matterhorn so formuliert: »... von Anfang an daran denken, wie das Ende sein könnte.«<sup>33</sup>

<sup>32</sup>Eduard Imhof: »Der Ararat« (SAC-Jahrbuch »Die Alpen«, Band 32, Bern 1956).

<sup>33</sup>14. Juli 1865: Beim ersten Abstieg vom Gipfel verunglückten die Engländer Douglas, Hadow und Hudson sowie Michel Croz aus Chamonix tödlich. Der unerfahrene Robert Hadow war ausgerutscht, das zwischen zwei Gruppen reibende Hanfseil ließ Whympfer und die beiden Bergführer Taugwalder aus Zermatt überleben. (Zitat aus Frank Smythes Biografie »Edward Whympfer«, Bern 1940).

<sup>34</sup>In »Ararat« (DÖAV-Zeitschrift, Band 26, Graz/München 1895). Nicht bekannt ist, ob Danby Seymour zufriedener war. Dieser britische Sportsmann stand 1846 als erster Tourist auf dem Gipfel.

<sup>35</sup>Fatih Cimok: Biblical Anatolia (Istanbul 2002).

Whympfer, ein britischer Crack. Auch er war am Chimborazo und rang ihn 1880 nieder. Vierzehneinhalb Jahre später wurde der junge Deutsche Willi Rickmer Rickmers, quasi alternativ, vom Ararat angezogen und bestieg ihn zusammen mit dem treuen Kosakenoffizier Posharski. »Wir hatten«, schreibt Rickmers, »befriedigende Aussicht ... Was unter uns lag, war [jedoch] keineswegs dazu angethan, mich für die schwere Mühe zu entschädigen. Denn eine solche war der achtstündige Martergang vom Bivouac bis zum Gipfel; eine ertödtende Kriecherei über eine Bergleiche im Gewande der tiefsten Trauer ...«<sup>34</sup>

Rickmers' Botschaft klingt abschreckend. Warum sind wir dann hier?

Weil der Agri Dagi uns 1988 verhext hat. Seit Hanna und ich den Fünftausender von Igdır aus in südöstlicher Richtung erblickt hatten, waren wir krank. Kein Arzt konnte helfen. Weder Medikamente noch Eis kühlten den Schmerz beim Gedanken an dieses Ziel, das offiziell »wegen des Kurdenproblems und zur Sicherheit der Touristen« für Fremde gesperrt war.

Und nun ackern wir. Vom Firn über den Wolken trennen uns zweitausend Höhenmeter. Bis zum Gipfel ist es noch weit.

Wenn du etwas magst, sind die Gründe deiner Zuneigung ohne Belang. Dennoch fragen Menschen immer wieder nach dem Kern ihrer Sympathie. Hier und heute am Berg fallen mir andere Weltspitzen ein: Machapuchare (»heilig«), Siniolchu (»zauberhaft«) oder Alpamayo (»Schönster in Südamerika«). Der Ararat hingegen verkörpert weder Anmut noch Charme. Was sonst? Charakter.

Marco Polo, Handelsmann aus Venedig, hat ihn im 13. Jahrhundert auf seiner Reise nach Ostasien gesehen und erwähnt, dass er »stets verschneit ist und von niemandem bestiegen werden kann«<sup>35</sup>. Adam Olearius sekundierte 400 Jahre danach: »... ist lauter schwarz und rauer Felß, liegt oben des Sommers sowohl als des Winters mit Schnee bedeket«.<sup>36</sup> Der Franzose Jean Chardin schrieb 1671 dem »berühmten Berg, wo-

von jedermann glaubt, dass sich der Kasten Noah darauf niedergelassen habe und niemand hat einen hinlänglichen Beweis davon« das »traurigste Aussehen«<sup>37</sup> zu. Chardins Landsmann Pitton de Tournefort hielt den Ararat wegen dessen »Höhe und der großen Kälte«<sup>38</sup> für unersteiglich. Doch als Friedrich Parrot kam ...

Das Klingeln loser Lava löscht meine Rückblende. Über uns bockt ein Pferd, während der Treiber entschuldigend »masallah« sagt und wiederholt: »Masallah arkadas, masallah.« Mit Gottes Hilfe, Freund? Ja. Für ihn endet die Arbeit bei 4200 Meter, dem momentan noch nicht sichtbaren »Askeri Kamp«<sup>39</sup> am Rand des südlichen Hängegletschers. Sein Gaul wird dann vom Ballast befreit und wieder nach Eliköyü dirigiert werden. Drei Stunden Abstieg oder mehr hinunter zur Ibrahimkaro-Ebene werden folgen, einem Paradies im Vergleich zur Hölle, wo nichts mehr wächst außer Eiskristallen. Nein, Askeri Kamp garantiert wohl nur »schwarzes Lavagestein, lockeres Geschiebe mit scharfen Splittern ... und das Blockgewirr der Moränen.«<sup>40</sup>

So ist es. Kaum angekommen, mahnt Yusuf Biltekin: »Take your tents and hurry up!« Ein kalter Wind pfeift, die Klientel kämpft mit knatterndem Nylon und flucht, weil jeder Hering sich biegt. *Wenn du dich bis zum Boden bückst, sagt Franz nebenbei, steigt dein Blut direkt ins Hirn und du kriegst den Schmerz nicht mehr los. Ich hab euch gewarnt.* Adem, Zeki und Ahmet stellen das Kochzelt auf, Nuri hilft zwei Aspirantinnen und demonstriert seinen Trick. Man wickle Spannleinen um große Trümmer, dann werde gezogen und ausgeglichen, siehe da: »Güzel Madam, çok güzel.«<sup>41</sup>

Wenn nur der kurze Atem nicht wäre, denke ich. Sind wir schlecht angepasst? War einmal Süphan zu wenig? Zehn flotte Schritte hintereinander – prompt rennt mein Puls. Immerhin: Küçük Agri Dagi liegt jetzt schon unter uns vor türkisch-iranischer Szenerie, ein Fujiyama ohne Schnee, mit 3896 Meter vermessen und in Relation zum genau 1241 Meter höheren Büyük Agri Dagi

selten besucht. Dabei würde unser »Großer« vom kleineren Nachbarn aus besser wirken als umgekehrt. Außerdem sollen dort, am tiefsten Punkt des Kraters, diverse Rätsel auf ihre Entdecker warten.

»Warst du schon oben, Yusuf?«

»Nein.«

»Gibt es dort Gräber, Ruinen?«

»Weiß nicht.«

Wir haben uns nach dem Tee in die Zelte verzogen. Es donnert und blitzt, ein Höhengewitter mit Hagel entlädt sich. »Ex montibus salus? Ich zweifle daran und will nicht glauben, dass alles Heil aus den Bergen kommt. Hanna (»bin unbehaust«) steckt tief im Schlafsack, eine polare Figur wie Peary oder Amundsen. Schauer nach Schauer prasselt. Das war's also, denken wir, obwohl unser Aneroid keinen Wettersturz meldet: seine Nadel zeigt 4200 Meter statt des befürchteten Anstiegs um zehn Prozent oder mehr. Wehrt Noah die Fremden ab? Oder tarnt er sich, um dann desto gnädiger den Zugang zum Allerheiligsten freizugeben?

»Noah blufft«, knurre ich.

»Hmm.«

»Bitte?«

»Ein Koller hat dich erwischt.«

Wieder rauscht Gas. In Adems Reich löfeln drei Kurden, zwei Türken und sieben Deutsche ihr Abendmenü. Sie kauen Brot dazu, trinken Çay<sup>42</sup>, hängen Gedanken nach. *Eventuell morgen, morst mein Kopf, denn der Sturm ist vorbeigefetzt. Morgen: Der Tag aller Tage ...* Franz wirkt wie auf dem Sprung, doch er bremst sich; seine Wollhaube gibt ihm das Aussehen eines peruanischen Indios, dessen Kopie aus Freilasung stammt und Lackner heißt.

Als wir nachts zum letzten Mal aus unserem Zelt kriechen, lässt ein klarer Himmel mit glitzernder Stickerei den Berg als Mitte der Welt ahnen. Hanna und ich spüren jenseits des Ararat etwas Formloses. Es gestattet kein lautes Wort.

»Da, die Sternschnuppen!«

Willkommen, Unendlichkeit.

<sup>36</sup>Olearius (Ölschlägel), Konrektor an der Leipziger Nikolaischule, war auch Bibliothekar und Schriftsteller. Als Mitglied der Dänischen Gesandtschaft zu Schleswig konnte er während des Dreißigjährigen Krieges unter anderem Persien besuchen (»Beschreibung der Newen Orientalischen Reise« 1647).

<sup>37</sup>Journal des Voyages du Chevalier Chardin en Perse et autres lieux de l'Orient« (Amsterdam 1711).

<sup>38</sup>Rélation d'un voyage du Levant« (Lyon 1717).

<sup>39</sup>Soldatenlager« (aus der Zeit türkischer Militärationen am Ararat).

<sup>40</sup>Willi Rickmer Rickmers: »Ararat« (1895), a. a. O.

<sup>41</sup>»Gut, sehr gut.«

<sup>42</sup>Türkisch = Tee.

25. September 1829 im Kloster St. Jakob. Das seit sechs Tagen launische Wetter wich einer stabilen Phase. Durfte man schon von Hochdruck sprechen? Friedrich Parrot sammelte seine Mitstreiter und eröffnete ihnen, was er gestern beschlossen hatte. Hintergrund: *Alles schien darauf hinzudeuten, daß trotz der sehr vorgerückten Jahreszeit noch einmal ein ... Wendepunkt in der Witterung eintreten sollte. Ich säumte nicht, ihn zu meinem dritten Versuche der Ersteigung des Gipfels zu benutzen. Denn Unternehmungen dieser Art wollen mit Vorbedacht zwar, aber – ist der günstige Moment vorhanden – auch ohne Verzug durchgeführt werden.*

Parrots Plan fußte auf Fehlschlägen, zweifellos. Er war nun absolut sicher, daß alles darauf ankömmt, die erste Nacht so nahe als möglich an der Schneegränze zuzubringen, um in einem Tage von da aus den Gipfel erreichen und wieder zu jener zurückkehren zu können ... Selbstredend ohne großes Gepäck! Ich ließ daher nur drei Ochsen mit einigen warmen Kleidungsstücken, der erforderlichen Nahrung für uns und einem kleinen Holzvorrathe beladen, nahm auch ein kleines Kreuz ... mit hinauf und richtete es so ein, dass der längere Theil dem Träger als fester Wanderstab dienen konnte.

Fünf rüstige Bauern begleiteten jetzt den Professor. Julius Hehn schloss sich an; er war jedoch nicht gewillt, Schnee oder Eis zu tolerieren. Diakon Abowjan sowie zwei russische Soldaten vervollständigten die Equipe. Stepan Melik fühlte sich noch zu sehr angegriffen und blieb in Arguri.

Parbleu, dachte Friedrich Parrot. Dieser Mann wird mir fehlen.

Zu neunt also stiegen sie am Nordwesthang empor, bis der Küp Gölü erreicht war. Dort wurde im Gras gerastet. Das Quellwasser gluckste beruhigend, man sah braune Hänflinge von Fels zu Fels flattern und hörte ihr »tschek-tschek«; auch Schneefinken schwirrten. Hoch über dem Platz kreisten zwei Adler. Parrot nahm ein Perspektiv zur Hand, richtete es aus und erkannte die Vögel als Gänsegeier. Julius Hehn hatte hier schon genug, seiner Meinung nach musste nicht jeder Student sich

den Ararat ans Revers heften. Die Botanisiertrommel war noch leer – Ehre wem Ehre gebührt, der Chef hatte Vorrang.

»Adieu, Hehn!«

»Mit Gott allesamt.«

*Um halb sechs Uhr abends, schreibt unser Chronist aus Dorpat, waren wir ... bedeutend höher als bei unserem vorigen Nachtlager [am 18. September 1829] angelangt.<sup>43</sup> Alsbald wurde ein Feuer angemacht und etwas Warmes für den Magen zubereitet; es bestand für mich in einer Zwiebelsuppe, deren Gebrauch ich Bergreisenden für ähnliche Fälle als sehr erwärmend und kräftigend empfehlen kann ... Es war ein herrlicher Abend, den ich hier vollbrachte. Die Blicke bald auf den schönen Himmel mit dem wundervoll darauf projicirten Gipfel und dann wieder gegen die graue Nacht gerichtet, die sich in weiter Ferne und Tiefe unter mir lagerte, umfing mich wieder dies ... behagliche Empfinden, das den Reisenden auf großen Höhen bei angenehmen äußeren Verhältnissen zu ergreifen nie verfehlt. Und so legte ich mich denn zur Ruhe nieder, während meine Gefährten noch eine Zeitlang in traulichen Gesprächen um das Feuer herum saßen.*

*Als der Morgen dämmerte, rafften wir uns auf und begannen um halb sechs Uhr unsere Wanderung fortzusetzen.*

Etwas piepst. Hanna weckt mich. »Steh auf«, sagt sie, »es geht los!« Ein Blick zur Uhr: zehn vor drei. Sind wir nicht eben erst eingeschlafen, haben den Flug durchs Universum erlebt, schwarze Löcher gesichtet, Asteroiden umrundet und dann ...?

»Noahs Berg!«

»Jaaah«, gähne ich. »Lass mir Zeit.«

Flaues Gefühl im Bauch. Nein, nicht etwa hohl – eher zu viel Fleisch und Fett für den Magen. Tausend Kalorien je Teller aus Adams Topf gestern Abend? Nun mal langsam. Mein vergebliches Tasten nach unauffindbarem Zeug und die ins Zelt strömende kalte Luft nerven mich. Je fixer Hanna räumt und packt, desto langsamer wurstle ich. Soll sie doch vor mir abheben nach dem Motto des Letzten: *Wenn du oben warst, schick einen Brief.*

»Per Express«, sage ich. »Kruzitürken.«  
»Genau!«, ruft jemand von draußen.

Der Franz.

Unser Freund hat laut eigener Wertung »saugut« geschlafen und scharrt mit den Stiefeln: »Die warn scho am Lenin dabei.« Lackner, denke ich, gegen deine Moral hat der Agri Dagi keine Chance. Ihn wirst du niedermachen. Wir im Schlepptau? Nein, nein. Aber die anderen? Zwölf Gestalten stehen herum und wärmen sich wortlos an dampfenden Bechern. Yusuf Biltekin wirkt ebenso konzentriert wie gespannt. Zeki und Nuri wurden gestern zu Gipfelgängern bestimmt; der Querkopf Zeki schlingt das 45-Meter-Seil um seinen Hals und feixt, was bei Hanna Erstaunen auslöst. Franz deutet auf Nuris Schuhe. Verdammt abgelatscht, findet ihr nicht?

Halb vier bei fast völliger Dunkelheit.

»Viel Glück«, sagt Adem.

»Euch auch«, antwortet Yusuf.

»Hoffentlich gibt's keinen Nebel.«

Sie querten ein Trümmerfeld und betreten den Eishang. Friedrich Parrot und Chatschatur Abowjan mussten nun Tritt für Tritt pickeln, dies erschwerte das Fortkommen und nahm unsere Kräfte gleich anfangs in vollem Maße in Anspruch. Zwei Bauern wurden nacheinander beim Ersteigen des Gletschers marode, blieben anfangs liegen, zogen sich aber später ... zum Nachtlager hinab. Ein dritter Mann wartete dort auf sie, er war krank und empfing seine Kameraden: Mutter Gottes, ihr lebt.

*Ohne uns dadurch im Geringsten aufhalten zu lassen, verfolgten wir Übrigen mehr ermutigt als niedergeschlagen unser Ziel. Gegen zehn Uhr befanden sie sich schon wieder da, wo wir das vorigemal um die Mittagsstunde gewesen waren, nämlich auf der großen Schneefläche, welche die erste mächtige Stufe am Eishaupt des Ararat bezeichnet. Parrot hielt an. Noch eine Werst bis zu dem vor acht Tagen errichteten Kreuz. Tausend Meter nur!*

»Zar Nikolaus Pawlowitsch in Sankt Petersburg«, sagte sein Untertan. »Wenn er wüsste. Aber das Ding ist schon vom Klos-

ter Etschmiadsin aus nicht mehr zu sehen. Pardon, Majestät. Ich habe mein Bestes versucht und will mich steigern. Darüber hinaus.«

Vom Start weg legt Yusuf Biltekin ein schnelles Tempo vor. Er weiß, dass die Leute hinter ihm mithalten werden. Nuri wie Zeki sind ohnehin erprobt und kennen kein Nachlassen ihres Elans. Yallah, wir steigen. Unsere Route am Südwestsporn ist logisch: es gilt jetzt dem Saum einer Gletscherwanne zu folgen, deren oberste Bucht bei 4900 Meter im Schnee verebt.

*Falls*, denke ich während des ersten Drittels. *Falls* Yusufs Angaben stimmen und wir von Dogubayazit aus scharf genug hingeschaut haben.

Ein Tritt, ein Atemzug. Ein Tritt, ein Atemzug. Die Aspiranten bleiben zurück. Hat Adem zur Umkehr geraten?

Sie geben auf ...

Das Hirn sendet Impulse, mein Körper agiert: Rechter Stock und linkes Bein, linker Stock und rechtes Bein. Yusuf? Er hustet. Rechter Stock und linkes Bein, linker Stock und rechtes Bein. Hanna? Sie keucht. Rechter Stock und linkes Bein, linker Stock und rechtes Bein. Franz? Er spuckt aus. Rechter Stock und linkes Bein, linker Stock und rechtes Bein. Die beiden Kurden? Tamam, yoldas.<sup>44</sup>

<sup>44</sup>Kamerad, eigentlich: Weggefährte (von yol = Weg).

Abb. unten:  
Zelte des Lagers 2  
(4200 m) zwischen  
Lavabrocken. 2500 Meter  
tiefer die Ebene  
Ibrahimkaro. Sie wird  
von der Fernstraße  
Erzurum-Dogubayazit-  
Teheran gequert.  
Foto: Eberhard  
Neubronner





Abb. oben:  
»Ein Blick auf meine rüstigen Gefährten verscheuchte die Sorgen, und muthig vorwärts! klang es in meiner Brust. Wir überschritten noch ein paar Hügel; da wehte Gipfelluft...« (Friedrich Parrot, 1829).  
Foto: Eberhard Neubronner

Ich höre innere Stimmen. Willi Rickmer Rickmers, der mich schon zwei Mal beehrt hat, tut sich wieder hervor. Er stichelt seit 1894: »Eine nie gekannte Ermattung hat sich meiner bemächtigt, und trotzdem ich nach alter Regel den ... Schritt ohne Hast, ohne Übereilung einhalte, muss ich doch alle zwanzig Schritte Athem schöpfen und mich niederlegen.«<sup>45</sup> Ein gewisser Max Ebeling sagt, nirgends sonst sei das »Zusammenhalten einer Partie so schwierig wie hier.« Er verflucht schwarze Blöcke, die »bei dem geringsten Stoß in sich zusammenstürzen ... Man will sich am nebenstehenden Thurm halten, aber auch dieser fängt an zu wackeln.«<sup>46</sup>

Schade, denke ich, dass alle Nordrouten gesperrt sind. Sie gelten als landschaftlich besonders reizvoll, wenn auch der Kyp Gölü vertrocknet und St. Jakob beim Bergsturz von 1840 ausradiert worden ist. Kein Mönch soll damals entronnen sein. Welches Bild: Kundschafter fanden nur Schlamm, Eis, zeretztes Holz und Chaos im Dorf Arguri. Wer überlebt hatte, war stigmatisiert.

Die Nadel des Aneroids kriecht von 4750 über 4780 auf 4810. *Montblanc*, raunt mein Schweinehund, *jetzt wärst du oben*. Was bedeutet das?

»Switch off«, sagt Yusuf Biltekin. Brav schalten wir unsere Stirnlampen aus.

»Look, friends ...«

Rosiges Licht liegt über den Ebenen: die Göttin der Morgenröte erwacht. Aurora liebt ihren Sendboten Ararat, weshalb sie

ihn schmückt. Ein riesiges Dreieck spitzt nach Westen – innerhalb kurzer Zeit, wie eine Fata Morgana, ist es verschwunden. Wer hätte dem Berg dieses Schattenbild zgetraut?

»Weiter«, mahnt Yusuf, »bei zehn Grad minus. Okay, Franz?«

»Passt scho.«

Und Hanna: »Mir frieren die Pfoten ab.«

Es sei kalt, sagte Chatschatur Abowjan. Alexei Sdrowenko und Matwei Tschalpanow vom 41. Jägerregiment nickten, Owannes Aiwassjan und Murat Pogossjan aus Arguri massierten ihre Finger. Der junge Diakon ermutigte die vier Tapferen, sich permanent zu bewegen, was Friedrich Parrot in Ordnung fand. Denn auch Zumstein hatte so gesprochen. Vor dreizehn Jahren am Monte Rosa. Josef Zumstein, Bergführer par excellence, ein Monolith unter Meistern.

»Professor Parrot?«

Er gab sich einen Ruck.

»Schon Mittag vorbei und noch hier ...«

»Da njet. Naschnöm snaschala!«<sup>47</sup>

Wer wird jetzt klein begeben, dachte er und sondierte das Terrain mit dem Alpenstock. Keine verdeckte Kluft tat sich auf. Der Anfang vom Ende war nah. *In der Richtung zum Gipfel hatten wir [jetzt] einen kürzeren aber steileren Abhang vor uns als den zurückgelegten, und zwischen ihm und der äußersten Kuppe schien nur noch ein kleinerer Anberg zu liegen. Nach einer kurzen Ruhe überschritten wir stets mit Hilfe ausgehauener Stufen den ... steilsten von allen und nach ihm auch noch die nächste Erhöhung. Statt aber nun das allendliche Ziel unserer Mühen unmittelbar vor uns zu sehen, hatte sich noch eine ganze Reihe von Hügeln entwickelt und uns sogar den Blick auf den Gipfel verdeckt. Dies schlug unseren Muth ein wenig nieder, der keinen Augenblick gewankt hatte, so lange wir die zu überwindenden Schwierigkeiten zu überblicken glaubten. Unsere Kräfte, von der harten Arbeit an den Stufen mitgenommen, schienen [nun] der Erreichung des unsichtbaren Ziels kaum mehr gewachsen.*

Wir legen Eisen an: fünf Männer und eine Frau, im August 2004, gegen sieben Uhr morgens. Es nebelt. Warum muss uns das 150 Meter unter dem Gipfel treffen? Viele Berichte vom Ararat enthalten dieses Szenarium – beste Prognosen bis Lager zwei, dann fifty-fifty und schließlich der typische Dunst, dessen Intensität sich beim Abstieg wieder verflüchtigt.

»Inönü heißt die Kante hier«, sagt Yusuf, »nach Atatürks engstem Freund. Sie markiert den Fünftausender.«

»Plus einsdreisieben«, stellt Franz fest. »Herobn samma no ned.«

Und rau zu Biltekin: »He-ro-ben!«

Inönü, denke ich. Mir hilft weder Mustafa Ismet Pascha noch der Vater des Vaterlands aus Saloniki<sup>48</sup>.

»Wie lange noch?«, fragt Hanna.

»Je nachdem«, antwortet Yusuf.

Stahl knirscht auf gefrorenem Firn. Wir gehen seilfrei in einer Spur. Wer hat sie uns hinterlassen? Ich erinnere vier Iraner, ausgelaut aber glücklich, die uns gestern begegnet sind. *You were on top? Sie strahlten: Oh yes. What a wonderful mountain!*

Was für ein Berg. Friedrich Parrot wischte den Defätismus beiseite. Jetzt erst recht, bloß kein Zaudern in letzter Minute. Und wirklich, *ein Blick auf meine rüstigen Gefährten verscheuchte die Sorgen, und muthig vorwärts! klang es in meiner Brust. Wir überschritten ohne Aufenthalt noch ein Paar Hügel; da wehte Gipfelluft; ich trat hinter einem der Schnee buckel des Abhanges hervor und – der äußerste Kegel, die höchste Kuppe des Ararat lag unverkennbar vor meinen freudetrunkenen Blicken.*

»Ja verreck«, sagt Franz, »a Schinderei wie beim Süphan.« Auch Nuri und Zeki sind wie gelähmt. Ihr Stolz erlaubt es jedoch nicht, vor Fremden zu stöhnen. Schroff wirkt der Schlusshang des Agri Dagi, doch mehr als dreißig Prozent wird die Neigung kaum betragen. Wieder hält Yusuf an. Er fühlt, dass wir Reserven verbrauchen und ... singt.

Das Lied vom Ararat.

»Großer Mann / Väterchen Agri«, moduliert er, »du bist der Thron Allahs / des Mächtigen ...«

»Jessas«, meint Lackner. Und Hanna fast gleichzeitig: »Blauer Himmel!«

Sie schirmt die Augen mit ihrer Hand.

»Acht Uhr«, sage ich. »Vier Stunden vom Camp bis zur Kuppe. Dort oben flattert etwas.«

*Noch ein letztes Aufgebot unserer Kräfte war nöthig, nur noch eine Eisfläche mittelst Stufen zu ersteigen, und wir standen auf dem Gipfel des Ararat um ein Viertel nach drei Uhr am 27. September 1829.*

Heftiger Wind, grünweißrot wehen iranische Farben. Ich umarme Hanna und Franz. »Tesekkür, arkadaslar!« Yusuf, Zeki und Nuri wiegeln Schulter an Schulter ab: »Bir sey degil.«<sup>49</sup> Seltsames Phänomen: Im Glück liegt schon die Trauer um das Vollendete.

Nie wieder wird es so sein wie vorher.

*Mein erstes Streben und Genießen war Ruhe; ich breitete meinen Mantel unter mir aus und setzte mich ... Ich befand mich auf einer schwach gewölbten, fast kreisförmigen Fläche von ohngefähr 200 Schritt im Umkreise, die am Rande nach allen Seiten hin ziemlich steil abfiel ... In der Richtung gegen Osten lief dieser Gipfel sanfter aus als nach irgend einer anderen und stand hier mittelst einer flachen, jedoch gleichfalls von ewigem Eise bedeckten Einsenkung mit einem zweiten, um etwas niedrigeren Gipfel in Verbindung.*

Aber die Rundschau? Friedrich Parrot sah im Norden den Arax<sup>50</sup> und das Massiv des Aragaz<sup>51</sup> (eine wahrscheinlich unerreichbare Felsenkrone). Gegen Osten hin buckelte der Kleine Ararat, dessen Haupt jetzt einer abgestutzten viereckigen Pyramide glich. Südwärts erkannte er Hügel, *hinter denen Bajased*<sup>52</sup> liegen sollte. Dem Westen schließlich blieb eine Menge kleiner Berge, meist von kegelförmiger Zuspitzung, vorbehalten. Parrot schloss seine Lider: nun bist du entlastet. Er

<sup>48</sup>Atatürk (Vater der Türken), eigentlich Mustafa Kemal Pascha, kam in Saloniki zur Welt und schuf ab 1922 die moderne Türkei. Generalstabschef Mustafa Ismet Pascha siegte zuvor im türkischen Freiheitskampf gegen Griechenland bei Inönü nahe Eskisehir. Er wurde nach diesem Ort benannt (1938-1950 Staatspräsident als Nachfolger Atatürks).

<sup>49</sup>»Dankeschön, Freunde!« ... »Keine Ursache.«

<sup>50</sup>Vor 175 Jahren hieß dieser Fluss meist Araxes.

<sup>51</sup>Alaghés (türkisch: Alagöz) nennt Parrot den mit 4090 Meter höchsten Berg Armeniens, einen erloschenen Vulkan mit mehreren Gipfeln. Der Große und Kleine Ararat lagen einst auf persischem Territorium. Beide wurden 1828 Russland zugeschlagen und kamen 1920, nach dem Frieden von Alexandropol, an die Türkei. Siehe auch Tessa Hofmann/Andreas Wolfensberger: »Armenien, Stein um Stein« (Bremen 2001).

<sup>52</sup>Dogubayazit, damals noch keine Stadt.

<sup>53</sup>Susanne Güsten (Berliner ›Tagesspiegel‹ vom 7. Juli 2001) schließt ihren Beitrags so: »Verglichen mit dem Tourismus könnte sich die Sintflut für den Ararat noch als harmlose Episode erweisen.«

<sup>54</sup>Beschimpft sei, wer dabei an Schlechtes denkt (der Ausspruch geht auf die Stiftung des englischen Hosenbandordens im 14. Jahrhundert zurück) – und Profilsucht argwöhnt.

<sup>55</sup>Damit ermittelte Parrot die korrekte Quote 5137 um 142 Meter zu hoch.

<sup>56</sup>Nach der Rückkehr vom Ararat hob ein Mann aus dem gebildeten Publikum ... den ersten Stein gegen mich auf (Friedrich Parrot) und zweifelte das Erreichen des Gipfels an. Parrot ließ deshalb vier seiner fünf Genossen zu Wort kommen. Die Soldaten Alexei Sdrowenko und Matwei Tschalpanow schworen, sie seien mit ihrem Chef um zwei Uhr nachmittags »ganz oben« gewesen, während Murat Pogossjan und Owannes Aiwassjan dies für sich selbst bestritten. Heute gilt Friedrich Parrots Erfolg als Tatsache.

<sup>57</sup>Der Patriarch entließ Chatschatur Abowjan. Parrot ermöglichte dem 24-jährigen Schützling ein Studium in Dorpat, wo dieser sich vor allem mit deutscher Kultur befasste. Er übersetzte unter anderem Goethe, Schiller und Homer, wirkte später daheim als Aufklärer und begründete letztlich die moderne armenische Literatur. Abowjan, Autor des Romans ›Die Wunden Armeniens‹, verschwand im Revolutionsjahr 1848 aus seiner Wohnung. Man hat ihn nie mehr gesehen.

<sup>58</sup>Seewansee. Sein Spiegel wurde im 20. Jahrhundert um 19 Meter abgesenkt, was Naturschützer als ökologischen Wahnsinn bezeichnen. Viele von ihnen erklären das Biotop für unrettbar verloren.

würde noch lange leben um diesen Erfolg zu bestätigen – mit jener Mischung aus Wagen und Wagen, die den geborenen Forscher auszeichnet. In Asien vielleicht, wie jüngst Alexander von Humboldt? Einem freien Geist war nichts unmöglich. Wenn nur auch der Corpus ...

Während Franz den Ostgipfel und das viertausend Meter unter uns liegende armenische Land fotografiert, springt mich die Zukunft an. »Bergsteigen, Camping, Jagen, Reiten, Skifahren, Drachenfliegen, Mountainbiking und Motocross« konnte man vor drei Jahren in einer deutschen Zeitung lesen. Wenn es nach der Provinz Igdirdir gehe, werde am Küp Gölü bald ein Fünfsternen-Hotelrestaurant namens ›Arche Noah‹ gebaut. Plus Seilbahn, Museum, Schneezirkus! Gouverneur Mustafa Tamer: »So werden wir Beschäftigung erzeugen und Arbeitsplätze schaffen.« Zwar habe das Parlament noch kein Geld bewilligt, doch eine 16 Kilometer lange Straße zur früheren Alm Korhan sei demnächst fertig.<sup>53</sup>

Vom Airport nahe Igdirdir träumt Mustafa Bey, 176 Millionen Dollar aus Ankara und zwölftausend neue Jobs sind im Gespräch. Sein Schiff soll eine arme Region ins Paradies schaukeln. Es geht um Wohlstand auf Weltniveau, ich verspreche euch herrliche Zeiten ...

Honi soit qui mal y pense.<sup>54</sup>

Friedrich Parrot faltete den Mantel zusammen. Mein Nivellement muss durchgeführt werden, dachte er, die vornehmste Arbeit wartet. Das Gerät wurde aufgerichtet; sein Quecksilber stand nicht höher als fünfzehn Zoll und drei Viertel Linien bei einer Temperatur von minus vier Grad Celsius, was 16.254 Pariser Fuß oder 5279 Meter entsprach.<sup>55</sup>

»Wo ist Abowjan?«

Chatschatur grabe ein Loch kurz vor dem Abgrund, hieß es. Und wirklich: Der Diakon entzog sich keinen Augenblick den Anstrengungen, welche das Unternehmen forderte. [Er] legte ... stets Beweise seines Muthes ... so-

wie seiner höheren Beseelung für das Gelingen der Sache an den Tag. Sein heiliger Eifer, der ihn in Etschmiadsin uns zu begleiten drang, führte ihn trotz der vielfach hindernden Klostertracht, aus drei weiten Talaren bestehend, auch glücklich über die Felstrümmer und Gletschergehänge des Ararat, hieß ihn auf dem Gipfel ohne an Ruhe zu denken für das Kreuz sorgen und von dieser ihm theuren Stelle in einem Tuche ein großes Stück Eis [nach St. Jakob] hinabtragen.

»Deshalb bin ich doch hier«, sagte Chatschatur heiter. »Weil Noahs Wasser noch nie vom Berg geholt worden ist.« Und dann ernst: »Herr Professor, die in Arguri oder Sankt Jakob werden unser Signal sehen können. Damit kein Teufel Euch später verleumden kann.«<sup>56</sup>

»Großartig, du hast Recht.«

Parrot hatte sich nicht geirrt. Er hielt Abowjan schon seit zwanzig Tagen für ein Talent und beschloss, diesen jungen Mann aus dem Dorf Kanakir bei Jerewan vom Fleck weg zu fördern. Wie das? Man müsste nur Erzbischof Jeprem bitten, ihm seinen geistlichen Sohn anzuvertrauen.<sup>57</sup>

»Gehen wir!«

Noch ein paar Minuten, und die Kalotte war wieder leer. Windböen bliesen Schnee in jede Spur, fingen zu glätten an, sorgten sanft für den Ausgleich. Das kleine Kreuz am Nordostrand wirkte banal. Es hielt dem Universum nichts außer der eigenen Schwäche entgegen: morgen weiß, danach schief und in einem Jahr verschwunden.

»Gipfelstürmer«, sagt Yusuf, »ich telefoniere jetzt mal mit Dönmez. Habt ihr genug vom Ararat? Schaut euch um, trinkt und esst etwas. Seid nicht enttäuscht. Leichter Dunst ist die Regel hier, speziell im Sommer. Kommt an Weihnachten wieder und erlebt den Agri als Skitour – wie wär's? Also ...«

Wir lauschen.

»Adem? Hallo?«

Kein Kontakt zwischen 5137 und 4200 Meter.

»Is eh wurscht«, bleckt Franz seine Zähne. Hanna stimmt zu. Sie steht neben den Kurden und wird von Lackner fürs Al-

bum verewigt. Dahinter (von Süd- nach Nordost) der Küçük Agri Dagi mit weißem Wolkenschal, die azurblaue Fläche des Goktschai<sup>58</sup> als fernes Mysterium und zuletzt Jerewan. Armeniens Hauptstadt soll bei Dunkelheit glitzern; ein Fest, dessen Pracht angeblich Dichter wie Denker begeistert. Doch welcher Poet oder Philosoph biwakiert schon gern.

»Wahnsinn«, sagt Hanna und deutet auf den Sattel vor uns. »Wer dort Noahs Arche vermutet, war nie hier oben. Ein fünftausend Meter hoch steigendes Wasser? Nur Phantasten können so etwas glauben.«

»Esoteriker«, antworte ich. »Ihr Guru heißt Fernand Navarra. Er hat behauptet, biblisches Holz in einem der Araratgletscher gefunden zu haben. Dann kam der US-Astronaut Irwin zum Berg und forschte. Sein Landsmann Berlitz schrieb sich die Finger wund, um hinterher einzuräumen, dass jeder Beweis für das Stranden des Kastens fehlt.<sup>59</sup> Wenn du mich hören willst – na, lieber nicht.«

Frage an Radio Eriwan: Nehmen wir Abschied?

Antwort: Im Prinzip ja.<sup>60</sup>

»Allaha ismarladik!<sup>61</sup>«, ruft Biltekin.

Und Franz: »Servus, Erhabener. Bist schon a Persönlichkeit.«

Statt einer Antwort fetzt ihm der Wind um die Ohren.

*Nach einem Aufenthalte von etwa drei Viertel Stunden mussten wir auf die Rückkehr bedacht seyn, nahmen zuvor nur noch einen Imbiß an Brode und brachten von dem bis dahin mitgenommenen Rebensaft dem Vater Noah dankbar eine kleine Libation<sup>62</sup>. Es ging dann ... rasch nacheinander hinab vermittelt der tiefen Stufen, die beim Hinansteigen ins Eis gehauen waren, doch war das Herabsteigen auch sehr ermüdend und für mich in den Knien besonders schmerzhaft. Wir eilten aber, weil die Sonne tief stand und, bevor wir noch die Schneefläche des großen Kreuzes erreicht hatten, schon unter den Horizont getreten war.*

*Ein herrliches Schauspiel war es, erst die dunklen Schatten zu sehen, welche die in West*

*unter uns liegenden Berge in die Ebene warfen. Dann die tiefe Nacht, welche alle Thäler umfing und sich am Ararat immer höher und höher hinzog, während nur noch sein beeister Gipfel von den Strahlen der untergegangenen Sonne beleuchtet ward. Bald aber streiften sie auch über ihn hinaus und würden unseren Pfad in ein ... gefährliches Dunkel geworfen haben, wenn nicht auf der anderen Seite des Firmanents die himmlische Leuchte der Nacht zu unserem Troste aufgegangen wäre ...*

Heller Tag. Je rascher wir an Höhe verlieren, desto heißer brennt es auf Schultern und Kopf. Unsere Kehlen sind rau. In den Flaschen schwappt nichts mehr. Die Stöcke klirren, wenn sie dann und wann einen Block streifen. Diese Trümmerwüste! Entsetzlich. Yusuf Biltekin, mit Eleganz, fährt immer wieder im Schnee ab: er schwingt und bremst, lässt ein bisschen Schuss zu, bremst wieder und wedelt erneut. Wir folgen zu viert, um Meter für Meter beim Slalom zwischen Inönü und Adems Küchenzelt zu gewinnen. Ist seine Suppe schon fertig? Aaah, der Tee ...

Da stehen sie alle. Dönmez lacht: »Hosgeldiniz!«

»Hos bulduk.«<sup>63</sup>

»Und?«, fragen die Aspiranten.

»Ja«, sage ich, »ganz oben. Wie Friedrich Parrot. Von dem wird noch erzählt.«



<sup>59</sup>In seinem Buch ›Ich fand die Arche Noah‹ (Frankfurt 1957) schreibt Fernand Navarra: »Ich musste die Beweise gelten lassen: was ich sah, waren die Überreste der Arche ... es konnte gar nicht anders sein.« Charles Berlitz (›Die Suche nach der Arche Noah‹, Wien/Hamburg 1987) räumt immerhin das »Fehlen sicherer Beweise« ein. Alfred Renz zum guten Schluss: »Alle Nachrichten, man habe sie [die Arche] entdeckt, haben sich als Ente erwiesen, alle Suche bleibt spinöse Spekulation.« (›Land um den Ararat‹, München 1983). Davon unberührt ist die Feststellung Ismail Vuralis aus Aralik. Er will 1939 am Gipfel »einen langen Balken aus dem Schnee ragen« gesehen haben – Parrots kleines Kreuz, vom Dauerfrost freigegeben? <sup>60</sup>Die vor allem zur Zeit der UdSSR höchst populär gewesenen Radio-Eriwan-Witze enthalten immer eine den wahren Sachverhalt entlarvende Antwort nach dem Motto: ›Im Prinzip ja, aber ...‹ bzw. ›Im Prinzip nein, aber ...‹ <sup>61</sup>›Auf Wiedersehen!« (›Von Gott bestellt‹). Erwidert wird: ›Güle güle‹ (sinngemäß: ›Lache, obwohl du gehst‹). <sup>62</sup>Altrömisch: Trankopfer. <sup>63</sup>›Wir sind wohl angekommen« (als Antwort auf den Willkommensgruß).

Bestes Wetter »ganz oben« bei minus zehn Grad. Grünweißrot empfängt uns die Flagge iranischer Vorgänger am höchsten Punkt des Großen Ararat. Von Noahs Schiff keine Spur. Foto: Eberhard Neubronner.

# Nomadische Perspektive

– mit dem Fahrrad durch die Mongolei

VON KARIN BERGDOLT UND SEBASTIAN WALTER

Vom 8. Mai bis zum 27. Juli 2003 reisten Karin Bergdolt und Sebastian Walter mit dem Fahrrad durch die Mongolei. Sie starteten in der Hauptstadt Ulaan Baatar. Stationen waren Lün, Kharkhorin, Tsetserleg, Tosontengel, Uliastai, Altai, Khovd und schließlich Ulaangom im Westen, von wo sie in die Hauptstadt zurückflogen. Auf ihrer Reise legten sie 2000 km mit dem Fahrrad zurück, zwei Wochen verbrachten sie beim Wandern, einen Tag im Auto. Um den Transport von Wasser und Essen zu ermöglichen, führten sie Anhänger mit sich.

## Mai 2003. Ulaan Baatar.

Sie blickt nicht auf. Sie bearbeitet unsere Pässe. Das Generalkonsulat hat sich bereits mit einem großen Stempel darin mitgeteilt und sein o.k. gegeben, die nötige Einladung einer mongolischen Einrichtung für unser Drei-Monats-Visum liegt vor.

Doch leider, mit einem bedauernden und fordernd unterkühltem Lächeln blickt sie gnädig auf: So ginge das nicht, die Einladung könne Sie nicht lesen und ohne eine separate Bescheinigung auf separaten Formularen jener Institution könne sie uns nicht einreisen lassen. Die Entscheidung des Konsuls scheint ihr weit entfernt, gilt als überflüssig. Sie entscheidet. Eine Person in dürrer Gestalt und mit modernem Kostüm bekleidet, greift sie mit spitzen Fingern die Pralinen einzeln an, um diese zwischen der »Bearbeitung« der einzelnen Pässe vorsichtig auf der Zunge zergehen zu lassen.

Unsere erste Begegnung mit mongolisch-sozialistischem Rest-Charme. Wir verabschieden uns, unverrichteter Dinge, um erneut irgendwelche sinnlosen Stempel zu ergattern, mit unseren drei Brocken mongolischer Sprache, um demnächst wieder vor jener Dame zu stehen. Wir wollen doch nur für drei Monate die Mongolei bereisen. Ein Land, welches sich für uns westlich orientierte Menschen nicht unbedingt als das Einwanderungsland der vorderen Reihe anbietet. Was wollen wir hier? Gold suchen? Ziegen hüten, Pferde züchten? Fragen, welche sich zu Beginn einer solchen Reise nicht stellen. Mangels der Fähigkeit, Mongolisch sprechen und verstehen zu können, gestaltet es sich – je nach Situation – kompliziert, den persönlichen Anliegen Ausdruck zu geben. Zumal sich die unsrigen Bedürfnisse von denen mongolischer Bürger durchaus unterscheiden. In vielerlei Hinsicht, wie wir im Laufe der folgenden Wochen auf der Reise durch das Land immer wieder erstaunt und fasziniert bemerken. Doch zum gegenseitigen Verstehen sind die Mittel der Sprache nicht der einzig gültige und auch nicht der einzig mögliche Weg. Zum Glück.

## Wir bewegen uns fort.

Die Mühseligkeit bekommt einen Rhythmus. Nicht immer ist es mühselig. Unsere täglich zurückgelegte Distanz (durchschnittlich 40, manchmal sind es auch nur 20, an »schnellen« Tagen bis zu 70 km) entspricht in etwa der möglichen Distanz mittels einer echten Pferdestärke. Nicht selten »reiten« wir mehr oder weniger gemeinsam mit umher wandernden Mongolen, die entweder ihr Vieh betreuen oder auf dem Weg sind, ihre Einkäufe zu erledigen. Die Einheimischen begegnen uns dabei mit Freude und Respekt. Zwar äußern sie offen ihre Verwunderung, warum wir nicht auf Pferden reiten, es sei doch viel weniger anstrengend. Mehr als einmal wird uns das Reiten angeboten, wenn nicht sogar nahe gelegt.

Ein Angebot, das wir mit dem Verweis auf unsere Fahrräder dankend ablehnen, doch wir spüren: die Art und Weise unseres Fortkommens entspricht ihrer Gedankenwelt. Fahrräder sind in der Mongolei nicht unüblich und bis hin zur abgelegenen Jurte verbreitet. Sie sind begeistert ob der Technik, sie verstehen und begreifen rasch, sind neugierig, bestaunen unsere Kraft und erfreuen sich auf kindliche Weise an unserer Erscheinung. Sprachliche Lücken treten zunehmend in den Hintergrund.

Wir schauen einfach, alle. Es eilt uns selten. Und doch ist der von den Mongolen gelebte, auf bestimmte Weise zwanglose Um-

gang mit Zeit eine bewundernswerte Welt, an die wir nicht reichen. Immerhin, wir können sie spüren und uns für begrenzte Zeit in diesem besonderen Raum – diesem Zeit-Raum – bewegen.

## Dschinghis Khan und Winnetou

»Stell' dir vor...«

Ich mag es nicht, dieses »Stell' dir vor...«.  
Doch stell' dir vor, du wachst auf, ausgeschlafen, die Sonne leuchtet zum Zelt herein. Gestern wurde es vom Gewittersturm noch fast weggefegt. Du freust dich auf den kommenden Tag. Niemand ist weit und breit zu sehen, kein lästiges Handy das klingelt, es gibt keine Termine. Außer den Farben der Steppe, dem Grasland mit den weißen, einzelnen Jurten findet das Auge nur wenig Anhaltspunkte. Wenig Vertrautes ist zu entdecken. Langsam wird der Stress der über Monate andauernden Vorbereitungen abgelöst von Neugier und Lust auf die vor dir liegenden Wochen. Lange und noch ohne Ende erscheint dir die Zeit im Au-

genblick. Es wird eine Freude sein, durch die Landschaft zu radeln, Menschen zu begegnen, Hammel zu kosten und andere mongolische Bräuche zu erleben.

So könnte es sein.

Ein Fluch von draußen, etwas stimmt nicht.

Die Räder sind weg.

Die Taschen sind weg.

Oh, was fehlt noch?

So eine verdammte Scheiße. So ist es.

Es bedarf wenig Phantasie, wie es sich anfühlt, mitten in der Steppe zu stehen, mitten in der Steppe, weit und breit ist nichts, doch, entfernt eine Jurte, in der anderen Himmelsrichtung so etwas wie ein Brunnen. Eine Straße führt vorbei. Doch hier, wer will hier unsere Fahrräder? Sie sind weg! Mongolen brauchen keine Fahrräder, Mongolen haben Pferde.

Es gibt kein Telefon, keine Polizei, kein Fahrzeug, immerhin gibt es Wasser in erreichbarer Entfernung. Und wie, frage ich dich, formuliert sich ein Diebstahl, genauer

Angekommen.  
Das Ende dieser Tagesetappe fand sich dort, wo auch Wasser ist. Eine Begrüßung durch die Nachbarn lässt nicht lange auf sich warten.  
Alle Fotos und Skizzen von den Autoren



gesagt die komplette Sachlage, auf mongolisch?

**Winnetou wäre wünschenswert.**

Ein solcher Zauber erscheint mir als die angemessene Maßnahme. Es ist verrückt, du planst, organisierst, klärst, fragst, stellst Nachforschungen an über nicht vorhandenes Wasser, defekte Brücken, mögliche Wege und Routen und andere mongolische Tücken. Wir haben endlich die Zeit für diese Reise. Und jetzt: Die Räder sind weg.

Klingt Dschinghis und Winnetou nicht albern?



Ein junger Mongole besucht unser Zelt – die Neugierde ist gegenseitig.

Wenn es nicht immer wieder im Laufe der Zeit zu Begegnungen einer solchen Art – also mit potentiellen Winnetou- und Dschinghisgefolgenschaften – gekommen wäre, für wie überaus kitschig würde ich es halten, es an dieser Stelle zu lesen.

So nimmt an jenem denkwürdigen Tag das Kapitel einer echten Karl-May-Kriminalgeschichte seinen Lauf. Andere, weniger reale Zusammenhänge hätte ich gerne vorgezogen und dabei die Hauptrolle abgegeben in dieser zeitversetzten Story:

Wir nehmen alles zusammen, unsere Reste an Hoffnung, unsere Energie aus Enttäuschung und Wut. Plagen uns durch fruchtlose Kommunikationsversuche mit einem schläfrigen, weltfremden Mongolen, treffen ehrwürdige Hirten am Brunnen, deren Spürsinn, Empörung und Hilfe uns immerhin bis zur Beschaffung einer Mitfahrgelegenheit in die entfernte Polizeistation Ulaan Baatars verhilft. Dort schließen sich wirre Auseinandersetzungen mit jugendlichen und dickbäuchig-trägen Uniformträgern an, wieder fruchtlos, wieder frustrierend. Die Erinnerung an eine zurückliegende Begegnung entwickelt sich zum rettenden Strohalm: Es gelingt, auf

das Hilfsangebot eines deutschsprachigen Journalisten zurückzukommen – der Chefredakteur der Zeitschrift »Autoland« war begeistert ob unserer Unternehmung und realisierte ein Interview auf offener Straße. Wie unsinnig, dachten wir, aber bitte, warum nicht – Gründe für seine Begeisterung wird es geben.

Zeit vergeht.

Es geht hinaus mit seinem Fahrzeug, zum Schauplatz durch Steppe und Wüste, in einsames Hinterland, über kaum erkennbare Fahrspuren, bis wir die zuständige Polizeistation erreichen – eine Hütte wie jede andere. Die Aufnahme der Tat beginnt, das Gewehr hängt an der Tür. Ich verstehe nichts, kann nur schauen und mir meine Zusammenhänge aus den wahrgenommenen Eindrücken basteln. Vor mir wird eine Schachtel mit Fotos, Täterfotos, ausgekippt. Ich solle doch beschreiben: Sei einer der Gezeigten am Vortag des Geschehens am Zelt gewesen?

Nach so kurzer Zeit im Land ist es schwer, den einen Del vom anderen Del, das eine Pferd vom anderen zu unterscheiden. Die mongolische Sprache kennt über 300 Wörter für »Pferd«. Und ich?

Es geht weiter. Wer war hier? Wer hat etwas bemerkt? Wer war unterwegs?

Es war ein Sonntag. Auch für die Mongolen ein freier Tag soweit es die Viehzucht zulässt. Zeit für guten russischen Wodka, Zeit zum Besuch.

Auch wir hatten Besuch am Zelt, freuten uns, unbedarft aller Sitten und Gebräuche, über das Kennenlernen erster fremder Vokabeln.

Die Uhr läuft. Wo sind unsere Fahrräder? Verdächtige werden aufgespürt, ich finde mich an Orten wieder, die uns nur wenig wohnhaft vorkommen, zwischen Sanddünen und mageren Grashalmen. Sebastian bleibt weiterhin am Zelt. Die Sonne brennt. Ich muss plötzlich entscheiden, entscheiden wer der Täter war, wer er gewesen sein könnte? War dieser Mann am Zelt, oder war es ein anderer? Unangenehm. Ich kann es nicht mit 100%iger Sicherheit sagen. Wie

auch. Ich möchte unsere Fahrräder wieder haben.

Es geht weiter. Spurensuche am Zelt. Gemeinsam untersuchen Polizei und Verdächtige die Situation. So, jetzt verbünden sie sich auch noch. Wozu die Mühe, ich überlege, was in den Taschen war. Ich friere, meine Jacke fehlt. Auch meine Mütze, eine Regenjacke, die Handschuhe.

Die Zentimeter um das Zelt werden abgesehen. Aufgeregt scheucht man uns weg, um nichts zu zertreten. Was schon zertreten? Keine Zeit gilt es zu verlieren.

Es wird Abend.

Spuren: ein Fundstück, ein Zeichen von angepflockten Pferden. Räder auf Pferden? Die Räder waren zusammengekettet, dazu die Taschen recht schwer. Aufgeregte, richtungsweisende Gesten, Hinweise auf Pferdespuren, die den Weg für die weitere Suche vorgeben.

Wir jedenfalls sehen nichts.

Es dämmt.

Wie abgelegen, wie weit diese Täler hier sind. Wieder eine Jurte, noch eine Biegung, noch eine Jurte. Wir fahren, sammeln erneut Verdächtige auf. Der Jeep füllt sich.

Immerhin.

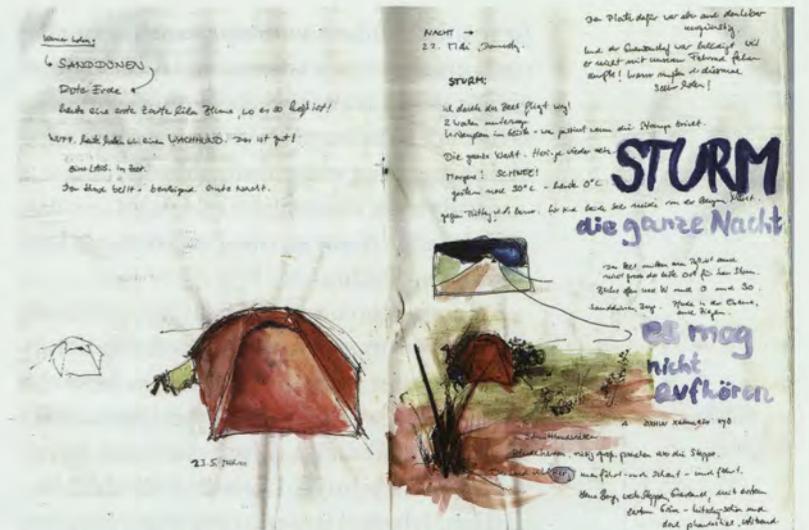
Nur wozu?

Ich sitze auf der Rückbank des Wagens, nur wenig hoffnungsvoll, nur hungrig.

Ich verstehe nichts von dem was draußen geschieht.

Der Polizist dreht mit einem der potentiellen Diebe – er ist vielleicht 16 oder 17 Jahre alt – im Dunkel der Nacht seine Runden. Sie gehen spazieren. Was geht hier vor? Plötzlich Aufregung, Staunen, Überraschung, energische Blicke zwischen allen Passagieren dieser unglaublichen Geschichte. Die Verständigung ist schwierig, ich verstehe nicht wirklich. Wo sind unsere Räder?

So unfassbar der Moment am Morgen, aufzuwachen und seine »Pferde« gestohlen zu sehen, so unfassbar der Moment, ihnen wieder zu begegnen. Ich erinnere mich an die Aufregung am Lagerplatz, drehen wir die Uhr einige Stunden zurück. Sie galt ei-



ner leeren Wodkaflasche. Sie lag unweit des Zeltes und sie konnte nicht alt sein. An der Flasche waren keinerlei Spuren des abendlichen, heftigen Gewitterregens festzustellen gewesen. Die Diebe mussten sie verloren haben. Ein Geschenk, dieses Beweisstück. Beweis genug für die nötigen Fingerabdrücke, Verdächtige dingfest machen zu können. Ein Drohmittel, ein letzter Grashalm. Zu jenem Zeitpunkt hatten Sebastian und ich noch nicht verstanden.

Es ist dunkel, wir fahren zu einem unbenützten Viehkorral. Zielstrebig weisen die beiden Jungen den Weg. Also doch: die Räder.

Sie sind hier, versteckt gehalten in der Nähe der heimischen Jurte, in einem Korral aus Steinen und Dung. Die Räder, die Taschen, es muss ein Fest gewesen sein für die

Für die Mongolen nichts neues, für uns unangenehm: heftige Stürme schaffen keine wirklich frühlingshafte Stimmung.



Jungs, betrunken wie sie waren, getestet nach erfolgreichem Beutezug. Außer reduzierter Lebensmittel – besonders geschmeckt scheint es ihnen wohl nicht zu haben – bleibt uns alles vollständig erhalten.

Und noch, es ist nicht zu Ende.

Jede gute Geschichte bedarf eines ordentlichen Endes.

Wir verlegen unser Zelt auf freundliches, doch bestimmtes Anraten unserer Retter in die Nähe der bereits am Morgen besuchten Jurte. Inzwischen ist es zwei Uhr nachts, doch alle – Polizist, Journalist und Fotografin, Verdächtige, Dieb und Räuber, Sebastian, ich und unser komplettes Gepäck – zwei Fahrräder, zwei Anhänger mit zwei Taschen, acht Fahrradtaschen, zwei Lenkertaschen, zwei Beutel und ein Rucksack – sitzen einträchtig und würfelnd um das angefachte Herdfeuer, trinken wärmenden Buttertee und essen uns satt an mongolischem Brot.

Stell' dir das mal vor...

### Sprachloses Begegnen – Schauen ohne Fragen zu können.

»Wie habt ihr euch verständigt?« Diese Frage wurde zur treuen Reisebegleitung. Und mindestens ebenso treu bleibt der Versuch, eine passende Antwort darauf zu fin-

den. Die Anstrengungen, unserer fehlenden mongolischen Sprachkenntnisse durch Lernen und Üben wenigstens eine Grundlage zu geben, war zwar meist lustig, aber letztendlich wenig erfolgreich. Weder unsere Zunge noch unser Kehlkopf scheinen für das Formulieren mongolischer Laute geschaffen zu sein.

Mit dem Lesen kyrillischer Schriftzeichen erging es uns besser, nur leider nicht viel. Einfache Begriffe und Namen bin ich in der Lage einzuordnen und zu deuten; doch mittlerweile kann ich nachvollziehen, was es bedeutet, in unserer Gesellschaft Analphabet zu sein. Keine Wegweiser, keine Beschreibungen, Gebrauchsanleitungen, Hinweise oder gar Verbote sind in der Bewältigung des Alltagsgeschäftes hilfreich.

Unser Wortbudget bestand im Wesentlichen aus einer Art »ritualisierter Begegnung« – wo kommst du her? Wo gehst du hin? Wie alt bist du? Wie ist dein Name? – und war meist schnell verbraucht.

Immerhin, eine erste Kontaktaufnahme war damit möglich. Alles darüber hinaus blieb jedoch schwierig, oder besser gesagt: anders. Unsere »Sprache« wurde über die Zeit hinweg zu einer anderen. Unser Potenzial bestand aus Zeichen, dem Zeichnen selbst und theaterhafter Darstellungsmittel; sowie der zunehmend achtsameren Wahrnehmung gestischer und mimischer Mitteilungen unserer Gegenüber. Nach und nach ließen sich die Gesichter immer deutlicher voneinander unterscheiden. Wir bekamen ein Gespür für Mensch und Charakter trotz der weiterhin so fremden Kultur und Lebensweise.

### Ankommen in einer »Stadt«

Ein langes Tal erstreckt sich, viele viele Jurten liegen verstreut am Weg.

Endlich, eine Stadtkulisse wird sichtbar. Der Weg ist lange. Wir sind müde durch die nicht enden wollende Fahrt über wellblechartige Pisten und sandige Passagen, bergauf, bergab dem Flußtal entlang; trotz frühem Start – die Hitze kommt, Schattenspenden gibt es nicht. Der Weg wird kurz-

weilig: Kinder baden, erproben das Schwimmen, riesige Ziegen – und Schafherden ziehen über das Grün, fressen sich satt, Mädels und Jungen spielen Volleyball, Frauen holen Wasser, Wäsche wird gewaschen. Ein zwangloser Zeitbegriff macht sich breit, eine Geschäftigkeit in angenehm stressfreiem Tempo ist spürbar.

Vor uns liegt Uliastai, die Hauptstadt der Region Zavkhan, in einer Talkurve eingebettet. Die Stadt wird gegliedert durch den Luxus zweier glasklarer, trotz Sommerhitze kalter Gebirgsflüsse. Ausreichend trinkbares Wasser ist ein Privileg in diesem Land, ein Reichtum für die Menschen und ihre Tiere. Jungs fangen Fische, es wachsen hohe Bäume. Ihre Wurzeln speichern Wasser für die karge Erde, spenden Schatten in der heißen Jahreszeit.

Das kompakte Zentrum der Stadt wird umringt von Hüttendörfern und Jurtengruppen. Alles steht umzäunt, dicht beieinander. Die einstöckigen, mehrstöckigen, runden, leuchtend bunt bemalten Häuser und Tore, die ineinander gebauten Behausungen erinnern an das bekannte, unbesiegbare Dorf in Gallien. Erst mit längerem Betrachten wird ein System erkennbar, eine unglaublich belebte Ordnung versprüht hier ihren Charme. Eine Spielzeug-Paradieslandschaft wirkt ermunternd und dem Leben zugeneigt.

Vor dem Eingang zum Hotel stehen zwei fest gepflockte Pferde, Jeeps halten an, fahren weg. Frauen im Top und Frauen im Del laufen vorüber. Die Yakwagen hinter der Bushaltestelle sind hoch mit Holz beladen, die Tiere warten auf das Zeichen für den Weiterweg.

Unzählige Billardtische prägen das Leben vor dem Eingang zum Markt – Mehl wird geschleppt, Schafe »sitzen« zwischen ihren Besitzern auf den Motorrädern und fahren mit Bestimmung ihrem Ende entgegen.

### Pferderitt und Minibus

Vielleicht haben sie eine Zahnbürste dabei, sicherlich einen Beutel Aarul, einer Art

getrocknetem Quark, oder süße, russische Waffeln. Es ist ihnen eine Freude, ihren Proviant mit Menschen teilen zu können. Begegnungen werden in der Größe und der Kargheit des Landes immer zu etwas Wertvollem. Jegliche Gelegenheit zum Plausch und Austausch wird genutzt. Die Nachfrage nach Wohl und Gesundheit wird zum Ritual.

Als das Fortbewegungsmittel der ersten Wahl gilt das eigene Pferd. Sind die Distanzen für eine Strecke zu groß, finden sich immer wieder genug Menschen zusammen, um sich ein Jeep oder einen Minibus jeweils russischer Bauart zu teilen.

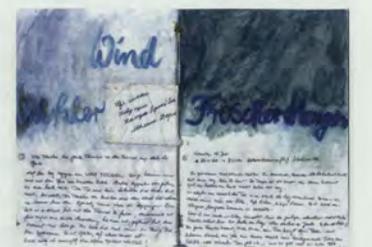
Hält ein Jeep neben uns, sind die Begegnungen skurril: Die Tür öffnet sich, und heraus kommen mehr und mehr und mehr Personen. An die zehn erscheinen uns als die Mindestbesetzung, fünfzehn Personen sind durchaus möglich. Manchmal werden wir versorgt. Mit der Kelle wird uns Airag, vergorene Stutenmilch gereicht.

Einfach so, mitten am Weg, das einzige Auto, das einzige Zeichen menschlicher Behausung über den Tag hinweg.

### Darf ich fragen, werden wir auch ankommen? unterwegs.

Es kracht, wackelt, kracht, quietscht. Es kracht wieder. Es hört nie auf. Rechts und links, vorne, hinter uns huscht die Landschaft vorbei. Eine Stromleitung verfolgt, überholt, schneidet uns den Weg ab.

Absonderliche Landschaften, wüstenhafte Sträucher, Staub und Geröll mit roten rosenartigen Blumen, stachelige Pflanzen begleiten uns. Weit entfernt der Straße liegen schroffe Felsen und karge, gebirgige Landschaften. Sie sind schneebedeckt. Am Horizont spiegelt sich die Luft – da steht



Auszüge aus den Skizzenbüchern.

Winter im Sommer: Der Fluss zeigt sich noch Mitte Juni mit meterdickem Eis bedeckt.



Abb. unten:  
Abseits geteilter Wege:  
Ein Pferdepfad führt uns  
durch das Kharkhira-  
Gebirge.

Brückenlose  
Gletscherflüsse –  
Anhaltender Regen  
macht die Überquerun-  
gen spannend.

Ein kasachisches  
Winterhaus bietet  
Zuflucht.

Unterwegs im Changai-  
Gebirge: Der  
Kartenmaßstab  
1:500.000 lässt Platz für  
Überraschungen.



Wasser! Sind wir dort, ist das Wasser weg. Ich denke an Jim Knopf und den Scheinriesen in der Wüste. Das also sind Luftspiegelungen, das ist eine echte »Fata Morgana«. Als Kind dachte ich mir, das ist etwas wirklich Besonderes. Auf der Fahrt mit dem Auto scheint es egal zu sein, ob da nun Wasser zu finden wäre oder auch nicht – zumindest so lange wir fahren. Hundertmal, mindestens, frage ich mich mit jedem Krachen, wie es unseren Fahrrädern ergeht. Sie liegen hinter uns gestapelt im Kofferraum, Teile auch neben uns. Jeder Schlag tut weh; insbesondere meiner Vorstellung, demnächst nach Ersatzteilen suchend auf mongolischem Markt herumstromern zu müssen. Um zwischen chinesischen Bauteilen und Schraubenschachteln Ausschau zu halten für passende Felgen, Speichen, improvisierter Lösungen anstelle zertrümmerter Schaltungen.

Furcht erregend.

Für Augenblicke bin ich bei der Landschaft, mein Blick trifft auf eine auffällig große Kamelherde nahe der Straße. Wie eine Wagenburg liegen die Tiere in der trockenen Hitze zusammen. Ihre Höcker wirken, als seien sie Schießscharten, die inneren, liegenden Tiere sind umgeben von den außen Stehenden. Wie ein Wassergraben erscheinen sie. Erst mit einer Vollbremsung unseres Wagens von 80 auf 10 km/h setzen sich einzelne Tiere zögerlich in Bewegung. Was soll dieser Schwachsinn, denke ich. Was ein Tempo. Wir bewegen uns nach zurückgelegten 1200 Kilometern mit dem Fahrrad erstmals mittels eines Wagens durch das Land. Unser momentanes Ziel ist, einen ausgetrockneten Landstrich der Wüste Gobi zu durchqueren, um mit mehr Zeit und Ruhe die westlichen, menschenfreundlicheren Landesteile erneut per Fahrrad zu

bereisen. Die nötige Fahrer- und Wagensuche gestaltete sich mit den von uns beherrschten fünf Wörtern Mongolisch, Händen und Füßen zwar als machbar – gerechnet haben wir nicht mit den vorherrschenden mafiotischen Verhältnissen in diesem halbverlassenen Wüstennest Altai. Innerhalb kürzester Zeit schienen sich alle Fahrer in der Stadt mit dem Beschluss einig zu sein, uns dämliche Touristen abzukassieren. Wenig wünschenswerte Umstände und eine unangenehme Abhängigkeit gegenüber einer dreisten und geschäftsfixierten Fahrerbande. Dschinghis Khan lässt erneut grüßen.

Weiter kracht es.

Angekommen im Dunkeln einer Stadt, erscheinen die vergangenen zwölf Stunden wie ein Spuk.

Wir wissen um das Bestehen leibhaftiger Raubritter und Pferdediebe als die Nachfahren Dschinghis, schlafen ein in einer anderen Zeitzone der Mongolei – heilfroh um unsere Haut und um unsere »Pferde«.

### Kosmos Jurtenland

Eine Schaf- und Ziegenherde zieht vorüber. Von überall her blökt es. Immer wieder laufen Tiere in alle Richtungen, sie laufen dorthin wo sie offensichtlich nicht sollten – zwei Hirten auf dem Pferd behüten die Herde und versuchen, die vielen Tiere noch vor dem nahenden Regen zur heimischen Jurte zu treiben. Es tröpfelt. Schon den ganzen Tag über hängen die dunkelblauen Wolken auf dem Berg vor uns. Für Stunden sind wir darauf zu gefahren. Für Stunden für vierzig Kilometer über eine mühsame Piste aus Sand und Geröll, immer leicht bergan, ein Flusstal entlang, um schließlich in ein anderes einzubiegen.

Die Landschaft ist außerordentlich karg, die Berge stehen unverrückbar schroff aus roter Erde, braun-schwarzem Geröll. Wie große Laibe liegen sie da. Unfertig roh, als zu früh unfertig belassen. Die Formen sind sichtbar, wie sie raumbesetzend ineinander greifen. Man kann im Anblick dieser gigantischen Körpern die fruchtbaren Täler,

die die Zwischenräume ausfüllen, nur erahnen. Sie erscheinen unwirklich weit voneinander entfernt zu sein. Wovon ernähren sich hier die Tiere? Und wovon erst die Menschen? Das Tal wird schmaler, verengt sich – endlich.

Endlich auch ein Lebenszeichen: der weiße Filz zweier Jurten spitzt hervor und hebt sich ab vom farbigen Hintergrund. Die Mücken sind eine Plage. Jeder Windhauch erscheint uns als ein Geschenk. Und wehe, wenn die Luft still steht.

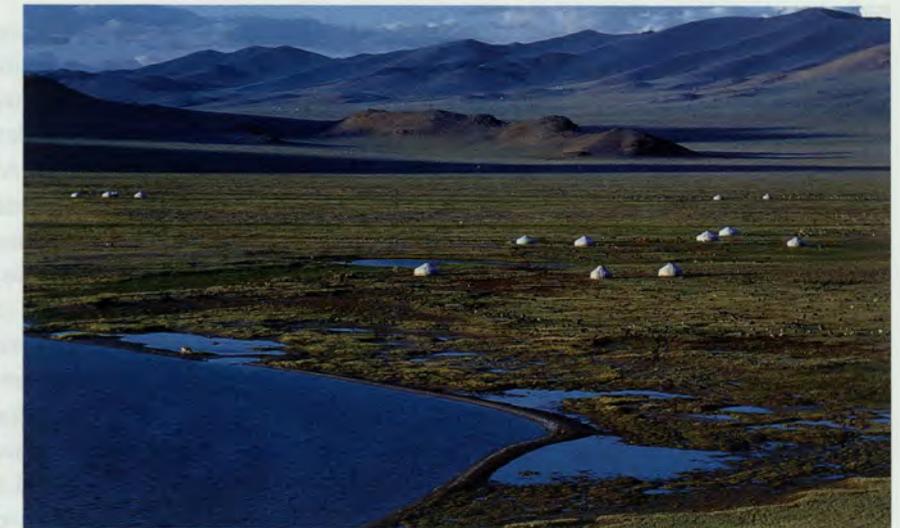
Sofort werden wir angefallen von den kleinen schwarzen Biestern. Sie begleiten uns schon länger, stechend, summend, nervtötend. Eine davon findet den Weg in mein Ohr und summt munter darin weiter. Wie unheimlich so eine blöde kleine Mücke sein kann.

Die Straße führt uns weiter.

Eine Guanz – eine Art Kiosk oder Raststätte – steht am Straßenrand. Große Hunden lauten zur Begrüßung, Kinder rennen uns nach, sie versuchen mich anzuschieben. Mit dem Blick auf die andere Talseite erscheint uns ein anderes Leben als das wache, offene Jurten- und Guanz-Dasein. Der Kontrast verfallender Häuser und trostloser Ruinen gegenüber den hellen Jurten mit den bunten Türen stellt viele Fragen. Was verfällt, wird gelassen; wie die vielen Knochen und Gerippe an den Straßenseiten. Überall stößt man hier auf Knochen.

Wir biegen ab über eine ungewöhnlich solide Brücke Richtung Nachbartal. Plötzlich weitet sich der Blick und ein vorsichtiges Grün breitet sich um den schnell dahin fließenden Bach. Jurte um Jurte folgt, Kinder, Frauen, Männer in traditioneller Kleidung sehen erstaunt auf – immer wieder kommen sie zum Gruß gelaufen, gefahren, geritten, nachdem sie uns meist schon lange Zeit beobachtet haben.

Mit der damit verbundenen Abwechslung erscheinen die Kilometer weniger mühsam, jeder Halt bringt neue Eindrücke; und ein Hallo mit vielen guten Wünschen!



Schatten riesiger Geier streifen uns, sie schweben am Himmel, sitzen nahe menschlichen Behausungen am Bach. Der Talkessel wird zum scheinbaren Ende hin breiter, wird seitlich begrenzt durch grau grüne Steinschotterwände. Ewig hoch erscheinen sie, graugrün und sehr mächtig.

Meine Hände greifen um eine noch heiße Tasse mit Tee. Damit habe ich es im Schlafsack gemütlich und erholsam. Die Schafe draußen stellen sich zusammen, stehen regungslos. Die zappligen Ziegen finden erst mit dem Hirten gemeinsam den Weg zur heimischen Jurte. Eine ausbrechende Ziegenbande wird versucht, nach Hause gebracht zu werden. Sie machen, was sie wollen.

Erneut zieht eine Herde am Zelt vorbei. Es tröpfelt. Und trappelt. Die ansässigen Mongolen sind umtriebiger und geschäftiger in dieser Landschaft. Sie scheinen einen Weg gefunden zu haben, um mit den offensichtlichen Einschränkungen und strengen Regeln, welche die Natur hier setzt, für sich selbst und ihr Vieh sorgen zu können. So entsteht aus einem rohen Raum vorübergehend, für überlegte Zeit, ein Ort mit urbaner Form und Struktur. Darin hat jeder Platz, Platz und noch mehr Platz. Die vielen ungezählten Quadratmeter vor ihrer Behausung sind unzählbar. Niemandem gehört dieses Land im Sinne unserer westlichen Besitzvorstellung und so gehört es einem gleichzeitig doch.

Ein Sommerlager im  
Westen des Landes.  
Trinkwasser führt nur  
ein kleiner, kaum sicht-  
barer Bach zwischen den  
Jurten.

### »Hirtenidylle«

Der Morgen ist ruhig, die Hirten lassen sich auffallend Zeit, ihre Tiere herauszutreiben.

Der Himmel bleibt heute bedeckt, die Schneeberge sind in Wolken verhüllt. Hier teilt sich der Talkessel in zwei noch größere Täler, die Jurten stehen am Fluß, an den Talseiten verteilen sie sich als weiße Punkte. Die Ziegenherden begleiten uns für kurze Zeit, bis sie in den steilen, hohen Hängen rechts und links der Fahrspur wohl grüneres Gras finden werden.

Dunkle, schwarzblaue Wolken erscheinen vor uns, hinter uns. So dunkel, dass sie Angst machen. Die Wolken sind schnell. Sind sie über den Berg gezogen, bleibt meist ein reinweißer Überzug. Sie bringen Schnee. Es ist Juli.

Zwischen der einen Wolke und der nächsten kommen wir gerade so über den Pass. Am Weg passieren wir bizarre Bau- und Straßenarbeiten. Wie lange dauert hier der

Bau einer Straße? Meist sitzen die Arbeiter in irgendwelchen Gräben, am Straßenrand, schauen, begleiten uns, rufen uns zu. Das Fortkommen, das Tempo ist ein anderes. Die Aufgaben sind bestimmt durch Gesetzmäßigkeiten einer natürlichen, naturgebundenen Lebensform.

Die Menschen haben Zeit, sie leben ihre Zeit, sie hetzen sich nicht.

Ihre autarke Lebensform, ihre Abhängigkeit von den extremen klimatischen Bedingungen und dem damit verbundenen Nomadentum, die permanent notwendige Fürsorge um Vieh und Familie lässt die Menschen dennoch mehr beschäftigt sein, als es wirkt. Sie haben zu tun, der Tag beginnt frühmorgens und endet irgendwann des nachts.

Doch selten erleben wir gehetzte Mongolen; nur eine einzige Situation bleibt mir im Gedächtnis, als wirkliche, offensichtliche Gründe zur Eile geboten waren, sogar für einen Mongolen!

Eine Begegnung mit nomadischem Alltag am Straßenrand.



### Ein Gefühl der Fremdartigkeit

Das Verhältnis zwischen der Größe des Menschen und der Größe, der Weite der natürlichen Dinge ist verzerrt. Welches und was ist das gemeinsame Maß?

Die Zeit lässt uns Zeit, nur langsam vollziehen wir eine Anpassung; wir wünschen uns eine Vertrautheit mit den Relationen – nicht nur in geografischer Hinsicht.

Oft werden wir eingeladen, herein gewunken in das mobile mongolische Zuhause. Von außen wirken die wenigen überdachten Quadratmeter der üblichen »Ein-Zimmer-Wohnung«, dem Ger, auch Jurte genannt, eng und klein. Sie dienen als Lebensraum für eine komplette Familie. Mag die Jurtengröße verschieden sein, die Raumaufteilung, die Anordnung der vorhandenen Einrichtungsgegenstände bleibt gleich. Auch die Möbelstücke sind in ihrer Gestaltung immer wieder dieselben, in ähnlicher Form, in ähnlicher Farbigkeit.

Wir müssen uns bücken, wollen wir das über die Jahrhunderte hinweg entwickelte, ausgeklügelte Wohn-Raum-System durch die standardisiert niedrige Eingangstür betreten. Frauen sitzen in der Regel links, die Männer rechts, wir als die Gäste nehmen Platz an der Stirnseite vor dem hauseigenen Altar.

### Warten auf Strom

Warten, damit es gelingt, den anderen Bescheid zu geben, dass es nun Strom gibt. Warten, bis er über das Problem informiert wird, dass es keinen Strom gibt und wozu Strom gebraucht wird.

Warten auf denjenigen, der weiß, mit dem Strom umzugehen und möglicherweise ein Interesse findet, unser eigentliches Problem beheben zu können.

Reparaturtag in einem kleinen Dorf.

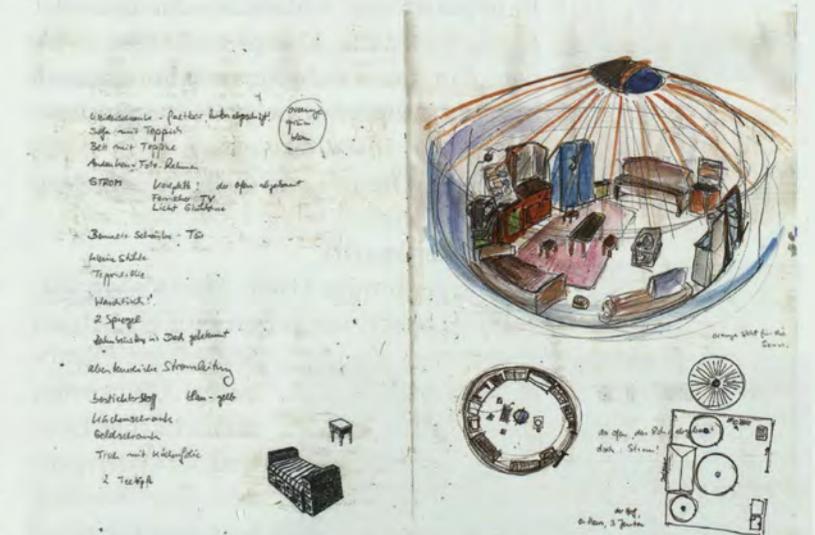
Wir warten weiter auf Strom.

Die Zeit ist eine andere.

### Tenger = Himmel (Das Wetter)

Windböe um Windböe – eine schwarze Gewitterwolke zieht über das Zelt, schüttert es durch. Diese Windrichtung war so

nicht eingeplant. Vom See kam es, von anderer Richtung, es regnet. Sebastian ist unterwegs – dieses dämliche Werkzeug suchen. Heute ist unser wichtigstes Werkzeug verloren gegangen. Erst am späten Nachmittag haben wir es bemerkt, gerade als wir beschlossen hatten, uns auf die Suche nach



Die Erinnerung an den Aufenthalt in einer Jurte.

einem geeigneten Lagerplatz für die Nacht zu machen. Es wird nun bald dunkel. Entspannung würde ich mir wünschen, statt dessen breiten sich überflüssige Konzentration und Sorge aus. Ich beschäftige mich mit dem Zelt, der Wassergewinnung, den Vorbereitungen für das Kochen, der Essenszubereitung, eben den alltäglichen, doch lebenswichtigen Ritualen. Immerhin.

Es gehört zum Alltag des Reisens: Wichtiges funktioniert nicht wie es sollte, Dinge gehen kaputt oder verloren. Zurück drehen lassen sich die Situationen nicht.

Einkaufsparadiese, Werkstätten und Ersatzteile, Busse, Taxis, Straßen, Post, Telefon gibt es nicht in dem uns gewohnten Ausmaß.

Es regnet stärker. Es ist nicht ganz einfach auszuhalten den anderen irgendwo unterwegs zu wissen. Um alleine reagieren zu können, bedarf es eines großen Aufwandes.

Pferde nähern sich dem Zelt – es wird wieder ruhiger, ein bißchen.

Ein Jeep ist zu hören, fährt vorbei.

### Beatles, Fisch und eine Guanz

Guanzen erscheinen uns als eine den Mongolen lebenswichtige Institution – vielleicht nicht überlebenswichtig, doch sie sind genauso wenig wegzudenken in ihrer Welt als die allgegenwärtigen Schafe und Ziegen. Eine Guanz bedeutet Stärkung, Treffpunkt, Ruhepunkt und Schlafstätte. Sie bedeutet Kiosk, Raststätte, Kneipe und Motel in einem. Ein Raum steht für viele Funktionen, kommt faszinierend vielen Bedürfnisse entgegen.

Wir sind fremd, und doch willkommen.

### Mückenangriff

Eine geräumige Hütte. Hier stehen einzelne Häuser, umgeben von einzelnen Ställen und erkennbaren Überresten menschlicher Existenz. Über den ganzen Tag hinweg war uns niemand begegnet – sämtliche Häuser scheinen in dieser Region verlassen zu



Ein Stall lässt auf Bewirtschaftung schließen – doch in den Sommermonaten vertreiben Mücken die Menschen in höher gelegene Gebiete.

sein, verlassen auf Zeit.

Wir beschließen, hier zu bleiben. Es ist heiß, draußen ist es nicht auszuhalten – nicht die Hitze ist das eigentliche Übel, die Mücken sind es!

Eigentlich könnte es hier besiedelt und fruchtbar sein; eine wundersame Landschaft, der Flusslauf ist umgeben von sattem Grün. Aber die Mücken! Es wirkt unheimlich.

Draußen ist es gut.

Die Gebäude, auch die Ställe aus Ästen und Schilf sind zwar leer, doch gleichzeitig auch belebt. Geister sind hier. Wir beschließen, es mögen gute Geister sein.

Das Haus aus dicken Baumstämmen ist von außen gekalkt, verlehmt, die bunte Tür ist mit Stoff bezogen. Von innen sind die Ritzen ebenso mit Lehm gedichtet. Von der äußeren Seite betrachtet ist zwischen dem Holz und Lehm ein Weidengeflecht zu erkennen. Der Boden ist belassen, die rohe,

fest getretene Erde ist an manchen Stellen mit Gras bewachsen.

Es riecht nach Tier, in der Mitte steht ein Ofen, aber ohne Rohr.

Zwei Nikolaus-Adventskalenderbilder, sei es russisch oder kasachisch, hängen über der Tür.

Ohne dieses Haus wäre es draußen nur schwer zu ertragen!

5 Uhr morgens.

Dick ver mummt verstecken wir uns im Schlafsack. Wir platzen vor Hitze. Es summt penetrant. Es sticht trotz unserer »Verpackung«. Wir stehen auf – Schlafen geht nicht mehr. Der Toilettenengang erscheint uns mörderisch. Beim Pinkeln in Gore gibt es, weiß nicht wieviele, unzählige Stiche.

Wir starten den Tag draußen mit Handschuhen und in Goretex-Kleidung. Millionen Stechmücken begleiten, verfolgen, umgeben uns in Wolken. Die Route führt durch den Bach, eine Brücke können wir nicht finden, weiterhin straßenlos, bergauf, mit Mückenschwärmen durch sandige, wüstenhafte Landschaft.

### Würdest Du es wieder tun?

Mücken und Hitze sind weit entfernt, gedanklich kaum vorstellbar. Der Regen prasselt auf's Zelt. Tiefe Wolken und Nebel liegen vor, neben, über uns.

Tosend braust der zum Zelt angrenzende Gletscherbach. Wie laut! Ich bin froh über die Entscheidung, den Fluss noch am gestrigen Abend durchquert zu haben. Es war widerlich, unheimlich und kalt – aber mit sicherem Wissen machbar.

Und heute, wo geht es weiter? Abgesehen von der Richtung, der ungefähren, wissen und sehen wir wenig! Die Schleperei nimmt kein Ende, der Kartenmaßstab ist groß und die Eintragungen sind ungenau. Ein möglicher, gangbarer Weg für das Fahrrad wäre wichtig. Unsere Kräfte sind spürbar endlich.

Am steilen Hang bewegt sich etwas – Kamele! Es ist mir neu, dass Kamele sich wie Gebirgstiere, sich wie Ziegen oder wie Steinböcke bewegen und aufhalten. Das

Zelt steht auf 2660 Meter über Meereshöhe, die Tiere gehen noch höher. Sie stehen in Gruppen regungslos zusammen oder wandern langsam, gemächlich. Ein absurder Anblick für mein durchschnittliches Wissen um den Lebensraum dieser Tiere.

Plötzlich steht eine Herde um unser Zelt. Es ist kalt und feucht, wir befinden uns nahe vergletschertem Hochgebirge – und um uns herum stehen morgens um 7 Uhr Kamele.

Wie es sich im Nachhinein herausstellt, erreichen wir »rückwärts von hinten« eine verhältnismäßig dicht besiedelte Region. Hinter jeder Ecke, hinter jedem Berg zeigen sich zwei, drei Jurten. Unzählige Kuppen und Täler, Fahrspuren oder Tierpfade ergeben ein Puzzle Landschaft, in dem es sich nur schwer orientieren lässt. So unübersichtlich ist die Region und es gibt »Wege« aus und in alle Himmelsrichtungen.

Vorbei an Kuppen, Spitzen, Übergängen kommen immer wieder Reiter, sie treiben ihre Herden voran. Wir grüßen uns, mustern uns gegenseitig, zeigen unsere Verwunderung und gleichzeitiges Staunen.

Wohin werden wir in ihrer Vorstellung geordnet?

### 30. Juli 2003. München

Die Zeit, ist eine andere.

Die Ordnung. Das System.

Gestern wollte ich inmitten von München über eine Poststelle ein Fax versenden. Es war nicht machbar, den »Service gibt es nicht mehr«! Aus allen Bezirksstädten der Mongolei war es kein Problem, an 24 Stunden des 24-Stunden-Tages. Zuverlässig und schnell.

Im Moment stelle ich keine Fragen, ich versuche mich zu orientieren.

Die Hitze ist groß, der Alltag ebenso.

Die Anforderungen sind verändert.

Wasser kommt aus der Wasserleitung. Trinkbar, heiß, warm und kalt. Ein Bett steht mit viel Platz im Rückzugsort Wohnung. Gibt es Probleme, rufe ich den Arzt, die Polizei, die Feuerwehr. Oder ich bitte Freunde um Rat und Hilfe. Die Autos rollen – wenn sie nicht stehen – über glatten Asphalt. Die

Wege sind viele, wenn auch schnell, hundert Kilometer sind nicht weit. Mücken und Durst sind weit entfernt, gedanklich kaum vorstellbar.

Die Sprache ist kein Hindernis. Das Sprechen, Hören, Lesen, der Austausch von Fragen und Antworten, das Erzählen und Erfahren wirkt leicht und spielerisch.

Bis sich andere Fragen stellen.

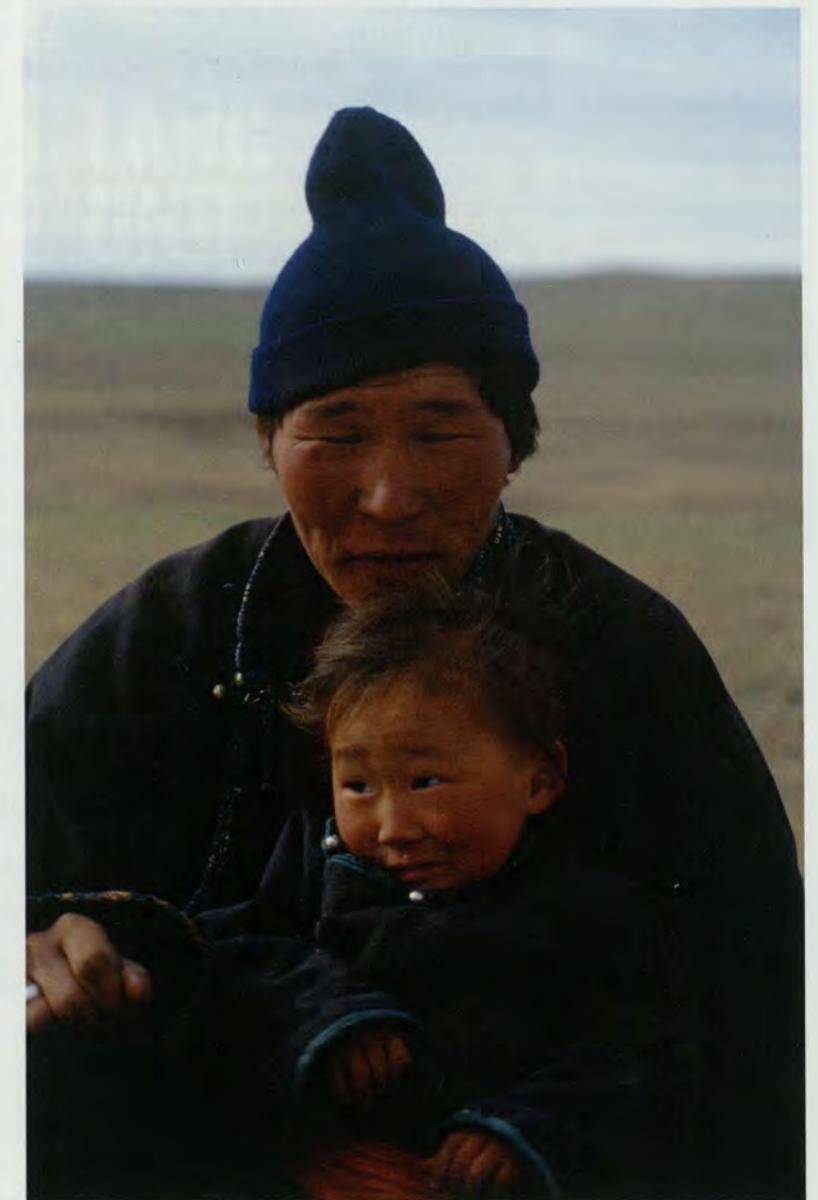
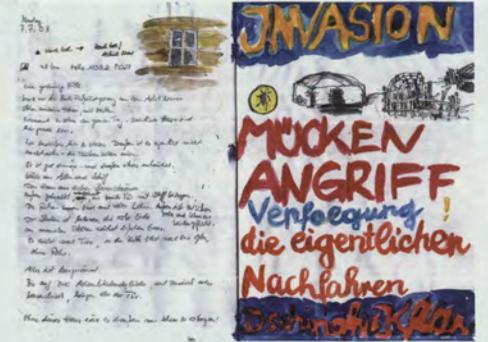


Abb. Seite 145 unten: Geborgenheit steht hier nicht als eine Floskel: Die liebevolle Nähe zwischen Vater und Sohn bietet Schutz und Halt in einer harschen Natur.

# »klettern« – Berge aus Buchstaben

Ein Blick hinter die Kulissen einer Alpinzeitschrift

VON STEFFEN KERN, RALPH STÖHR UND VOLKER LEUCHSNER

»Also das muss ich euch jetzt schon mal sagen: Euer letztes Titelbild war ja wohl das Allerletzte. Das war wirklich ein Schlag ins Gesicht. Das Bild ist ja schon nicht wirklich gut. Und dann zeigt es eine leichte Seillänge, in der sich der Kletterer an Keilen hochzieht. Das ist doch nicht wichtig und von der Kletterethik her schlecht, und wenn es dann eine wirklich wichtige Freikletterbegehung gibt, habt ihr das nicht vorne drauf. Das versteh' ich nicht!«

Eine halbe Stunde vergeht mit Erklären, Diskutieren und Beschwichtigen, dann legt der Redakteur mit glühendem Ohr den Hörer weg. Sich mit Autoren auseinanderzusetzen – seien es Texter oder Fotografen – gehört zum Geschäft des Heftmachens, diesmal war das Gewitter aber besonders heftig. Und da die Blitze ganz in der Nähe eingeschlagen haben, zeigen sie besondere Wirkung in Form von Selbstzweifeln: War das Bild wirklich so schlecht? Haben wir wirklich ein unethisches Titelbild abgedruckt? Müssen wir kletterethische Aspekte bei der Titelauswahl mehr berücksichtigen? Wer eine Fachzeitschrift zum Spezialthema Klettern und Bergsteigen erwirbt, erwartet einiges, dies umso mehr, wenn diese sich – wie im Fall des Magazins »klettern« – als einzige im deutschsprachigen Raum ganz ausschließlich dem vertikalen Treiben mit Seil und Haken oder zumindest mit einem Crashpad verschrieben hat.

## Alpiner Pressewald

Insgesamt ist die Zahl der Zeitschriften zum Thema Bergsport relativ überschaubar. Im deutschsprachigen Raum existiert momentan grademal

eine Handvoll kommerzieller Magazine: »Alpin«, »Berge«, »Bergsteiger«, »klettern« und »Land der Berge«. Hinzu kommen kostenlose Mitgliederzeitschriften der alpinen Verbände, die nicht am Kiosk erhältlich sind und denen eine Sonderstellung auf dem alpinen Zeitschriftenmarkt zukommt, allen voran »Panorama«, das zweimonatliche DAV-Magazin.

Das Thema Bergsport ist ein weites Feld, von den deutschen Mittelgebirgen bis in die Höhen des Himalayas, von ebenen Forststraßen bis zum elften Schwierigkeitsgrad im Fels – ganz abgesehen davon, dass man sich nicht unbedingt auf Schusters Rappen durch die Bergnatur bewegen muss, sondern diese auch aus der Gleitschirmperspektive oder vom Mountainbikesattel aus genießen kann. Dementsprechend haben sich alle oben aufgeführten Zeitschriften auf die eine oder andere Weise spezialisiert. Thematisch das breiteste Spektrum vom Wellness-Urlaub über Wandern, Skifahren und Mountainbiken bis zum Klettern bietet das österreichische Magazin »Land der Berge«, das sechsmal im Jahr erscheint, wobei der Fokus stark auf den nationalen Fremdenverkehr gerichtet ist. Eine ganz andere Herangehensweise, nämlich eine monografische, zeichnet die Zeitschrift »Berge« aus. In ebenfalls zweimonatigem Abstand wird hier ein Gebirgszug, eine Region oder ein Land unter bergsteigerischen, alpinhistorischen und soziokulturellen Gesichtspunkten behandelt. Die alteingesessenen Magazine »Bergsteiger« und »Alpin« wiederum decken monatlich die ganze Bandbreite des Bergsports im traditionellen Sinn vom Wandern über Ski- und Hochtouren bis zum Klettern und Expeditionsbergsteigen ab.

## Enges Spektrum, weites Feld

Im Vergleich dazu erscheint die Zeitschrift »klettern« – nomen est omen – sehr spezialisiert, das Themenspektrum auf einen überschaubaren Rahmen begrenzt. Doch beim näheren Hinsehen offenbart sich, dass diese Unterabteilung des Bergsports sich ihrerseits nochmals in zahlreiche Spezialformen untergliedert: Bouldern, Sportklettern, alpine Kletterrouten von Plaisir bis Abenteuer, Wasserfallklettern, alpines Eis sowie Expeditions- und Höhenbergsteigen. Die Insignien der Moderne, Ausdifferenzierung und Pluralität, machen auch vor steilem Fels und Eis nicht Halt.

Aus dieser Begrenzung und gleichzeitigen Diversität resultiert eine spezifische Zielgruppe: all jene Outdoorsportler, deren Leidenschaft die Vertikale ist, egal, ob an kleinen Blöcken, in Klettergärten, alpinen Wänden oder gar auf Expeditionen außerhalb Europas. Und diese Zielgruppe bestimmt natürlich Inhalte und Themenspektrum der Zeitschrift.

Klettern ist Sport, die Faszination von Sport lebt nicht zuletzt von Höchstleistungen, von interessanten Geschehnissen, vom Vergleich von Leistungen, im weitesten Sinne von Wettkampf. Über diese Facetten des Klettersports zu berichten, könnte man als die Chronistenrolle einer Zeitschrift bezeichnen. Wer hat wie bei welchem Wettkampf abgeschnitten, wer hat wo und wann welche Route wiederholt, wer hat eine neue Route im Highend-Bereich eröffnet oder ist gar nach eigenem oder anderer Leute Bekunden in neue Schwierigkeitsdimensionen vorgestoßen? Aber die Chronistenrolle und -pflicht erstreckt sich auch auf Geschehnisse, die das Umfeld des Klettersports betreffen. Was tut sich in der Szene, worüber wird diskutiert, wer wurde wofür ausgezeichnet?

Ein weiterer Eckpfeiler jedes journalistischen Mediums ist die Informationsrolle, die natürlich eng mit chronistischen Aspekten verwandt ist. Eine Abgrenzung ermöglicht der Begriff des »Nutzwertes«, den der Leser für die eigene Ausübung seines Sports



zieht. Wesentlicher Bestandteil aller Bergsportzeitschriften ist dementsprechend die Vorstellung von interessanten Zielen für die jeweilige Klientel: ob Klettersteige, Wander-, Ski- oder Hochtouren bei den breiter angelegten Alpinzeitschriften oder im Falle von »klettern« neu erschlossene, wenig oder gänzlich unbekannte Klettergebiete, Sportkletterwege oder alpine Routen sowie Expeditionsziele – oder auch »nur« kleine Felsblöcke mit definierten Bouldern. Welche Felsen von behördlicher Seite gesperrt oder wieder freigegeben worden sind, fällt selbstverständlich ebenso unter die Informationspflicht.

»Docere et delectare« – belehren und erfreuen: Analog zum Credo der antiken Rhetorik ist der Unterhaltungs- neben dem Nutzwert ein maßgebliches Kriterium für

Abb. S. 146-149: Europa, wie es lebt und lebt: 330 Millionen Einwohner der großen Länder Westeuropas teilen sich aktuell zehn reine Klettermagazine in verschiedenen Sprachen. Dazu kommen mindestens noch einmal so viele allgemeiner gehaltene Bergzeitschriften.





die Gestaltung eines jeden Mediums. Klettern und Bergsteigen ist Erlebnis-sport, anders als bei Fußball, Tennis oder Leichtathletik spielt hier das Naturerlebnis, das Reisen und Kennenlernen von fremden Ländern und Kulturen eine wesentliche Rolle. Diese Besonderheit am Kletter- und Bergsport unterhaltsam und inspirierend zu vermitteln, ist Anliegen aller Bergsportmagazine. Erlebnisberichte, Glossen, Interviews und Reportagen sollen den ideellen und erfahrungsspezifischen Mehrwert und die Faszination des Kletterns transportieren, der Leserschaft ermöglichen, sich mit ihren eigenen Erlebnissen, Gefühlen und Abenteuern wiederzufinden und eine Identifikation des Einzelnen mit seinem Sport und der Gemeinde der Gleichgesinnten bewirken.

#### Mehr als ein Hobby

Für die meisten Vertikalisten ist Klettern mehr als ein Hobby. Klettern ist für sie eine Lebensform, für manche fast eine Sucht, von der sie keinesfalls geheilt werden möchten. Oft strukturieren Kletterer ihre Urlaubs-, manche sogar ihre gesamte Lebensplanung nach dem Kriterium, möglichst viel Zeit für Fels und Eis zu haben. Laut einer Leserbefragung kommen 42 Prozent der »klettern«-Leser auf über 50 Klettertage im Jahr, 36 Prozent immerhin auf 30 bis 50.

Trotz des Booms, den der Klettersport erlebt, seit in Mitteleuropa Kletterhallen wie Pilze aus dem Boden schießen, ist der Kreis der Fels- und Eisgläubigen im Vergleich zu Volkssportarten wie Fußball oder Skifahren immer noch recht überschaubar und wird es wohl auf absehbare Zeit auch bleiben. Den Kreis der »klettern«-Leserschaft könnte man als klein, aber fein bezeichnen, da sich ein Großteil der Kletterer auch abseits vom Fels intensiv mit seinem Leib-und-Magen-

Sport beschäftigt und viele Kletterer qua Erfahrung und Lektüre einen großen kletter-spezifischen Wissensfundus vorweisen können.

Analog zur Intensität der eigenen Beschäftigung mit der Vertikalen ist auch die Erwartungshaltung der Leser an das Medium, das ihnen Fels und Eis in gedruckter Form nach Hause bringt. So wird erwartet, dass das Magazin dieselbe Intensität der Beschäftigung mit dem Klettern aufweist, dass es die eigene Leidenschaft für große und kleine Berge widerspiegelt und transportiert. Die Erwartung, dass Meldungen aktuell und wahrheitsgemäß sein sollten, versteht sich von selbst und ist ein Punkt, über den sich nicht nur die gesamte Leserschaft einig sein dürfte, sondern der auch eine Grundprämisse journalistischer Arbeit sein muss.

#### Grenzen der Überprüfbarkeit

Die Möglichkeit, Meldungen auf ihren Wahrheitsgehalt zu überprüfen, stößt beim Klettern und Bergsteigen jedoch an gewisse Grenzen: Die meisten Leistungen – vom Wettkampfklettern einmal abgesehen – werden abseits von Zuschauertribünen erbracht, beim Expeditionsklettern meist sogar in den hintersten Winkeln abgelegener Gebirge. Allerdings sind, außer bei Solobegehungen, in Form der Seil- oder Sicherungspartner meist Zeugen vor Ort, die sich bei zweifelhaften Fällen befragen lassen. Dass aber selbst ausführliche Befragungen und Nachforschungen nicht unbedingt zu der einen Wahrheit führen, zeigen Fälle wie die fragwürdige Cerro Torre-Besteigung durch Maestri und Egger, oder aktueller die Geschichte des Messner-Dramas am Nanga Parbat und die umstrittene Durchsteigung der Lhotse-Südwand durch den Slowenen Tomo Cesen im Jahr 1990. Jahrelang, zum Teil seit Jahrzehnten, haben sich Alpinhistoriker mit diesen Fällen befasst, und doch bleiben immer noch letzte Zweifel am tatsächlichen Hergang. Inzwischen sind zumindest professionelle Alpinisten, die quasi beruflich Höchstleistungen am

Berg erbringen, dazu übergegangen, ihre Erfolge zweifelsfrei dokumentieren zu lassen, und sei es, dass sie wie Alex Huber am Schleierwasserfall die eigene Videokamera inklusive Stativ zur Solobegehung mitbringen, um hinterher den Beweis für ihre Leistung zur Hand zu haben.

Schwieriger zu prüfen oder gar nachzuweisen sind die kleinen Schummeleien, die teilweise in den Medien recht einfach durchgehen. Beim Begehen schwerster Mixedklettereien sitzen manche Akteure bequem in zwei ineinandergehängten Eisgeräten, selbst in horizontalen Dächern lässt sich so noch ruhen – wenn auch meist nicht im Sinne des Erstbegehers. Und welcher Journalist kann schon prüfen, ob ein neuer Boulder im Outback Australiens nun einen halben Grad schwerer oder leichter ist als angegeben – wo sich doch die Kletterszene selbst oft erst nach etlichen Begehungen auf einen Grad einigen kann. Hier ist eine Redaktion gefordert, auch die eigene Arbeit immer wieder auf den Prüfstand zu stellen und sich selbst immer wieder zu ermahnen, im Sinne sportlicher Fairness möglichst korrekte und genaue Meldungen über solche Begehungen zu bringen.

Zum Vorteil gereicht den alpinen Printmedien ihr monatliches respektive mehrmonatliches Erscheinen. Außer kurz vor Redaktionsschluss besteht so immer die Möglichkeit, per Telefonat oder E-Mail-Kommunikation beim Akteur nachzuhaken und weitere Stellungnahmen von Involvierten oder Kennern der jeweiligen Materie einzuholen. Anders sieht die Sache bei der Internet-Berichterstattung aus. Aktualität ist hier oberstes Gebot, und nicht selten erweist sich eine Meldung schon kurz nach ihrer Veröffentlichung als Ente. Ein besonders makabres Beispiel für Internet-Meldungen, die sich im Nachhinein als vorschnell und falsch herausstellten, war im Frühjahr 2004 die Kunde von der Ermordung des Schweizer Kletterers und Fotografen Elie Chevieux, dessen Pass angeblich in Afghanistan bei einem Toten gefunden worden war. Wenige Tage später stellte sich

heraus, dass Chevieux zu diesem Zeitpunkt im Iran unterwegs war und sich bester Gesundheit erfreute.

#### Zwischen Blöcken und Bergen

Abseits der eigentlich selbstverständlichen Grundlagen seriöser journalistischer Arbeit findet die Einigkeit der Leserschaft, was die Erwartungshaltung des Einzelnen an ein Bergsportmagazin betrifft, schnell ein Ende. Dies gilt vor allem für die Frage, wober berichtet werden soll und was relevant ist. Wie oben erwähnt, erscheint das Spektrum des Klettersports nur auf den ersten Blick relativ klein und homogen, in der Realität hat das Treiben in der Vertikale aber spätestens seit dem Aufkommen des Sportkletterns in Deutschland vor rund 25 Jahren eine derartige Ausdifferenzierung erfahren, dass nur noch wenige Kletterer alle Disziplinen in Fels und Eis regelmäßig ausüben. Natürlich möchte jeder Leser möglichst viel über die von ihm präferierten Spielformen des Kletterns geboten bekommen – und vice versa möglichst wenig zu Themen, die ihn nicht interessieren. Freunde des alpinen Kletterns wünschen sich mehr Artikel über Gebirgsrouten und in der Regel weniger über das Wettkampfgesehen, Plaisir-Kletterer interessieren sich wenig bis gar nicht für schlecht abgesicherte Gebiete, bei hartgesottene Wasserfallkletterern und Nordwandfreaks stößt Bouldern meist auf wenig Gegenliebe.

Daraus folgt, dass selbst ein spezifisches Szenemagazin wie »klettern« mit sehr unterschiedlichen Erwartungshaltungen konfrontiert wird. »Bringt doch mehr über gut abgesicherte alpine Felsklettereien im vierten und fünften Grad«, lautet eine gängige Bitte. Dem gegenüber steht die Fraktion der Kletterer, für die »Plaisir« längst zum Unwort des Jahrzehnts geworden ist. Briefe und E-Mails, in denen Leser





Auswirkungen, wie sie außer dem Fremdenverkehrsverein keiner wünscht: ein Sonntag in einem hoffnungslos überfüllten Klettergebiet in Italien. Aber: Das hier gezeigte Gebiet – Muzzerone bei La Spezia – wurde noch nie in »klettern« veröffentlicht. Es hat sich von selbst gefüllt.

vehement ihr Desinteresse an Meldungen über sportliche Höchstleistungen kundtun, kontrastieren mit Forderungen nach mehr Szene, mehr News, nach mehr Sportklettern und mehr Bouldern.

Beklagt sich der eine Leser, dass er all die vorgestellten Gebiete mit sechs Wochen Jahresurlaub niemals abarbeiten könne und »klettern« stattdessen mehr Hintergrundgeschichten, Interviews und Reportagen bringen sollte, fordert der nächste genau das Gegenteil: »Was interessiert mich, was die Topkletterer denken, ich will mehr Nutzwert, mehr Routen, mehr Gebiete, mehr Infos!«

### Heute veröffentlicht, morgen gesperrt?

Die Zeitschrift »klettern« stellt also ebenso einen Spagat dar, wie »Alpin« oder »Bergsteiger«, bei denen die große Bandbreite der Themen offensichtlicher ist: einen Spagat, was die Spielformen des Kletterns anbelangt, einen Spagat hinsichtlich der Schwierigkeitsverteilung, und manchmal auch einen Spagat hinsichtlich der Veröffentlichungspolitik. Geht es um die Vorstellung von neu erschlossenen oder bislang zumindest nicht publizierten Klettergebieten, kommt es vor, dass ortsansässige Kletterer und Gebietsinsider Sturm gegen eine Publikation ihrer »privaten« Felskleinodien laufen, da sie befürchten, dass Horden von auswärtigen Kletterern rücksichtslos über ihre Felsen herfallen, daraus Ärger mit Anwohnern und Behörden resultiert und schlimmstenfalls das ganze Klettergebiet gesperrt wird. Andere Locals wiederum sind Gästen gegenüber aufgeschlossener und möchten »ihre« Felsen der Allgemeinheit zugänglich machen.

Natürlich hat die Publikation von bislang unbekanntem Klettergebieten gewisse Auswirkungen, wobei diese sehr unterschiedlich ausfallen: Seit der Veröffentlichung der herrlichen Klettermöglichkeiten im Gebiet Châteauevert in Südfrankreich im Jahr 1997 pilgern deutschsprachige Kletterer regelmäßig zu den großen Ferienterminen im Frühjahr und Herbst dorthin. Das freute den Bürgermeister des nahegelegenen Örtchens Correns, wo auch der Zeltplatz liegt, derart, dass er einige Jahre lang freundliche Weihnachtsgrüße an die Redaktion schickte. Dabei kennen wir den Mann überhaupt nicht. Anders die Reaktion in Deutschland: Kaum war im April 2003 ein Artikel über die Jachenau in Bayern erschienen, schickte sich der Grundbesitzer an, den Fels fürs Klettern zu sperren. Zum Glück sind solche Reaktionen inzwischen die absolute Ausnahme.

Über Gebiete, wo wirklich Schwierigkeiten zu erwarten sind – und davon hat die Redaktion in Baden-Württemberg jede Menge vor der Haustür –, erscheint nor-

malerweise schon gar nichts im Heft. Schließlich wollen ja auch wir selbst morgen noch klettern. Dies gilt selbstverständlich ebenso für Gebiete im Ausland. Hier soll die Zusammenarbeit mit ortsansässigen Kletterern Konflikte mit Behörden oder Anwohnern durch eine sachlich falsche Berichterstattung vermeiden.

### Der Stil bestimmt das Bewusstsein

Es sind also nicht nur die unterschiedlichen und teils konträren Erwartungshaltungen der Leser, sondern auch die der Autoren von Artikeln respektive der möglichen Betroffenen, die bei der Produktion einer Zeitschrift zum Thema Bergsport zu berücksichtigen sind.

Die identitätsstiftende Bedeutung, die der Klettersport für viele seiner Anhänger hat, bringt ein weiteres Konfliktfeld mit sich. Wird eine Beschäftigung in den Rang einer gewissermaßen ganzheitlichen Lebensform erhoben, sind Wertvorstellungen und Ideologien nicht weit. Die Geschichte

Jahrelang wurde die Existenz der Felsen im Vallon Sourn totgeschwiegen und die Qualität der Kletterei von Châteauevert gehütet wie ein Staatsgeheimnis. Zeitweilig gesperrt, wurde jetzt der Schleier gelüftet, und das Kleinod im Département Var betritt offiziell die Kletterbühne Südfrankreichs.

**Vorhang auf!**  
CHATEAUVERT, DER EINSTIGE GEHEIMTIP FÜR EXTREME, BIETET NACH AUSGEBIEGER ERSCHESSUNG HEUTE SPASS FÜR JEDERMANN UND ENTPUFFT SICH ZUEDEM ALS FAMILIENUNTERHALTLICH.

des Bergsports ist voll von unterschiedlichen Auffassungen und Streitigkeiten darüber, was richtig, stilistisch sauber und ethisch korrekt ist: technisches oder freies Klettern, Bohrhaken als Sicherheitszugewinn oder »Mord am Unmöglichen«, Erstbegehungen nur von unten oder mit dem Akkubohrer aus dem Abseilsitz, Everest-Be-

Zwei Artikel, zwei Geschichten: Vom Bürgermeister der den Felsen von Châteauevert nächstgelegenen Ortschaft kamen nach dem Artikel jahrelang freundliche Weihnachtskarten. Der Jachenau drohte danach die Sperrung.

**rotpunkt JACHENAU**

vertikale Paradies: 30 bis 35 Meter hoch, 100 Meter breit und steil. Rande Lächer, Leisten, Kanten, bis mit 08/13 und vor allem fast noch jungfräulich. Von der Anstregung, die Zerstörung war nichts mehr zu spüren, und bald liefen wir unsere Bohrer glühend.

Bei den ersten Versuchen in unseren Projekten stießen wir dann fest, dass die Abstände zwischen den flachen Löchern ziemlich weit waren. Die spärlich vorhandenen Tritte wärzten die Sache zusätzlich. Das führte dazu, dass das Gestein der Touren im rechten Schwierigkeitsgrad und darüber angesiedelt war, aber eben mit diesen zauberhaften Südfrenkreichsluft mitten in unserer Heimat, was Länge und Schönheit der Routen anbelangt. Besonders lobenswert sind im rechten Winkel die Renevo-Adams-Gedächtnisstoupe (RAG) und Du Darbt. Zwei ewig lange Nennungen, die einfach nicht aufhören wollen. Der Leidensticker (07) rechts daneben erzählt von Goeths Versuch, die Hilti kurzer Hand zum Lockensackler seiner prächtigen schwarzen Mähne umzufunktionieren, hier ersart der tiefere Onight Kletterer eine knifflige Einzelheit in einem Moment, da er glaubt, die Route schon im Sack zu haben.

Ein Stück weiter links findet man: Ich Saher am Hilti Nach Endlich Lach. Meine Schweifhänger verhindern den Durchstieg.

**DAMALS WAREN WIR ERST MAL SKEPTISCH, DENN GEISSIS GESCHICHTEN WAREN OFT EIN WENIG BUNTER**

**STEILE WELT IN BAYERN**

Als erster Frau gelang Marietta Uhdin vor knapp zwei Jahren eine Erstbegehung im Schwierigkeitsgrad 11: Diese Meisterleistung glückte ihr damals in **Jachenau**. Wo bitte, fragten sich nicht nur damals viele, liegt denn Jachenau? **Klettern** stellt den wiederbelebten Sportkletterfelsen im Süden Bayerns vor.

TEXT: PETER NADHANN FOTOS: WOLFF MEYER



## Die Logik des nächsten Schrittes

Am El Gigante eröffnete Peter Baumeister mit zwei Freunden die längste Sportkletterroute Mexikos.

Beim ersten Besuch des Candameña Canyons im Frühjahr 2001 hatten Zeit- und Kraftmangel eine komplette Rotpunktbegehung unserer neuerschlossenen Route *Subiendo el arciris* verhindert. Spätestens als Stefan Glowacz und Co. dann im Herbst dies erledigten und unser Machwerk als „Fünf-Sterne-Weltklasse-Route“ in den vertikalen Olymp erhoben, war sonnenklar: Wir müssen nochmal dorthin.

Wie im Vorjahr war Lucas Laeser mit von der Partie, in Huaco Tanks gesellte sich noch Bert van Lint zu uns. Unser Plan sah vor, den El Gigante von oben anzugreifen und ihn mit einer wiederholerfreundlichen Sportkletterroute zu versehen. Jaja, ich weiß, schlechter Stil, verwerflich, gegen jede Kletterethik und so weiter. Ich nenne es schlicht: Neue Schule.

Als erstes hatten wir die ganze Ausrüstung, darunter 400 Inno-Bohrhaken, auf den Gipfel des Giganten zu schleppen. Während unserer Erschließung wurden wir Zeugen der ersten Basejumps am El Gigante. Frechheit, wir malochen hier seit Wochen, haben gerade mal elf Längen präpariert, und die Jungs bringen das

**ICH WEISS, GEGEN JEDE KLETTERETHIK, SCHLECHTER STIL UND SO. ICH NENNE ES SCHLICHT: NEUE SCHULE**

Ganze in einer Minute hinter sich. Schließlich hatten auch wir unsere Montagearbeiten beendet und waren nun richtig heiß auf's Klettern – der längste, komplett eingebohrte Sportkletterbigwall Mexikos harrierte unser.

Zwei Tage benötigten wir für die 28 Seillängen von *Logical Progression* mit Schwierigkeiten bis zum neunten Grad, wobei uns nicht alle Längen rotpunkt gelangen. Damit haben wir für Nachfolger eine ehrenvolle Aufgabe hinterlassen, und nachdem Lokalmatador Carlos Garcia seine Drohung zurückgenommen hat, unsere unmoralische Route abzubauen, können sich auch Wiederholer im Critter Bivi auf dem hinterlassenen Spanplatten-Portaledge zur Ruhe begeben. Schlaft gut und träumt stück.

© Endlich klettern: Lucas Laeser auf dem Weg zum Gipfel. © Home sweet home: Peter Baumeister im Wohnzimmer am El Gigante. © Bert van Lint, Peter Baumeister und Lucas Laeser in Bridwell-Manier.

KLETTERN MÄRZ 03 31

Ein Artikel mit Folgen: Die kommentarlose Veröffentlichung einer Erstbegehung in Mexiko, bei der 28 Seillängen von oben eingebohrt wurden, zog eine intensive Diskussion in der Kletterszene nach sich, sowohl über den Stil der Erstbegeher als auch über die Frage, ob dieser Artikel von der Redaktion hätte zensuriert werden müssen. Die Dokumentation dieser überwiegend per E-Mail geführten Diskussion nahm im *American Alpine Journal* 2003 volle zehn Seiten ein.

steigungen mit oder ohne Zuhilfenahme von künstlichem Sauerstoff? Die unterschiedlichen Interessen und damit einhergehend die Ansprüche an eine Kletterzeitschrift beschränken sich also nicht nur auf Themen und Spielformen, sondern auch auf den ideologischen Überbau, der meist größere Meinungsverschiedenheiten bedingt als die Frage nach dem Schwierigkeitsniveau.

Auch hier sind es nicht nur die Leser, die erwarten, dass sich eine Kletterzeitschrift mit ihnen und ihrer Auffassung vom »richtigen« Klettern identifiziert, sondern vor allem die Protagonisten der Vertikalen und

damit auch oft die Autoren von Meldungen oder Geschichten über ihre Großtaten. Etwas überspitzt ließe sich sogar sagen: »extreme Kletterer gleich extreme Meinungen«. Was nicht bedeutet, dass zwischen den Kletterern am oberen Ende der Schwierigkeitsrespektive Abenteuerskala Einigkeit besteht. Vielmehr werden gerade hier ideologische Scharmützel ausgetragen und bestehen Rivalitäten, wie sie bis vor wenigen Jahrzehnten vorwiegend von den nationalen Wettrennen um die »letzten Probleme« in den Alpen und an den Bergen der Welt bekannt waren. Man könnte fast sagen, die Rivalitäten zwischen Nationen sind von Rivalitäten zwischen einzelnen, gesponserten Kletterern abgelöst worden. Erschwerend für die Produktion einer Kletterzeitschrift ist daran, dass manche Extremkletterer wie selbstverständlich erwarten, dass diese sich mit ihrer persönlichen Auffassung vom Bergsteigen identifiziert. Beiträge von Autoren, deren Tun ihren Auffassungen von einem stilistisch sauberen Klettersport widerspricht, werden vehement kritisiert und gerne mit der Meinung der Redaktion gleichgesetzt. Ein Beispiel: Als wir in der März-Ausgabe 2003 den Beitrag eines Trios über die Erschließung einer Sportkletterroute von oben an einer 1000-Meter-Wand in Mexiko publizierten, echauffierten sich einige Kletterer darüber, dass über eine solche Untat überhaupt in »klettern« berichtet wird. Ziel ihres Zorns war auch die Überschrift »Die Logik des nächsten Schrittes«, was schlicht eine – nicht einmal sonderlich freie – Übersetzung des Routennamens »Logical Progression« darstellt.

Derartiger Kritik ist entgegenzusetzen, dass die Berichterstattung über unterschiedliche Ansichten, und dazu gehören auch kletterethische Fragen, gewissermaßen eine journalistische Pflicht ist. Ein Bergsportmagazin sollte zuallererst ein Spiegel des Sports sein und diesen in all seinen Facetten, seinem Stilreichtum und seinen Reibungspunkten abbilden. Ganz abgesehen davon, dass gewagte Vorstöße und selbst Provokationen – unabhängig davon, ob sie

nun »richtig« oder »falsch« sind – den Klettersport beleben, zur Reflexion über Traditionen anregen und so auch zur Fortentwicklung des Kletterns beitragen. Ohne die Agitation von Reinhold Messner und Reinhard Karl würden wir uns womöglich heute noch in schweren Bergstiefeln und mit Fiffi von Haken zu Haken durch die Wände schlossern.

Nicht zu vernachlässigen ist auch der Umstand, dass die Kluft zwischen den hohen ethischen Ansprüchen einiger Spitzenkletterer und den Ansichten der Otto Normalverbraucher in Fels und Eis und damit der Masse der Leser von Alpinmagazinen zum Teil recht groß ist. Für viele »Endverbraucher« zählt vor allem die Felsqualität und die gute Absicherung einer Tour, wie es zu dieser kam, ist dagegen von geringer Bedeutung. Zudem sind die ethischen Unterschiede und Feinheiten im Argumentieren und Handeln der Spitzenkletterer – dies gilt in besonderem Maße für den Highend-Bereich bei alpinen Unternehmungen – für Freizeitkletterer oft gar nicht nachvollziehbar.

Auch in alpinideologischer Hinsicht existiert also hinsichtlich Themenauswahl, Berichterstattung und Kommentierung von Ereignissen ein Spannungsfeld zwischen den unterschiedlichen Ansprüchen der Leser und Autoren an ein Klettermagazin.

### Zwischen fremdem und eigenem Anspruch

Sollte bislang der Eindruck entstanden sein, die Erwartungen von Lesern, Autoren und Kletterszene bewegten sich im luftleeren Raum – dem ist mitnichten so. Auch wenn eine kommerzielle Zeitschrift stets le-

ser- und damit kundenorientiert sein muss, stehen doch hinter jedem Blatt eine gewisse Philosophie, ein Anspruch der Redaktion an sich selbst und nicht zuletzt auch Erwartungen des Verlags an die Redaktion. Als »klettern« 1995 auf den Markt kam, trug es außer dem Titel auch zwei Slogans im Programm, »von Kletterern für Kletterer« und »hot rocks, cold ice, big walls«, die bis heute Gültigkeit haben.

Ersterer soll ausdrücken, dass eine Fachzeitschrift für enthusiastische Kletterer nur von Redakteuren gemacht werden kann,

Auch das gehört zur Aufgabe einer Alpinzeitschrift: Relevante Entwicklungen und Diskussionen in der Kletter- und Bergsteigerszene wie hier die Beschließung der Tirol-Deklaration müssen ihren Platz im Heft finden.



## Brauchen Berge Bischöfe?

Bohrhaken-Bischöfe kontra Abenteurer-Ayathollahs, beschrieb Oswald Oelz die Lage: Über 100 Alpinisten und Funktionäre lieferten sich beim Kongress Future of Mountain Sports in Innsbruck harte Diskussionen.

TEXT: RALPH STÖHR FOTOS: VOLKER LEUCHSNER, RALPH STÖHR

Wetten prälten aufeinander: Links der angelsächsische Abenteurergeist in Form von Sir Chris Bonington, rechts der schweizerische Fun- und Breitensportler Etienne Gross.

**S**tirbt die Gefahr, stirbt der Berg, stirbt die Menschennatur.“ In drastischen Worten warnte Reinhold Messner in seiner Einleitungsrede zum Innsbrucker Kongress vor dem Untergang von Alpen und Alpinismus gleichermaßen. Manche im Publikum nickten da zustimmend, andere schüttelten verständnislos den Kopf. Die Diskussion um die Werte im Bergsteigen hatte begonnen.

### Alpine Vereine in der Pflicht

Doch nicht nur Reinhold Messner sieht die Berge und die Kultur des Bergsteigens bedroht. Auch Vertreter der Bergsportverbände machen sich schon seit längerem Gedanken über die Entwicklung des Kletterns und Bergsteigens. Gefahren sehen sie dabei von zwei Seiten kommen.

Da ist erstens der Regulierungsdrang staatlicher Behörden, die über Naturschutz und Dopingbekämpfung immer mehr Regeln aufstellen, die auch für Vertikalisten von Bedeutung sind. Felsperrungen sind dabei ein Aspekt, die Frage des Managements der kletternden Massen ein zweiter, wie Ian McNaught-Davis, Präsident der UIAA, des Dachverbands der alpinen Vereine, erklärte: „Europäische Anti-Doping-Regeln erlauben es, dass Regierungen das Management bestimmter Sportarten übernehmen.“

**»Die Gefahr ist Teil des Berges. Wenn wir die herausnehmen, machen wir aus dem Berg eine Attrappe.«**

REINHOLD MESSNER

Die alpinen Vereine müssen beweisen, dass sie das selbst können, sonst besteht die Gefahr, dass eines Tages Scheine für bestimmte Schwierigkeitsgrade oder eine Erlaubnis für Expeditionen gebraucht werden.“

### Grenzen des Egoismus am Berg

Druck kommt aber auch aus der Kletterszene selbst. Nicholas Mailänder, der zusammen mit Robert Renzler vom OEAV den Kongress in Innsbruck organisierte, beklagt, dass die »immanenten Werte« des Bergsteigens immer weniger bekannt seien und beachtet würden, dass selbst Selbstverständliches wie gegenseitige Hilfe am Berg, und sei dazu auch der Verzicht auf eigene Ziele nötig, nicht mehr gelte. Hinzu kommt die bekannte Diskussion über Absicherungsstandards und Sanierungen von Kletterrouten. Deshalb war man bei der UIAA und in den Alpenvereinen der

Auffassung, eine Art verfassungsgebenden Konvent zu brauchen, bei dem sich führende Bergsportler gemeinsam auf Grundwerte des Kletterns und Bergsteigens einigen sollten.

### Regeln ja, Gesetz nein

Den Veranstaltern gelang es auch tatsächlich, Anfang September eine große Zahl international führender Alpinisten in Innsbruck zusammenzubringen. Um nicht bei Null beginnen zu müssen, hatten Mailänder und

**»Es macht keinen Sinn, unsere Alpen zu Trägern von Routendekmalern umzufunktionieren.«**

ETIENNE GROSS



Vertraten unterschiedliche Ansichten: Tom Frost (USA) und Reinhold Messner als Bewahrer des Abenteuers, Etienne Gross (re.) als Befürworter größerer Sicherheit.

40 KLETTERN DEZEMBER 02 / JANUAR 03

deren Herz ebenfalls hoffnungslos der Vertikale verfallen ist. Das heißt nicht, dass diese samstags durch den zehnten Grad tänzeln und sonntags auf Achttausender steigen. Aber es bedeutet, dass die Redakteure sich in allen Spielarten des Kletterns einigermaßen auskennen, alles zumindest schon einmal versucht haben und vor allem eine Grundbegeisterung für alles, was am Fels und Berg passiert, mitbringen müssen. Um Berggeschichten jenseits von Grammatik und Lesefluss auch inhaltlich bewerten zu können, ist es eben gut, solche Geschichten schon selbst erlebt zu haben.

Die Unterzeile »hot rocks, cold ice, big walls« steht für das Konzept, alle Spielarten des vertikalen Treibens ins Magazin einzubinden, offen für Neues zu sein, ohne die alpine Tradition zu verraten. Wo es sich der Kletterer als Privatmensch durchaus leisten kann, sich in Fels oder Eis eine Nische zu suchen und von dort aus alles, was anders ist, mit dem Vorschlaghammer der Kletterethik zu bekämpfen, steht es einer Redaktion gut zu Gesicht, eine gewisse journalistische Ausgewogenheit und Neutralität zu wahren. Und warum sollten auch Werte wie Toleranz und Rücksichtnahme sowie demokratische Spielregeln ausgerechnet beim Bergsport und seinen freiheitsliebenden Freunden nicht zählen?

Natürlich gilt in der Welt der Kletterethik meist, dass die Macher – sprich die Erstbegeher – über richtig und falsch bestimmen, und das sollen sie in ihrem Bereich auch tun. Das bringt aber auch mit sich, dass die Routen und Begehungsstile anderer zu respektieren sind, sofern diese nicht gegen lebendige Traditionen und allgemein anerkannte Regeln des jeweiligen Gebiets verstoßen. Es ist also nicht Prinzipienlosigkeit, wenn sich ein Blatt wie »klettern« nicht so einfach vor den Karren der Wünsche einzelner Interessengruppen spannen lässt, ganz im Gegenteil. Daneben ist es bei der Spannweite der Leserwünsche ohnehin zwingend, einen ausgewogenen Inhalt anzubieten. Jeder soll sich im Heft wiederfinden können.

### Qualität muss sein

Im Prinzip unabhängig von kletterethischen Fragen sind journalistische Grundregeln wie die Trennung von Inhalt und Werbung oder von Meldung und Meinung. Selbstverständlich sind diese Grundpfeiler journalistischen Arbeitens vor allem in anderen Medien aber immer weniger. Im Fernsehen beispielsweise sind Werbung und Inhalt immer öfter zeitgleich zu sehen. Und wer sich als Kletterer im Internet auf vielen Szeneseiten umschaufelt, stößt dort häufig auf die Praxis, dass Meldung und Meinung absichtlich nicht auseinander gehalten werden, sondern praktisch jede Meldung gleich mit einem Kommentar des Internet-Redakteurs versehen ist. Das wirkt einerseits sehr szenig, wenn zur Meldung, Maier habe endlich sein Projekt geklettert, gleich der Kommentar des Berichtstatters folgt, dass es seiner Meinung nach aber gar nicht so schwer sei. Andererseits gängelt diese Vorgehensweise den Leser der Meldung, der meist durchaus in der Lage ist, sich selbst ein Urteil zu bilden – zumindest sollte man ihm die Chance dazu lassen.

Ganz frei von den Verlockungen, ihren eigenen »Senf« zu Meldungen abzugeben, sind natürlich auch die Redakteure von »klettern« nicht. Wer versucht, ein Szenemagazin zu machen und selbst zur Szene gehört, lässt sich gelegentlich dazu hinreißen, den Boden der Tatsachen und reinen Sachlichkeit zu verlassen. Doch gemeinhin packen wir unsere Meinung in Kommentare oder das Editorial, dorthin, wo ihr Platz ist.

Die eigenen Ansprüche einer Redaktion betreffen aber nicht nur hehre Werte, sondern auch ganz handfeste Aspekte: Eine Zeitschrift muss qualitativ und ästhetisch gut sein. Ein Heft, das am Markt bestehen soll, ist nicht mit einer Mitgliederzeitschrift zu vergleichen, es muss hochwertiger sein. Schließlich zahlt der Kunde am Kiosk oder im Abo dafür. Folglich können Artikel nicht anfangen mit »Am Samstag trafen wir, das sind Peter, Hildegard, Franz und Gerdi, uns an der Tankstelle zur Fahrt ins Allgäu«. Für

Alpinzeitschriften, die nicht nur von der Redaktion, sondern zu einem guten Teil auch mit Artikeln freier Mitarbeiter bestückt sind, bedeutet das, gute Autoren, gute Bilder und gute Texte aufzutreiben zu müssen. Und wenn Text und Bilder gut sind, müssen sie auch noch zur Heftmischung passen, schließlich soll, siehe oben, jede Ausgabe einigermaßen ausgewogen sein. Was die reinen Texte angeht, blicken wir dabei immer wieder neidvoll auf unsere englischsprachigen Schwestern. Wo der Brite seine Taten am Berg mit typischem Understatement und Selbstironie würzt und der Amerikaner frank und frei seine Gefühlswelt beim Klettern vor uns ausbreitet, bleiben Berichte deutscher Spitzenkletterer oft seltsam trocken und spröde. Nur keine Blöße geben, scheint hier die Devise zu sein. Und Schreibtalente wie Malte Roeser, Tom Dauer oder Robert Steiner sind eben hierzulande eher dünn gesät. So

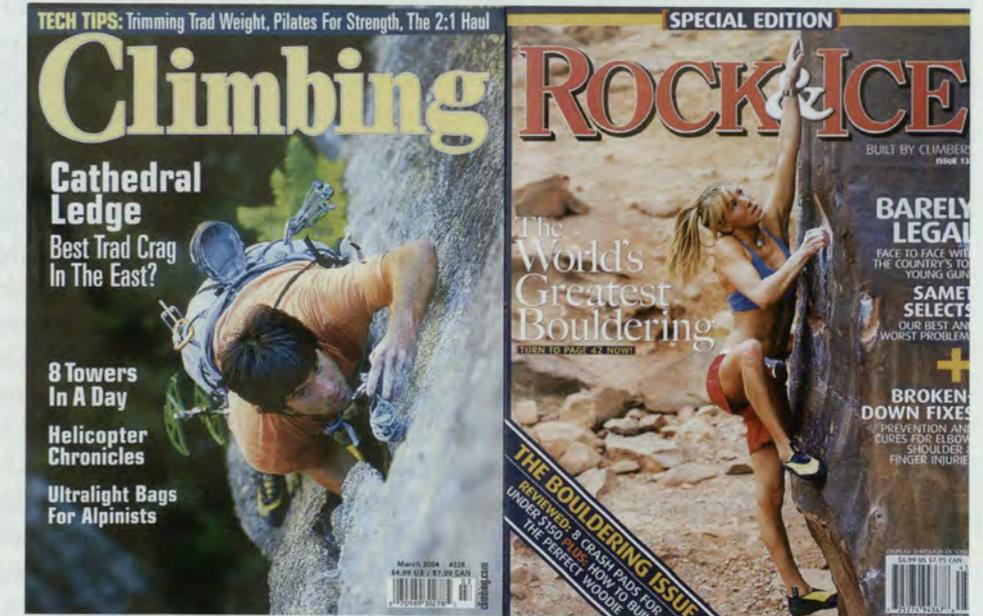
bedürfen Texte manchmal einer starken Überarbeitung, was wiederum nicht jeden Autor glücklich macht, sagt man ihm doch damit durch die Blume, dass das, was er abgeliefert hat, nicht wirklich gut war – zumindest in den Augen der Redaktion.

Hinsichtlich der Qualität der Fotos ist es so, dass einer Handvoll sehr guter Profifotografen, deren beste Bilder in rasanter Abfolge den europäischen Alpinblätterwald durchlaufen, viele mehr oder minder ambitionierte Amateurfotografen gegenüberstehen. Hierbei reicht das Spektrum von sehr guten Aufnahmen bis zu solchen, die selbst bei sehr kleiner Abbildung von zu schlechter Qualität sind.

### Ohne Moos nix los

Schließlich wird das – durchaus belebende – Spannungsfeld zwischen den Ansprüchen von Lesern, Autoren und Machern einer Zeitschrift noch durch äußere

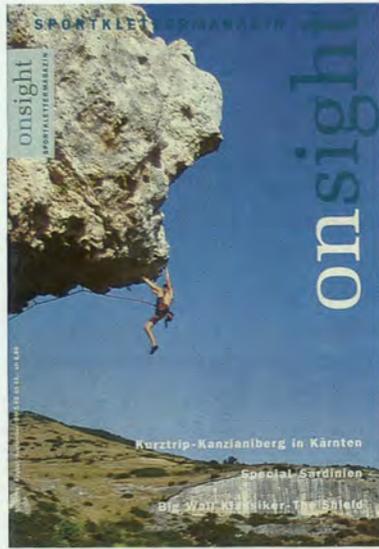
Faktoren bestimmt. Hätte eine Redaktion soviel Zeit, Geld und Platz im Heft, wie sie wollte, wäre ihre Arbeit sicher leichter, aber auch nicht so spannend. Denn die eigentliche Kunst liegt darin, innerhalb der letztlich vom Markt definierten Spielräume ein eigenes Konzept zu verwirklichen, das den Leser überzeugt und mitnimmt. Bei allen kletter- und berufsethischen Überlegungen



darf ja nicht übersehen werden, dass eine kommerzielle Zeitschrift eben auch ein Wirtschaftsgut ist. Ihre Herstellung inklusive aller Nebenkosten darf nicht mehr kosten, als ihr Verkauf und der Verkauf von Werbefläche im Heft einbringt. Und die Herstellung eines Printmediums verschlingt nun einmal – im Gegensatz zu einem Internetauftritt – gewisse Fixkosten. Die »klettern«-Gründer, die in Personalunion auch gleich die Redakteure waren, wunderten sich nicht schlecht, als anderthalb Jahre nach Gründung der Zeitschrift Schulden im Wert einer kleinen Eigentumswohnung (und zwar einer im teuren Ballungsraum Stuttgart) angehäuft waren – ohne dass an die Redakteure auch nur ein Pfennig Gehalt gezahlt worden wäre. Druckkosten, Grafiker und Honorare sind einfach fixe Größen.

Bei einer relativ kleinen Zielgruppe wie die der hartgesottenen Kletterer und Berg-

*Kompakter Markt: Auf 290 Millionen Einwohner kommen in den USA mit »Climbing« und »Rock & Ice« nur zwei große Kletterzeitschriften.*



steiger sind die Auflagen und damit die Einnahmemöglichkeiten begrenzt. In den großen USA mit 290 Millionen Einwohnern erreicht die meistverkaufte Kletterzeitschrift »Climbing« eine verkaufte Stückzahl von rund 46.000 Exemplaren. Gemessen an den Einwohnern ist das nicht viel. Insgesamt existieren in den USA zwei ausgesprochene Kletterzeitschriften, daneben gibt es ein Boulder-magazin und seit neuestem ein reines Alpinistenblatt, das ausschließlich extremes Bergsteigen in Reinform bedient. Das sind vier Zeitschriften für einen einheitlichen Markt. Nimmt man zum Vergleich Großbritannien, Niederlande, Frankreich, Spanien und Italien sowie die deutschsprachigen Länder Deutschland, Österreich und Schweiz, so bringen sie es bei einer Einwohnerzahl von 333 Millionen auf etwa zehn reine Kletterzeitschriften und eine ganze Reihe von Berg- und Alpinmagazinen. Europas zersplitterter Markt – und das wird er bei Zeitschriften aufgrund der Sprachbarriere noch lange bleiben – begrenzt so die Größe ohnehin relativ kleiner Zeitschriften noch ein-

mal, und zwar sowohl was die Leserzahl als auch was die Anzeigenumsätze betrifft. Denn ein Hersteller von Bergsportartikeln, der in den USA mit zwei Anzeigen den gesamten Klettermarkt abdeckt, muss in Europa bis zu zehn Anzeigen schalten, um eine ähnliche Reichweite zu erzielen. Auf die Arbeit der Redaktion bezogen bedeutet das, dass sich zum Beispiel das Magazin »Climbing« in den USA vier festangestellte reine Textredakteure sowie eine ganze Reihe vertraglich gebundener freier Redakteure leisten kann. Auch die Vergabe von Auftragsarbeiten an freie Fotografen ist nicht unüblich, und schließlich sind die bei »Climbing« bezahlten Honorare für Beiträge freier Mitarbeiter wesentlich höher als in Europa üblich. Die Redaktion von »klettern« kommt beispielweise mit der Hälfte bis einem Drittel dieser Mittel und personellen Ausstattung aus.

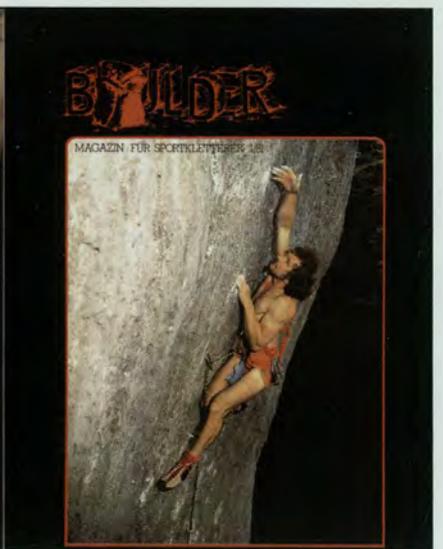
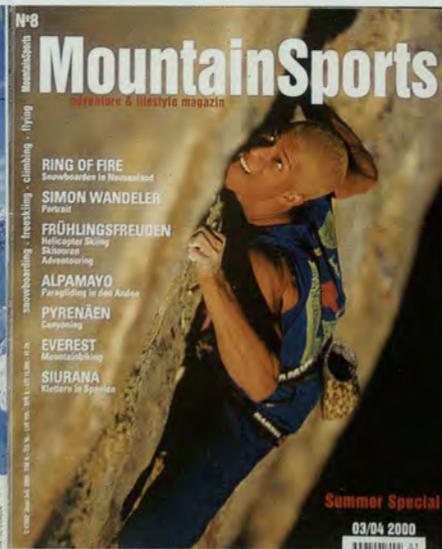
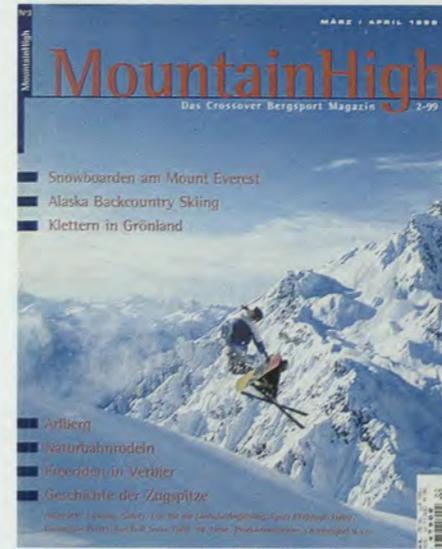
Wie eng der finanzielle Spielraum ist, zeigt das Schicksal einiger inzwischen verbliebener Magazine. Als die Zeitschrift »Ravage«, ein leidenschaftlich und sehr gut gemachtes Magazin der Schweizer Sportkletterszene, im Sommer 1996 nach 18 Ausgaben das Handtuch warf, erklärte Mitheerausgeberin Vero Luck, finanzielle Gründe hätten zur Aufgabe geführt, die Redaktion hätte mehr oder weniger gratis gearbeitet. Doch auf so viele Ausgaben kamen einige andere Versuche, neue Bergsportmagazine zu etablieren, nicht einmal. »Everest«, 1990 in Österreich als Allround-Magazin gestartet, das Klettern, Paddeln und Fliegen vereinen wollte, brachte es nur auf drei Ausgaben. Das moderne Pendant dazu, »Mountain High«, später in »Mountain Sports« umgetauft, erschien in Hamburg und packte vom Canyoning über Snowboarden, Paragliden und Mountainbiken bis zum Klettern so ziemlich alles, was hip und extrem sein soll, in ein Blatt. Für Leserschaft und Anzeigenkunden

war diese Mischung wohl zu unspezifisch, jedenfalls war hier nach rund zehn Ausgaben die Luft raus. Ebenfalls nur ein kurzes Leben war zwei weiteren deutschen Magazinen vergönnt, die sich ausschließlich aufs Sportklettern fokussiert hatten und sich doch drastisch unterschieden. Das legendäre »Boulder«, 1981 von Thomas Ballenberger und Hans Diefenbach aus der Taufe gehoben, erschien wie ein leuchtender Stern zum Beginn der Sportkletterbewegung und brachte alles, was kletternde Bundhosenverächter sich wünschten. Allerdings entpuppte es sich als Supernova und war nach drei Ausgaben verglüht. Die akribische Informationssammelwut und der perfektionistische Anspruch der Macher brachen dem Projekt letztlich das Genick: Ausgabe 4 wurde einfach nie fertig. Über zehn Jahre später wagte sich dann »Onsight« auf den Markt. Der Versuch, ein etwas einfacher gestricktes und preiswerter gedrucktes Szenemagazin fürs Sportklettern zu etablieren, scheiterte ebenfalls.

Positive Nebenwirkungen Aber auch unter den in Europa vorherrschenden Rahmenbedingungen stehen die Betreiber eines Bergsportmagazins nicht automatisch mit einem Bein im Konkurs, wie die jüngst gefeierten vierzig- respektive siebzigjährigen Jubiläen von »Alpin« und »Bergsteiger« beweisen. Auch das ver-



gleichsweise junge »klettern« feiert 2005 sein zehnjähriges Bestehen. Und in dieser Zeitspanne hat sich doch manches im Bergsport bewegt, an dem sich die Redakteure der Zeitschrift nicht ganz unbeteiligt fühlen dürfen. So hat sicher die konsequente Berichterstattung der Zeitschrift über das Eisklettern, das zuvor in den alpinen Medien fast gar nicht mehr vorkam, einen kleinen Teil zum Boom dieser Disziplin des Kletterns beigetragen. Ärgerlich vielleicht für jene, die schon immer und möglichst allein zum Eisklettern gegangen sind, erfreulich für die, die so eine neue Facette des Kletterns kennenlernten und sich nun im Winter im gefrorenen Nass erfrischen. Auch der Erfolg diffiziler Vereinbarungen zwischen Naturschützern und Kletterern wie beim Schaufelsprojekt im Oberen Donautal hängt nicht zuletzt vom Bekanntheitsgrad solcher Initiativen ab, und dieser wiederum nicht zuletzt von der Präsenz in den einschlägigen Medien. Solche Möglichkeiten, den Klettersport an verschiedenen Stellen zu fördern und anzuschieben, sind auch nach Jahren der Redaktionsarbeit immer wieder neuer Ansporn. Doch der eigentliche Antrieb der Redakteure ist und bleibt die Begeisterung fürs Klettern und die Berge sowie die Freude daran, diese Leidenschaft an einen möglichst großen Kreis Gleichgesinnter weitergeben zu können.



gleichsweise junge »klettern« feiert 2005 sein zehnjähriges Bestehen. Und in dieser Zeitspanne hat sich doch manches im Bergsport bewegt, an dem sich die Redakteure der Zeitschrift nicht ganz unbeteiligt fühlen dürfen. So hat sicher die konsequente Berichterstattung der Zeitschrift über das Eisklettern, das zuvor in den alpinen Medien fast gar nicht mehr vorkam, einen kleinen Teil zum Boom dieser Disziplin des Kletterns beigetragen. Ärgerlich vielleicht für jene, die schon immer und möglichst allein zum Eisklettern gegangen sind, erfreulich für die, die so eine neue Facette des Kletterns kennenlernten und sich nun im Winter im gefrorenen Nass erfrischen. Auch der Erfolg diffiziler Vereinbarungen zwischen Naturschützern und Kletterern wie beim Schaufelsprojekt im Oberen Donautal hängt nicht zuletzt vom Bekanntheitsgrad solcher Initiativen ab, und dieser wiederum nicht zuletzt von der Präsenz in den einschlägigen Medien. Solche Möglichkeiten, den Klettersport an verschiedenen Stellen zu fördern und anzuschieben, sind auch nach Jahren der Redaktionsarbeit immer wieder neuer Ansporn. Doch der eigentliche Antrieb der Redakteure ist und bleibt die Begeisterung fürs Klettern und die Berge sowie die Freude daran, diese Leidenschaft an einen möglichst großen Kreis Gleichgesinnter weitergeben zu können.

### Positive Nebenwirkungen

Aber auch unter den in Europa vorherrschenden Rahmenbedingungen stehen die Betreiber eines Bergsportmagazins nicht automatisch mit einem Bein im Konkurs, wie die jüngst gefeierten vierzig- respektive siebzigjährigen Jubiläen von »Alpin« und »Bergsteiger« beweisen. Auch das ver-

gleichsweise junge »klettern« feiert 2005 sein zehnjähriges Bestehen. Und in dieser Zeitspanne hat sich doch manches im Bergsport bewegt, an dem sich die Redakteure der Zeitschrift nicht ganz unbeteiligt fühlen dürfen. So hat sicher die konsequente Berichterstattung der Zeitschrift über das Eisklettern, das zuvor in den alpinen Medien fast gar nicht mehr vorkam, einen kleinen Teil zum Boom dieser Disziplin des Kletterns beigetragen. Ärgerlich vielleicht für jene, die schon immer und möglichst allein zum Eisklettern gegangen sind, erfreulich für die, die so eine neue Facette des Kletterns kennenlernten und sich nun im Winter im gefrorenen Nass erfrischen. Auch der Erfolg diffiziler Vereinbarungen zwischen Naturschützern und Kletterern wie beim Schaufelsprojekt im Oberen Donautal hängt nicht zuletzt vom Bekanntheitsgrad solcher Initiativen ab, und dieser wiederum nicht zuletzt von der Präsenz in den einschlägigen Medien. Solche Möglichkeiten, den Klettersport an verschiedenen Stellen zu fördern und anzuschieben, sind auch nach Jahren der Redaktionsarbeit immer wieder neuer Ansporn. Doch der eigentliche Antrieb der Redakteure ist und bleibt die Begeisterung fürs Klettern und die Berge sowie die Freude daran, diese Leidenschaft an einen möglichst großen Kreis Gleichgesinnter weitergeben zu können.

Abb. S. 156-157: Ein kleiner Streifzug durch die Geschichte verbliebener deutschsprachiger Alpinzeitschriften: »Onsight« brachte es auf vier Ausgaben, »Everest« auf drei. Das Schweizer »Ravage« kam auf immerhin 18 Nummern, »Mountain High«, später in »Mountain Sports« umbenannt, auf rund zehn. Und das legendäre »Boulder«, erstes deutsches Sportklettermagazin überhaupt, erschien gerade dreimal.

# Die Kathedrale aus Fels und Eis

VON DENNIS CRAMER

*Es gibt Orte, zu denen man zurückkehren muss – aus innerer Verpflichtung. Vielleicht übertreibe ich, wenn ich solche Orte »heilig« nenne. Die Hochgebirgswelt der Drei Drusentürme wurde jedenfalls zu einem meiner persönlichen Wallfahrtsziele. Dieses Bergmassiv im Rätikon gleicht bereits rein optisch einer überdimensionalen, zum Himmel strebenden Kathedrale.*



Die »zierliche Glockenblume« läutet die Wallfahrt ein. Alle Fotos: Dennis Cramer

Wer einen Ort für heilig erklärt, hatte ein Initialerlebnis. Meines liegt schon einige Jahre zurück. Ich führte damals eine Jugendgruppe gleich ins Zentrum des Massivs, auf den Mittleren und

den Großen Turm. Es war jedoch der schlanke Kleine Turm, der schwierigste der drei, der mich besonders in seinen Bann zog. Wie ein Pfeil weist dieser Fels in den Himmel. War das nicht auch die Inspiration der spätmittelalterlichen Architekten, die sich einem Baustil verpflichteten, der später als der gotische bekannt werden sollte? Elegante, schlanke Türme zu bauen, Fingerzeige auf Gott?

## ARCHITEKTONISCHE FINESSEN

Ich schwor mir wiederzukommen. Jetzt bin ich zurück. Meine Wallfahrt hat begonnen. Von gegenüber, dem steilen Grasberg des Geißhorns, studiere ich mit meinen Freunden die Architektur dieses archaischen Felsbollwerkes. Stünde dieses Bauwerk in einem Kirchenführer, so könnte man eigenartige Daten erfahren: Erbaut vor zirka 140 Millionen Jahren, als sich die ostalpinen Decken während der Entstehung der Alpen über die penninischen schoben. Zahlreiche Veränderungen – die nicht exakt zu datieren sind – durch Bergstürze und die Erosionskräfte Wind und Wasser. Das großartige Bauwerk beeindruckt durch seine Symmetrie und seine großzügigen Aus-

maße. Im Zentrum liegt der schneeerfüllte Sporatobel, das weiß leuchtende Mittelschiff der Kathedrale. Die lotrechten Mauern der drei Kirchtürme erreichen eine Höhe von 550 Metern, die höchste Turmspitze ragt 2830 Meter über den Meeresspiegel. Als Baumeister könnte man keinen Geringeren als Gott selbst nennen, wengleich historische Quellen fehlen. Der Erstbesteiger C. Zudrell (1870) wäre höchstens als erster Besucher der Kathedrale eine Randnotiz wert. Nur in den Sommermonaten Juli bis September ist das Heiligtum für den gewöhnlichen Besucher geöffnet. In den anderen Monaten bleibt der Besuch den Eingeweihten vorbehalten, weil meterhoher Schnee den Zugang erschwert.

## IN DEN VORGÄRTEN

An der Lindauer Hütte, unten im Gaubertal, fühle ich mich dann tatsächlich in einen Pilgerzug versetzt. Es sind die leichte Erreichbarkeit der Hütte, die wohlverdiente Radlermaß und der nett angelegte Alpenblumengarten, die Touristen in Scharen anlocken. Die Drei Türme scheinen jedoch nur als Kulisse zu dienen – nur die wenigsten dringen ins Innere des Drusenturm-Massivs vor.

Am nächsten Morgen ist es wieder meine ureigene Pilgerfahrt. 5 Uhr 30. So früh steht kein Hüttenzauberer auf. Noch im Mondlicht schnüre ich meine Bergstiefel – beinahe ein Ritual. Die letzte Waschung vor dem Eintreten ins Heiligtum – kaltes Wasser aus dem plätschernden Brunnen vor der Hütte. Wir steigen über meterhohe Felsblöcke, als die Sonne plötzlich den Rücken wärmt.



Gleichzeitig verschwindet der Mond hinter dem Kleinen Turm, den wir ständig vor Augen haben. Wie auf einer riesigen Freitreppe zieht der markierte Pfad, durch die Vorgärten der Kathedrale. Dass hier Alpenrosen blühen, Silberwurz leuchtet! Inmitten dieser Felswüste! Wir schreiten auf das Portal zu ...



## DAS WEITE TOR UND DIE ENGE PFORTE

Spätestens am Eingangsportal, dem Sporatattel in 2450 Meter Höhe, muss der Besucher Trittsicherheit vorweisen. Locker wird das Geröll, steil der Fels. Kirchen betritt man in anständiger Kleidung; in der nordseitigen Steilschlucht des Sporatobels gilt auch eine Kleiderordnung: Stabile Bergstiefel sind geboten, dazu möglichst Grödeln für die Altschneereste.

Wir meiden dieses Mal das Portal, das von dem Obelisken des Sporaturms geschmückt wird, und nehmen einen vergessenen, wahrhaftig engen Nebeneingang: das Gothaloach. Dieser gut acht Meter lange natürliche Felstunnel führt ebenfalls in das Innere des Massivs. Der Rucksack kommt hier nicht durch. Was wir stets mit uns tra-

*Einem Kirchgang gleicht der Aufstieg zum Sporatobel. In der Mitte der Mittlere Drusenturm, rechts der Große.*

*Silberwurz im Vorgarten der Kathedrale.*

gen – unsere Sorgen, unsere Schuld – muss zurückbleiben. Zunächst kletternd, dann nur noch robbend, geraten auch wir in das Mittelschiff der Kathedrale.



Die enge Pforte: der Durchschlupf des Góthalochs.

#### DAS MITTELSCHIFF

Im Sporatobel herrscht andächtige Stille, als hätte eine Hinweistafel den Besucher darum gebeten. Voller Demut stehen wir unter den aalglaten, lotrechten Wänden, die sich über uns zu schließen scheinen. Am anderen Ende des Saals blitzt das Gipfelkreuz des Kleinen Turmes, der Altar, auf den wir zuschreiten. Eine echte Wallfahrt, denke ich. Wer von einer solchen Pilgerreise ins Hochgebirge ein Wunder erwartet, wie ein Rollstuhlfahrer, der nach Lourdes reist, wird enttäuscht werden. Wer jedoch so tief ins Gebirge vordringt, kann die Größe des Schöpfers und die Bedeutungslosigkeit des Menschen erfahren. Schicksalsschläge und Alltagsängste werden hier relativiert. In solche Gedanken verstrickt verfliegen die Mühen des Aufstiegs. Der Schnee hat sich jetzt im August bis in den

Am Südgrat des Kleinen Turmes pfeift der Föhnsturm los, als hätte ein Organist sein Orgelkonzert eröffnet.

obersten Winkel des Hochkars zurückgezogen, sozusagen in den Chorraum. Durch den teilweise harten und steilen Firn erreichen wir schließlich den Fuß des Gipfelaufbaus. Um im Bild zu bleiben: den Altarraum.

#### DER HOCHALTAR

Wir holen das Seil heraus, legen die Klettergurte an; du sollst Gott, den Herrn, nicht versuchen. Auch Jesus sprang nicht vom Felsen, als der Teufel ihn versuchen wollte. Zunächst erklimmen wir eine kleine Verschneidung. Am kurzen, aber sehr luftigen Südgrat des Kleinen Turmes pfeift dann der Wind los, als hätte ein unsichtbarer Organist plötzlich sein Orgelkonzert begonnen. Die Seilkommandos »Seil ein!«, »Stand!« und so fort verwandeln sich in kaum mehr herauszuhörende Noten der Partitur. Im Innern des Kletterhelms steigert sich die Sinfonie dank der Belüftungsslitze zu einem musikalischen Höhepunkt. Der Platz neben dem Gipfelkreuz ist schließlich so begrenzt, dass wir kaum nebeneinander stehen können. Vor Gottes Altar tritt man offenbar als Einzelperson.

#### RELIQUIEN

Die Begegnung mit dem Allerheiligsten. Für Sekunden steht der Himmel offen. Wenn der Blick in die Runde der blauen Gipfel schweift und Horizont und Himmel



in der Ferne verfließen, ist alles offenbart. Dann aber bekommen die Berge plötzlich Namen. Das da, das ist doch die Schesaplana! Und Höhen. 2965 Meter ragt der höchste Gipfel des Rätikons auf! Und dort im Osten, jener breite Klotz über den Gletschern, das muss der Piz Buin sein. Da waren wir doch letztes Jahr. 3312 Meter! Wo ist eigentlich das Gipfelbuch? Lass dir einen Vers einfallen, du willst dich doch verewigen. Verewigen?! Genau das Gegenteil ist bereits geschehen. Der numinose Augenblick, in dem der Himmel offen stand, ist verschwunden. Ich muss mich mit einer Reliquie begnügen, die ich in die Jackentasche stecke: Ein kleiner Kalkstein, wie es hier Hunderttausende gibt, soll mich an diesen Moment erinnern. Der Kiesel als ein Symbol der Beständigkeit und des Verfalls gleichermaßen.

#### DIE KRYPTA

Als wir eine Stunde später auf dem Gipfel des Großen Turmes stehen, blicken wir hinab in den einsamen Eistobel. Aus der Vogelperspektive wirkt diese Gruft beängstigend. Das düstere Eis des Mini-Gletschers erscheint blank und im Mittelteil äußerst steil. Ohne Eispickel trauen wir uns dieses Unternehmen nicht zu. Enttäuscht bin ich ehrlich gesagt nicht: So bleibt ein weiterer Anreiz wiederzukommen. Dann werde ich noch tiefer in die Geheimnisse dieser monumentalen Kathedrale eindringen, in die

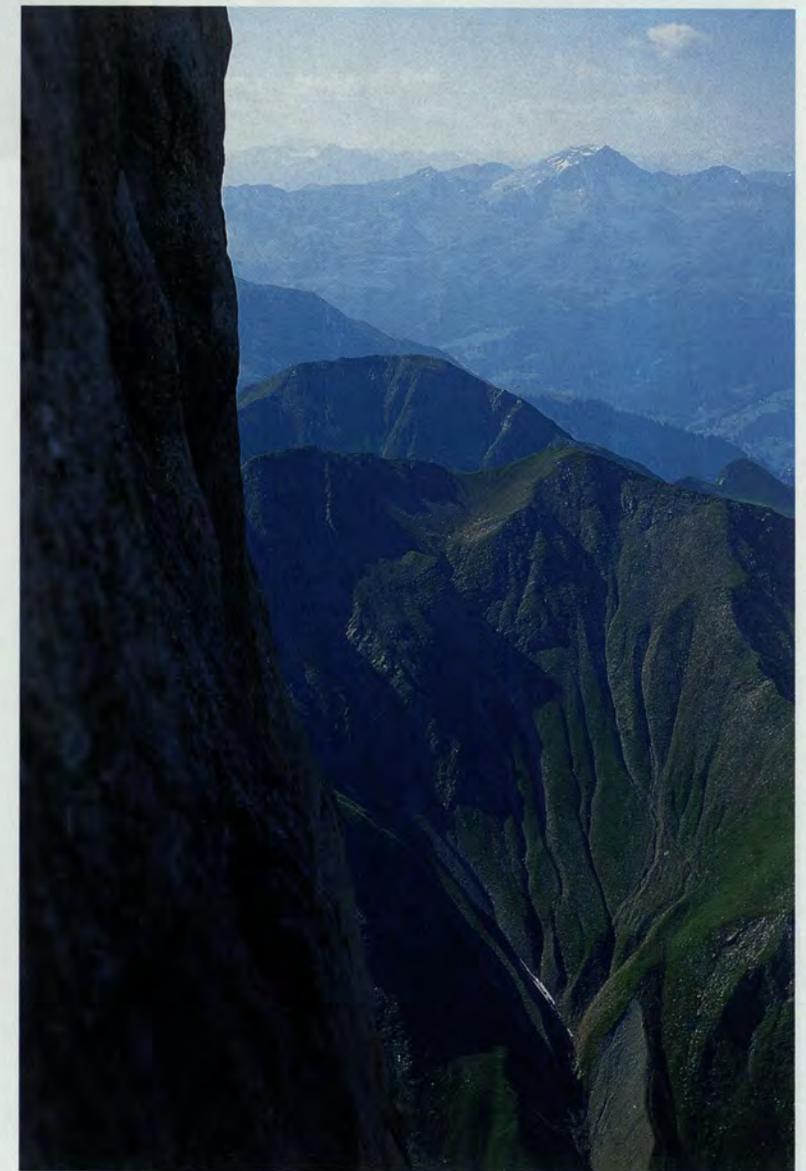
kalte Krypta des Eistobels. Auch die Kapellen in den Seitenflügeln dieser Kirche könnte ich dann noch besuchen: den Sporaturm, das Gelbe Eck.

#### ÜBER HEILIGE ORTE

Beim Abstieg, jener monotonen Bremserei, verdichten sich meine Assoziationen zu einem einzigen Gedanken. Während das Eingangsportal hinter mir ins Schloss fällt, meditiere ich: »Diesen Ort hat Gott für mich bereitgehalten. Als Vorgeschmack auf sein Reich. Dieser Ort entsprach meiner Seele. Werde ich ihn im Jenseits wieder erkennen?«

Standplatz am Kleinen Turm: dem Himmel nahe.

Orte oben, Orte unten: Tiefblick über die Südwände der Drusentürme ins schweizerische Prättigau.

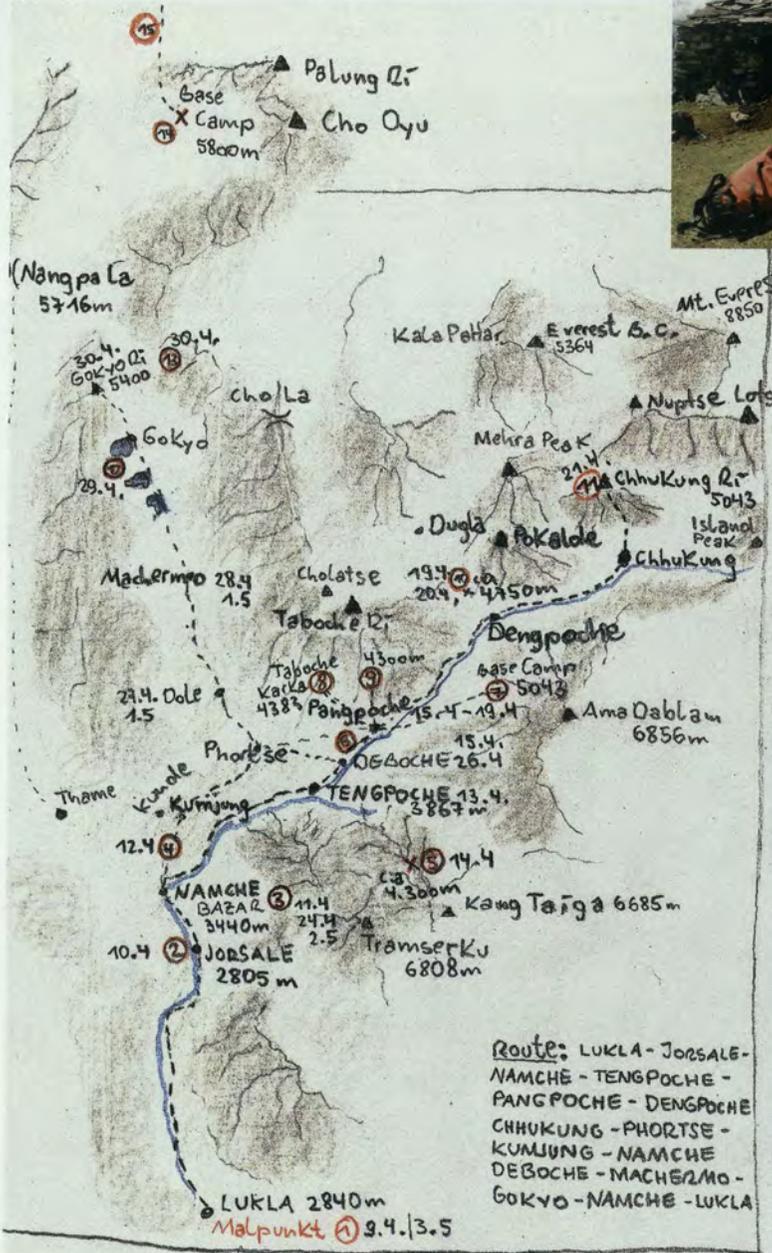


# Eine Malreise nach Nepal

und die ungemalten Bilder Tibets

VON MARIA HOLZHAMMER

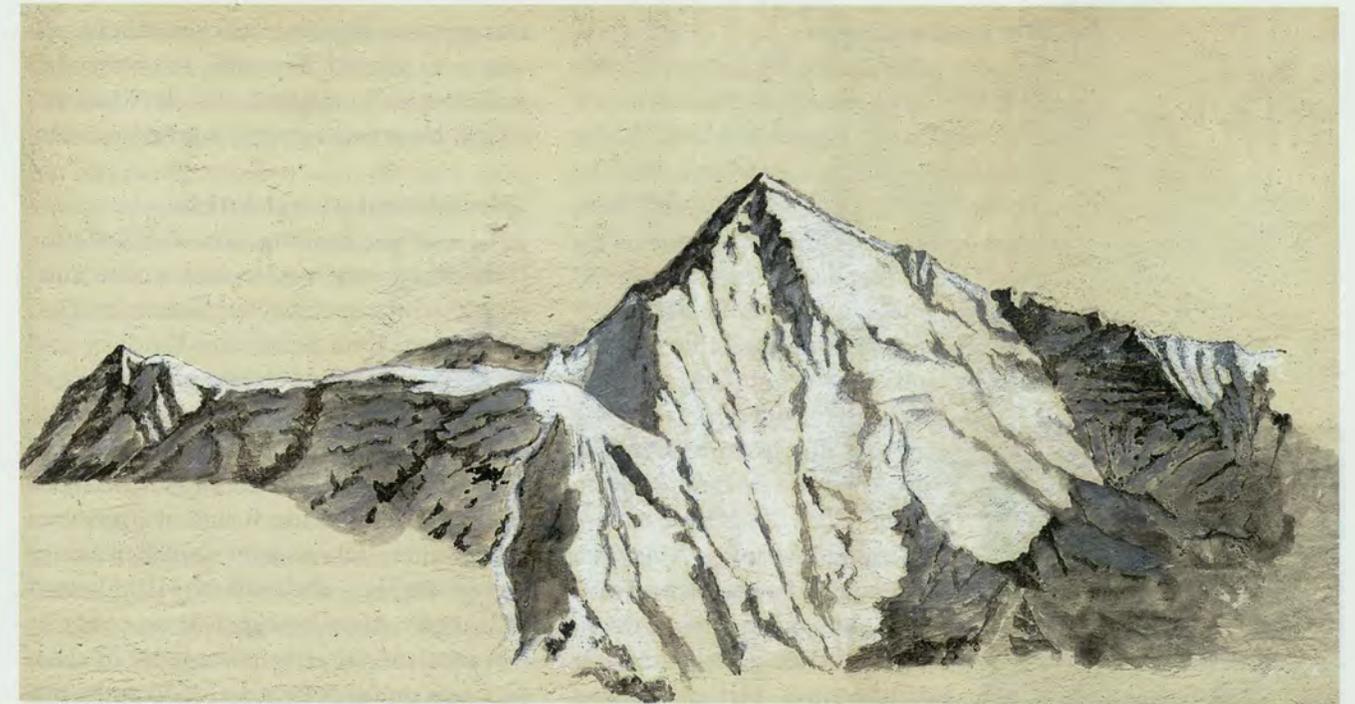
*Ich bin Dokumentarmalerin. Meine Themen sind nicht abstrakte Überlegungen, sondern erlebte Geschichten, die an realen Orten spielen. Ich mag keine Verzierungen, keinen Symbolismus und vermeide eine malerische Verfremdung. Die Orte, die ich aufsuche, die Landschaften, sind für sich genug.*



## Immer wieder Nepal

Im August 2000 reiste ich das erste Mal nach Nepal. Ein sogenannter Zufall hatte es gewollt, daß ich (damals noch Kunststudentin in Wien) einen Bergsteiger und Schriftsteller kennenlernte: den etwas kauzigen Rudolf Alexander »Rudi« Mayr aus Innsbruck, der blitzartig mein bisheriges Leben umkremelte, und mich, sozusagen als Draufgabe, mit seiner Liebe zum Himalaja anstecken sollte. Schon nach meiner ersten Reise war ich rettungslos verloren. Ich konnte es im Flachland (genauer in Wien) nicht mehr ertragen, und wollte endlich wieder draußen in freier Wildbahn arbeiten.

Für meine Diplomarbeit reiste ich wieder nach Nepal, zum Tilicho See und arbeitete drei Wochen an einer Erzählung über diesen Ort. Weitere jährliche Trekkingtouren folgten. Aber diesmal wollte ich wieder zum Arbeiten hin, und beschloß daher, alleine auszuziehen und mir endlich die Heimat unserer treuen Sherpas anzusehen. Hatten alle bisherigen Touren in abgelegene Gebiete geführt, so stellte ich mich jetzt der touristischen Realität. Ins Khumbu, mitten hinein, so wollte ich es haben.



## Über das Malen in der Höhe

Jede Malreise ist ein Balanceakt zwischen körperlicher Anstrengung und geistiger Arbeit. Überwiegt die Anstrengung, wird das Arbeiten unmöglich. Überwiegt die Bequemlichkeit, bekommen die Arbeiten nicht die Dichte, die ich mir erwarte. Außerdem macht es mir keinen Spaß, allzu gemütlich zu arbeiten. Schließlich ist es Teil meines künstlerischen Konzeptes, auszuloten, unter welchen Bedingungen Kunst überhaupt noch entstehen kann. Wie kalt, wie sonnengrell darf es sein? Wieviel Höhe und Wegzeit verträgt sich noch mit der Malerei?

Als wichtigste Investition für diese Reise erwies sich meine Maldecke: außen wasserabweisend, innen Flanell und dazwischen mit Alu gefüttert. Ohne sie und meine Fellmütze hätte ich kaum ein Blatt nach Hause gebracht, denn mit dem Wetter hatte ich es nicht leicht. Am Morgen war es immer schön, aber kalt und windig. Später, zwischen 10 und 12 Uhr versank dann alles in Wolken, meist begann es zu regnen oder zu schneien. Die Nachmittage verbrachte ich dann in den Dörfern und skizzierte, was trotz Nebel sichtbar blieb. Nur manchmal kam die Sonne noch einmal für ein, zwei Stunden hervor. So wurde meine Arbeit zu

einer regelrechten Jagd nach Wolkenlöchern.

Am Vorabend der Maltage bestellte ich immer gekochte Kartoffeln und ließ meine Flasche mit Milchtee füllen. Tagwache war um fünf. Dann stieg ich so rasch als möglich auf und beeilte mich mit meiner Arbeit.

Ich fand heraus, daß viele der klassischen Aussichtspunkte, von erfahrenen Freunden empfohlen, sich vielleicht gut zum Fotografieren eignen, für eine Malerin jedoch unbrauchbar sind. Meist sind sie zu sehr dem Wind ausgesetzt, oder die Morgensonne ließ mich im Stich. Und ohne Sonne war das Arbeiten eine Qual. Es war auch so schon schlimm genug, für Stunden ruhig in der eisigen Höhe auszuharren.

Die ganze Reise durchs Khumbu entwickelte sich dann auch zu einem Studium von Wetter, Sonnenstand und Windschattenplätzen: eine eigene Landvermessung für langes Verweilen.

Abb. Seite 162 oben: Die Autorin und der Führer Kalden Sherpa. Alle Fotos und Bilder von der Autorin  
Abb. Seite 162 unten: Skizze von der Route durchs Khumbu  
Abb. Seite 163 oben: Cho Oyu Süd. Standort Gokyo.  
Abb. Seite 163 unten: Malplatz über Pangpoche.



### Der einsame Soldat

In Lukla begann es zu regnen, und ich beschloß, hier zu übernachten. Kalden führte mich hinauf zum Himalaja-Hotel. Keine gute Wahl, wie sich herausstellen sollte. Der Fernseher, diese Geißel der Menschheit, füllte akustisch die Stube von morgens bis abends. Die Tochter des Hauses, in etwas zu enge Jeans und ein weißes Poloshirt gekleidet, sah uns über ihre Lesebrille wie eine beleidigte Gouvernante an. Und entsprechend »freundlich« blieb sie während des gesamten Aufenthalts. Ich sollte in den nächsten Wochen noch öfters beobachten, daß besonders junge Mädchen im Versuch, die westliche (Fernseh-)Lebensart nachzuahmen, ausgesprochen grantig und unhöflich sind. Mit den Jeans kommt das coole Gesicht.

Mitten auf dem Flugfeld stand ein einsamer Soldat. Er spiegelte

sich dramatisch auf dem regennassen Asphalt. Später, bei einbrechender Dunkelheit rätselte ich darüber, warum er ausgerechnet mitten im Lichtkegel stand. Er hätte ein perfektes Ziel für einen Schützen im nahen Buschwerk abgegeben. Auch bei der Ausgangssperre, die in Lukla am Abend herrschte, beobachtete ich, daß die Soldaten sich durchgehend mit Lampen selber anleuchteten, und zusätzlich noch laufend ihre Position in die Nacht posaunten.

Als ich zu spät in mein Hotel zurückging begleitete mich der Captain und eine Eskorte persönlich zum Hotel. Sie waren



Der einsame Soldat in Lukla.



Rastplatz in Jorsale.

von ausgesuchter Freundlichkeit. Als Tourist darf man alles im Khumbu. Ich hoffe, daß sich niemals Sympathisanten der Maoisten diesen Umstand zunutze machen werden.

### Jorsale und »A real Artist«.

Es war Nachmittag. Ich skizzierte die Umgebung von Jorsale und wollte auch eine Zeichnung eines Rastplatzes im Dorf anfertigen. Eine Schar von Kindern und neugierigen Erwachsenen versammelte sich bald um mich und verstellte mir die Sicht. In Nepal muß man sich zum Arbeiten verstecken. Entweder stellen sie sich direkt ins Blickfeld und wundern sich, warum man nicht weiterzeichnet, oder sie stellen sich so eng an die Seite, daß man die Hand keinen Millimeter mehr bewegen kann. Aber es war sehr lustig und mein Image als »real Artist« war damit begründet (und sollte mir auf meinem Weg durch die Dörfer voraus-eilen).

### Namche Bazar und kein Hüttenzauber

Karawanen von Touristen und Trägern schlängeln sich die steilen Hänge nach Namche Bazar hinauf. Schon trifft man auf die ersten Höhenkranken. Es ist erstaunlich, wie vollkommen unvorbereitet manche Menschen hierherkommen. In Namche angekommen, saßen dann auch in der Gaststube einige blaße Gestalten. Die Stimmung war nicht sehr erbaulich. Ich verließ die Lodge und stürzte mich ins Marktleben. Obwohl vollkommen touristisch, ist Namche doch ein netter Ort geblieben. Laden reiht sich an Laden. Alles, was in der Ausrüstungskiste fehlt, kann man hier noch bekommen. Ich genoß Kaffee und Kuchen auf einer sonnigen Terrasse. Zum ersten Mal überkam mich etwas wie Urlaubsstimmung. Nach einer Stunde erinnerte ich mich meiner Ziele und widmete den Rest des Abends meiner Arbeit.

Ich sah mich im Raum um, ob sich nicht ein Gespräch mit einem der Touristen ergeben könnte. Doch sie saßen alle aufgefädelt, schweigend und starren Blicks auf der Bank, die in Sherpalodges immer entlang

der Wand läuft, und verzogen keine Miene. Sie tranken Wasser und Tee; manche versuchten trotz des Fernsehlärms zu lesen oder zu schreiben. Hatte es bei meinen letzten Nepalaufenthalten noch oft nette Hüttenabende oder Unterhaltungen gegeben, so herrschte hier eine Stimmung wie bei einer Antialkoholiker-Beerdigung. Ich sehnte mich nach meinem Zelt.

### Ama Dablam und Tramserku

Ich hatte Kalden frei gegeben. Es war höchste Zeit für mich, ernsthaft mit meiner Arbeit zu beginnen. Mit schwerem Rucksack zog ich über Namche hinaus in Richtung Khumjung. Mehrere Aussichtsplätze luden mich schon am Weg zum Zeichnen ein. Ich kam bis zu dem großen Stupa, der etwa 20 Minuten vor Khumjung auf einer Anhöhe steht. Die Ama Dablam glitzerte verführerisch, zuerst nahm sie meinen Blick vollkommen gefangen. Erst nach einer Weile schwenkte ich weiter nach rechts. Der Tramserku, den ich erst auf der Karte identifizieren mußte, ein Riese, erschien mir schön wie eine eigene, jenseitige Welt. Mir war, als ob ich seinen kalten Hauch bis hierher spüren würde.

Gierig suchte ich nach einem Standort für meine Staffelei. Leider führt jeder Schritt, den man in Nepal weg vom Hauptpfad macht, durch die Freilufttoiletten der Träger und Touristen. So war auch mein Malplatz, der guten Aussicht zuliebe, umweht von unangenehmen Gerüchen. Schon kamen die Mittagswolken und der Tramserku wurde verhüllt, ich begann also mit der Ama Dablam, arbeitete wie besessen und schaffte gerade noch eine Skizze, bevor auch sie sich im Weiß des Nebels versteckte.

### Tengpoche und das Handwerk

1989 wurde das alte Kloster Tengpoche bei einem Brand fast völlig zerstört. Mit Hilfe des Himalajan Trust (dessen Begründer Sir Edmund Hillary ist), und dem Einsatz von vielen weiteren bekannten Bergsteigern und Nepalfreunden aus aller Welt,



Tramserku, Bleistiftstudie.

wurde es neu aufgebaut. Das kulturelle Zentrum der Sherpa wurde so, mit viel Geld und Mühe, gerettet. Als gelernte Restauratorin war ich von der handwerklichen Qualität des Neubaus jedoch entsetzt. Jeder, der eine Ahnung von Denkmalpflege hat, weiß, daß nicht nur die formale Rekonstruktion eines Gebäudes zählt, sondern, daß es vor allem die Ausführung und die historischen Techniken und Materialien sind, die einem Gebäude oder einem Kunstgegenstand eine Seele einhauchen. In Tengpoche hat man dieses grundlegende Wissen leider nicht befolgt.

Der Triumphbogen am Eingang des Klostergeländes ist ein Guß aus Beton. Die Malereien sind zwar nach alten Mustern gemacht, ausgeführt jedoch in quietschendem Kunstharzlack, und ohne den virtuoson Schichtaufbau der alten Malereien auf Holz.

Ich schüttelte den Kopf. Wie kann das kulturelle Zentrum der Sherpa, das eine enorme Vorbildwirkung hat, sich hier handwerklich nicht anders als eine Autobahnraststätte präsentieren?

Und leider sollte ich die Vorbildwirkung bei meiner weiteren Reise noch öfter schmerzlich bestätigt finden. Besonders die kleinen und unbedeutenderen Klöster der Region versuchen dem Hochglanzbeispiel Tengpoche nachzueifern, und überarbeiten die wunderbaren Malereien, die fortan unter der Lackschicht, die sie jetzt verdeckt, vermodern.



Tengpoche.

### Kapa Gyalzen und die Moderne

Später auf der Reise, als Rudi schon zu mir gestoßen war, stellte er mich dem berühmten Sherpamaler Kapa Gyalzen vor. Obwohl der Tradition verhaftet, geht er malerisch einen ganz eigenen Weg. Seine Themen sind meist profan, er dokumentiert Expeditionen, läßt sich also auf einen erzählerischen Realismus ein, weit weg von der meist symbolischen nepalesischen Malerei. Er führte uns durch eine große Stube, behängt mit Familienfotos, hinein in einen kleinen Raum.

Der war getäfelt und mit Schränken verbaut. In der Fensternische befand sich sein Arbeitsplatz. Er bestand aus einer Decke, in die er sich beim Arbeiten wickelt (der Raum hat keine Heizung), einem Holzgestell, auf dem ein bespannter Rahmen lehnte, und einer Dose mit Farben. Das war alles. Beschämt dachte ich an mein schönes Atelier in Innsbruck, und die unzähligen Dinge, die ich glaube, für meine Arbeit zu brauchen.

Kapa Gyalzen zeigte mir dann, wie er die Leinwand aufspannt. Er hat dazu einen Holzrahmen, auf den die Leinwand aufgenäht wird, ähnlich einem mittelalterlichen Stickrahmen. Er klopfte gegen die Leinwand und ich war verblüfft, wie perfekt und gleichmäßig die Spannung war. Ich fragte ihn nach der Grundierung, die auf der Malseite dunkel, aber auf der Rückseite weiß war. Seine Erklärung war etwa so: »First I'm cooking leather«, auf Deutsch:

er stellt sich zuerst einen Hautleim selber her. Jeder der das einmal ausprobiert hat weiß, daß damit stundenlanges Kochen von Tierhäuten gemeint ist, was grauenhaft stinkt. »Dann mische ich Mehl mit dem Leim an und bestreiche die Leinwand. Und dann male ich mit Wasserfarben meine Bilder.« Daß er die letzte Grundierungsschicht leicht einfärbt, und das Weiß des Schnees so viel leichter zu malen ist, zeigte er mir dann durch Gesten. Ich war beeindruckt über die einfache, aber zugleich perfekt ausgetüftelte Methode.



### Pangpoche, ein Ausflugsort

Von Pangpoche aus erreichte ich viele gute Malorte. Das Base Camp der Ama Dablam, liegt zauberhaft, aber bekommt für eine Malerin leider zu spät Sonne. Am Weg dorthin, entlang eines Bächleins, tummeln sich Schneehühner. Yakherden grasen friedlich auf den kargen Almwiesen, die wie eine Mischung aus Zimt und Kardamom riechen.

Neben Pangpoche, fließt unten im Tal ein Fluß. Im breiten Schotterbett, das er sich im Lauf der Zeit geschaffen hatte, bilden seine Nebenarme ein Netz aus silbrigen mäandernden Streifen. An seinen Ufern nisten die verschiedensten Wasservögel. Kalden sagte zu mir: »The river is talking to you«,

als wir ihn einmal gemeinsam überquerten. Kalden ist ein großer Freund des Wassers und bei jedem Bach legten wir zumindest eine kurze Pause ein.

### Ein Hund in Dengpoche und über das Essen

In Dengpoche gab es einen Hund. Eine Besonderheit im Khumbu oberhalb von Namche. Kalden erzählte mir, daß Hühner, Schafe und Ziegen die große Höhe hier (ca. 4.400 m) nicht mehr vertragen. Deshalb gibt es auch kaum mehr Hunde. Der Hund von Dengpoche, so vermutete ich, wird wohl Vegetarier sein, denn Fleisch wird hier selten kredenzt. Die immer gleichen Speisekarten in den Lodges versprechen zwar verschiedenste Fleischgerichte, will man sie jedoch bestellen, heißt es meist: »No meat today«. Mein Speiseplan beschränkte sich daher auf Nudeln, Reis oder Kartoffeln mit Gemüse. Doch auch Gemüse ist hier rar. Es muß fast alles von Namche heraufgetragen werden, entsprechend homöopathisch sind die Mengen in den Gerichten. Das Essen ist immer problematisch in Nepal, außer man hat eine eigene Küchenmannschaft dabei. Die Hygiene ist zwar hier im Khumbu kein Problem mehr, doch durch die immer gleichen Gerichte und das wenig nährstoffreiche Essen hatte ich ein dauerndes Hungergefühl.

So sollte dann auch die Begrüßung von Rudi, als ich ihn nach meinem Maltrip wiedertraf, nach einer lieben Umarmung, ein tirolisch-charmanten: »Du siehst ja furchtbar aus. Viel zu mager!« werden.

### Die »Unvermeidliche« und die fürsorgliche Amerikanerin

In der Lodge war eine Gruppe von jungen Leuten, Amerikaner und Iren. Wir unterhielten uns über Gott und die Welt. Verlässlich wie Tag und Nacht, wenn man im Khumbu in einer Lodge oder an einem Rastplatz mit jemandem ins Reden kommt, wird einem die unvermeidliche Frage gestellt: »Do you go up or down?« Gemeint ist das Basislager des Everest. Es ist vollkom-

men selbstverständlich, daß man dorthin geht. Gibt man danach eine unklare Antwort wie zum Beispiel: »Nein, ich bin zum Malen hier«, oder »Ich glaube nicht, daß mir genug Zeit dafür bleiben wird«, wendet sich der Fragende in 90% der Fälle einfach ab. Man ist dann sozusagen unsichtbar, uninteressant, weil kein echter Bergfex, sondern ein Subjekt mit unklaren oder dubiosen Zielen.

Eigentlich belastete mich das nicht, aber gegen die Frage wurde ich nach und nach allergisch.

Die jungen Leute in der Lodge hatten deswegen gleich einen Stein im Brett bei mir, weil sie die »Unvermeidliche« zumindest mit eigenen Worten formulierten. Etwa so: »Are you for trekking in Khumbu, or do you want to go to Base Camp?«

Eine von ihnen, eine junge Amerikanerin, war Mitglied in einem Höhenforschungsprogramm und furchtbar besorgt um jeden, der sich in die Gaststube wagte. Sie verteilte großzügig alle möglichen Tabletten und Ratschläge (der Eifer der frisch Konvertierten, wie es Rudi nennen würde). Eigenartigerweise wurden besonders jene, die ihre Tabletten schluckten, in den nächsten Tagen krank. Mich hatte sie gottlob verschont, vermutlich sah ich einfach zu gesund aus, außerdem bemühte ich mich sehr, ein wissendes, abgeklärtes Himalajabergsteigergesicht zu machen.

Ich vermute, daß der fast hysterische Konsum von Wasser der Grund für die Erkrankungen war. Sie schleppten alle (ohne akklimatisiert zu sein) literweise zwar desinfiziertes, aber eiskaltes Wasser durch die Gegend, was ihrem Darm wohl den Garaus machte.

Das Ama Dablam Basislager.

Der Fluß bei Pangpoche (Aquarell).

Dengpoche (Aquarell).

Der Stupa von Dengpoche (Aquarell).





Abb. oben:  
Panorama Lotse bis  
Numbi Getso. Standort  
oberhalb von Dengpoche  
in Richtung Taboche Ri.  
Abb. Mitte:  
Kang Taiga.  
Abb. unten:  
Auf dem Weg nach  
Gokyo (Aquarell).



### Tibetische Händler im Khumbu

Tibetische Händler kommen zu Fuß über den Nangpa La' hierher ins Khumbu. Sie tragen riesige Säcke, gefüllt mit chinesischen Textilien und Billigwaren, die sie hier zum Verkauf anbieten. Die ersten Tibeter traf ich bereits in Pangpoche, aber wir hatten dieselbe Route und auch ein ähnliches Tempo, so traf ich sie alle immer wieder während meines Aufenthalts. Die Sherpa behandeln diese Händler ausgesprochen gut.

Anfangs waren mir die Tibeter fast unheimlich. Sie sahen auf den ersten Blick animalisch aus, die dunkle Hautfarbe, die Haare verfilzt, die roten Bänder, die sie ins Haar geflochten haben und ihre Bewegungen, die vollkommen natürlich sind, ohne jene Schauspielerei, die wir Zivilisation nennen.

Nach einigem Beobachten merkte ich, daß sie ausgesprochen freundlich, ja fast liebevoll auf andere Menschen zugehen. Sie beobachten alles, was

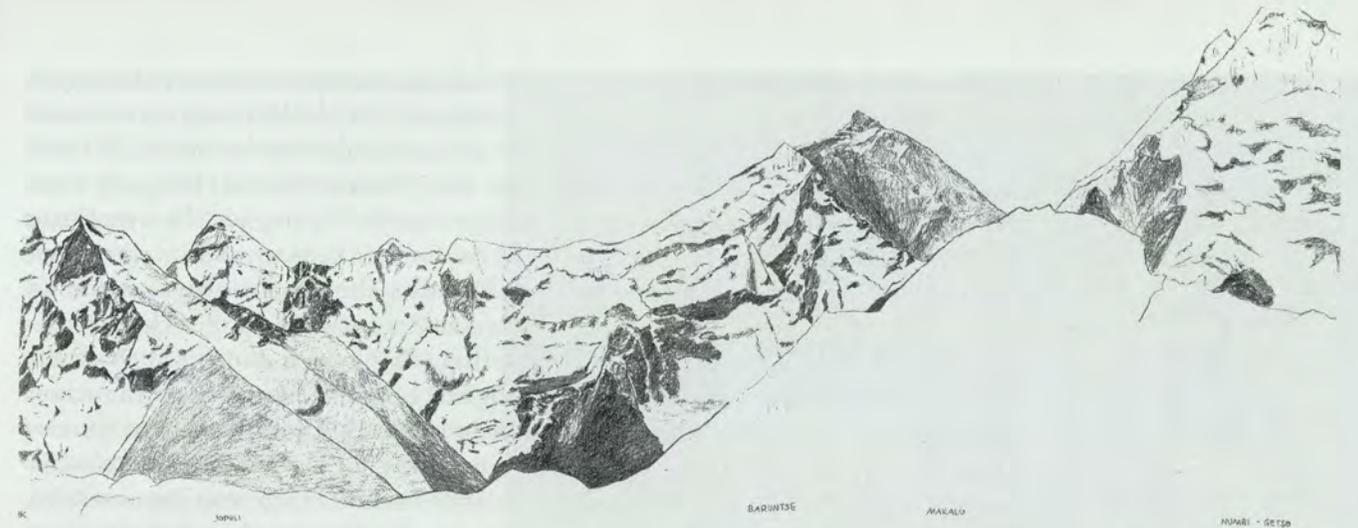
um sie herum vorgeht, genau, wollen alles wissen, und haben sich in den Lodges auffallend höflich verhalten. Das waren stolze und selbstbewußte Menschen. Beim Handeln jedoch erwiesen sie sich als Spitzbuben, die Sherpa wurden regelmäßig überfölpelt, und alle Tibeter, die ich traf, bettelten.

Am Abend sah ich einmal einen dieser Händler in der Gaststube sein Geld zählen, er hatte 50.000 Rupis eingenommen. Wenn man bedenkt, daß eine Sekretärin in Kathmandu einen Monatslohn von etwa 2000 Rupis bekommt, ist das eine beachtliche Summe. Der Tibeter zählte auch ganz ungeniert, und sah beifallheischend in die Runde. Kalden blieb die Spucke weg, ich mußte lachen. Derselbe Tibeter hatte mir an diesem Tag schon mindestens 5 Zigaretten und sogar ein halbes Mars vom Mund abgebettelt.

### Die Klöster in Khumjung und Kunde

Ich machte eine Besichtigungstour mit Kalden. Er hatte mittlerweile – weil er ja bei mir nicht so oft tragen mußte – seine Rolle als Tourist in der eigenen Heimat genießen gelernt. Er erwies sich als guter Führer für Klöster. An diesem Tag bummelten wir zum Kloster Khumjung, sofort organisierte Kalden den Schlüssel. Ein geistig behinderter Sherpa sperrte uns auf.

In Khumjung mischen sich neue Kunststofflackmalereien mit noch erhaltenen, wunderschönen Malereien auf Holz. Der



arme Kalden mußte sich von mir eine Abhandlung über die Maltechnik anhorchen.

Es gab sehr schöne, alte Tanzmasken im Tempelraum, die von den Lamas bei rituellen Festen benutzt werden. Kalden zeigte mir den Vorplatz, wo diese Tänze aufgeführt werden und durch einige verrenkte Hopser und anschließendes Jubeln wollte er mir einen kleinen Eindruck von den Festen geben. »A lot of Chang« sagte er begeistert, gäbe es bei jedem Fest. Das Feiern, das habe ich selbst schon gesehen, das können die Sherpas sehr gut.

Unser Klostersperrter war schon ungeduldig und wir zogen weiter nach Kunde. Das Kloster steht am Hang über dem Dorf, ist klein und umgeben von Müll und verfallenden Häusern. Innen erwies es sich als Kleinod. Zwei alte Sherpani wohnten im Nebenraum des Tempels. Der kleine Vorhof war mit Fiberglasplatten überdacht, so entstand ein zusätzlicher Raum, in dem aus Gips gegossene kleine Opferfiguren in Kübeln zum Trocknen herumstanden. Dazwischen standen alte Blechdosen in denen Kräuter wuchsen. Die beiden Frauen zeigten uns stolz ihr, mit viel Liebe gepflegtes, blitzsauberes Klösterchen. Viele Poster hingen an den Wänden, vom Dalai Lama, vom Potala, aber auch das im Khumbu allgegenwärtige Poster der 50-Jahre-Everest-Feiern. Daneben gab es schöne Thankas, Textilien und bunte, reich verzierte Butterskulpturen. Es war ein einfacher Raum, ohne wirklich große Kunstwerke, aber es

war das Kloster mit der heimeligsten Stimmung, das ich auf meiner Reise gesehen hatte.

### Der Markt in Namche, Rudi ist zu früh

Ich war vor allem deshalb nach Khumjung zurückgegangen, um es noch einmal – malerisch – mit dem Tramserku aufzunehmen. Doch das Wetter wollte das nicht. Da Samstag war, beschloß ich nach Namche hinunterzugehen, um den wöchentlichen Bauernmarkt zu besuchen. Kalden ging natürlich mit. Fröhliche Geselligkeit läßt sich ein Sherpa nie entgehen. Die Marktstände waren aus Holzlatten gebaut, darüber waren Plastikplanen gelegt. Hier konnte man alles kaufen, was die Bauern und Lodgebesitzer benötigen: Cola, Mars und Twix, Chili, Gemüse, Eier, Kämmen, Poster, Trockenmilch; alles lag recht wild durcheinander. Fleisch wurde etwas abseits auf der regennassen Erde präsentiert und nach Wunsch portioniert (es war mehr ein Zerrupfen als Zerlegen). Ich bummelte bis zur Mittagszeit durch Namche und wollte dann Kalden in einer Lodge treffen. Als ich dorthin kam saß Rudi vor der Tür. Er war eindeutig zwei Tage zu früh, aber natürlich freute ich mich sehr. Es folgte ein feuchtfrohlicher Abend.

'Fast 6000m hoch gelegener, vergletschertes Paß an der Grenze zu Tibet. Über ihn führt auch die Route der Erstbesteiger des Cho Oyu, beschrieben in dem Buch »Cho Oyu, Gnade der Götter«, Herbert Tichy, 1955. Auch die Sherpa sind vor etwa 500 Jahren über diesen Paß nach Nepal eingewandert. Bis heute wird er von tibetischen Händlern benutzt, für Touristen ist er jedoch gesperrt.

Abb. unten: Machermo.



## Besuchsrunde und nach Machermo

Mein ursprünglicher Plan<sup>2</sup>, hinauf zum Nangpa La zu gehen war bei dieser unsicheren Wetterlage nicht möglich. Wir planten um und beschlossen nach Gokyo zu wandern. Zuerst jedoch wollte Rudi einige alte Bekannte besuchen. Über Khumjung, wo wir Kapa Gyalzen trafen und mein Gepäck abholten, gingen wir nach Tengpoche, Depoche, Phortse und dann endlich nach Machermo. Überall traf Rudi Freunde und so kam mir der Weg diesmal vor, wie ein vertrauter Pfad in einer Region, die man schon lange kennt.

In Machermo bestand Rudi auf die größte Lodge im Ort. Ich selber hatte immer die kleinsten gewählt, mit weniger Komfort, aber mehr Ruhe.

Wir bezogen gerade unser Zimmer, da war schon ein Tumult vor der Tür. Eine Japanerin war schwer höhenkrank und wurde in ein Sauerstoffzelt gebracht. Eine junge australische Ärztin redete – oder vielmehr brüllte – zu der Ärmsten in das Zelt hinein. Drumherum standen die aufgeregten, restlichen Gruppenmitglieder, von denen einige selbst in schlechter Verfassung waren.

Ein Hubschrauber sollte geholt werden, doch, so erfuhren wir, die japanische Gruppe hatte niemanden in Kathmandu, der für sie bürgen würde, und die Kreditkarte der Kranken war nicht hoch genug gedeckt. Und ohne Garantie fliegt in Nepal kein Hubschrauber los. Es kam zum Streit zwischen der Ärztin und dem Wirt, dem sie das Chaos in Nepal vorwarf. Rudi stand eigentlich nur als Zuschauer vor unserem Zimmer, der Wirt jedoch sah ihn aus dem Augenwinkel an, und wandte sich sofort an ihn. Das ist typisch für Rudi, er ist immer mittendrin, und ob Hund, Ziege oder Mensch, alle bitten ihn um Hilfe.

Und natürlich schaltete er sich dann auch schlichtend ein. Der Wirt war ein sehr netter und sozial denkender Mann. Er hatte hier zwei Zimmer für ein Hilfsprogramm billigst zur Verfügung gestellt, verpflegte die Ärztin, und konnte wohl am wenigsten dafür, daß die japanische Gruppe so schlecht organisiert war. Ein Hubschrauberflug wäre jedoch ohnehin nicht mehr möglich gewesen. Das Wetter war schon wieder schlecht. Die junge Ärztin weinte, Rudi tröstete, die Japaner liefen torkelnd im Gelände herum. Einige von ihnen setzten sich von der Gruppe ab und mußten am nächsten Tag todkrank in Gokyo aufgesammelt werden. Der Führer dieser Gruppe hatte ganz offensichtlich keinerlei Autorität.

Wieder einmal viele Halbleichen um den Ofen beim Abendessen. Die Stimmung war am Tiefpunkt. Ich ergriff die Initiative und zeichnete uns schnell ein Brettspiel mit dem Namen: »Who is first in Gokyo?«, mit vielen makabren Erlebniskarten wie z.B.: »Sorry, you have died. Begin your new life and go to start.« So kam langsam wieder Stimmung in die Hütte.

### Gokyo will mich nicht

Der Weg nach Gokyo ließ mich die Unbillen von Machermo vergessen. Wir wanderten durch karges Land, vorbei an Seen, Enten und diesmal sogar im Sonnenschein. In Gokyo selbst, das am größten See der Umgebung liegt, hatte ich kurz das Gefühl, auf Sommerfrische zu sein. Wenn ich von der Lodge aus dem Fenster sah, wirkten die Häuser am See, da ich nur ihren obersten Stock und die Kamine sehen konnte, wie Ausflugsdampfer, die hier am Wasser vor Anker lagen.

Gleich nach dem Essen suchte ich mir einen Platz am Seeufer und grundierte ein Papier à la Kapa Gyalzen. Ich konnte aber nur flüchtige Skizzen machen, denn schon kamen wieder Regenwolken.

Am nächsten Morgen konnte ich vom Cho Oyu eine Ölstudie beginnen, aber es war dabei so kalt wie noch nie, und selbst die fast unzerstörbare Ölfarbe gelierte in der

eisigen Morgenluft. Trotzdem war ich besetzt vom glitzernden Anblick des Cho Oyu, diesem mächtigen, magischen Berg, der die Grenze nach Tibet markiert, an dessen Fuß, über den Nangpa La, die Sherpa einst hierher ins Khumbu eingewandert sind. Vor meinem geistigen Auge sah ich die Sherpakarawanen, wie sie sich vor 500 Jahren mit ihrem wenigen Hab und Gut vorwagten in dieses damals völlig unbesiedelte Gebiet.

Ich startete den Tag um fünf Uhr, mußte aber bis sieben warten, bis die Farbe wieder flüssig war, skizzierte bis halb neun, dann versank alles wieder im Nebel. Ich war so ausgefroren nach diesen dreieinhalb Stunden, daß ich mich bis zum Mittagessen ins Bett verkroch.

Am Nachmittag erklimmte ich noch den Gokyo Peak. Stur harrete ich oben aus, in der Hoffnung einen Blick vom Mount Everest zu erhaschen. Eingewickelt in meine Maldecke kam ich mir vor wie ein eingeschneiter Yak. Bedeckt von einer zwei Zentimeter dicken, nassen Schneeschicht starrte ich in den Nebel und war dabei höchst vergnügt. Dennoch mußte ich einsehen, daß mein Maltag für heute beendet war.

Ich rutschte hinunter ins Tal und kaum war ich am See, kam, wie zum Hohn, kurz die Sonne durch. Für zehn Minuten war der Nebel fast gänzlich aufgelöst. Gewiß hätte ich nun von oben bis zum Everest gesehen, aber offensichtlich wollte er das nicht.

### Noch einmal Machermo, der kluge Wirt und die Politik

Unser Weg zurück führte uns noch einmal nach Machermo. Dort, bei der Mittagsrast, führte Rudi ein längeres Gespräch über die aktuelle Situation Nepals mit dem Wirt. »In unserer Regierung« so erzählte er uns, »sitzen im Moment 45 Parteien. 12 von ihnen sind verschiedene, konkurrierende, kommunistische Gruppierungen. Das Parlament ist deshalb nicht mehr beschlussfähig, alle versuchen nur ihre Positionen zu

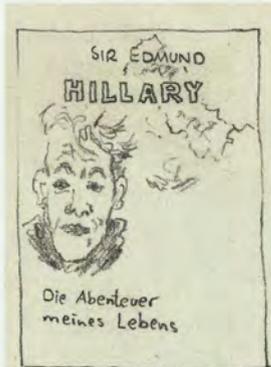


Gokyo (Zeichnung, Öl).

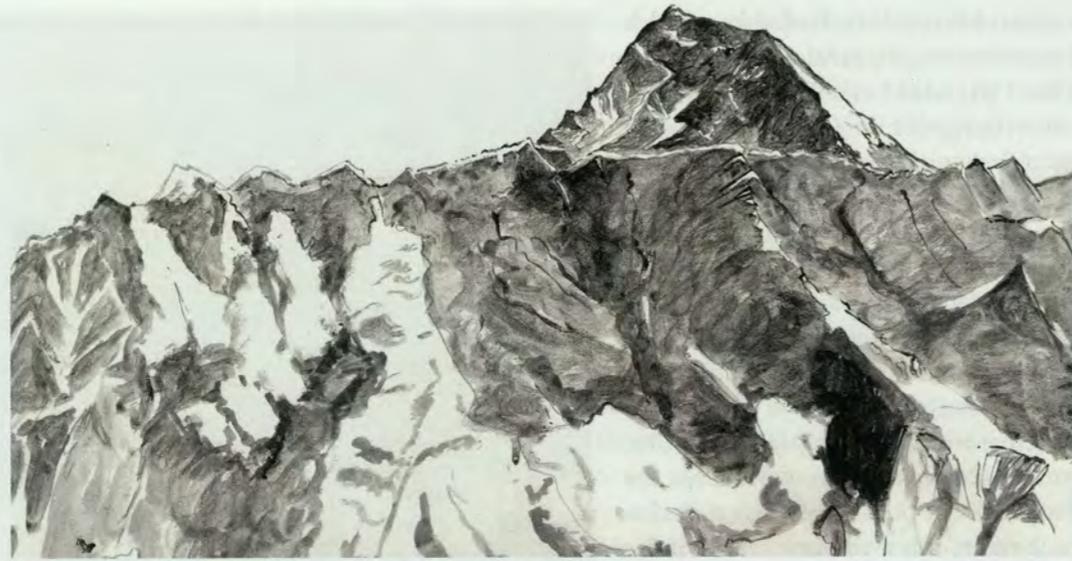
erhalten, kleben auf ihren Stühlen und streiten ohne Ende. Jeder von ihnen versucht, noch schnell in die eigene Tasche zu arbeiten, und das Geld – und oft auch die eigene Familie – ins Ausland in Sicherheit zu bringen. Den König mag eigentlich niemand, und so werden die Maoisten wohl nicht mehr lange brauchen, bis sie die Macht im Land an sich gerissen haben.« Die Reichen Kathmandus verkaufen vielfach ihren Besitz und bringen das Geld ins benachbarte Indien. Allzeit bereit, sollte es zum Kollaps kommen, schnell aus Nepal zu verschwinden.

Er erzählte das alles mit einer Mischung aus Trockenheit und Gelassenheit. So, als wäre die Sache schon lange gelaufen. Für ihn, meinte er, würde sich wohl nicht viel ändern, sollten die Maoisten die Herrschaft erlangen. Denn die Regierung hätte ohnehin für diese Region nie etwas getan, mit Ausnahme der Eintreibung von Steuern. Das Khumbu, meinte er, könne wohl darauf spekulieren, von den schlimmsten Einmischungen verschont zu bleiben, weil der Everest-Tourismus einfach zu wichtig ist für Nepals Deviseneinkommen. Der Wirt rechnete damit, daß im Khumbu eine gewisse Privatwirtschaft erlaubt bleiben werde, so

<sup>2</sup>Eigentlich wollte ich den Nangpa La einmal von Nepal und einmal von Tibet aus begehen. Da eine Überschreitung nicht erlaubt ist, wollte ich mich selber am höchsten Punkt des Passes »treffen«.



Mount Everest.  
Standort: Tengpoche Ri  
(Guachezeichnung).



daß die Touristen sich weiterhin wie im Shangri La fühlen können.

Ich sprach ihn auf die schönen und ungewöhnlichen Malereien in seiner Wirtsstube an. Er sagte, er hätte sich dafür einen Tibeter geholt, und, dass ihm viel daran liege, das qualitätsvolle Handwerk und die Volkskunst weiterzupflegen. Der Wirt von Machermo bleibt mir als außergewöhnlicher Mann in Erinnerung. Ein Idealist, ein Gründer, ein umsichtiger Denker und jemand, der versucht, nach seinen Möglichkeiten für sein Land und die Menschen, die für ihn arbeiten, nachhaltiges Gutes zu tun.

#### Aufbruch nach Tibet

Zwei Freunde waren von Österreich zu uns nach Kathmandu gekommen. Wir brachen auf nach Tibet, um zum Palung Ri (7012 m), einem Nachbarberg des Cho Oyu, zu reisen.

Die Fahrt nach Tibet begann wie die Konzerttournee einer Musikergruppe in den 60iger Jahren. Der Bus, in dem wir reisten, war bunt geschmückt, glitzernde Fransen, Vorhänge und Zierdecken schaukelten mit uns durch die sonnenbeschienene fruchtbare Landschaft. Wir passierten hinduistische Dörfer, die Frauen dort waren farbenfroh gekleidet in Pink, Rot und strahlendem Gelb.

Wir fuhren an Flüssen vorbei, an Inseln und Badenden – ein Hauch vom Paradies.

Das letzte Dorf vor der tibetischen Grenze, Kodari, ein Straßendorf, ist nicht schön, aber die Menschen hier waren so guter Dinge, gelassen und offenbar auch gut versorgt, daß wir uns sehr wohl und willkommen fühlten.

#### Über die Grenze in eine andere Welt

Von Kodari über die Brücke nach China zu gehen, ist ein Gefühl, als wäre man plötzlich in eine Filmszene versetzt. Man muß hier das Fahrzeug wechseln und auf chinesische Jeeps umsteigen. Die Grenze passiert man mit Trägern zu Fuß. Wir gingen durch einen schmalen Durchlaß im Grenztor Nepals auf die Brücke hinaus. Ausgesetzt im Niemandsland überquert man den Bhote Kosi.

Am anderen Ende der Brücke wurden wir von wächsernen chinesischen Soldatengesichtern empfangen. Sie winkten uns weiter, unsere Körpertemperatur wurde gemessen (wegen SARS), unsere Pässe kontrolliert, und wir wurden über die Grenze ins Land getrieben. Alle schienen furchtbare Eile zu haben. Diese Unruhe und nervöse Hast sollte symptomatisch für China bleiben. Doch immerhin, die Formalitäten waren minimal und unser tibetischer Chauffeur, der uns erwartete, war freundlich und gut gelaunt.

Im direkten Vergleich zu Nepal erschienen uns die Ortschaften grau und dreckig.

Jedes Lager oder Dorf, das wir passierten, hatte den Charme einer Industriezone im Nirgendwo. Zwischendurch waren tibetische Häuser, eingeklemmt zwischen Wohnblocks und Verwaltungsgebäuden.

Die Fassaden sind mit grauem Plastik oder bestenfalls weißen Fliesen verplattet. Protzig, billig, kalt.

Die bunt bemalten Häuser der Tibeter, architektonische Meisterwerke, ducken sich zwischen diesen Monumenten des Kommunismus und sind oft sehr verwahrlost. Die Mutlosigkeit und Armut eines unterdrückten Volkes schien mir wie ein moderner feuchtkalter Hauch aus den kleinen Fenstern zu kriechen.

Dennoch wurden wir sehr freundlich behandelt. Wir wurden weitergereicht, von Rastplatz zu Unterkunft, von Restaurant zu Restaurant. Alles ist verstaatlicht, das Essen vorherbestimmt, aber relativ ordentlich und gut.

Die Fahrt führte uns über den berühmten Paß Lalung La (5050 m). Es war wie das Erreichen des Rands der Welt. Man fährt durch die unendlich scheinende Weite Tibets, durch unzählige Ocker- und Brauntöne, immer sanft ansteigend, immer hinauf, bis zum höchsten Punkt – dahinter ist nichts mehr. Man glaubt, man springe nun direkt in den Himmel hinein.

Wir sprechen nicht, wir steigen aus dem Auto, jeder geht für sich ein Stück in Richtung Horizont. Die Spiritualität, der Charakter der alten Religion, wird mit einem Blick klar. Zum ersten Mal konnte ich erahnen, was Aufschnaiter und Harrer erzählten. Konnte verstehen, daß man hier einfach bleiben will.

Ich hätte gerne mein Zelt aufgeschlagen, einige Wochen an diesem Ort verbracht um in diesem ungewöhnlichen Licht zu malen. Es war, als ob hier eine andere Sonne leuchtete, als sonstwo auf der Welt. Ich fühlte mich wie auf einem anderen Stern.

Aber es ist in Tibet nicht erlaubt, einfach im Irgendwo sein Zelt aufzubauen. Das System ist allgegenwärtig, jeder Schritt ist überwacht und vorgeplant.

Das Zeltlager, von dem aus dann unser Fußmarsch zum Cho Oyu begann, war trostlos wie in einem Kriegsfilm. Kranke, Verwundete, Verzweifelte – keiner hilft ihnen. Kein Arzt, kein Lama, niemand war da, der sich um die Bedürfnisse der Tibeter gekümmert hätte. Sie selbst lethargisch, nicht einmal gegenseitig versuchten sie sich zu helfen. Unverbundene und faulende Wunden, betrunkene Kinder, dazwischen die noch starken jungen Männer, die mit freundlichen Kinderaugen versuchten, uns gläserne Psi-Steine<sup>3</sup> anzudrehen. Aber selbst zum Verkaufen haben sie nichts mehr. Aller Schmuck und die Handwerksarbeiten waren billige chinesische Kopien.

Die vollkommene Apathie eines entwurzelten und unterdrückten Volkes machte mich, trotz der Schönheit der Landschaft und dieses heiligen Lichts, nur traurig.

Als wir nach vielen vielen Schwierigkeiten, Erpressungen und Schmiergeldzahlungen, endlich im Basislager ankamen, freuten wir uns darauf, nun für einige Tage mit der Landschaft alleine zu sein.

Der Cho Oyu hatte wenig Schnee dieses Jahr, seine Ausstrahlung ist fast beängstigend stark: Als handle es sich bei ihm (oder eigentlich ihr – der Göttin des Türkis) um ein Wesen.

Der Cho Oyu hat beigefarbene querlaufende Granitbänder, die fast immer schneefrei sind. Darüberhinaus gibt es ein Loch im

<sup>3</sup>Geschliffene Schmucksteine, deren Herstellung heute nicht mehr bekannt ist. Originale sind nur mehr selten und sehr teuer zu kaufen. Die billigen Imitationen aus China bekommt man jedoch überall angeboten.



Tibetische Häuser  
(Aquarellskizze).

<sup>4</sup>Publiziert in Form einer Erzählung: Rudolf Alexander Mayr, Das Kriegsloch, Auf den Spuren eines Gletschermythos, Panico Verlag, 2000.

Gletscher. Rudi wies mich darauf hin, und wir spekulierten über diese thermische Erscheinung, die eine verblüffende Parallele zum Kriegsloch am Jungfraugletscher darstellt, das Rudi jahrelang erforscht hat.<sup>4</sup> Ich erzählte ihm von meiner Theorie, dass der Himalaja auch deshalb so anziehend ist, und wie ein Jungbrunnen auf die Besucher wirkt, weil er selber immer noch wächst, und, dass ich davon überzeugt bin, dass die enorme Dichte der Erdkruste hier ein besonderes Magnetfeld erzeugt, das man am liebsten nie mehr verlassen möchte.

Ich kramte meine Notizen heraus und las ihm folgende Zitate vor:

*Der sagenumwobene Himalaya, das höchste Gebirgssystem der Erde, mit dem Transhimalaya im Norden und dem Karakorum im Nordwesten, ist nicht nur das beeindruckendste, sondern auch das jüngste Gebirge der Erde. Geologisch gesehen ist es sehr jung. Seine Bildung ist heute noch nicht abgeschlossen, was uns eine noch andauernde Hebung (etwa ein Zentimeter im Jahr, aber ungleichmäßig in Zeit und Raum), sowie Erdbeben erzeugende, noch im Gang befindliche Zusammenschübe beweisen.*

*Im Durchschnitt ist die ozeanische Platte 10 Kilometer, die kontinentale Platte 35 Kilometer dick. Unter Gebirgen ist die Kruste mächtiger, unter dem Himalaya bis zu 75 Kilometer dick. Eine ähnliche Mächtigkeit ist auch unter Tibet gemessen worden.*

aus: Himalaya, Wachsende Berge, Lebendige Mythen, Wandernde Menschen.

Mich beflügelten diese Gedankenspiele. Mein Blick wanderte weiter zum Nangpa La. Verlockend zogen Yakkarawanen über die Gletscher in Richtung Nepal. Alles war so, wie es Tichy in seinem Buch beschrieben hat. Alte Bilder, die mir sehr vertraut erschienen.

Nur das Lager selbst war grauenhaft. Es stank erbärmlich. Der gesamte Boden war vollgesogen mit vermodernden Speiseresten, Yakmist und Fäkalien – so stelle ich mir den Geruch eines Slums in Kalkutta vor.

Die anderen Bergsteigergruppen jedoch fanden alles wunderbar. Das ist der Fluch der Kunst, so dachte ich bei mir, daß die Wahrnehmung geschärft wird, im Guten, aber eben auch im Schlechten. Damit muß man als Künstler leben. Habe Geduld, sagte ich mir, übermorgen gehst du zum Nangpa La hinauf, schaust hinunter nach Nepal und versuchst die Landschaft zu erspüren.

Schon am nächsten Tag wurde das Lager 1 am Palung Ri errichtet. Unsere drei Gipfelstürmer bereiteten ihre Ausrüstung für den Gipfelsturm vor. Ich hatte mir im Eßzelt ein Ateliereck eingerichtet, grundierete Leinwände, und war in fröhlicher Aufbruchstimmung.

Da kam ein Bote vom Camp der Chinesen zu uns herauf. Er übermittelte uns, daß wir im falschen Basislager wären, sofort müsse ein Sherpa hinunterkommen, unser Aufenthalt hier sei illegal. Uns war klar, daß das wieder ein neuer Erpressungsversuch der Chinesen war. Es wurde beratschlagt, mit Kathmandu telefoniert und Rat von den anderen Bergführern eingeholt. Nach einigen Stunden war offensichtlich, wir haben keine Chance, uns gegen diese falsche Anschuldigung zu wehren. Man bot uns an, daß wir in ein anderes Basislager übersiedeln könnten. Verbunden mit 5.000 \$ Bestechungsgeld und weiteren Übersiedlungskosten würden wir dann in einem »Sau-graben« (wie Rudi den Ort bezeichnete) sitzen, von dem aus man keine Aussicht, und einen schlechteren Zugang zum Berg hätte.

Angesichts dieser Ausgeliefertheit beschlossen wir, die Expedition abzubrechen. Das ist kein Bergsteigen, das ist ein Aufenthalt auf einem schlechten, dreckigen und teuren Marktplatz.

Der Rückzug war Dank des Verhandlungsgeschicks unseres Sirdars Dawa relativ problemlos. Die Enttäuschung schlug bei mir rasch in Erleichterung um. Ich wollte hier nur mehr weg. All das Elend, all die Trauer der Tibeter, alle Hoffnungslosigkeit, wie soll ich hier Berglandschaften malen?

Jeder Strich erschiene mir wie eine Lüge.



Am Weg ins Basislager (Öl auf Leinwand).

### Die Welt erscheint nun anders

Zurück in Nepal erschien alles paradiesischer als je zuvor. Die Armut und das Chaos im Land wirkten im Vergleich zu Tibet wie ein pessimistischer Zeitungsbericht, wohl wahr, aber nicht sicht- und nicht spürbar. Die Bauern, der Fleiß, das Lachen, die Energie zu tun und zu verbessern verbreiteten eine so optimistische Stimmung, daß man glauben wollte, Nepal sei unzerstörbar.

Maoistische Anschläge, die kurz vor unserer Durchreise in mehreren Dörfern Spuren der Zerstörung hinterlassen hatten, der Generalstreik, der uns in Kathmandu empfing, Straßensperren und die Angst der Menschen, trübten aber gegen Ende meiner Reise das schöne Bild. Unsere Sherpas, die uns nach Tibet begleitet hatten, waren von den Eindrücken dort noch vollkommen ge-

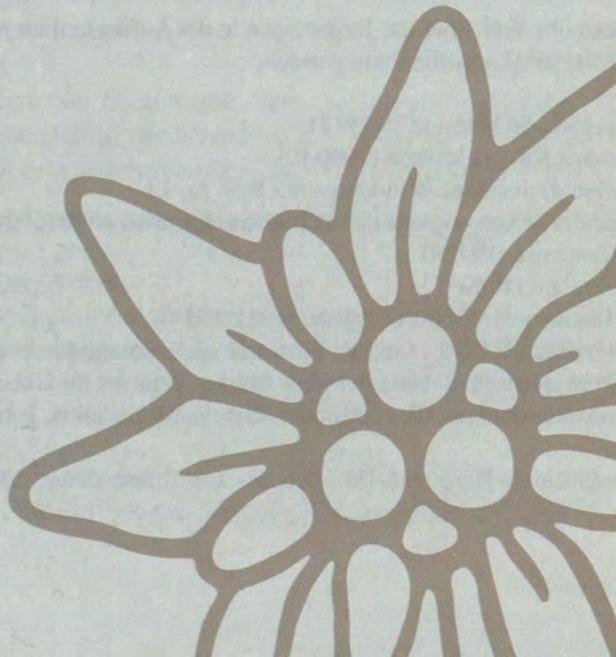
schockt. Scheinbar hatten sie zum ersten Mal realisiert, wie gründlich und rigoros ein kommunistisches System (und jedes totalitäre System) in das Leben eines jeden Einzelnen eingreifen kann.

Immer noch glauben die Menschen in Nepal, daß alles nicht so schlimm sein kann. Daß alles, wie der Monsun, auch wieder vorübergehen wird. Vielleicht haben sie damit ja recht, möglicherweise wird es gerade die Gelassenheit und die Fähigkeit sein, Dinge einfach hinzunehmen, die Nepal vor dem Schlimmsten bewahren wird.

Ich stieg ins Flugzeug mit dem Gefühl der Trauer um Tibet und der Sorge um die Zukunft Nepals. Der Flieger hob ab, ich sah aus dem Fenster, drunten lag Kathmandu wie ein sonnenbeschiedener Traum. Und schon packte mich wieder die Sehnsucht. Dorthin will ich immer wieder zurück.



# ALPINE GESCHICHTE



PETER DANNER  
CHRISTINE KOPP  
CLEMENS M. HUTTER  
CHRISTIAN RAUCH  
STEPHEN VENABLES

# Ärzte, Humanisten, Konquistatoren

## Das Besteigen der Berge in der frühen Neuzeit – 1. Teil

VON PETER DANNER

### Einleitung

Das Ende des Mittelalters und der Beginn der Neuzeit werden in der Regel im Jahr 1492 angesetzt, als Christophorus Kolumbus Amerika (wieder)entdeckte. Im gleichen Jahr fand auf Veranlassung von König Karl VIII. von Frankreich die Besteigung des Mont Aiguille statt, die einen Wendepunkt in der Geschichte des Bergsteigens darstellt. Denn sie wurde mit der Absicht durchgeführt, die Bezwingung des unmöglich Scheinenden zu versuchen, wozu in stärkerem Ausmaß als früher technische Hilfsmittel eingesetzt wurden. Gegenstand dieser Untersuchung ist die Geschichte des Bergsteigens im Zeitraum von 1492 bis 1600<sup>1</sup>, in einer Zeit der Umbrüche, die durch die Reformation und den Humanismus gekennzeichnet ist. Als Folge der geistigen Umwälzungen kam es in Europa zu einer

neuen Sicht der Menschen auf die Welt. Das gesteigerte Interesse an der Natur und die Ausweitung der Kenntnis der Erde durch die topographischen Forschungen in Europa und durch Entdeckungsreisen zu und in anderen Kontinenten hatten auch Auswirkungen auf das Verhältnis der Menschen zu den Bergen.

### Religion

In vielen Kulturen galten die Berge als Wohnsitze der Götter und Orte der Begegnung zwischen Göttern und Menschen<sup>2</sup>. Der Zürcher Theologe und Historiker Josias Simler (1530-1576)<sup>3</sup> fand dafür 1574 folgende Erklärung: »Wo nur immer der Blick über die Erde schweifen mag, trifft er auf Ebenen und Berge. Indessen wirken die letzteren, ohne dass ich es mir zu erklären vermöchte, durch ihre gewaltige Höhe weit



Morgenstimmung am  
Berchtesgadener  
Hochthron.  
Foto: Gunar Streu

eindrücklicher auf unseren Geist und erfüllen uns mit größerer Bewunderung als die ersteren mit den weiten Flächen des platten Landes. So entstand schon bei den ersten Menschen der Gedanke, dass die Höhen wahrhaft geschaffen seien für den Dienst der Götter, weil sie den Sterblichen eine Ehrfurcht ganz ungewöhnlicher Art einflößen.«<sup>4</sup> Der Haller Stadtarzt Hippolyt Guarinoni (1571-1654)<sup>5</sup> bezeichnete die Gebirge als »Zeiger Gottes«, der den Menschen zeigt, wer der Schöpfer ist. »Dann eben mit dem / daß wir das Bürg und die Höhe ansehen / kehren wir weit öfters unsere augen gen Himmel und zu Gott / als auff der Ebne [...]«<sup>6</sup>

Vielfach mussten zur Erreichung von Wallfahrtsorten, die sich in der Ebene befanden, Gebirge überschritten werden. So

führte der Weg vieler Pilger über die Alpen und die Apenninen nach Rom und über die Pyrenäen nach Santiago de Compostela. Der bayrische Hofprediger Jakob Rebus stellte im Jahr 1575 fest: »Bei Pratovecchio (an den Apenninen) fangt das grobe, un-milde Gebirge an, über das der Pilger steigen muß. Was für ein Schnaufen und Rasten es allda gegeben hat, kann jeder erwägen, der das wisse, was es um Bergsteigen für eine sanfte Kurzweil ist.«<sup>7</sup> Ferner überschritten jene, die Totenroteln von Kloster zu Kloster trugen, um den Tod von Klosterangehörigen zu verkünden und zum Gebet aufzurufen<sup>8</sup>, Missionare<sup>9</sup> sowie Bischöfe und Ordensgeistliche auf Visitationsreisen<sup>10</sup> in frommer Absicht Gebirge.

Häufig waren aber auch Gipfel von beträchtlicher Höhe das Ziel von Gläubigen.

<sup>1</sup>Dieser Beitrag ist eine Fortsetzung der Arbeiten des Verf. über das Bergsteigen in der Antike und im Mittelalter, die in den Alpenvereinsjahrbüchern BERG 2000 und BERG 2002 veröffentlicht wurden.

Verwendete Abkürzungen:

ADB Allgemeine Deutsche Biographie. 56 Bde. (1875-1912).  
BBKL Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon (1990 ff.).  
BUAM Biographie universelle (Michaud) ancienne et moderne. 45 Bde. (o. J.).  
Coolidge W. A. B. Coolidge, Josias Simler et Les origines de l'Alpinisme jusqu'en 1600 (1904).  
DBF Dictionnaire de biographie française (1932 ff.).  
DBI Dizionario biografico degli Italiani (1960 ff.).  
HBLS Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz. 7 Bde. (1921-1934).  
HLS Historisches Lexikon der Schweiz (2002 ff.) (ab Bd. 3 dzt. nur im Internet: <http://www.lexhist.ch/>)

Für Übersetzungen aus dem Spanischen und Portugiesischen dankt der Verf. Markus Danner, für Übersetzungen aus dem Polnischen Tatjana Breitwieser, für Literaturhinweise Ismael Arturo Montero García, Milos Salus, Jean-Christophe Sanchez und Bernhard Stalla.

<sup>2</sup>P. Danner in: F. Aspetsberger (Hrsg.), Der Berg. Einige Berg- und Tal-, Lebens- und Todesbahnen (2001) 220.

<sup>3</sup>ADB 34, 355-358.

<sup>4</sup>Josias Simler, De Alpibus Commentarius. Die Alpen. Einleitung, Übersetzung und Erläuterungen von A. Steinitzer (1931) 3.

<sup>5</sup>ADB 10, 83-85; ADB 55, 889.

<sup>6</sup>H. Guarinoni, Die Grewel der Verwüstung Menschlichen Geschlechts (1610) 438 (3. Buch, 9. Kap.).

<sup>7</sup>O. Stolz, Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 59, 1928, 46 Anm. 2.

<sup>8</sup>W. Hauthaler, Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 39, 1899, 213-229; W. Keplinger, Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 102, 1962, 77-90; P. Danner in: Alpenvereinsjahrbuch Berg 2002 (o. J. [2001]) 92.

<sup>9</sup>Ch. de Pedraza (1485-1553), zitiert in: E. Dussel, Die Geschichte der Kirche in Lateinamerika (1988) 90.

<sup>10</sup>Das Chronikon des Konrad Pellikan. Hrsg. v. B. Riggenbach (1877) 46-51.



Der Mosesberg.  
Foto: Peter Danner

Der höchste Wallfahrtsort in Europa war der Gipfel des Rocciamelone (3537 m) in den Grajischen Alpen, auf dem sich im 16. Jahrhundert eine Kapelle befand<sup>11</sup>.

Im Zuge von Pilgerreisen in das Heilige Land wurden häufig der Kreuzberg (688 m) auf Zypern<sup>12</sup>, der Berg Tabor (588 m) und der Berg Karmel (528 m) in Palästina und der Mosesberg (Horeb, Gebel Mûsa, 2285 m) und der Katharinenberg (Gebel Katerin, 2637 m) auf der Halbinsel Sinai von Pilgern bestiegen<sup>13</sup>.

Auf den Bergen Zyperns wurden von den einheimischen Christen auch heidnische Riten wie das Herumtragen eines Steines vollzogen, um Regen zu erbitten<sup>14</sup>.

Die Berge des Sinai wurden auch von

Moslems aufgesucht. Auf dem Gipfel des Mosesberges, zu dem angeblich 7000 Stufen führten<sup>15</sup>, befand sich zu dieser Zeit eine Moschee<sup>16</sup>, und unterhalb des Gipfels wurde der Hufabdruck eines Kamels von Mohammed verehrt<sup>17</sup>.

Noch viel mühsamer als den Aufstieg auf den Mosesberg<sup>18</sup> empfand der böhmische Adelige Christoph Harant (1564-1621)<sup>19</sup> während seiner Orientreise im Jahr 1598 die Besteigung des Katharinenberges: »Derohalben fiengen wir an hinauf zu klettern / zwar erstlich zimlich bequemlich / aber hernach bis auf die Höhe hinauf / ist es auf dem Berg Sinai gefährlich und gehe gewesen / so wars allhie viel ärger [...]. Wann wir von diesen Brünnelein über sich gesehen haben / war es überaus schröcklich / und scheinete es unmöglich zu seyn / sich hinauf zu wagen. Weil aber andere haben hinauf kommen können / lebten wir dennoch der Hoffnung / dass auch wir den Berg ersteigen werden. Derhalben nachdem wir zimlich hoch mit grosser Mühe geklettert seyn / nemlich bis auf eine Spitzen / darauf wir nirgends hin könnten / dann nur wieder hinunter / welches da es dann geschehen / musten wir einen andern Weg suchen: Unterweilen stieg einer mit Huelff und Hinaufrucken der andern hinauf / und hube hernach andere wiederum bey den Händen hinauf zu sich. In Summa / wir hatten keinen so gefährlichen Berg / und dennoch ge-

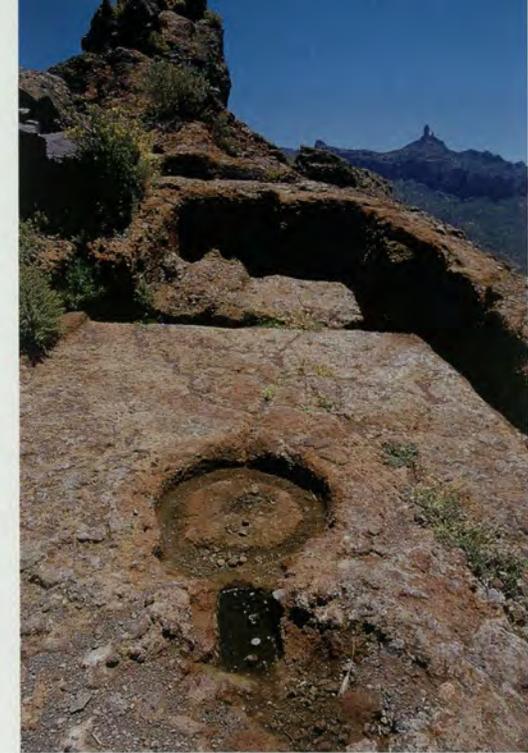
langten wir hernach mit Gottes Hülff ohne Schaden hinauf [...].«<sup>20</sup>

In China pilgerten vor allem buddhistische Mönche und Laien zu heiligen Bergen<sup>21</sup>. In Japan suchten Pilger und die Yamabushis (Bergsoldaten), die Angehörige einer buddhistischen Sekte waren, jährlich heilige Berge auf, zu denen auch der Fujiyama (3776 m) zählte, um Bußübungen durchzuführen, die mehrere Tage lang dauern konnten<sup>22</sup>.

Ein Jesuitenmissionar berichtete 1565: »Es gibt andere auf einem sehr hohen Gebirge, Yenguis genannt; sie dienen als Wahrsager für verlorene Sachen, um herauszubringen, wer sie fortnahm und wo sie sind. [...] Jenes schreckliche Gebirge haben sie als ihren ständigen Wohnsitz; sie ersteigen die höchsten Orte und überschreiten sehr große Abgründe durch die Kunst des Teufels, der sie trägt, als säßen sie zu Pferde.«<sup>23</sup>

In Sri Lanka stiegen Angehörige verschiedener Religionen auf den »Adam's Peak« (2243 m), auf dessen Spitze im Fels ein Fußabdruck sichtbar war, den die Buddhisten auf Buddha, die Hindus auf Shiva, die Moslems auf Adam und die Christen auf den hl. Thomas zurückführten<sup>24</sup>.

Auf den Kanarischen Inseln wurden auf den höchsten Bergen Kulthandlungen



Kultstätte auf dem Roque Bentayga, Gran Canaria.  
Foto: Peter Mertz

durchgeführt<sup>25</sup>. In verschiedenen Kulturen der Neuen Welt wurde Berge aus religiösen Gründen aufgesucht. In Mexiko wurde 1507 auf dem Gipfel des Uixachteatl das alle 52 Jahre stattfindende »Knüpfen der Jahre« vorgenommen und das neue Feuer entzündet<sup>26</sup>. In der Provinz Tlaxcala<sup>27</sup> und in anderen Gegenden Mexikos<sup>28</sup> befanden sich auf Berggipfeln Tempel und Heiligtümer. Auf dem Masaya in Nicaragua wurden den Göttern Menschen durch Hinabstoßen in den Krater geopfert<sup>29</sup>. In Peru wurden auf

<sup>11</sup>[J. de Villamont,] Voyages du Seigneur de Villamont (1609) 8-9 (1. Buch, 3. Kap); Coolidge 266\*.

<sup>12</sup>E. Oberhummer, Das Ausland. Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde 65, 1892, 364-366, 380-383, 394-397, 407-410 (Quellen des 16. Jhs.: S. 397. 407-408).

<sup>13</sup>R. Röhricht, Deutsche Pilgerreisen nach dem heiligen Lande (1900); U. Ganz-Blättler, Andacht und Abenteuer. Berichte europäischer Jerusalem- und Santiago-Pilger (1320-1520). Jakobus-Studien 4 (1990); Danner (2002) (Anm. 8) 92.

<sup>14</sup>E. de Lusignan, Description de tout l'isle de Cypre (1580) 6-7.

<sup>15</sup>Ch. Harant Freiherr von Polschiz und Weseriz auf Pezka, Der Christliche Ulysses / Oder Weit-versuchte Cavallier / Fürgestell In der Denckwürdigen Bereisung So wol deß Heiligen Landes / Als vieler andrer morgenländischer Provinzen / Landschaften / und berühmter Städte [...] (1678) 586 (2. Theil, 11. Kap.); Ven. Georgii Prioris Gemnicensis Ordinis Carthusiani [...] Diarium peregrinationis transmarinae [...], in: B. Pez, Thesaurus anecdotorum novissimus II/III (1725) 496 (Kap. 14). Dagegen: F. F. Suriano, Il trattato di Terra Santa e dell'Oriente. Hrsg. v. P. G. Golubovich (1900) 176-177 (Kap. 127): 800 Stufen.

<sup>16</sup>Harant (Anm. 15) 591; Pez (Anm. 15) 498.

<sup>17</sup>Harant (Anm. 15) 590.

<sup>18</sup>Ebd. 590-594.

<sup>19</sup>BUAM 18, 433-434.

<sup>20</sup>Harant (Anm. 15) 594-595.

<sup>21</sup>T. Brook in: D. Twitchett – F. W. Mote, The Cambridge History of China. Volume 8. The Ming Dynasty, 1368-1644 (1998) 628-630; Y. Chün-Fang in: Twitchett – Mote (Anm. 21) 949-950.

<sup>22</sup>P. G. Schurhammer, Zeitschrift für Missionswissenschaft 12, 1922, 206-228.

<sup>23</sup>Ebda. 213 Anm. 1.

<sup>24</sup>J. de Barros, Ásia. Dos feitos que os Portugueses fizeram no descobrimento e conquista dos mares e terras do Oriente. Terceira década (1563) 19; D. F. Lach, Asia in the Making of Europe. Volume I. The Century of Discovery. Book One (1965) 344.

<sup>25</sup>L. Torriani, Die Kanarischen Inseln und ihre Ureinwohner. Eine unbekannte Bilderhandschrift vom Jahre 1590. Hrsg. v. D. J. Wölfel (1940) 115 (32. Kap.), 199 (67. Kap.).

<sup>26</sup>B. de las Casas, Werkauswahl. Hrsg. v. M. Delado. Bd. 2. Historische und ethnographische Schriften (1995) 458 (Kurze apologetische Geschichte, Kap. 90); G. Vollmer (Hrsg.), Geschichte der Azteken. Codex Aubin und verwandte Dokumente (1981) 26; F. F. Berdan – P. Rieff Anawalt, The Codex Mendoza. Vol. 2 (1992) 5-6.

<sup>27</sup>De las Casas (1995) (Anm. 26) 460-461; J. de Acosta, Das Gold des Kondors. Berichte aus der neuen Welt 1590 und Atlas zur Geschichte ihrer Entdeckung. Hrsg. v. R. Kroboth u. P. H. Meurer (1991) 30-31 (9. Kap.).

<sup>28</sup>De Acosta (Anm. 27) 54-55 (21. Kap.), 60 (23. Kap.).

<sup>29</sup>G. Fernandez de Oviedo, Historia general y natural de las Indias IV. Hrsg. v. J. Perez de Tudela Bueso (1959) 404 (42. Buch, 8. Kap.).



Gipfelkreuz  
Brecherspitze.  
Foto: Horst Heller

Bergen Idole verehrt<sup>30</sup> und Opfer dargebracht<sup>31</sup>. Wie der Bericht von einem auf einem Berggipfel lebendig eingemauerten Mädchen<sup>32</sup> und die Funde von Leichen auf Berggipfeln, von denen mehrere sogar über 6000 m hoch sind<sup>33</sup>, zeigen, wurden auch Menschen geopfert.

Religiös motiviert war auch die Errichtung von Kreuzen auf Bergen, die im Zuge von Entdeckungsreisen vielfach auch Zeichen der politischen Unterwerfung waren<sup>34</sup>. Antonio Pigafetta<sup>35</sup> berichtete, dass während der Weltumseglung Magellans am 31. März 1521 den Königen der Insel Massao (Philippinen) erklärt wurde, »dass das Kreuz auf dem höchsten Punkt der Insel aufgestellt und jeden Morgen angebetet

werden müsse«, worauf zur Tat geschritten wurde: »Am Nachmittag begaben wir uns [...] an Land und stiegen, begleitet von den beiden Königen, auf den Gipfel des höchsten Berges dieser Gegend. Hier richteten wir das Kreuz auf. Noch einmal machte der Generalkapitän die Könige mit den Vorteilen bekannt, die ihnen dieses uns heilige Symbol bringen würde. Wir beteten alle das Kreuz an, und die Könige folgten unserem Beispiel.«<sup>36</sup>

Weniger bekannt ist über die Motive eines gewissen Chuonard, dem es, wie 1571/72 berichtet wurde, als bis damals einzigem gelungen war, den Gipfel des »Pitz Chünard« (Piz Linard, 3411 m) zu erreichen, wo er ein goldenes Kreuz zurückgelassen hatte<sup>37</sup>.

Berge wurden aber nicht nicht nur als Wohnstätten der Götter, sondern auch als Aufenthaltsort des Teufels und Sitz der Hölle angesehen<sup>38</sup>. Berge waren daher auch Kultorte des Teufels, wie die Berichte vom Hexensabbat auf verschiedenen Bergen Europas zeigen<sup>39</sup>. Der Vulkan Masaya in Nicaragua galt als Sitz der Hölle, und der Nutzen für die Bekehrung der Indios diente als Vorwand für die Erforschung des Kraters durch den Dominikaner Blas del Castillo im Jahr 1538<sup>40</sup>. Am 13. April 1538 stellte Blas del Castillo im Krater ein Kreuz auf, mit dem die Götter und der Teufel der Indios gebannt werden sollten<sup>41</sup>. Christliche Beicht-

väter trugen den reuigen Sündern auf, als Buße auf diesen Vulkan zu gehen, um sich durch den Anblick der kochenden Flüssigkeit im Krater die Hölle zu vergegenwärtigen<sup>42</sup>.

#### Bestattung

In vielen Kulturen wurden Berge als Wohnorte der Verstorbenen oder als Sitz des Paradieses angesehen<sup>43</sup>. Vielfach stehen Bestattungen auf Bergen in Zusammenhang mit solchen Vorstellungen.

Die Einwohner von Gran Canaria trockneten und balsamierten Leichen. »Dann wickelten sie sie zum gleichen Zweck in viele gegerbte Felle und lehnten sie innerhalb der Berggrotten an die Wände.«<sup>44</sup> Der Großmogul Babur (1482-1530)<sup>45</sup> berichtete von Grabmälern auf den Bergen Afghanistans<sup>46</sup>. In Mexiko wurden Leichen »ins Gebirge geschafft, um dann dort bestattet zu werden.«<sup>47</sup> Die Mumien der Inka-Herrscher waren nach dem Zeugnis eines ihrer Nachfahren in Häusern auf Bergen aufbewahrt<sup>48</sup>, ihre Eingeweide und Herzen in der ebenfalls auf einem Berg gelegenen Tempelburg Ollantaytambo<sup>49</sup>.

António Tenreiro berichtete über ein Gebirge in der Nähe der syrischen Stadt Hama: »Und als wir die höchste Stelle des genannten Gebirges [...] erreicht hatten,

zeigte man mir die Gräber von Maultier-treibern, die von den Räubern getötet worden waren, weil sie ihre Tragtiere verteidigten.«<sup>50</sup> Hier wurden die Gräber also am Ort des Todes errichtet.

Auf ein anderes Motiv geht der nicht verwirklichte Plan Kaiser Maximilians I. (1493-1519)<sup>51</sup> zurück, eine Grabeskirche inmitten einer Ordensburg der St. Georgsritter, eines Versorgungshauses und einer Schule für Chorknaben »auf einem sehr hohen perg des Saltzburgischen gepirgs«, dem Falkenstein bei St. Wolfgang, errichten zu lassen<sup>52</sup>.



Maximilian I., r.d.  
Kaiser,  
Stich von Viktor Jasper  
nach d. Gemälde v.  
Albrecht Dürer 1519.  
Foto: Bildarchiv ÖNB  
Wien

<sup>30</sup>P. J. de Arriaga, Eure Götter werden getötet. »Ausrottung des Götzendienstes in Peru« (1621) (1992) 23.

<sup>31</sup>De Acosta (Anm. 27) 18-19 (5. Kap.). 30-31 (9. Kap.); B. Cobo, Historia del Nuevo Mundo. Biblioteca de Autores Españoles 92 (1964) 200-204 (13. Buch, 20-21. Kap.). Über Heiligtümer im Hochgebirge: Ch. Vitry, Yachayruna 1, 1997, Nr. 1.

<sup>32</sup>H. Principe, zitiert in: Die Eroberung Perus in Augenzeugenberichten. Hrsg. v. L. u. Th. Engl (1975) 391-392.

<sup>33</sup>M. Rebitsch, Jahrbuch des österreichischen Alpenvereins 1959 (1959) 104-115; Danner (2002) (Anm. 8) 98.

<sup>34</sup>A. Pigafetta, Die erste Reise um die Erde. Ein Augenzeugenbericht von der Weltumseglung Magellans 1519-1522 (1968) 80.

<sup>35</sup>BUAM 33, 297-298.

<sup>36</sup>Pigafetta (Anm. 34) 120-122.

<sup>37</sup>Ulrici Campelli Raetiae alpestris descriptio. Hrsg. v. C. J. Kind. Quellen zur Schweizer Geschichte 7 (1884) 324 (Kap. 40).

<sup>38</sup>Torriani (Anm. 25) 167 (51. Kap.).

<sup>39</sup>F. Joel, De morbis hyperphysicis et rebus magicis [...] cum appendice de ludis lamiarum in Monte Bructerorum quem Blocksberg vocant (1580); L. Thorndike, A History of Magic and Experimental Science. Vol. VI (1941) 525.

<sup>40</sup>Oviedo (Anm. 29) 397. 399 (42. Buch, 5.-6. Kap.). 404 (42. Buch, 8. Kap.).

<sup>41</sup>Ebda. 405. 406 (42. Buch, 9. Kap.).

<sup>42</sup>Ebda. 404 (42. Buch, 8. Kap.).

<sup>43</sup>Danner (2001) (Anm. 2) 220-221. Kolumbus lokalisierte das Paradies auf den Gipfeln der Berge, die man vom Golf von Paria (Venezuela) aus sieht: P. M. von Anghiera, Acht Dekaden über die Neue Welt. Übers. v. H. Klingelhöfer. 1. Bd. (1972) 205 (2. Dekade, 9. Buch, 50. Kap.).

<sup>44</sup>Torriani (Anm. 25) 123 (36. Kap.).

<sup>45</sup>BUAM 2, 553-555.

<sup>46</sup>Z. M. Babur, Die Erinnerungen des ersten Großmoguls von Indien. Das Babur-nama. Übertragen v. W. Stammler (1988) 395. 579.

<sup>47</sup>De Acosta (Anm. 27) 22 (8. Kap.).

<sup>48</sup>Titu Kusi Yupanki, Die Erschütterung der Welt. Ein Inka-König berichtet über den Kampf gegen die Spanier. Hrsg. und übersetzt v. M. Lienhard (1985) 119.

<sup>49</sup>A. Bollinger, So bauten die Inka (1979) 110-114; N. Pevsner – H. Honan – J. Fleming (Hrsg.), Lexikon der Weltarchitektur (31992) 699-700 s. v. Zentralandine Hochkulturen (O. Zerries).

<sup>50</sup>A. Tenreiro, Als Briefkurier durch Persien. Auf dem Landweg von Indien nach Portugal 1523-1529. Übertragen u. hrsg. v. J. Pögl (2002) 209.

<sup>51</sup>ADB 20, 725-736.

<sup>52</sup>H. Dornik-Eger, Albrecht Dürer und die Druckgrafik für Kaiser Maximilian I., in: Schriften der Bibliothek des Österreichischen Museums für Angewandte Kunst 6 (1971) 34; W. Brauneis, Jahrbuch des Oberösterreichischen Museumsvereins

Offenbar sollte durch ein weithin sichtbares Grabmal die Macht des Kaisers auch nach seinem Tod zum Ausdruck gebracht werden.

### Brauchtum

Viele Arten des Brauchtums haben religiöse Wurzeln oder sind mit religiösen Anlässen verbunden. Das gilt auch für viele Feuerbräuche, die von Christen entweder in der Fastenzeit, an kirchlichen Feiertagen oder am Tag der Sommersonnenwende gepflegt wurden. In Mitteleuropa wurden auf Bergen Feuer entzündet, am Feuer wurde gesungen und getanzt, und man ließ Feu-

Sonnwendfeuer an der Kampenwand.  
Foto: A. Strauß



erräder oder Feuerkugeln ins Tal rollen<sup>53</sup>. Sebastian Franck (1499-1542)<sup>54</sup> berichtete über Franken: »Item sy flechten ein alt wagenrad voller strow / tragen es auff ein hohen gehen berg / haben darauft so sy vor kelte moegen bleiben / den gantzen tag ein guoten muot / mit vilerley kurtzweil / singen / springen / dantzen / geradigkeit / und anderer abentheur. Umb die Vesperzeit zinden sy das rad an / unnd lassen es mit vollem lauff in das Thal lauffen / das gleich anzuosehen ist / als ob die Sunn von dem himmel lieff.« In Schottland liefen am Peterstag die Leute mit Fackeln auf die Berge<sup>55</sup>.

Eine andere Form von Brauchtum waren Ringkämpfe auf Bergen. Das erstmals 1518 erwähnte »Hosenrecken« auf dem Hundstein bei Zell am See im Land Salzburg wird bis heute, jetzt »Ranggeln« genannt, am Jakobitag durchgeführt<sup>56</sup>. Ähnliche Ringkämpfe, die »Schwingen«, führte man auf Schweizer Bergen durch<sup>57</sup>.

### Wirtschaft

Während Händler Bergpässe überschritten, drangen Leute vor allem im Zuge land- und forstwirtschaftlicher Tätigkeit und auf der Suche nach Bodenschätzen noch in größere Höhen vor.

Hirten weideten Tiere in vielen Gebirgen der Erde, von den Pyrenäen<sup>58</sup> über die Alpen<sup>59</sup> bis zu den Bergen Afghanistans und Kaschmirs<sup>60</sup>. Auf Bergen wurden Getreide<sup>61</sup>,

Safran<sup>62</sup> und Wein<sup>63</sup> angebaut und Obst geerntet<sup>64</sup>. Es wurden Honig<sup>65</sup>, Wachs<sup>66</sup> und Harz<sup>67</sup> gewonnen. Man suchte Wurzeln und Holz<sup>68</sup>, wobei Drechsler<sup>69</sup>, Fassbinder<sup>70</sup> und Hersteller von Bögen<sup>71</sup> auf bestimmte Holzsorten spezialisiert waren. Auf Bergen wurden Kräuter gepflückt<sup>72</sup>:

»Der Schneeberg und andre Perg mer, Geben wolriechenden Speyk her, Edle Kreuter und Wurtzen mangerlay.«<sup>73</sup>

Besonders der Speik, der vor allem zu Ölen zum Salben des Körpers verarbeitet wurde, war ein begehrtes Handelsgut<sup>74</sup>.

Jäger folgten dem Wild bis in die Gipfelregion<sup>75</sup>. Marx Sittich von Wolkenstein schrieb in seiner »Chronik von Tirol«: »Gamsen und Stainböck hat dises Land vil, inmassen dann solch guete Gelegenheit haben in den hohen Felsen, Schrofen und Steinwänden zu wohnen, werden von den Jägern gar sorchlich und in Gefahr Leibs und Lebens mit grosser Mühe ab den hohen Felsen mit geschoss und andern Waffen gefellt [...]«<sup>76</sup> Neben Wild wurden auch



Vögel gejagt<sup>77</sup>. In Afghanistan verbargen sich die Jäger dabei in steinernen Hütten und richteten Stangen mit einem Netz auf, in dem sich die Vögel verfangen<sup>78</sup>. Während die Jagd für den Adel ein Freizeitvergnügen war, diente sie der ärmeren Bevölkerung zur Beschaffung der notwendigen Nahrung.

Der Bergbau wurde auch in sehr großer Höhe betrieben. Man suchte Gold<sup>79</sup>, andere

Gämse.  
Foto: A. Strauß

121, 1976, 169-178; H. Wiesflecker, Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit. Band IV. Gründung des habsburgischen Weltreiches. Lebensabend und Tod. 1508-1519 (1981) 435-436; E. Scheicher, Jahrbuch des Kunsthistorischen Museums Wien 1, 1999, 103; Salzpurc. Mitteilungen, Berichte, Informationen der »Freunde der Salzburger Geschichte« 91, April 2002, 1.

<sup>53</sup>I. Boemus, *Omnium Gentium mores, leges, et ritus* (1538) 83-84; S. Franck, *Weltbuch: spiegel und bildniß des gantzen erdbodens* (1534) 51-51; H. Freudenthal, *Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch* (1931) 217-354.

<sup>54</sup>ADB 7, 214-219.

<sup>55</sup>Thomas Moresinus, *Papatus seu Depravatae Religionis Origo et Incrementum* (1594) 56.

<sup>56</sup>F. Grieshofer in: G. Kapfhammer, *Brauchtum in den Alpenländern* (1977) 227.

<sup>57</sup>W. Schaufelberger, *Der Wettkampf in der alten Eidgenossenschaft* (1972) 151-153.

<sup>58</sup>Hans Georg Ernstingers *Raisbuch*. Hrsg. v. Ph. A. F. Walther. Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart 135 (1877) 183.

<sup>59</sup>Guarinonius (Anm. 6) 432 (3. Buch, 8. Kap.).

<sup>60</sup>Babur (Anm. 46) 372-375. 686.

<sup>61</sup>Ebd. 372-375 (Afghanistan); C. van Wytfliet in: de Acosta (Anm. 27) 301 (Hispaniola).

<sup>62</sup>Babur (Anm. 46) 686 (Kaschmir).

<sup>63</sup>De Villamont (Anm. 11) 184 (2. Buch, 6. Kap.) (Zypern); Ernstinger (Anm. 58) 276 (Oberitalien).

<sup>64</sup>Ernstinger (Anm. 58) 276 (Oberitalien); D. de Landa, *Bericht aus Yukatan*. Aus dem Spanischen von U. Kunzmann (1993) 169 (Mexiko).

<sup>65</sup>Babur (Anm. 46) 348 (Afghanistan); B. de las Casas, *Kurzgefaßter Bericht von der Verwüstung der Westindischen Länder*. Hrsg. v. H. M. Enzensberger, Deutsch v. D. W. Andrea (1981) 37 (Nicaragua).

<sup>66</sup>De las Casas (1981) (Anm. 65) 37 (Nicaragua).

<sup>67</sup>Von Anghiera (Anm. 43) 66 (1. Dekade, 4. Buch, 21. Kap.) (Hispaniola).

<sup>68</sup>Stolz (1928) (Anm. 7) 34 (Tirol); Babur (Anm. 46) 91-92 (Transoxanien). 360 (Afghanistan).

<sup>69</sup>Stolz (1928) (Anm. 7) 34 (Tirol).

<sup>70</sup>H. A. Schmid, *Die Entzauberung der Welt in der Schweizer Landeskunde*. Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft. Bd. 7 (1942) 84-85.

<sup>71</sup>Stolz (1928) (Anm. 7) 28.

<sup>72</sup>Guarinonius (Anm. 6) 434 (3. Buch, 8. Kap.); Philipp Apians *Topographie von Bayern und bayerische Wappensammlung*. Oberbayrisches Archiv für vaterländische Geschichte 39 (1880) 88; Stolz (1928) (Anm. 7) 28.

<sup>73</sup>G. Rösch, *Tiroler Landesreim* (1558), zitiert in: O. Stolz, *Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins* 58, 1927, 27.

<sup>74</sup>*Semplici dell'eccellente M. Luigi Anguillara* (1561) 23 (Kärnten); P. Pena – M. Lobel, *Stirpium adversaria nova* (1571) 132 (Ligurien); G. Gentner, *Jahrbuch des Vereins zum Schutze der Alpenpflanzen* 4, 1932, 63-75.

<sup>75</sup>Ernstinger (Anm. 58) 276 (Oberitalien); F. de Marchi, *Della architettura militare Libri tre* (1599) 168 (3. Buch, 104. Kap.); Kaiser Maximilian's I. *geheimes Jagdbuch und Von den Zeichen des Hirsches, eine Abhandlung des vierzehnten Jahrhunderts*. Hrsg. v. Th. G. von Karajan (1858) 1-51 (Tirol); Babur (Anm. 46) 572-573 (Afghanistan); Tenreiro (Anm. 50) 58 (Persien).

<sup>76</sup>Stolz (1928) (Anm. 7) 65.

<sup>77</sup>Simler (Anm. 4) 185.

<sup>78</sup>Babur (Anm. 46) 371.

<sup>79</sup>L. Thurneysser zum Thurn, *Pison* (1572) CLXVIII (Arlberg); Torriani (Anm. 25) 89 (Kanaren).



Der Popocatepetl.  
Foto: Norbert Peter  
Feldinger

Metalle<sup>80</sup>, Edelsteine<sup>81</sup> und Bausteine<sup>82</sup>. Auf der Suche nach Gold durchstriefte Alonso de Ojeda (um 1470-1515/16)<sup>83</sup> 1493 Hispaniola: »Zwei Tage lang bahnt sich Ojeda mit vierzig Mann einen Weg durch den Urwald, dann steht er einer Kette hoher Berge gegenüber. Auch sie bilden für ihn kein Hindernis. Er erreicht einen Gipfel, den er, ohne zu zögern, Monte Ojeda nennt.«<sup>84</sup>

Besonders abenteuerlich war der erfolglose Versuch von Blas del Castillo und seinen Gefährten Joan Antón, Joan Sánchez, Pedro Ruiz und Benito Dávila, in den Jahren 1537 bis 1538 im Krater des Vulkans Ma-

saya, in den sie sich mit Hilfe einer Seilwinde in einem Korb hinunterließen, Gold zu gewinnen<sup>85</sup>.

Auch der Farbstoff Malachitgrün<sup>86</sup> und Schwefel, der für die Erzeugung von Schießpulver notwendig war<sup>87</sup>, wurden auf Bergen gewonnen. Hernán Cortes berichtete 1524 über die Beschaffung und Herstellung von Munition: »Und was den Schwefel betrifft, so habe ich bereits einen rauchenden Berg [Popocatepetl] erwähnt, und ein Spanier, der sich an einem oben befestigten Strick siebenzig bis achtzig Klafter in den Krater hinabließ, hat so viel mitgebracht, dass wir uns

bis jetzt damit hinhalten konnten. (Der kühne Spanier hieß Francisco Montaña.)«<sup>88</sup> Ferner wurden Schnee und Eis als Kühlmittel von hohen Bergen in die Ebene gebracht<sup>89</sup>. Schließlich gingen Räuber vor allem an Engpässen ihrem Beruf nach<sup>90</sup>.

#### Politik und Militärwesen

Da Politik häufig mit militärischen Mitteln durchgesetzt, sind die beiden Bereiche nah verwandt. Bei vielen Kriegszügen wurden in allen Kontinenten Gebirge überschritten. Die Alpen wurden mehrfach von den Heeren der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und der französischen Könige überquert. König Karl VIII. von Frankreich (1470-1498)<sup>91</sup> überschritt die Alpen 1494 sogar im Winter<sup>92</sup>. Auch seine Nachfolger Ludwig XII. (1462-1515)<sup>93</sup>, Franz I. (1494-1547)<sup>94</sup> und Heinrich II. (1519-1559)<sup>95</sup> führten Krieg in Italien.

Ein Heer der Graubündner konnte 1499, nachdem es das 2358 m hohe Tellajoch überschritten hatte, an der Calven, bei der Einmündung des Münstertales in den Vintschgau, ein tirolisch-österreichisches Heer besiegen<sup>96</sup>. Kaiserliche Truppen unter Georg von Frundsberg (1473-1528)<sup>97</sup> drangen im November 1526 vom Etschtal bei Trient über das Gebirge »Sarca« ins Chiesetal und in die Poebene ein und überraschten das Heer von Venedig: »Anthoni / Graff zu Lo-

dron / führet den Hauffen einen engen schmalen Steyg drey Teutsche Meil [ca. 24 km] hinauff / uber alle Felsen / daß alle Menschen / einer nach dem andern / wie Gembsen / haben müssen steigen / und niemand mögen reytten / Es sind auch Menschen und Roß verfallen. Das Gebirg war so hoch / daß einem muß grauwesen / wenn er in das Thal sahe. Es muß auch der von Frundsberg hinauff zu fuß steigen / doch haben etwan die Knecht lange Spieß wie Glender neben jm gehalten / Er hat einen starken Knecht in das Goller [Halsstück der Rüstung] gegriffen / der jn gezogen / und einer hinder jm hat jn geschoben / denn er war starck und schwär von Leib.«<sup>98</sup>

In Asien überschritt der Großmogul Babur auf seinen Kriegszügen zahlreiche Pässe<sup>99</sup>.

Bei der Entdeckung und Eroberung Mittel- und Südamerikas überwand die spanischen Konquistatoren viele Gebirge<sup>100</sup>. Im Jahr 1513 überquerte eine spanische Truppe unter Vasco Nuñez de Balboa (um 1475-1517)<sup>101</sup> mit Hilfe einheimischer Führer und Träger Mittelamerika vom Atlantik zum Pazifik<sup>102</sup>. Der Zeitgenosse Peter Martyr von Anghiera (1455-1526)<sup>103</sup> war sich nicht sicher, ob Balboa dieses Unternehmen aus angeborenem Tatendrang oder aus Angst, ein anderer könne ihm zuvorkommen, unternommen hatte<sup>104</sup>. »Am 26. Sep-

<sup>80</sup>Torriani (Anm. 25) 89 (Kanaren); von Anghiera (Anm. 43) 66 (1. Dekade, 4. Buch, 21. Kap.); 299. 301-302 (3. Dekade, 8. Buch, 44. 46.-47. Kap.) (Hispaniola).

<sup>81</sup>Babur (Anm. 46) 91-92 (Transoxanien); [S.] Purchas[,] His Pilgrimes. The Fourth Part (1625) 1271 (Südamerika).

<sup>82</sup>Babur (Anm. 46) 180 (Transoxanien).

<sup>83</sup>BUAM 19, 527-532.

<sup>84</sup>Paradies und Hölle (Nach den den Berichten des Diego Alvarez Chanca und des Michele de Cuneo), in: Ch. Columbus, Das Bordbuch 1492. Leben und Fahrten des Entdeckers der Neuen Welt in Dokumenten und Aufzeichnungen. Hrsg. u. bearb. v. R. Grün (1970) 163.

<sup>85</sup>Oviedo (Anm. 29) 398-413 (42. Buch, 6.-10. Kap.); F. López de Gómara, Historia general de las Indias. Primera Parte (1965) 351-352; van Wytfliets (Anm. 61) 291.

<sup>86</sup>Von Anghiera (Anm. 43) 66 (1. Dekade, 4. Buch, 21. Kap.) (Hispaniola).

<sup>87</sup>Oviedo (Anm. 29) 392 (42. Buch, 5. Kap.).

<sup>88</sup>H. Cortes, Die Eroberung Mexikos. Eigenhändige Berichte an Kaiser Karl V. 1520-1524. Neu hrsg. v. H. Homann (1975) 265-266 (Brief v. 15. 10. 1524, 7. Kap.).

<sup>89</sup>Tenreiro (Anm. 50) 89 (Persien); P. Belon, Les observations de plusieurs singularitez & choses memorables, trouvées en Grece, Asie, Iudée, Egypte, Arabie, & autres pays etranges (1555) 336 (3. Buch, 22. Kap.) (Türkei); F. Junginger, Leonhard Rauwolf – ein schwäbischer Arzt, Botaniker und Entdeckungsreisender des 16. Jahrhunderts (1969) 126 (Libanon); Babur (Anm. 46) 362 (Kabul).

<sup>90</sup>Tenreiro (Anm. 50) 209 (Syrien).

<sup>91</sup>BUAM 7, 539-541.

<sup>92</sup>Lexikon des Mittelalters V (1991) 980 s. v. Karl VIII. (Y. Labande-Mailfert).

<sup>93</sup>BUAM 25, 181-186.

<sup>94</sup>BUAM 14, 648-656.

<sup>95</sup>BUAM 19, 140-142.

<sup>96</sup>Stolz (1928) (Anm. 7) 40.

<sup>97</sup>ADB 8, 154-159.

<sup>98</sup>[A. Reißner,] Historia Herrn Georgen Unnd Herrn Casparn von Frundsberg (1572) 87 (4. Buch).

<sup>99</sup>Babur (Anm. 46) 245-247. 339-340. 380. 383. 388. 465. 490-492. 494. 535. 577-578.

<sup>100</sup>Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Bernal Diaz del Castillo oder Wahrhafte Geschichte der Eroberung von Neuspanien (Mexiko). Hrsg. v. G. A. Narciß (1965) 150. 157. 389-390; Lust an der Geschichte: Amerika. Die Entdeckung und Entstehung einer neuen Welt. Ein Lesebuch. Hrsg. v. W. Behringer (1992) 220-221. 239.

<sup>101</sup>BUAM 2, 666.

<sup>102</sup>Von Anghiera (Anm. 43) 217-223 (3. Dekade, 1. Buch, 1 Kap.).

<sup>103</sup>BUAM 1, 697-698.

<sup>104</sup>Von Anghiera (Anm. 43) 217.

tember wurden ihm von den quarequani- schen Führern die hohen Bergspitzen ge- zeigt, von denen aus man das andere Meer sehen konnte. Mit angespannten Blicken hielt Balboa Ausschau. Er ließ seine Kolonne halten, ging selbst voraus und erreichte als erster den Gipfel. Zur Erde niederknien und die Hände zum Himmel erhebend, begrüßte er das Südmeer.«<sup>105</sup>

In vielen Gegenden wurden Burgen<sup>106</sup>, Befestigungsanlagen<sup>107</sup>, Wachposten<sup>108</sup> und Lager<sup>109</sup> auf Bergen errichtet. Unterlegene Gegner zogen sich auf Berge zurück<sup>110</sup>, wobei ihnen häufig die Verfolger nachrückten. Es gab viele Kämpfe zwischen den Verteidigern von auf Bergen errichteten Siedlungen, Burgen und Befestigungen<sup>111</sup> sowie von Pässen<sup>112</sup> und den anstürmenden Feinden. Dabei wurden die Gegner auch in die Tiefe geschleudert<sup>113</sup>.

Berge dienten ferner als Signalstationen für Schüsse, Fahnen<sup>114</sup>, Warnfeuer<sup>115</sup> und Rauchzeichen<sup>116</sup> und als Aussichtswarte zur Beobachtung von Schlachten<sup>117</sup>. Schließlich wurden auf Bergen Hoheitszeichen errichtet, die eine Besitznahme dokumentierten.

Antonio Pigafetta schrieb über eine Begebenheit während der Weltumsegelung Magellans in Patagonien: »Wir errichteten auf dem Gipfel eines nahegelegenen Berges, dem wir den Namen Monte Christo gaben, ein Kreuz und ergriffen von diesem Lande im Namen des Königs von Spanien Besitz.«<sup>118</sup> Ähnliche Gesten der Unterwerfung waren die Aufstellungen von Kreuzen auf niedrigeren Bergen der Karibik<sup>119</sup> und auf dem höchsten Berg von Massao auf den Philippinen<sup>120</sup>.

Gleichzeitig Zeichen der Unterwerfung und Mahnmahl war eine »Pyramide aus den Köpfen der Ungläubigen«, die Babur auf einem Berg nahe der eroberten Festung Tschandiri in Indien errichten ließ<sup>121</sup>.

Friedlicheren Charakter hatten Denkmäler, die der Selbstdarstellung von Herrschern dienten. Zu Ehren des osmanischen Sultans Selim I. (1467-1520)<sup>122</sup>, der einen Weg durch das Gebirge von Akaba bahnen lassen hatte, wurde eine »steinerne Säule [...] mit türkischen Schriftzeichen« errichtet.<sup>123</sup> Der Großmogul Babur ließ 1507/08 auf einem Pass in Afghanistan das Datum sei-

nes Übergangs einmeißeln<sup>124</sup>. Auf dem Brennerpass hielt eine Tafel mit einer Reliefdarstellung die Begegnung von Kaiser Karl V. (1550-1558)<sup>125</sup> mit seinem Bruder Ferdinand (1503-1564)<sup>126</sup>, dem König von Ungarn und Böhmen, im Jahr 1530 fest<sup>127</sup>. Der Berg Chapultepec in Mexiko war mit Reliefs der Aztekenherrscher Axayácatl (reg. 1469-1481)<sup>128</sup> und seines Sohnes Montezuma II. (1466-1520)<sup>129</sup> geschmückt, die der Hauptstadt Tenochtitlan zugewandt waren<sup>130</sup>.

Kaziken (Häuptlinge) in Nicaragua stiegen, nachdem sie Menschenopfer dargebracht hatten, auf den Masaya in Nicaragua, wo sie sich mit einer alten nackten Frau über Krieg und Waffenstillstand berieten und sich von ihr die Zukunft vorhersagen ließen<sup>131</sup>. Die Indios brachten dieser Frau Gefäße mit Speisen und Getränken dar, um sie bei Erdbeben und Unwettern zu besänftigen<sup>132</sup>.

#### Wohnen

In vielen Gegenden der Erde wurden Berge bewohnt, was vor allem mit der besseren Möglichkeit des Schutzes zu erklären ist. Burgen und befestigte Höhensiedlungen<sup>133</sup> waren gut zu verteidigen, hatten aber auch ihre Tücken, wie Babur überlieferte: »Wie schon gesagt, lag die Festung von Akhsi auf einem steilen Felsen, und einige Gebäude standen auf seiner äußersten



Sacra di San Michele.  
Foto: Thomas Rettstatt

Spitze. [Am 8. Juni 1494] begab es sich nun, dass Umar Schykh Mirza zusammen mit seinen Tauben und dem Taubenschlag in den Abgrund stürzte [...].«<sup>134</sup>

In Abessinien waren die Verwandten des Kaisers zu ihrem Schutz auf einem Berg interniert<sup>135</sup>. António Tenreiro berichtete über die Kurden: »Sie [...] pflegen sich ausschließlich in menschenleeren Gebirgsgegenden niederzulassen, da sie nicht dulden wollen, dass jemand über sie herrsche.«<sup>136</sup> Herrscher errichteten die Residenzen auf Bergen, einerseits um die Macht über die Untertanen zum Ausdruck zu bringen, andererseits um vor ihnen geschützt zu sein<sup>137</sup>.

<sup>105</sup>Ebda. 221.

<sup>106</sup>De Lusignan (Anm. 14) 35-36 (Zypern); Babur (Anm. 46) 93. 229 (Transoxanien). 804. 806 (Indien).

<sup>107</sup>Torriani (Anm. 25) 85 (Kap. 12) (Kanaren).

<sup>108</sup>De Lusignan (Anm. 14) 82. 218; Torriani (Anm. 25) 86 (12. Kap.) (Kanaren)

<sup>109</sup>Yupanki (Anm. 48) 97 (Peru);

<sup>110</sup>Babur (Anm. 46) 163-164. 296 (Transoxanien). 389. 417 (Afghanistan); Cortes (Anm. 88) 164 (Mexiko); Castillo (Anm. 100) 394. 422. 702 (Mexiko); de las Casas (1981) (Anm. 65) 14. 16 (Hispaniola). 28-29 (Kuba). 51-52 (Guatemala). 86-87 (Venezuela). 107-109; Sir Francis Drake, Pirat im Dienst der Queen. Berichte / Dokumente und Zeugnisse des Seehelden und seiner Zeitgenossen 1567 und 1596. Hrsg. v. J. Hampden. Übertragen v. G. Thimm (1977) 102 (Kolumbien). 194 (Kapverdische Inseln); de Acosta (Anm. 27) 117 (Peru).

<sup>111</sup>Castillo (Anm. 100) 430-431 (Mexiko); Yupanki (Anm. 48) 103-104 (Peru).

<sup>112</sup>Babur (Anm. 46) 490-492 (Afghanistan); 532-533 (Indien).

<sup>113</sup>De las Casas (1981) (Anm. 65) 109; Yupanki (Anm. 48) 124 (Peru); Behringer (Anm. 100) 304 (Peru).

<sup>114</sup>W. Pirckheimer, Der Schweizerkrieg. Hrsg. v. W. Schiel (1988) 120.

<sup>115</sup>C. Fräss-Ehrfeld, Geschichte Kärntens. Bd. 2 – Die ständische Epoche (1994) 250 (Kärnten).

<sup>116</sup>Castillo (Anm. 100) 468 (Mexiko).

<sup>117</sup>Die Entdeckung von Peru. 1526-1712. Die Eroberung des Inkareiches durch Pizarro und andere Conquistatoren. Die Augenzeugenberichte von Delso Gargia, Gaspar de Carvajal, Samuel Fritz. Hrsg. v. E. Grün. Bearbeitet v. E. Bartsch (1996) 109 (Peru).

<sup>118</sup>Pigafetta (Anm. 34) 80.

<sup>119</sup>Columbus (Anm. 84) 154-155.

<sup>120</sup>Pigafetta (Anm. 34) 120-122.

<sup>121</sup>Babur (Anm. 46) 808.

<sup>122</sup>BUAM 39, 15-16.

<sup>123</sup>J. Wild. Reysbeschreibung eines Gefangenen Christen. Anno 1604. Hrsg. v. G. A. Narciß. Bearb. v. K. Těply (1964) 107 (Nr. 2, 11).

<sup>124</sup>Babur (Anm. 46) 535.

<sup>125</sup>ADB 15, 169-206.

<sup>126</sup>ADB 6, 632-644.

<sup>127</sup>Journal du Voyage de Michel Montaigne en Italie, Par la Suisse & l'Allemagne en 1580 & 1581. 1. Bd. (1775) 122 ; G. Hanke (Hrsg.), Die großen Alpenpässe. Reiseberichte aus neun Jahrhunderten (1967) 17.

<sup>128</sup>BUAM 2, 520.

<sup>129</sup>BUAM 29, 101-104.

<sup>130</sup>A. von Humboldt, Die Wiederentdeckung der Neuen Welt. Hrsg. und eingeleitet v. P. K. Schäfer (1992) 393.

<sup>131</sup>Oviedo (Anm. 29) 397-398 (42. Buch, 5. Kap.).

<sup>132</sup>Ebda. 398 (42. Buch, 5. Kap.).

<sup>133</sup>S. Anm. 106.

<sup>134</sup>Babur (Anm. 46) 93.

<sup>135</sup>Harant (Anm. 15) 864; [S.] Purchas [,] His Pilgrimes. The Second Part (1625) 1064-1067.

<sup>136</sup>Tenreiro (Anm. 50) 109.

<sup>137</sup>Babur (Anm. 46) 86 (Transoxanien). 521 (Afghanistan). 817 (Indien).

oder sich ihnen zu entziehen. Über den Inkaherrscher Manko Inka (reg. 1533-1537, +1544)<sup>138</sup> wurde berichtet: »Von dem Streifzug zurückgekehrt, zog sich der Kazike drei Tage zum Fasten in ein Haus auf einem Berge zurück, das sein Vater gebaut hatte.«<sup>139</sup>

Einsiedelei.  
Foto: Thomas Rettstatt



Aus Furcht vor der von Astrologen für die Jahre 1524 oder 1525 angekündigten Sintflut wurden ebenfalls Berge aufgesucht<sup>140</sup>. Der in Wien lehrende Mediziner und Mathematiker Georg Tannstetter (Collimitius) (1482-1535)<sup>141</sup> berichtete, dass einige Leute ihren Grundbesitz verkauften, weil das Geld leichter auf die Berge zu transportieren war<sup>142</sup>.

Angeblich floh Kurfürst Joachim I. von Brandenburg (1484-1535)<sup>143</sup> aus dem gleichen Grund zusammen mit seiner Gemahlin Elisabeth am 15. Juli 1525

auf einen Berg, kehrte aber am Nachmittag wieder zurück, als kein Anzeichen von Regen zu bemerken war<sup>144</sup>.

Mönche und Einsiedler zogen sich in auf großer Höhe gelegene Klöster und Einsiedeleien zurück, um das Leben fern von den Menschen dem Dienst von Gottheiten zu weihen<sup>145</sup>.

### Forschung

Viele Berge wurden im Zuge wissenschaftlicher Forschungen bestiegen, was den Forschern, wie etliche Berichte bezeugen, vielfach auch großes Vergnügen bereitete. Der Arzt Hippolyt Guarinoni hielt das Gebirge für den »rechten Platz« für Vertreter aller wissenschaftlicher Disziplinen: für die Theologen, weil die Schätze der Natur die Allmacht Gottes zum Ausdruck bringen, für die Philosophen wegen der Abfolge der Jahreszeiten und der meteorologischen Phänomene, für die Mediziner wegen der Heilkräuter und für die Juristen, weil die Berge ein Vorbild an Standhaftigkeit sind<sup>146</sup>.

### Botanik

Die Pflanzenwelt der Berge zog das Interesse vieler Botaniker auf sich. Der aus Italien stammende Humanist Julius Caesar Scaliger (1484-1558)<sup>147</sup>, unternahm botanische Forschungen in den Pyrenäen<sup>148</sup>. 1540 bestieg er den Pic du Midi de Bigorre

(2872 m)<sup>149</sup>. Der französische Naturforscher und Philosoph Jean du Choul<sup>150</sup> ging in seiner in der Mitte des 16. Jahrhunderts verfassten Beschreibung des Mont Pilat (1434 m) im nördlichen Teil der Cevennen, 40 km südlich von Lyon, auf die Flora dieses Berges ein<sup>151</sup>.

Guillaume Rondelet (1507-1566)<sup>152</sup>, der Professor für Medizin an der Universität von Montpellier war und in den Bereichen der Medizin, Zoologie und Botanik forschte, suchte in den Bergen der Umgebung von Montpellier, in den Cevennen und Pyrenäen nach Pflanzen<sup>153</sup>. Zu seinen Schülern zählten u. a. Charles de l'Ecluse (Carolus Clusius, 1526-1609)<sup>154</sup>, Leonhart Rauwolf (1535-1596)<sup>155</sup>, Johannes Bauhin (1541-1613)<sup>156</sup>, Pierre Pena (1535-1605)<sup>157</sup>, Matthias de Lobel (1538-1616)<sup>158</sup>, Konrad Gesner (1516-1565)<sup>159</sup> und Pierre Belon (1518-1564)<sup>160</sup>. Matthias de Lobel sammelte zusammen mit sei-



nem Freund Pierre Pena in den Bergen der Provence und in den Cevennen Pflanzen.

Der Basler Arzt und Professor für Anatomie und Botanik Thomas Platter (1574-1628)<sup>161</sup> botanisierte während seines Studienaufenthaltes in Montpellier in den Jahren von 1595 bis 1598 auf Bergen der Umgebung, z. B. auf dem Mont Saint-Claire bei Sète (»Berg Seti«)<sup>162</sup> und dem Cap d'Agde<sup>163</sup>. Mit dem Basler Arzt und Botaniker Johann Heinrich Cherler (um 1570 bis um 1610)<sup>164</sup>, dem aus Blois stammenden Botaniker und Arzt Paul Reneaulme (um 1560-1624)<sup>165</sup> und Jean Bernier aus der Auvergne<sup>166</sup> bestieg er den Mont Aigoual (1567 m) in den Cevennen<sup>167</sup>, auf dem – neben weiteren Bergen dieses Gebirges wie dem Mont Saint-Loup und dem Mont l'Espérou – bereits Clusius, Pena und de Lobel Pflanzen gesucht hatten<sup>168</sup>. Zusammen mit Lukas Justus und einem 15jährigen Diener besuchte

Hippolyt Guarinonius, Bildnis, Gemälde von Hieronymus van Kessel, wiedergegeben im Stich von Raphael Sadeler d. J. 1609. Foto: Bildarchiv ÖNB Wien

<sup>138</sup>BUAM 26, 318.

<sup>139</sup>P. Sancho de la Hoz, zitiert in: Behringer (Anm. 100) 233.

<sup>140</sup>L. Thorndike, A. History of Magic and Experimental Science. Vol. V (1941) 193. 202. 221-222.

<sup>141</sup>ADB 37, 388-389.

<sup>142</sup>Georgius Tannstetter, Buechlen der leut hart fürgenomene verwirnung, so sy aus etlicher dy sich für Astronomos ausgeben, vorsagung, von ainem kunfftigen Synfluß und andern gräulichen vällen aufs xxiiiij jar gefasst, abzuwenden (1523) Vorrede.

<sup>143</sup>ADB 14, 71-78; BBKL 3, 107-110.

<sup>144</sup>Thorndike (Vol. V) (Anm. 140) 202.

<sup>145</sup>Schurhammer (Anm. 22) 206-228 (Japan); Schmid (Anm. 70) 84 (Schweiz).

<sup>146</sup>Guarinonius (Anm. 6) 1205 (6. Buch, 14. Kap.).

<sup>147</sup>BUAM 38, 194-196.

<sup>148</sup>BUAM 38, 195.

<sup>149</sup>J.-Ch. Sanchez, Les élites culturelles à Bagnères-de-Bigorre. Diplomarbeit Toulouse 1992. <http://pedagogie.ac-toulouse.fr/histgeo/monog/picmidi/pic2.htm>.

<sup>150</sup>DBF 1, 1256.

<sup>151</sup>I. du Choul, Pilati montis in Gallia descriptio, in: C. Gesner, De rarioribus et admirandis herbis, quae sive quod noctu luceant [...] (1555) 68-75, bes. 74-75.

<sup>152</sup>BUAM 36, 424-426.

<sup>153</sup><http://perso.wanadoo.fr/laure.gigou/pages/histmus/mus02.htm>.

<sup>154</sup>E. H. F. Meyer, Geschichte der Botanik, Studien. Vierter Band (1857) 350-358 § 48; ADB 4, 349-351.

<sup>155</sup>ADB 27, 462-465.

<sup>156</sup>ADB 2, 149-151; HBLS 2, 49; HLS 2, 96.

<sup>157</sup>BUAM 32, 422.

<sup>158</sup>BUAM 35, 4-5.

<sup>159</sup>Meyer (Anm. 154) 322-334 § 45; ADB 9, 107-120; HBLS 3, 498-499; BBKL 15, 635-650.

<sup>160</sup>BUAM 3, 601-602; DBF 5, 1382-1383.

<sup>161</sup>ADB 26, 267.

<sup>162</sup>Th. Platter d. J., Beschreibung der Reisen durch Frankreich, Spanien, England und die Niederlande 1595-1600. Hrsg. v. R. Reiser I. Teil (1968) 88. 210.

<sup>163</sup>Ebda. 156.

<sup>164</sup>HBLS 2, 378; BUAM 8, 91-92; Platter (Anm. 162) 154 Anm. 1.

<sup>165</sup>Platter (Anm. 162) 158 Anm. 4.

<sup>166</sup>Ebda. 158 Anm. 5.

<sup>167</sup>Ebda. 157-164.

<sup>168</sup>Ebda. 157-158 Anm. 3; 159.



Mt. Ventoux.  
Foto: Thomas Rettstatt

Platter den Mont Ventoux (1912 m)<sup>169</sup>. Auf diesem Berg forschte auch sein früherer Begleiter Reneaulme<sup>170</sup>. Cherler botanisierte ferner in den Alpen, u. a. auf dem St. Gotthard (2092 m)<sup>171</sup>.

1551 unternahm Ulisse Aldrovandi (1522-1605)<sup>172</sup>, der damals Student der Philosophie und Medizin in Bologna war, seine erste botanische Exkursion, um ein Herbar anzulegen. Wahrscheinlich machte er in diesem Jahr die Bekanntschaft von Luca Ghini (1490-1556)<sup>173</sup>, dem Professor für Botanik an

der Universität Pisa, mit dem er im folgenden Jahr in den Apenninen forschte<sup>174</sup>. 1553 war Aldrovandi wieder in den Apenninen unterwegs, wo er sich nicht nur mit Pflanzen, sondern auch mit Tieren und Mineralien beschäftigte<sup>175</sup>. Darüber hinaus bestieg er in diesen Jahren Berge in den Marken<sup>176</sup>. 1554 unternahm er zusammen mit Luigi Anguillara (eigentlich Luigi Squalermo, der sich nach seinem Geburtsort benannte) (um 1512-1570)<sup>177</sup>, dem Aufseher des öffentlichen Gartens von Padua, mit dem aus Belluno stammenden Botaniker Agostino Alpago<sup>178</sup> aus Belluno und mit weiteren Pflanzenfreunden unter der Führung des Apothekers Francesco Calzolari (1522-1609)<sup>179</sup> aus Verona eine Exkursion auf den Monte Baldo (2218 m)<sup>180</sup>. Von Aldrovandi, der seit 1561 in Bologna einen Lehrstuhl für Naturphilosophie innehatte, sind mehrere handschriftliche Pflanzenkataloge vom Monte Baldo erhalten<sup>181</sup>. Calzolari veröffentlichte 1566 einen Bericht über eine mit mehreren Begleitern ausgeführte Erkundung des Monte Baldo<sup>182</sup>, in dem neben Aldrovandi und Anguillara weitere Forscher aufgezählt sind, die den Monte Baldo besucht hatten: Antonio Tolomei, Giulio Moderato, Girolamo Lippomani, Domenico Montesoro, Girolamo Giuliano, Ludovico Fumanello, Giacomo Moscaiglia, Francesco Genaro und Gi-

<sup>169</sup>Ebda. 246-248.

<sup>170</sup>Ebda. 148 Anm. 4.

<sup>171</sup>BUAM 8, 92.

<sup>172</sup>DBI 2, 118-124.

<sup>173</sup>DBI 53, 767-771.

<sup>174</sup>L. Frati, *Intorno alla vita e alle opere di Ulisse Aldrovandi* (1907); H. Fischer, *Jahrbuch des Vereins zum Schutze der Alpenpflanzen* 4, 1932, 79; DBI 2, 119.

<sup>175</sup>Frati (Anm. 174); DBI 2, 119.

<sup>176</sup>L. Fantuzzi, *Memorie della vita di Ulisse Aldrovandi* (1774) 18.

<sup>177</sup>Meyer (Anm. 154) 378-383 § 51.

<sup>178</sup>L. Alpago-Novello, *Archivio storico di Belluno, Feltre e Cadore* 9, 1937, 841-849; 12, 1940, 1229-1231; DBI 2, 525: gelegentlich verwechselt mit Andrea Alpago.

<sup>179</sup>DBI 17, 65-67.

<sup>180</sup>Fantuzzi (Anm. 176) 17 (hier in das Jahr 1551 datiert); M. Cermenati, *Atti del Reale Istituto Veneto die scienze, lettere ed arti* 69, 1909-1910, 2. Teil, 947. 959 Anm. 37.

<sup>181</sup>Catalogo dei manoscritti di Ulisse Aldrovandi. Hrsg. v. L. Frati – A. Ghigi – A. Sorbelli (1907) 113 Nr. 136, 2; 136 Nr. 136, 13; 143 Nr. 136, 18; 172 Nr. 137, 1; 193 Nr. 143, 9.

<sup>182</sup>F. Calzolari, *Il Viaggio di Monte Baldo, della magnifica città di Verona* (1566).

rolamo Fracastoro (1476/78-1553)<sup>183</sup>, ein Veroneser Arzt, Philosoph, Astronom und Dichter<sup>184</sup>.

Die Begleiter Aldrovandis auf seinen Exkursionen, Luca Ghini<sup>185</sup>, Agostino Alpago<sup>186</sup> und Luigi Anguillara<sup>187</sup> bestiegen auch weitere Berge Italiens zu botanischen Forschungen. Ghini suchte in den Apenninen, den Alpe di Monte Frigatese und auf der Insel Elba nach Pflanzen<sup>188</sup>. Anguillara durchwanderte darüber hinaus die Schweiz, Südfrankreich, die Balkanhalbinsel, Korfu, Kreta und Zypern<sup>189</sup>. Bartolomeo Maranta (1500-1571)<sup>190</sup> forschte in den Bergen in der Umgebung Pisas nach Pflanzen<sup>191</sup>. Andrea Cesalpino (1519-1603)<sup>192</sup>, der seit 1555 Professor für Medizin und Leiter des botanischen Gartens in Pisa war und 1592 zum päpstlichen Hausarzt ernannt wurde, durchstreifte die Gebirge von der Toscana bis zu den Marken zur Erforschung von Pflanzen und Fossilien<sup>193</sup>.

Der Arzt und Botaniker Pietro Andrea Matthioli (1500-1577)<sup>194</sup>, der Verfasser des erfolgreichsten Kräuterbuchs seiner Zeit war, unternahm in den Jahren von 1527-1553 vor allem von Trient und Görz aus Exkursionen in die Berge, um Pflanzen zu erforschen<sup>195</sup>. Er botanisierte aber auch im Rie-

<sup>183</sup>DBI 49, 543-548.

<sup>184</sup>Calzolari (Anm. 182) 15.

<sup>185</sup>DBI 53, 769.

<sup>186</sup>S. Anm. 178.

<sup>187</sup>Anguillara (Anm. 74) 175. 181. 292. 293; DBI 53, 769.

<sup>188</sup>DBI 53, 769.

<sup>189</sup>Meyer (Anm. 154) 379.

<sup>190</sup>BUAM 26, 414.

<sup>191</sup>B. Maranta, *Della Theriaca et del Mitridato* (1572) 258.

<sup>192</sup>DBI 24 (1980) 122-125.

<sup>193</sup>DBI 24 (1980) 123; R. E. G. Pichi Sermolli, *Contributo alla storia della botanica in Toscana. Precursori dell'esplorazione floristica delle Alpi Apuane* (1999).

<sup>194</sup>Meyer (Anm. 154) 366-378 § 50; H. Kühnel, *Mitteilungen des österreichischen Staatsarchivs* 15, 1962, 63-92.

<sup>195</sup>P. A. Matthioli, *Il Dioscoride* (1548) 84-85; ders., *Commentarii secondo aucti, in libros sex Pedacii Dioscorides Anazarbei de medica materia* (1558) 78 (zum 1. Buch, 74. Kap.) (Nonstal, Fleimstal, Monte Roen); Fischer (1932) (Anm. 174) 80.

<sup>196</sup>J. Wozniakowski, *Die Wildnis. Zur Deutungsgeschichte des Berges in der europäischen Neuzeit* (1987) 219.

<sup>197</sup>Fischer (1932) (Anm. 174) 79

<sup>198</sup>Monte Baldo descritto da Giovanni Pona (1617); A. Kerner, *Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins* 6, 1875, 41-42; Coolidge XLVI-XLVII.

<sup>199</sup>C. Argenti, *La Botanica a Belluno – L'esplorazione floristica die monti di Belluno* (1993).



Ulisse Aldrovandi, Stich von Nicolas de Larmessin.  
Foto: Bildarchiv ÖNB Wien

sengebirge<sup>196</sup> und auf dem Monte Baldo<sup>197</sup>. Letzteren bestieg Giovanni Pona (1565-1630) zwischen 1580 und 1590 mehrmals auf der Suche nach Pflanzen<sup>198</sup>. Er suchte aber auch die Berge um Belluno zu Forschungszwecken auf<sup>199</sup>.

Der Züricher Arzt, Naturforscher, Polyhistor und Theologe Konrad Gesner unternahm naturkundliche Exkursionen in den Bergen Savoyens und der Schweiz, darunter in den Schwyzer und Glarner Bergen, auf dem Gotthard, in den Unterwaldner Alpen, Berner Voralpen, auf das Stockhorn (2190 m), die Gemmi (2314 m) und die

Graubündner Berge<sup>200</sup>. Sein Augenmerk galt den Pflanzen, von denen er 200 neu entdeckte, den Tieren, Steinen und Fossilien<sup>201</sup>. Detailliert beschrieb er die Besteigung des Pilatus (2122 m) bei Luzern am 20. und 21. August 1555, die er zusammen mit dem Steinschneider Peter Figulus, dem Apothekenhändler Pierre Boutin aus Avignon und dem Maler Johann Thomas, einem Verwandten von ihm, unternommen hatte<sup>202</sup>. Am Schluss des Berichts wurden die Pflanzen behandelt. 1561 besuchte Gesner seinen aus dem Elsass stammenden Freund Johannes Fabricius Montanus (Schmid) (1527-1566)<sup>203</sup>, der Pfarrer in Chur war, und unternahm von dort aus mit ihm und dem Churer Ratsherrn Tschanner<sup>204</sup> und wahrscheinlich auch mit seinem Schüler Johannes Bauhin eine Reise durchs Domschleg, über den Albula nach Engadin und über Ofen und Umbrail nach Bormio<sup>205</sup>.

Neben Fabricius Montanus unterstützten weitere Pflanzenfreunde Konrad Gesner, der sein geplantes Werk über die Botanik nicht mehr vollenden konnte, durch die Zusendung von Pflanzen, Samen und Wurzeln, darunter Christoph Piperinus (Pfäferlin) aus Sigriswil<sup>206</sup>, Fridolin Brunner aus

Glarus (1498-1570)<sup>207</sup>, Benedikt Aretius (Marti) (1522-1574)<sup>208</sup>, der Professor für griechische und hebräische Sprache in Bern war, Johannes Pontisella (+1574)<sup>209</sup>, der Rektor der Nikolaischule in Chur, die beiden Churer Ärzte Zacharias Belinus und Hieronymus Brixius<sup>210</sup> sowie der Apotheker Kaspar Collinus (Ambühl) (um 1520-1560/61)<sup>211</sup> in Sitten. Benedikt Aretius unternahm 1557 eine Wanderung von Blumenstein über das Stockhorn nach Erlenbach und einen Tag später von dort über den Niesen (2362 m) nach Sigiswil<sup>212</sup>. Sein Bericht über die Besteigung enthält ein kommentiertes Verzeichnis der beobachteten Pflanzen.

Fabricius Montanus führte während seiner Zeit als Lehrer in Zürich mit seinen Schülern Exkursionen in der Umgebung Zürichs durch. 1551 schilderte er in einem Gedicht den nächtlichen Aufstieg auf den Uetliberg (873 m) bei Zürich, wo er auf den Sonnenaufgang wartete<sup>213</sup>. Der 16jährige Schüler Theodor Collinus (1535-1604), der später Pfarrer in Zürich war, schrieb ebenfalls ein Gedicht über einen solchen Ausflug<sup>214</sup>. Während seines Aufenthaltes in Chur ab 1557 durchstreifte Fabricius Mon-

tanus die Berge Rätens, die er wegen des Pflanzenreichtums seinem Freund, dem Arzt und Botaniker Petrus Lotichius Secundus (1528-1560)<sup>215</sup> empfahl<sup>216</sup>. Im Juni 1559 bestieg er zusammen mit Zacharias Belinus und Johannes Pontisella und weiteren Personen den Calanda (2808 m): »Nicht ohne größte Anstrengung sind wir zum Gipfel gelangt. [...] Es gibt wohl keinen Berg, der eine reichere Flora hätte wie diesen.«<sup>217</sup> Gesner übermittelte er eine Liste von Pflanzen des Calanda<sup>218</sup>.

Renward Cysat (1545-1614)<sup>219</sup>, der vor seiner Tätigkeit als Luzerner Stadtschreiber Apotheker war, botanisierte auf der Rigi (1800 m), vor allem an deren Abhängen am Vierwaldstättersee<sup>220</sup> und auf dem Pilatus, den er u. a. in den Jahren 1560, 1565, 1572 und 1575 bestieg. Am 31. Juli 1572 begleiteten ihn aus Luzern der Säckelmeister Ludwig zur Gilgen (1547-1577)<sup>221</sup>, Josue Grebel (+1606)<sup>222</sup>, Oberst Rudolf Pfyffer (1545-1630)<sup>223</sup>, Hans Lüpold Peyer<sup>224</sup> und drei Träger<sup>225</sup>. Der Basler Arzt Felix Platter (1536-1614)<sup>226</sup> botanisierte wahrscheinlich 1584 auf dem Pilatus und verfasste eine »Beschreibung des Pilatibergs«, die allerdings verschollen ist<sup>227</sup>. 1595 wollte er seinen jüngeren Bruder Thomas Platter auf diesen Berg schicken, damit er dessen Pflanzenwelt



Konrad Gesner, 1516-1565, Stich.  
Foto: Bildarchiv ÖNB Wien

untersuche<sup>228</sup>. Der Mediziner Caspar Bauhin (1560-1624)<sup>229</sup>, der ab dem Jahre 1589 den Lehrstuhl für Anatomie und Botanik in Basel innehatte, unternahm mit seinen Studenten botanische Exkursionen zur Wasserfalle (1019 m), einem Bergübergang im Jura<sup>230</sup>.

Der saarländische Arzt und Theologe Hieronymus Tragus (Bock) (1498-1554)<sup>231</sup>, dessen »New Kreutterbuch« erstmals 1539 erschien, führte botanische Studien im Schweizer Jura, in den Ardennen und Vo-

<sup>200</sup>H. Fischer, Vierteljahresschrift der naturforschenden Gesellschaft Zürich 85, 1940, 331.

<sup>201</sup>BBKL 15, 638.

<sup>202</sup>C. Gesner, Descriptio Montis Fracti sive Montis Pilati ut vulgo nominant, iuxta Lucernam in Helvetia, in: Gesner (1555) (Anm. 151) 44-54 [Coolidge 198\*-220\*; B. Deubelbeiss, Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Luzern 32, 1991, 34-51 (dt. Übers.)].

<sup>203</sup>HBL 3, 99-100; Fischer (1940) (Anm. 200) 322-328; S. Döpp, Ioannes Fabricius Montanus, Die beiden lateinischen Autobiographien (1998); BBKL 15 (1999) 547-551.

<sup>204</sup>HBL 7, 70.

<sup>205</sup>Vita Conradi Gesneri in: C. Gesner, Opera botanica. Hrsg. v. J. M. Seligmann (1754) XXVI-XXVII; Fischer (1940) (Anm. 200) 327-328.

<sup>206</sup>Coolidge 38\*\*; M. A. Bratschi (Hrsg.), Niesen und Stockhorn. Bergbesteigungen im 16. Jahrhundert. Zwei Lateintexte von Berner Humanisten. (o. J. [1992]) 71.

<sup>207</sup>HBL 2, 378; HLS 2, 613. 755.

<sup>208</sup>ADB 1, 520-521; HBL 1, 428; BBKL 1, 209.

<sup>209</sup>HBL 5, 466; Fischer (1940) (Anm. 200) 335-336 Anm. 15; BBKL 19, 1083-1086.

<sup>210</sup>Fischer (1940) (Anm. 200) 330 Anm. 3.

<sup>211</sup>HBL 1, 336; HLS 1, 293-294.

<sup>212</sup>B. Aretius, Stocc-Hornii et Nessi in Bernatium Helvetiorum ditione montium et nascentium in eis stirpium brevis descriptio, in: V. Cordus, Annotationes in Pedacii Dioscuridis Anazarbei de Medica Materia libros V (1561) 232-235 [Coolidge 222\*-247\*; Bratschi (Anm. 206) 32-69].

<sup>213</sup>I. Fabricius Montanus, Sylvarum liber unus (1556) 32; Fischer (1940) (Anm. 200) 326.

<sup>214</sup>H. Schmitz (Hrsg.), Arkadischer Uetliberg, Theodori Collini De Itinere ad Montem Utiacum (1551) (1978) 14-21.

<sup>215</sup>ADB 19, 270-271.

<sup>216</sup>Fabricius Montanus, Sylvarum liber (Anm. 213) 4, 29; Fischer (1940) (Anm. 200) 324.

<sup>217</sup>I. Fabricius, Galandae montis longe altissimi, qui ditionis est Rhetorum inter Helvetios, stirpium enumeratio, in: Cordus (1561) (Anm. 212) 235 [Coolidge 246\*-247\*]. Übersetzung: Fischer (1940) (Anm. 200) 327.

<sup>218</sup>Fabricius (1561) (Anm. 217) 235.

<sup>219</sup>ADB 4, 669-670; HBL 2, 658.

<sup>220</sup>B. Hidber, Archiv für Schweizerische Geschichte 13, 1862, Abhandlungen 169-170; ders., Archiv für Schweizerische Geschichte 20, 1875, Abhandlungen 65.

<sup>221</sup>HBL 3, 514.

<sup>222</sup>HBL 3, 727.

<sup>223</sup>HBL 5, 428.

<sup>224</sup>HBL 5, 411.

<sup>225</sup>P. X. Weber, Der Pilatus und seine Geschichte (1913) 224-225. 259.

<sup>226</sup>ADB 26, 266-267; HBL 5, 453-454.

<sup>227</sup>Weber (Anm. 225) 225. 259-260.

<sup>228</sup>Ebda. 225. 260.

<sup>229</sup>ADB 2, 151-152; HBL 2, 49; HLS 2, 95.

<sup>230</sup>H. P. Fuchs-Eckert, Bauhinia 7/2, 1981, 61-62.

<sup>231</sup>Meyer (Anm. 154) 303-309 § 42; ADB 2, 766.

gesen sowie im Hunsrück durch. Der weit gereiste deutsche Apotheker und Botaniker Valerius Cordus (1515-1544)<sup>232</sup> botanisierte in Gebirgen Deutschlands, Tirols und Italiens<sup>233</sup>, z. B. auf dem Monte Baldo und in den Apenninen. Über ihn wurde berichtet: »Er durchstreifte beinahe ganz Deutschland und die benachbarten nördlichen Gebiete. Er betrat schauerliche Bergwälder und überschritt die höchsten Bergrücken.«<sup>234</sup> Der Nürnberger Arzt Joachim Camerarius (1534-1598)<sup>235</sup>, der Verfasser des »Hortus medicus et philosophicus« aus dem Jahr 1588, forschte in den Tiroler und Salzburger Alpen<sup>236</sup>, der Arzt Johann Thal (1542-1583) aus Nordhausen in Thüringen im Harz<sup>237</sup>, der Arzt Rudolf Schlick aus Kaufbeuern in den Rätischen Alpen<sup>238</sup>. Im Herbar des Naumburger Arztes Caspar Ratzenberger (1533-1603)<sup>239</sup> aus dem Jahr 1592 sind mehrere Gebirgspflanzen aus Frankreich, Deutschland und Italien enthalten<sup>240</sup>.



Charles de l'Escluse, Bildnis, Punktierstich von Josef Schmidt. Foto: Bildarchiv ÖNB Wien

Der aus Greiffenberg in Schlesien stammende Arzt Kaspar Schwenckfelt (1563-1609)<sup>241</sup>, der in Basel studiert hatte, erforschte die Geologie und die Pflanzenwelt der Berge Schlesiens<sup>242</sup>. 1587 suchte er erstmals das Riesengebirge auf<sup>243</sup>.

Der in Arras geborene Charles de l'Escluse, der ab 1573 bis 1588 Hofbotaniker von Kaiser Maximilian II. in Wien und seit 1593 Honorarprofessor an der Universität Löwen war, bestieg während seines Aufenthaltes in Österreich zahlreiche Berge, vor allem in den Alpen in Niederösterreich, in der Steiermark und in Salzburg<sup>244</sup>, z. B. 1574 und 1578 den Ötscher (1892 m), vier- oder fünfmal von allen Seiten den Schneeberg (2075 m) und 1583 die Raxalpe (2007 m)<sup>245</sup>. Zusammen mit dem Wiener Professor und Arzt Johannes Aichholtz sowie dem aus Luban in Polen stammenden Paul Fabricius (1529-1589)<sup>246</sup>, der Universitätsprofessor in Wien und kaiserlicher Leibarzt war und sich mit Mathematik, Astronomie, Geogra-

phie und Botanik beschäftigte, wurde am 22. August 1574 erstmals der Gipfel des Ötscher erreicht<sup>247</sup>. Johannes Aichholtz, der in Wien einen botanischen Garten angelegt hatte, forschte ferner in den Judenburger Alpen (Steiermark) und in Tirol<sup>248</sup>.

Pierre Belon, der zoologische und botanische Forschungen betrieb, bestieg während seiner Orientreise der Jahre 1546-1549 unter anderem den Berg Ida auf Kreta (2456 m), den Katharinenberg und Mosesberg auf der Halbinsel Sinai und einen Berg des Amanusgebirges bei Antiochia<sup>249</sup>. Auch auf den vor allem von Pilgern besuchten Gipfeln des Sinai beobachtete er die Pflanzen<sup>250</sup>.

Der aus Augsburg stammende Arzt Leonhart Rauwolf (um 1540-1596)<sup>251</sup> unternahm während seines Studiums in Montpellier ab 1560 botanische Exkursionen in die Berge Savoyens, der Dauphiné und der Provence, wobei er von Johannes Bauhin und seinem Augsburger Gefährten Jeremias Mertz (Martius) begleitet wurde<sup>252</sup>. Von 1573 bis 1576 reiste er auf Einladung seines Schwagers Melchior Manlich d. Ä., eines Kaufmanns, in den Nahen Osten, wo er bis Bagdad gelangte und mit einer Ausbeute von 834 Pflanzen zurückkehrte<sup>253</sup>. Während dieser Reise stieg Rauwolf im Jahr 1575 auf den Berg Libanon (3087 m): »Zwei Mönche begleiteten uns, um uns den Weg zu wei-



Der Schneeberg – von der Damböckhütte zum Klosterwappen. Foto: Günter und Luise Auferbauer

sen. Sie führten uns gleich wieder zurück zu einer wasserreichen Quelle und einen steilen Weg hinauf, der holprig war und so stark anstieg, dass wir uns oft und mit aller Kraft an den Sträuchern zu beiden Seiten festhalten mussten, um Halt zu suchen, besonders beim jähen Umwenden an den Krümmungen, von denen der Steig wie ein Schneckenhaus sehr viele hatte. Wir stiegen nicht ohne erhebliche Mühe weiter und weiter hinauf [...].«<sup>254</sup>

In China durchstreifte Li Shizhen (1518-1593)<sup>255</sup> die Berge vor allem zum Studium der Pflanzen, die er wegen ihrer Heilkraft untersuchte<sup>256</sup>.

(Fortsetzung folgt)

<sup>232</sup>Meyer (Anm. 154) 317-322 § 44; ADB 4, 479-480.

<sup>233</sup>V. Cordus, Stirpium descriptionis liber quintus: qua in Italia sibi visas describit (1563) 2-9; H. Schreiber, De morbu et obitu Valerii Cordi, in: Cordus (1563) (Anm. 233) 9; Fischer (1932) (Anm. 174) 79.

<sup>234</sup>M. Adam, Vitae germanorum medicorum qui seculo superiori, et quod excurrit, claruerunt (1620) 47. Übersetzung: P. Danner.

<sup>235</sup>Adam (Anm. 234) 344-356; ADB 37, 642-643.

<sup>236</sup>Kerner (Anm. 198) 42-43.

<sup>237</sup>I. Camerarius, Hortus medicus et philosophicus [...]. Item Sylva Hercynia: Sive catalogus plantarum sponte nascentium in montibus & locis plerisque Hercyniae Sylvae quae respicit Saxoniam, conscriptus singulari studio a Ioanne Thalia Medico Northusano (1588).

<sup>238</sup>Kerner (Anm. 198). 43. 48.

<sup>239</sup>ADB 27, 372.

<sup>240</sup>H. F. Kessler, Das älteste und erste Herbarium Deutschlands im Jahre 1592 von Dr. Casper Ratzenberger angelegt (1870).

<sup>241</sup>Wozniakowski (Anm. 196) 219-220.

<sup>242</sup>C. Schwenckfelt, Stirpium & Fossilium Silesiae Catalogus (1600).

<sup>243</sup>Wozniakowski (Anm. 196) 219.

<sup>244</sup>ADB 349-350.

<sup>245</sup>Kerner (Anm. 198) 43-58.

<sup>246</sup>F. Czeike, Historisches Lexikon Wien. Bd. 2 (1993) 243.

<sup>247</sup>Ebda. 243.

<sup>248</sup>Kerner (Anm. 198) 43. 47-48. 61-62 Anm. 17.

<sup>249</sup>Belon (Anm. 89) 11. 223-224. 286-287 (Buch 1, 5; 2, 61-63; 2, 107).

<sup>250</sup>Ebda. 226 (Buch 2, 64).

<sup>251</sup>Junginger (Anm. 89) 11-25.

<sup>252</sup>Ebda. 12.

<sup>253</sup>L. Rauwolf, Aigentliche beschreibung der Raiß / so er vor diser zeit gegen Auffgang inn die Morgenländer / fürnemlich Syriam, Iudaeam, Arabiam, Mesopotamiam, Babyloniam, Assyriam, Armeniam [...] volbracht (1583); Junginger (Anm. 89).

<sup>254</sup>Junginger (Anm. 89) 125 [Rauwolf (Anm. 253) 278 (2. Teil, 12. Kap.)].

<sup>255</sup>Lu Gwei-djen, American Journal of Chinese Medizin 4, 1976, Nr. 3, 209-218.

<sup>256</sup>Li Shizhen, Bencao Gangmu (1596); ders., Chinese Medical Herbs. Hrsg. v. C. A. Stuart – F. Porter (2003).

# Senkrechte Träume

## Die Geschichte der Ragni, der kletternden Spinnen von Lecco

VON CHRISTINE KOPP



Das erste Emblem der Ragni.  
Foto: Archiv Ragni/Villa

DIE GESCHICHTE DER RAGNI di Lecco, dieser berühmten Vereinigung von Kletterern einer kleinen norditalienischen Stadt, ist die Geschichte von Menschen und von ihren Leben. Von Menschen, die gemeinsam Grosses vollbrachten und vollbringen, be-seelt durch dieselbe Leidenschaft: jene für die Berge. Von ausgezeichneten Kletterern und ganz gewöhnlichen Menschen mit ihren Stärken und Schwächen, mit senkrechten Träumen, die sie oft zu Höchstleistungen antrieben und hie und da auf dem harten Boden der Wirklichkeit aufschlagen liessen, wo Freude und Trauer, aber auch Harmonie und Streit nahe beieinander liegen. Und die Geschichte der Ragni di Lecco wäre nicht so einzigartig, handelte es sich nicht um eine italienische Geschichte: garniert also mit einem Hauch von »spettacolo«, von

theatralischem Spektakel, der einmal die Form eines Trauerstücks, einmal jene eines Lustspiels annimmt – mit unerwarteten, raschen Wendungen und mit einer Schar von Schauspielern – darunter die drei Primadonnen Riccardo Cassin, Carlo Mauri und Casimiro Ferrari –, Statisten und Zuschauern. Und selbstverständlich garniert mit der Fantasie und der Kunst der Improvisation, wie sie den Italienern eigen sind. Kurz: eine quicklebendige Geschichte, die auch in ihrem siebenundfünfzigsten Jahr nichts an Spannung eingebüsst hat.

*Die Ausgangslage.* Wer versucht, die Geschichte der Ragni zu erzählen, sieht sich vor der schwierigen Aufgabe, aus Dutzenden von Namen und Hunderten von Handlungen jene herauszugreifen, die stellvertretend für das Ganze stehen. So kann die-

Blick auf Lecco von der Cresta Cermenati, Grigna.  
Foto: Natale Villa



ser Beitrag nur der unvollkommene Versuch eines Überblicks sein. Es sei mir deshalb verziehen, wenn ich viele und vieles unerwähnt lasse und unzählige amüsante Anekdoten und traurige Episoden unterschlage.

Um zu verstehen, wie alles begann, müssen wir uns ins Lecco der unmittelbaren Nachkriegszeit versetzen. Eine Stadt von rund 45.000 Einwohnern, eingeklemmt zwischen dem Ostarm des Comer Sees und den Bergen, rund 60 Kilometer vom pulsierenden Mailand entfernt, dessen Dom an klaren Tagen von den Gipfeln über Lecco aus erkennbar ist. Diese Berge: Zuerst sticht, massig und zackig, wie es sein Name besagt (im Dialekt bedeutet »resegone« grosse Säge), der Resegone ins Auge. Dann, unmittelbar über den Häusern der Stadt, der Medale mit seinem Vorbau, dem Antimedale; mit weiteren Gipfeln zusammen bilden sie die San-Martino-Gruppe, die den Blick auf das bergsteigerische Wahrzeichen von Lecco verstellen: die Grigne mit ihren zwei Hauptgipfeln, der Grigna Settentrionale (2409 m, Grignone genannt) und der

Grigna Meridionale (2177 m), meist liebevoll als Grignetta, kleine Grigna, bezeichnet. Sprechen Alpinisten von der Grigna, so meinen sie die Grigna Meridionale, wo die lombardische Bergsteigerei ihren Anfang nahm. Bis heute sind ihre markanten Kalknadeln, die an Dolomiten im Kleinformat erinnern, ein Paradies für Anfänger und ein hervorragendes Trainingsgelände für Erfahrene. Der Grigna ist es zu verdanken, dass in und um Lecco Generationen von Kletterern heranwuchsen, die dann zu weiter entfernten Zielen aufbrachen – zu den Granitwänden des Bergells, in die Dolomiten und das Montblanc-Massiv und schliesslich an die Berge der Welt.

Piani Resinelli, 1350 Meter: Wir trinken einen Cappuccino in der traditionsreichen Bar, die früher »Dalla Cornelia« hiess und von den Einheimischen jetzt noch so genannt wird. Ich bin umgeben von Kletterern, die mir die Geschichte und Geschichten dieses Ortes erzählend, lachend, gestikulierend näherbringen: Die Piani Resinelli mit dem gleichnamigen Feriendorf, von Lecco aus in einer halben Stunde mit dem

Am Lago di Misurina, wo die Ragni 1947 ihr erstes Sommerlager machten; man bemerke das Zelt mit dem Schriftzug der Kletterergruppe.  
Foto: Archiv Ragni/Villa



1949. Luigi Castagna in der Grignetta.  
Foto: Archiv Ragni/Villa

Auto erreichbar, bilden den Ausgangspunkt für Wanderungen und Klettereien in der Grigna. Früher führte der Zustieg durch das steile, eng eingeschnittene Val Calolden. Der Weg durch das legendäre Tal bedeutete nicht nur Zugang zu Gipfeln und Graten, sondern den Aufstieg in die Freiheit: Bereits vor dem Krieg gab es viele Kletterer am Comer See – allen voran Riccardo Cassin –, und fast alle waren Arbeiter, die in den Eisen- und Stahlwerken von Lecco beschäftigt waren. Die Freizeit war äusserst

knapp bemessen, auf den Sonntag beschränkt. Umso grösser war die Bedeutung der Grigna als eine nahe, unverrückbare Wirklichkeit, wo man Träume und Hoffnungen auf bessere Zeiten nähren und sich später von den Wirren und Schmerzen des Krieges erholen konnte. Als dessen Alptraum endlich vorbei war, stand nur eines im Vordergrund: der Wiederaufbau – das galt nicht nur für das Leben des Einzelnen, sondern auch für Institutionen, Strukturen aller Art und die Gemeinschaft als Ganzes.

Wir schreiben das Jahr 1946. Aus dem Verlangen nach neuem Leben gründet eine Handvoll junge Kletterer rund um die Brüder Nino und Giulio Bartesaghi das Grüppchen »Sempre al verde« – ein Name, der passend zur Zeit »immer abgebrannt« bedeutet. »Die Gruppe entstand aus dem Wunsch der Jungen nach dem Ausdruck einer eigenen Persönlichkeit im Gegensatz zu den Mythen der Vorkriegszeit wie Cassin, Esposito, Tizzoni«, erklärt Gigi Alippi, Ragno der älteren Generation. Dazu kam

die Notwendigkeit, die bescheidenen Mittel – man hatte wenig Erfahrung, kaum Material und kein Geld – in der Gruppe zu teilen.

Kurz nach ihrer Gründung gesellt sich der herausragende Gigi Vitali dazu. Sein Können am Fels verleiht der rasch wachsenden Gruppe ihren endgültigen Namen: Er kletterte »wie eine Spinne«, soll der damalige Dolomitenstar Tita Piaz ausgerufen haben, als er ihm zuschaute. Damit sind die »Ragni della Grignetta di Lecco«, die Spinnen von Lecco, zum Leben erwacht und lassen sich ihr Stoffabzeichen in den Farben Gold und Schwarz stolz auf den roten Pull-over mit den vier weissen Streifen am linken Arm nähen, den berühmten »maglione«, der bis heute die Zugehörigkeit zur Gruppe symbolisiert. Alberto Pirovano, ihr heutiger Präsident, über die Anfänge: »Die Ragni entstanden auf beinahe anarchische Art und Weise – wenn du die Gründer kennengelernt hättest, könntest du dir die Typologie der Charaktere vorstellen... Heute würden sie als Extreme gelten, die ihrer Zeit zwanzig Jahre voraus sind. Und vielleicht waren sie ihr zwanzig Jahre voraus! Die neue Generation suchte ihren Platz und kämpfte dafür. Die Intelligenz der gestandenen Bergsteiger der Vorkriegszeit lag dann darin, diese Jungen zu unterstützen und schliesslich selbst, wie im Fall von Cassin, in die Gruppe einzutreten.«

*Unbeschwerte erste Jahre.* Rückblickend war vielleicht keine Zeit der Ragni so unbeschwert wie die ersten Jahre. Wohl nannte man sich nicht mehr »Sempre al verde«, Geld hatte man aber nach wie vor so gut wie keines. So war man auf »Gönner« angewiesen wie Duilio Berera, der in einer Lebensmittelkooperative mit Sommerfiliale auf den Piani Resinelli arbeitete und sich als italienische Ausgabe von Robin Hood für seine Freunde einsetzte. Dabei hatte er selbst kaum zu beissen: Bei einem Striptease auf den Piani stellte sich heraus, dass seine Mutter ihm Unterhosen aus einem Sack der italienischen Zuckerwerke geschneidert hatte... Man genoss die neu gewonnenen kleinen Freiheiten – im Winter lockten Aus-

flüge mit den Ski, ab März begann die Klettersaison mit vorgegebenen Zielen, an denen man sich Schritt für Schritt seine Sporen abverdiente. Es war trotz des materiellen Notstands eine leichte Zeit, in der sich die jungen Spinnen ihre im Krieg verlorene Jugend auf fantasievolle Art zurückholten.

Dazu gehörten die legendären »campeggi«, die Sommerlager der Ragni.

Das erste fand 1947 in der Nähe der Drei Zinnen in den Dolomiten statt. Protagonisten: ein amerikanischer Lastwagen – Kriegsrelikt – und fünfundzwanzig Kletterer. Bis heute gebliebene Erinnerung an dieses Lager: zu wenig zu essen. Dennoch gelang den Ragni, die vom berühmten Dolomitenkletterer Emilio Comici inspiriert worden waren, eine Reihe von Routen, darunter auch Neutouren. Eine der Hauptfiguren dieses ersten Lagers: Carlo Mauri.

*Carlo Mauri, il Bigio.* »Dort, wo ich geboren wurde und aufwuchs, steigt alles steil an. Davon rühren meine starken Beine, von diesem terrassierten Hang, wo früher Gärten und Reben angepflanzt wurden. Der Hang ist nach Süden ausgerichtet, und die Menschen und Pflanzen reifen deshalb gut heran...«

Ich sitze mit angewinkelten Knien, die ich gegen den von der Novembersonne warmen Kalk stemme, am dritten Standplatz einer Route am Antimedale. Unter mir richtet sich Natale Villa, Ragno der jüngeren Generation, auf einem Vorsprung ein. Von unserem schmalen Absatz überblicken wir das geschäftige Lecco, den See, der in diesen Tagen über die Ufer getreten ist, den Resegone mit seinem Gipfelkreuz. Ich versuche, mich in die Zeiten zu versetzen, als Lecco noch aus kleinen Fraktionen bestand, die erst später zusammenwuchsen. Eine davon liegt unmittelbar unter uns: Rancio. Hier, an diesem nach Süden ausgerichteten

*«Traum... ein magisches Wort!  
Es gibt nichts Schöneres,  
als zu träumen...  
Er ist die Feder,  
die den Menschen dazu  
antreibt,  
Grosses zu vollbringen.»*

Walter Bonatti, Ehrenmitglied der Ragni di Lecco seit 1994,  
in einem Gespräch mit der  
Verfasserin.

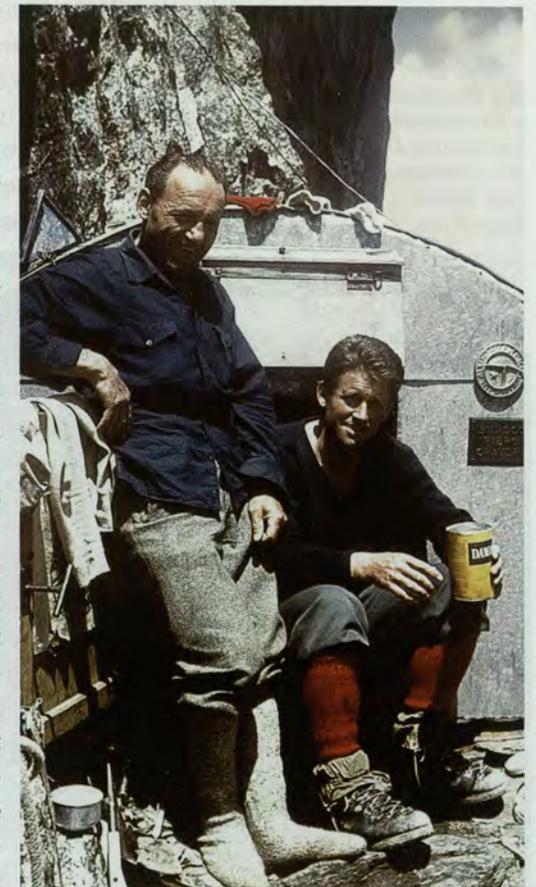
Hang, wie er in seiner Biografie schreibt, wurde Carlo Mauri 1930 als Sohn eines Weinhändlers geboren. Der Kern des Ortes, ein Grüppchen von Häusern, die Kirche und der Friedhof mit seinen Zypressen sind gut erkennbar, obwohl das alte Dorf inzwischen mit dem modernen Lecco zusammengewachsen ist. »Wir hier oben, und dort unten, auf diesem Friedhof, liegen Carlo Mauri und Casimiro

Ferrari begraben«, bemerkt Natale leise.

Ich stelle mir Carlo Mauri vor, dem ich mich in diesen Tagen in Gesprächen und Lektüren zu nähern versucht habe. Da waren verschiedenste Aussagen: Zwei ältere Ragni, die es vorzogen – wohl aus nie ganz verdaulichem Neid auf den erfolgreichen Kameraden –, nicht über ihn zu sprechen;

dann ein ehemaliger Ragno, der kämpferische Aldo Anghileri, der sich über diese Haltung dermassen ärgerte, dass er mir unverblümt mitteilte: »Wenn du nach Lecco kommst und nicht über Carlo Mauri schreibst, dann beende ich das Interview unverzüglich und an dieser Stelle!« Um dann über Carlo Mauri auszuholen, genannt »il Bigio« oder Carletto – er sei ein Mann von Welt gewesen, jene Persönlichkeit, die ihn am meisten bezaubert habe; Natale pflichtet bei: »Er war eine charismatische Figur. Schon sein Blick

Riccardo Cassin und Carlo Mauri (rechts) im Rifugio Craveri, 1959.  
Foto: Archiv Ragni/Villa





Carlo Mauri während einer seiner grossen Fahrten auf den Spuren von Marco Polo.  
Foto: Archiv Ragni/Villa

strahlte Wärme aus.« Der Blick eines beeindruckenden Mannes mit sanften, blauen Augen und einer Weltoffenheit, die den Provinzialismus von Lecco überwand und neue Horizonte eröffnete – im wahren und im übertragenen Sinn.

Denn Carlo Mauri war nicht nur ein kompletter Bergsteiger, der grosse und grösste Touren im Bergell, im Montblanc-Massiv, in den Dolomiten abspulte, der bereits als junger Alpinist in die renommierte französische G.H.M. (Groupe de Haute Montagne) aufgenommen wurde und der 1958 anlässlich einer von Riccardo Cassin geleiteten Expedition mit Walter Bonatti den schwierigen Fast-Achttausender Gasherbrum IV erstbestieg – nein, il Bigio wurde darüber hinaus zum Weltenbummler, zum Nomaden der Berge, Steppen und Meere, der Bilder und Notizen heimbrachte und daheim ein begeistertes Publikum mit seinen Reportagen fesselte und ihm Träume »verkaufte«. Diese damals neue Art der Vermarktung der Berge und des Reisens war übrigens ein Grund, warum er von gewissen Zeitgenossen als unbequeme Person angesehen wurde. Seine Entwicklung glich in dieser Beziehung jener von Walter Bonatti,

der sich nach seiner bergsteigerischen Karriere ebenfalls auf epische Reiseberichte konzentrierte und der sich mit Carlo Mauri über die Berge hinaus hervorragend verstand.

Legendär sind Mauris Reisen mit dem norwegischen Wissenschaftler Thor Heyerdahl und dessen Papyrus-Schiffen, legendär auch sein mehrere Monate dauerndes Abenteuer auf den Spuren von Marco Polo von der Türkei bis zur Grenze von China. Seine erste Bergexpedition führte Mauri 1956 auf den Gipfel des Sarmiento in Feuerland; sie war der Auslöser für weitere Unternehmungen in allen Teilen der Welt – bis Mauri Anfang der Sechziger Jahre wegen eines Beinbruchs alpinistisch zurückstecken musste. Erst die Operation durch den sibirischen Professor Ilizarov 1980 brachte Besserung – und ein Verfahren, zu dessen Verbreitung Carlo Mauri bis zu seinem Tod infolge eines Infarkts im Mai 1982 massgeblich beitrug. Aus heutiger Sicht starb damit jene kreative Persönlichkeit, die dem Alpinismus von Lecco und Umgebung die nötigen Impulse vermittelte, um aus dem sprichwörtlichen Schneckenhaus auszubrechen – oder wie es Casimiro Ferrari formulierte: »Bigio war eine Drehung voraus.«

Goldene Jahre – und il capocordata Cassin. Die Fünziger Jahre waren jene Zeit, in der die Ragni die Bergrettung in der Grigna sowie eine eigene Bergsteigerschule aufzogen, die später beide auf nationaler Ebene des Club Alpino Italiano (CAI) neu strukturiert wurden. Es war eine Zeit der beinahe frenetischen Aktivität in Fels, kombiniertem Gelände und auf den Ski mit Protagonisten wie Luigi Castagna, Roberto Osio, Giorgio Redaelli, Cesare Giudici, Gianfranco Anghileri, Dino Piazza und anderen mehr. Darunter



Eine Gruppe der Ragni mit Kursteilnehmern ihrer »Scuola di alpinismo«, 50er Jahre.  
Foto: Archiv Ragni/Villa

auch Claudio Corti: jenem Claudio Corti, der 1957 Hauptfigur einer tragischen Episode in der Eiger-Nordwand war, bei der sein Seilgefährte Stefano Longhi starb. Corti wurde danach mit absurden Anschuldigungen konfrontiert. Sie lösten öffentliche Diskussionen aus, welche die Ragni als Gruppe einer harten Belastungsprobe unterzogen.

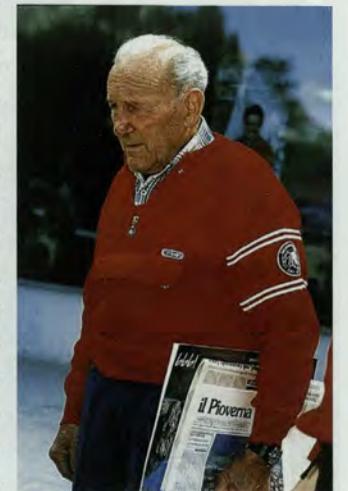
1961: Das Jahr, in dem den Ragni die Eröffnung der Cassin-Ridge in der Südwand des Mount McKinley in Alaska gelingt – im Rahmen jener Expedition, die Riccardo Cassin »dank des Einsatzes und der unbestreitbaren Gewandheit meiner fünf jungen Begleiter« als »eine der grössten Befriedigungen meines langen Bergsteigerlebens« bezeichnet; mit ihm unterwegs sind Gigi Alippi, Annibale Zucchi, Romano Perego,



Romano Perego, Gigi Alippi, Luigino Airoidi, Riccardo Cassin, vorne Annibale Zucchi und Jack Canali: die Mitglieder der Expedition an den Mount McKinley, 1961.  
Alle Fotos auf dieser Seite: Archiv Ragni/Villa

Riccardo Cassin und Annibale Zucchi während der erfolgreichen Begehung der »Cassin-Ridge« am Mount McKinley in Alaska (1961)

Riccardo Cassin mit dem Ragni-Pullover am Filmfestival von Trient, 2000.

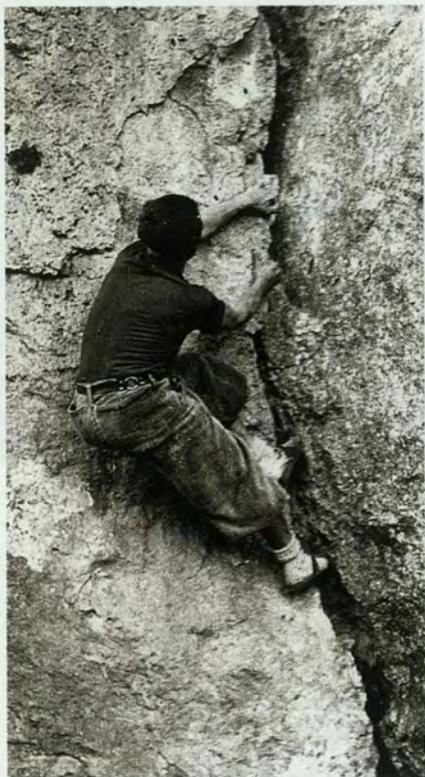


Ragni stiegen zur berühmtesten Bergsteigergruppe der Welt auf.

Ich denke über meine Begegnung mit Riccardo Cassin vor drei Jahren nach, als ich mit Natale an den Häusern und am Friedhof der Fraktion Laorca vorbei gehe, buchstäblich auf den Spuren der grossen Kletterer von früher. Unser Ziel ist die »Cassin« am Medale, die Altmeister Riccardo 1931 mit Mario »Boga« Dell'Oro eröffnete – und dabei unter anderem mit einem delikaten Quergängchen seine Klasse bewies. Auf einem breiten Weg, dann durch südliches Gestrüpp gelangen wir zum Beginn der Route. Wir fragen uns, wie sich Cassin gefühlt haben muss, als er vor gut siebzig Jahren hier aufstieg.

Riccardo Cassin: Es ist nicht genug Platz da, um näher auf das Leben eines der berühmtesten Bergsteiger, die Italien je hervorgebracht hat, und seine Erfolge einzugehen. Doch erwähnt sein muss der Erstbegeher von Routen wie Nordostwand des Piz Badile, Walker-Pfeiler an den Grandes Jorasses und Nordwand der Westlichen Zinne, wenn man von der Geschichte der Ragni spricht, denen er sich ein paar Jahre nach ihrer Gründung anschloss. Cassin, Jahrgang 1909 und bis ins hohe Alter mit dem alpinistischen Leben von Lecco verbunden, prägte die Ragni nicht nur als erste Instanz in Sachen Alpinismus, als wahrer »capocordata«, willensstarker Vorsteiger

der Bergführer Jack Canali aus Albavilla sowie Luigino Airoidi, der heute, nach rund vierzig Expeditionen, jene zum Kinley als seine schönste in Erinnerung hat. Aus einem einfachen Grund: »Das Gefühl der Gruppe – wir wussten, entweder kommen alle durch oder keiner.« Darin liegt, neben dem grossen bergsteigerischen Erfolg, die Bedeutung dieser Expedition, die mit einem dramatischen Abstieg verbunden war: Jack Canali zog sich schwere Erfrierungen an den Füßen zu und war auf die Hilfe der Anderen angewiesen, von denen ihm der baumstarke Gigi Alippi seine Schuhe abtrat... Die erfolgreichen Sechs wurden von Präsident Kennedy beglückwünscht, in Lecco als Helden empfangen, und in den Medien machten sie fette Schlagzeilen: Die



Riccardo Cassin,  
Grignetta-Training, Juli  
1932.  
Foto: Archiv Kopp

und Leiter von Expeditionen, sondern auch als ihr langjähriger Präsident mit engen Verbindungen zum CAI einseits und internationalen Kontakten andererseits.

*Il Miro patagonico: Casimiro Ferrari.* An die grossen Zeiten von Cassin als Inspirator und Expeditionsleiter schliesst sich nahtlos jene von »Miro« an, des legendären, 1940 in Rancio geborenen und 2001 an den Folgen einer schweren Erkrankung gestorbenen Casimiro Ferrari. Er hat die Ragni als dritte Figur neben Mauri und Cassin am meisten geprägt – auf seine eigene Art, die menschlich schwierige Züge aufwies, aber alpinistisch über alle Zweifel erhaben war. Ein schlauer

Fuchs, ein Mensch mit dem Instinkt eines Tieres, der »mit der Natur eins war«, wie es Natale formuliert. Und Giuliano Maresi, Ragno und Gefährte von Ferrari auf vielen Expeditionen, bringt es auf den Punkt: »Er war wie Patagonien. Du musst zwanzig Tage schlechtes Wetter am Stück aushalten und frägst dich, was dich dazu gebracht hat, dies auf dich zu nehmen. Aber dann kommt jener einzige, lang ersehnte Sonnentag... Und du hättest Casimiro umarmen und küssen können!« Ferrari war nicht nur, was seine Stimmungen anbelangte, mit dem

Casimiro Ferrari beim  
ersten Versuch der Ragni  
am Cerro Torre (1970).  
Foto: Archiv  
Ragni/Villa



wechselhaften Wetter von Patagonien vergleichbar. Das raue Land entsprach wirklich seinem Wesen, und so ist es nicht erstaunlich, dass er dort, in seiner zweiten Heimat, seine wichtigsten Gipfel bestieg, auch wenn er in anderen Ländern und an Bergen wie Jirishanca, Alpamayo oder Ama Dablam ebenfalls Erfolg hatte.

Im Januar 1974 erreicht Casimiro als Leiter der Ragni-Expedition zum Cerro Torre zusammen mit Mario Conti, Daniele Chiappa und Pino Negri dessen Gipfel erstmals über die Westwand. Es ist nicht nur einer der grössten persönlichen Erfolge dieser vier Bergsteiger, sondern auch der Ragni als Gruppe mit breiter Unterstützung, unterwegs und daheim. Anfang 1976 gelingt Miro als Leiter einer Ragni-Expedition ein weiterer Schachzug: die Erstbegehung des Fitz-Roy-Ostpfeilers. Es folgen Berge wie Murallón, Cerro Norte, San Lorenzo – immer mit Freunden der Ragni und mit immer kleineren Teams. Im Winter 1988 besteigt er als erster den Riso Patrón. Casimiro soll ein Träumer und ein Dickkopf gewesen sein, dem wenig über ein einfaches, mit der Natur und der Jagd verbundenes Leben ging. Er inspirierte Expeditionen, die über die Ragni hinaus ganz Lecco einbezogen und einen jugendlichen, dynamischen Alpinismus förderten. »Der Alpinist Casimiro Ferrari bleibt für mich ein Mythos«, sagt Carlo Aldè, der sehr jung mit ihm in Patagonien und im Himalaya unterwegs war. Casimiro bot jungen Bergsteigern die Gelegenheit, sich zu bilden und zu beweisen. Und dies trotz seiner legendären Aussage: »Ich glaube an den Alpinismus, aber weit weniger an die Alpinisten.«

*Zeiten der Trennung.* »Da waren Cassin, Mauri und Ferrari; sie waren drei Welten – wir anderen waren alle nur Statisten, der eine besser, der andere schlechter.« Markige Worte von Aldo Anghileri, Persönlichkeit mit Charisma und einem Gesichtsausdruck, der in einem Sekundenbruchteil zwischen einem Anflug von unverhohlener Wut und dem bezauberndsten Lächeln wechseln kann. Aldo »Aldino« Anghileri stiess 1964

zu den Ragni und mauserte sich zu einem ihrer führenden Vertreter. Er gehörte zu jenen Ragni – neben Gigi Alippi, Mario »Mariolino« Conti und dem Leiter Riccardo Cassin –, die 1975 an der italienischen Expedition zur Südwand des Lhotse teilnahmen. Eine in einem klassischen, schwerfälligen Stil gehaltene Expedition, mit der Aldo sich nicht identifizieren konnte. So verabschiedete er sich, bevor schliesslich das ganze Team abblitzte: »Am Anfang war die Kletterei wunderbar. Dann kamen wir nicht mehr voran, und ich ging nach Hause. Wie kann man nur einen Monat Warterei aushalten? Wir richteten eine Materialseilbahn



Die Gruppe der Ragni,  
die sich 1969 zum  
Jirishanca in Peru auf-  
machen; stehend zwei  
ihrer bekanntesten  
Vertreter, Riccardo  
Cassin und Casimiro  
Ferrari.  
Foto: Archiv  
Ragni/Villa

ein – zum Teufel, dachte ich, sind wir hier eigentlich Arbeiter einer Baufirma? Ich war nicht für eine solch langsame Erfahrung bereit, war gewohnt, mich anders zu bewegen.«

Wer Aldo kennt, glaubt ihm aufs Wort. Genau diese Dynamik liess ihn zum Rädelsführer von zwölf Ragni werden, die sich Anfang 1977 nach erbitterten Auseinandersetzungen ablösten, um 1978 zusammen mit weiteren Freunden eine eigene Bergsteigergruppe ins Leben zu rufen: den »Gruppo alpinistico lecchese Gamma«.

Äusserer Grund dafür war ein Machtkampf zwischen der Muttersektion Lecco des Club Alpino Italiano, dem die Ragni juristisch unterstellt waren, und der Untersektion Belledo, die in den Siebziger Jahren zahlenmässig und alpinistisch zu grosser Stärke aufgestiegen war und damit der Muttersektion zunehmend ein Dorn im Auge wurde. Letztere beschloss deshalb, mit einer fadenscheinigen Begründung als Vorwand, die Auflösung der Untersektion. Die Ragni, welche dem CAI Belledo angehörten, sahen sich damit Ende 1976 vor die Wahl gestellt, entweder in den CAI Lecco einzutreten oder aber aus den Ragni aus-

zutreten. Zwölf Ragni, angeführt von Anghileri, entschieden sich darauf zum Verlassen der Gruppe.

Aldo Anghileri hat zur verfahrenen Situation von damals seine eigene Ansicht: »Sie gab uns den Vorwand zum Gehen, aber ich glaube, dass die Trennung im Verlauf von zwei, drei Jahren sowieso gekommen wäre. Ich jedenfalls wäre so oder so gegangen...«. Letztlich handelte es sich dabei um den klassischen Konflikt zwischen der aufstrebenden jungen und der bremsenden älteren Generation, die keine gemeinsame



Pinuccio Castelnovo mit den Emblemen des CAI und der Ragni auf dem Gipfel des Alpamayo nach der Durchsteigung der inzwischen berühmten Ferrari-Route über die Eisrinnen der Westwand (1975).

Foto: Archiv Ragni/Villa

Sprache fanden. Unbestritten ist, dass die Abspaltung – abgesehen von Schicksalsschlägen, wie sie leider zu einer solchen Gruppe gehören – den schmerzlichsten Moment in der Geschichte der Ragni darstellt. Und sie ist bis heute nicht ganz verdaut. Während Aldo von den von jugendlichem Geist beseelten Gamma schwärmt und dabei jene, welche den Austritt rückblickend kritisch betrachten, respektlos als »Wirbellose« bezeichnet, wertet Daniele Chiappa, einer der Abtrünnigen von 1977, die Entwicklung heute anders: »Mit einem Abstand von

fünfundzwanzig Jahren würde ich den Bruch als grosse Dummheit bezeichnen. Dahinter stand das Unvermögen beider Parteien, den Konflikt intelligent zu führen und zu lösen. Er hat dem Alpinismus von Lecco, das damals bergsteigerisch an der Spitze war, in der Folge aber von Städten wie Trient oder Triest überholt wurde, enormen Schaden zugefügt.« Damit hat Chiappa zweifelsohne Recht, auch wenn sowohl die Ragni als auch die Gamma in den Jahren darauf weiterhin alpinistische Höchstleistungen erbrachten.

Die schlimmste Konsequenz der Trennung ist denn wahrscheinlich gar nicht auf der bergsteigerischen, sondern auf der menschlichen Ebene zu finden: Spannungen entstanden, die bis heute nicht ausgeräumt scheinen und die, von aussen gesehen, zu einer absurden Konkurrenzsituation führten. Und dies in einer Kleinstadt, in der sich die ganze Bergsteigerszene kennt. (Allerdings ist in diesem Zusammenhang zu erwähnen, dass der Alpinismus von Lecco nie nur ausschliesslich durch die Ragni geprägt wurde – da gab es auch die von aussen Kommenden oder dann Gemeinden wie Valmadrera in der unmittelbaren Umgebung von Lecco, die ebenfalls grosse Namen hervorbrachten.) Man wünscht es den Ragni und den Gamma für die Zukunft, dass die junge Generation sich nicht in erster Linie um die Zugehörigkeit zu einem Verein kümmert, son-

dern um das, was am Anfang der Geschichte stand: einer gemeinsamen Passion mit vereinten Kräften Ausdruck zu verleihen. Dass dies durchaus möglich ist, bewiesen in den letzten Jahren »gemischte« Expeditionen, die aus Gegenden wie dem Karakorum wunderbare Routen heimbrachten – erstbegangen in kleinen Teams und verborgenen Tälern.

*Blick in die Zukunft.* Wie geht es den Ragni heute, bald 60 Jahre nach ihrer Gründung? Da sind einmal die Facts: Die Gruppe umfasst 103 Mitglieder. Frauen sind keine darunter, nachdem die einzige, Sonja Brambati, zusammen mit weiteren sieben Ragni, 1996 ihren Austritt gab (ein weiterer schmerzlicher Moment in der Geschichte der Gruppe, der aber in diesem Fall nicht auf eine Krise zwischen Institutionen, sondern auf eine innere Auseinandersetzung zurückzuführen war). Die Geschichte der Ragni ist also nach wie vor von Männern geprägt, die beim Ausüben ihrer Leidenschaft wie alle Bergsteiger weltweit auf das Verständnis, es sei mit Verlaub gesagt, ihrer Frauen und Freundinnen zählen können.

Die Bedürfnisse der Kletterer haben sich allerdings geändert und damit auch ihre Beweggründe, in die Gruppe der Ragni einzutreten: Das kollektive Interesse am Bergsteigen der Jahre 1960 bis 1985 ist nicht mehr im gleichen Mass vorhanden. Damit ist der Anreiz, einer Bergsteigergruppe anzugehören, etwas verloren gegangen. War es früher ein erstrebenswertes Ziel, Ragni zu werden, fehlen dazu heute der Enthusiasmus und die nötigen Perspektiven. Damit ist auch der innere Zusammenhalt schwächer geworden. Heute kann jeder bergsteigen gehen, unabhängig, ob er einer solchen Gruppe angehört oder nicht. Junge Kletterer, die Ragni werden wollen, haben oft ein sehr hohes technisches Niveau, sind aber unbekannt und kommen deshalb nicht an die Firmen und an das Geld heran, auf das sie angewiesen sind, um teilweise oder ganz vom Bergsteigen zu leben. Hier setzt die Unterstützung der Ragni an, die als Gruppe nach wie vor auf Anerkennung und Bezie-

hungen zählen können. Ihr Präsident Alberto Pirovano: »Die Ragni gleichen immer mehr einem gewöhnlichen Sportverein. Aber mit einem wichtigen Unterschied: Sie haben eine grosse Geschichte.«

Wohl sind die Banden zwischen den einzelnen Komponenten gegenwärtig loser als früher und manchmal durch heftige Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Strömungen und Vertretern der alten und der jungen Garde gefährdet. Das hindert die Ragni aber nicht daran, ein aktives Clubleben zu pflegen, Grossanlässe zu organisieren – internationale Kletterwettkämpfe oder eine Expedition nach Patagonien, um eine von Ferrari begonnene Route am Cerro Piergiorgio zu vollenden –, und auf schwierige Momente daheim oder unterwegs als eine im Lauf einer langen Geschichte gewachsene Einheit zu reagieren. Eine Einheit von Freizeitalpinisten: Nur wenige Ragni haben das Bergsteigen zu ihrem Beruf gemacht – umso mehr Wert haben die in der Gruppe erreichten Ziele.

Ich unterhalte mich darüber mit Natale auf einer schönen Felsterrasse des Medale. Wir sind eben aus der »Cassin« ausgestiegen. Lecco liegt gut vierhundert Meter unter uns. Wir schauen der Wanderung der Sonne an diesem ersten Dezembertag zu. Ja,

vielleicht erleben die Ragni zur Zeit eine Phase der Stagnation, in der es an kreativen Impulsen fehlt. Aber ist dieses Auf und Ab nicht vollkommen normal, spiegelt es nicht den Lauf unseres Lebens wider, des Lebens ganz gewöhnlicher Menschen, wie es auch die Ragni sind? Und widerspiegelt es nicht auch den modernen Alpinismus, dem es an einer eindeutigen Ausrichtung fehlt und der sich in zahlreiche, für Aussenstehende oft schwer nachvollziehbare Spielarten aufgesplittert hat?

Die Sonne verschwindet hinter dem Hauptgipfel des Medale, es wird kalt und bald dunkel. Doch der neue Tag wird bestimmt kommen. Und vielleicht wird auch jener Tag kommen, an dem wieder eine mitreissende Figur auf die Bühne tritt, welche die Ragni nach dem Vorbild eines Cassin, Mauri oder Ferrari zu neuen Horizonten führen wird. Um dort jene zu senkrechten Träumen motivierende Verbundenheit zu erleben, welche die Ragni di Lecco immer stark gemacht hat. Jenen Sinn fürs Gemeinsame also, den Casimiro Ferrari im letzten Satz seines Buches über die Expedition zur Cerro-Torre-Westwand treffend umschreibt: »...ein Zustand, der einmal mehr unseren tiefen, unbesiegbaren Geist der Gruppe widerspiegelte.«



Bouldern in Algerien – eine kleine Gruppe der Ragni beim Klettern in Nordafrika.

Foto: Archiv Ragni

# »... daheim ein Mund weniger zu stopfen«

Arme Talschaften in den Ostalpen mussten einst Arbeitskraft exportieren, um zu überleben.

VON CLEMENS M. HUTTER

Ein Dokument des Landgerichts Landeck erwähnt 1835, dass die Paznauner von den Erträgen ihrer Felder nur »ein Drittl-Jahr« leben könnten und zum Überwintern der Rinder ein Drittel der erforderlichen Menge Heu auswärts kaufen müssten.

»Wo die Alpenländer im allgemeinen mit der Bodencultur aufhören, müssen die Lungauer mit derselben erst beginnen.« Dieser Befund aus 1894 erwähnt aber nicht die geografischen Eckdaten: Der Lungau »beginnt« mit 974 m in Ramingstein und »endet« bei den höchstgelegenen Höfen auf gut 1400 m. Die Folgen dieser Extremlage erweckte indessen schon 1466 das Mitleid der Obrigkeit mit dem »armiglichen« Leben der Lungauer: »Etlich essen Kleie, etlich häbern (Hafer) Prot, etlich habendt garnichts und neren sich ich weiß nicht wie.«

Nicht minder erschütternd ist ein Osttiroler Dokument aus 1814: »Das Tal Defereggen nährt seine Einwohner nicht. Ihre Besitzungen sind so klein, daß die Weiber zur Bestellung der Felder hinreichen, folglich die Männer zu Hause entbehrlich sind und dem besseren Verdienst durch Handelschaft nachgehen können.«

Konnte eine Region ihre Bewohner nicht ernähren, dann musste sie die Zahl der Esser verringern und Arbeitskraft exportieren, auf dass Importe den Mangel an Lebensmitteln wett machen. Wie weit nahezu alle ostalpinen Täler bis zur Ankunft der Touristen von Wohlstand entfernt waren, ist einem Begriff abzulesen, den erst das auto-

mobile Zeitalter prägte: »Auspendeln« – und das massenhaft.

In einer Zeit, da die überproduktive Landwirtschaft Butterberge und Milchseen erzeugt, kam uns das Verständnis für eine extensive Landwirtschaft ohne Chemie abhandeln. Auf die Sprünge verhilft uns allerdings ein dramatischer Vergleich: Nach Berichten aus dem 19. Jahrhundert trugen die Ernten allenfalls den »vierfachen Samen«, statt bis zum Zwanzigfachen der modernen Landwirtschaft, und »die beste Kuh« brachte es noch vor zwei Jahrhunderten günstigstenfalls auf ein Drittel der Milchmenge unserer »Hochleistungsrunder«.

Versiegender Segen des Bergbaus auf Silber und die anwachsende Bevölkerung nahmen im 16. Jahrhundert die Existenz der Montafoner in die Zange. Da wies ein Erbe der Römer den ursprünglich rätoromanischen Montafoner einen Ausweg: Der Hausbau aus Stein. Die Montafoner hatten außerordentliche Meisterschaft im Brennen von Mörtelkalk und im Verputzen von Mauern entwickelt. Schon gegen 1600 stand ihr Können in der Schweiz, in Baden, Lothringen und Burgund hoch im Kurs. Als Wien nach der Türkenbelagerung von 1684 solche Meister anheuern wollte, um die Kriegsschäden zu beheben, winkten die Montafoner ab: Dieses gute, aber nur kurzfristige Geschäft berge das Risiko, die eroberten Märkte im Westen an die Konkurrenz zu verlieren.

Immerhin verputzten damals Montafoner Arbeitspartien in Frankreich ganze Straßenzüge im Akkord und verdienten mehr als das Doppelte der Kosten für Unterkunft und Verpflegung. Das brachte jedem dieser mindestens 300 »Auspendler« alljährlich zwischen März und November einen Gewinn im Wert von bis zu drei Kühen. Die Französische Revolution und die napoleonischen Kriege verdarben diesen »Franzosengängern« leider das Geschäft, dem dann schließlich der Erste Weltkrieg den Garaus machte.

Den größten Trupp an Montafoner Pendlern stellten allerdings die »Krauthobler«. Bis hoch herauf in das 19. Jahrhundert zo-

gen sie im Herbst zu Hunderten in ihre seit langem festgelegten »Familienrayone« vor allem im Rheinland, in Holland und in Ungarn. Dort hobelten sie anderer Leute Krautköpfe zu feinen Scheiben und stampften sie mit eigentümlichen Holzschuhen in weiten Bottichen zur Vorstufe von Sauerkraut ein.

Dieses offenbar glänzende Geschäft verdankten die Montafoner einem findigen Landsmann, der den Krauthobel ersonnen hatte. Dazu gehörten nicht nur sechs speziell gedungelte, rasiermesserscharfe Klingen aus besonderem Stahl, sondern auch reiche Erfahrung, um den wirksamsten Anstell- und Schnittwinkel dieser sechs Klingen zu ermitteln. Wer nämlich den ganzen Tag Kraut hobelte, verarbeitete mit unzureichend eingestellten Klingen gleich um ein oder zwei Zehntel weniger und verpulverte zudem Kraft. Kein Wunder somit, dass die Montafoner in der Fremde ihre Krauthobel vor neugierigen Blicken verbargen.

Mit den Paznaunern jenseits der Wasserscheide zwischen Rhein und Donau verfuhr das Schicksal deutlich gröber. Sie heuerten in der Fremde vorwiegend für jene Arbeiten an, die die Einheimische verschmähten. Nach einem zeitgenössischen Bericht marschierten im 18. Jahrhundert Paznauner »in Zügen zu 20 oder 30« in die Bergwerke von Savoyen. Andere verdingten sich in Westfalen mit dem Ausheben oder Reinigen von Teichen. Trotzdem entdeckten auch die Paznauner eine zwar kleine, doch durchaus einträgliche Marktlücke: Ihre ausgefeilte Technik beim Baumfällen und beim Holztransport, die der kaiserliche Beamte Joseph Rohrer 1796 in seinem scharfsinnigen Büchlein »Über die Tiroler« beschreibt. Weil die Paznauner darin den Städtern weit überlegen waren, schlossen sie von Norddeutschland bis Italien Kontrakte, bestimmte Mengen Brennholz aus den Wäldern bis an die Stadtgrenzen zu liefern.

Paznauner Bauern wiederum bastelten in den langen Winterabenden die in ihrer



Krautschneider aus Montafon,  
Vorarlberg.

Bild Seite 208:  
Krautschneider aus dem  
Montafon.  
Werksfotografie-Foto-  
archiv Vorarlberger  
Illwerke AG

Praxis bewährten kurzzahnigen Spezialrechen für das schütterere Heu der steilen Bergmäher und setzten sie dann im Frühjahr im Engadin zum Stückwert von zwei Mittagessen ab. Graubünden bot noch mehr Zubrot: Mühselige Heuarbeit in höheren Berglagen und Ausgraben von Enzianwurzeln, aus denen man den scharfen »Enzian« brennt. Dabei gerieten sie gelegentlich mit den Montafonern übers Kreuz, die ebenfalls Rechen und Heuarbeit im Engadin feilboten und bei schlechtem Geschäftsgang den Paznaunern Preisdumping unterstellten.

Den Heimweg nützten diese Auspendler allerdings zum erheblich lukrativeren Schmuggel von Kaffee und Tabak – sehr zum Missvergnügen des heimischen Fiskus, der offen einbekannte, dass weitläufige Gebirge wie die Silvretta und das Rätikon einfach nicht lückenlos zu überwachen seien. Die Ursache dieses Schmuggels war freilich hausgemacht: Österreichs Staatsmonopol auf »Kolonialwaren« wie Kaffee, Tabak und Zucker machte diese Güter erheblich teurer als in der liberalen Schweiz.

Wie keck diese »Schwärzer« (Schmuggler) vorgingen, belegt auch eine Anweisung Wiens von 1803 an die Montafoner Bürgermeister: »Um die ausgestellte Kordonsmannschaft (= Zollwache) gegen Misshandlungen der Schwärzer zu sichern, können die Wachen in Fällen, wo sich Schwär-

zer ihrer Anhaltung gewaltsam widersetzen oder die Wachen gar mit Waffen oder anderen gefährlichen Werkzeugen anfallen, einen solchen Schwärzer auf der Stelle nieder machen.«

Eine Statistik von 1835 entkleidet indes die angebliche »Wanderlust« der Westösterreicher bis auf die nackte Armut. Von damals knapp 8700 Montafonern in 2150 Haushalten suchten immerhin 2500 Saisonarbeit in der Fremde: 1200 Männer, 900 Frauen und 400 Kinder. Diese hießen »Schwabenkinder«, weil sie mit noch rund 1600 Gleichaltrigen aus Vorarlberg und etwa 2500 aus Westtirol bei den vergleichsweise großen und reichen Viehbauern in Schwaben als »Hüterbuben« unterkamen. Das Schicksal dieser Kinder hatte schon 1639 einen Montafoner Pfarrer zu Anklagen bei seinem Diözesanbischof in Chur bewogen, der aber auch keine Abhilfe wusste.

Was mit den »Schwabenkindern« vorging, schilderte 1796 Joseph Rohrer, der als kaiserlicher Beamter in Bregenz diese Kinderzüge beobachtet hat: »Kinder werden ihren Müttern frühzeitig entrissen. Ein bejahrter Montafoner übernimmt sie und führt dieselben gleich einer Herde Lämmer aneinandergepfercht außerhalb des Landes. Auf den großen Knabenmärkten zu Ravensburg und Leutkirch wird die Montafoner Jugend den Bauern zur Arbeit vermietet.«

Andere Zeitzeugen fühlten sich auf amerikanischen Sklavenmärkte versetzt, schränkten aber ein: »Manchen Kinder trafen's gut, manche weniger gut«, ehe im Herbst die Kinderkarawanen wieder heimwärts zogen.

Was die Trennung von der Mutter bedeutete und welche seelische Not aus materiellem Elend erwuchs, lassen Berichte über die »Kinderkarawanen« aus dem westlichen Tirol erahnen: Auf dem Arlbergpass kehrten die Kinder in der Christophorus-Kapelle ein und schnitten nach dem Vorbild frommer Pilger Holzsplitter aus der Statue des Heiligen, um ein Stück Heimat und den Schutz dieses Patrons der Reisenden bis zur

Heimkehr bei sich zu tragen. Die »Schwabenkinder« aus dem Paznaun nahmen den wesentlich kürzeren Weg westwärts über das Zeinisjoch. Dort erinnert heute noch die »Reahr«-Kapelle (reahren = weinen) an den Schmerz des Abschieds von den Eltern, die ihre Kinder bis hierher zu begleiten pflegten.

Zeitgenössische Berichte heben allerdings drei Erfahrungen hervor, die ehemalige »Schwabenkinder« im Mannesalter einhellig als positiv empfanden: Sie hätten weniger arbeiten müssen als daheim; als Lohn hätten sie »doppeltes Gewand und Schuhe« erhalten und daher nicht immer barfuß herumlaufen müssen; immer hätten sie reichlich zu Essen bekommen.

Die Hüterbuben auf den Almen im Montafon und in Westtirol trafen es im Regelfall ungleich schlechter. Harte Arbeit von der Morgendämmerung bis zum Sonnenuntergang, ein mit Brettern notdürftig gedecktes Steingemäuer als nasskalte Schlafstelle und tagtäglich Milch und Mus als Kost. Entscheidend ins Gewicht fiel jedenfalls, was der Volkskundler Ludwig Hörmann 1877 in seinen »Wanderungen durch Tirol und Vorarlberg« über den Auszug der »Schwabenkinder« schrieb: »Daheim war ein Mund weniger zu stopfen.«

Doch schon 1847 stellte der Tiroler Historiker Johann Jakob Staffler einen bemerkenswerten Wandel fest: »Heutzutage sind diese Kinderkarawanen im Abnehmen, weil der Verdienst in den Fabriken näher liegt.« Offenkundig spielte er auf die Frühzeit der Vorarlberger Textilindustrie an, denn schon 1826 hatte in Schruns die maschinelle Verarbeitung der Wolle begonnen – die erste ihrer Art in Vorarlberg. Auch hatten längst die »blühenden Baumwollmanufakturen« von der Schweiz auf Vorarlberg übergegriffen. Denn mangels einheimischer Kapazitäten vergaben Schweizer Textilbetriebe reichlich Heimarbeit nach Vorarlberg. Gleichwohl bemängelten Chronisten, dass die Kinder im Montafon »jetzt an das Spinnrad, erwachsene Mädchen zum Stickrahmen und größere Knaben in den Webkeller gebannt«



Hüterbub.  
Stadtarchiv Ravensburg

würden. Immerhin schufteten diese Kinder daheim und nicht in der Fremde.

Die »Kinderkarawanen« nach Schwaben wurden schließlich 1925 nach dem Ersten Weltkrieg untersagt.

Eine andere Folge der Armut beschrieb ebenfalls Staffler sehr eindringlich: »Auch die Mädchen haben sich für ihre zarten Hände einen geeigneten Erwerb ausersehen, nämlich das Ährenlesen. Da gehen sie zur Zeit der Ernte nach Schwaben hinaus, bringen den Tag auf den (schon abgeernteten) Feldern und die Nacht in Heustädeln zu, lassen die gesammelten Ähren bei Müllern mahlen und füllen das Mehl in Säcke, die sie zu diesem Zweck mit sich bringen. Ist die Ernte vorüber, so sammeln sich die Jungfrauen wieder in Leutkirch, miethen mehrere große Leiterwagen und fahren singend zurück ins Montafon, welches daher um diese Zeit um manchen Sack weißen Mehl sich reicher befindet, vielleicht aber auch um manche Jungfräulichkeit, die draußen geblieben, ärmer.«

Aus den zahlreichen Berichten über diese Arbeit in der Fremde darf man schließen, dass diese Mädchen bis zu 200 Kilo Mehl heimbrachten. Nach der einseitigen Kost jener Zeit reichte der Ertrag dieser Schwerstarbeit aus, eine Person fast ein Jahr lang zu ernähren. Sollte es stimmen, dass bis zu 900 Montafonerinnen auf Kornschnitt und Äh-

Der Sklavenmarkt in Ravensburg.  
Stadtarchiv Ravensburg



Der Sklavenmarkt in Ravensburg.

renlese gingen, dann sicherte das (theoretisch) 900 Personen – somit gut einem Zehntel der Bevölkerung – ein Jahr lang das Überleben.

Auf ähnliche Art verschafften sich jeden Sommer auch mehrere hundert Osttiroler »Jatergitschen« ein Zubrot. Diese jungen Frauen («Gitschen») verdingten sich bei reichen Bauern im Pinzgau und in Oberbayern als Jäterinnen. Für manche von ihnen stellte sich ein allerdings unerwünschter Ertrag erst neun Monate später ein.

Jedenfalls folgten sie dem Vorbild cleverer Deferegger, die durch Handel zu Geld kamen. Im 17. Jahrhundert vertrieben sie weitem Wetzsteine und Sensen, dann verlegten sie sich auf den viel einträglicheren »Teppichhandel« mit groben »Kotzen«, die sie vorwiegend im Pustertal erstanden und dann als Pferddecke und Wetterflecke bis Polen, Holland, Spanien und Sizilien vertrieben. Den Erfolg dieses Handels führte der Tiroler Historiker Beda Weber 1838 auf psychologisches Geschick zurück: »Um ihre Waare an den Mann zu bringen, spielen sie größtenteils die einfältigen Tiroler, obgleich sie oft mehr Verstand haben als die Abnehmer ihrer Waaren.« Für ihren Verstand bürgte die ausgetüftelte Organisation des Geschäfts. Bereits um 1750 gründeten sie »Kumpanien« (Handelsgesellschaften) und legten ihr Geld zusammen, um möglichst viel Ware günstig einzukaufen – in besten Zeiten bis zu 25.000 Teppiche. In weit entfernten deutschen Städten richteten sie Warenlager ein, einer von ihnen organisierte den Einkauf und den Transport zu den Depots, die anderen trafen dort zur vereinbarten Zeit ein – und dann ging das monatelange Hausieren los. Am Ende der Saison rechnete die »Kumpanie« dann ab. Im Regelfall sprang pro »Kamerath« ein Gewinn im Wert zwischen zwei und sechs Kühen heraus. Die Verträge der »Kumpanien« enthielten auch eine sozialgeschichtlich beispiellose Vorsorge: Die Gesellschaft beteiligte auch einen erkrankten »Kamerath«. In der Blütezeit zogen 450 Deferegger Hausierer durch halb Europa – ein Drittel der Männer



im Tal. Erst Mitte des 19. Jahrhunderts würgten die staatliche Begrenzung des Hausierens und das Aufkommen der »Handlungsreisenden« das Geschäft ab. Worauf besonders findige Deferegger vor allem auf die Herstellung modischer Venezianer Strohhüte umsattelten und es langsam zu wohlhabenden Hutfabrikanten brachten. Sie entdeckten alsbald in Krain (heute Slowenien) billiges Stroh und geschickte Strohhutflechter, importierten noch billigeres Stroh aus China und Japan und jagten damit den Venezianern das Geschäft ab.

Die erste Lungau-Topografie zeichnete 1786 ein tristes Bild: »In einer völligen Wildniß steht die sogenannte Geusche. Eine

arme Familie wohnt darinn, aber sie lebt tugendhaft und vergnügt. Unter 100 Bauernhäusern trifft man nicht fünf, welche ein heimliches Gemach (= Plumpsklo) haben; die Entladungen geschehen dann alle unter freyem Himmel hinter dem Hause. Der Mangel an Abtritten erinnert an Italien. Das Stroh wird hier alles dem Vieh zum Futter gegeben; zur Streue hat man Äste oder Reisig von Fichten.«

Ein Menschenalter später charakterisierte der kaiserliche Beamte Ignaz Kürsinger (Organisator der Erstbesteigung des Großvenedigers 1841) den Lungauer verblüffend scharfsichtig: »Wer seinen Gemüsstypus, seine Lebensart, seine Anstrengungen und Gefahren, seine armselige Natur, seine Armut nicht aus der ihn umgebenden großartigen Natur herauszufinden versteht, kennt den Lungauer nicht.« Die Folge davon: »Die Weiber haben keine beneidenswerthe Existenz, die erscheinen viel mehr als die erste Dienstmagd des Hauses.«

Ein Beobachter ortete vor bald zwei Jahrhunderten die elende Kost der Lungauer, »weil sie in einer so wüsten Gegend so wenig verdienen können.«

Die Armut der Lungauer ist sogar medizinisch zu beweisen. Wie auch die Bewohner etlicher anderer Alpentäler sammelten sie bis Ende des 19. Jahrhunderts Urin in einem »Waikfrenten« (= Bottich), um darin die Schmutzwäsche einzuweichen. Nun weiß die Medizin, dass Mangel an Fleisch und vegetarische Kost dem Urin die Qualität von Lauge verschafft. Die Lungauer konnten sich Fleisch nur an Festtagen leisten und für Seifen fehlte das Geld. Kein Wunder also, dass Städter ihre Nasen ob des scharfen Geruchs in Lungauer Stuben und Kirchen rümpften.

Gleichwohl stießen die Lungauer mit einer erstaunlichen Fertigkeit in eine »internationale« Marktlücke vor. Bereits im

18. Jahrhundert rühmten Chroniken, dass sie »alle Gattungen Viehs zu entmannen wissen«. Auch in diesem Fall hatte die Not erfinderisch gemacht. Bauern benötigten Zugtiere, aber für Pferde reichte das Geld nicht. Ochsen taten es auch – zwar langsamer, aber nicht minder kräftig. Zudem brachten Ochsen als Vorspann entlang der Tauernstraße ein paar Gulden ein. Und die städtischen Salzburger verspeisten damals im Jahr annähernd 400 Lungauer Ochsen. Auf diese Zucht verweisen heute noch dutzende Lungauer »Ochsenalmen«, die freilich kaum noch bestoßen werden.

Voraussetzung dieser Zucht war allerdings das Geschick der einheimischen »Viehkastrierer« – gemeinhin »Sauschneider« genannt.

Bereits im 18. Jahrhundert schwärmten alljährlich bis zu 400 dieser Sauschneider für mehrere Monate in ihre vorher festgelegten »Reviere« aus und brachten dann Gewinne heim, die bis zu 20 Ochsen wert waren.

Ein kaiserliches Gewerbepatent erschloss ihnen die gesamte österreichisch-ungarische Monarchie als Markt. Die fingerfertigen unter ihnen führten ihre Operationstechniken sogar den staunenden Professoren an der Wiener Tiermedizin vor.

Sauschneider bei der Arbeit.  
Foto: Archiv Helga Gappmayer



Mit den Zillertalern meinte es die Natur ungleich besser als mit Lungauern, Osttirolern oder Paznaunern. Sie lebten in einem fruchtbaren Tal, doch waren ihrer viel zu viele – allerdings mit sprichwörtlichem Geschäftsgeist begabt. Und so nützten sie Marktlücken, um etwas Geld ins Tal zu bringen. Bereits im 17. Jahrhundert erkannten sie den wachsenden Bedarf zumal in den Städten nach »Ölen und Salben für Heilzwecke«. Die Natur gab ihnen alles, was sie dafür brauchten: Rosmarin, Salbei, Wacholder, Lavendel, Holunder oder Tannenzapfen – und dazu Tierfett als Bindemittel. Und dann schwärmten jährlich bis zu 250 so genannte »Ölträger« nach Oberitalien und Süddeutschland aus und brachten als Gewinn bis zum Dreifachen der Gestehungskosten nach Hause.

Um den Gewinn zu steigern, machten sie sich zwischen Bayern und Kärnten auch auf die Suche nach Wurzeln, um die Produktion der meist »schwarzen« heimischen Schnapsbrenner zu steigern und den wieder

rum meist »schwarzen« Export zu beleben. Mit durchschlagendem Erfolg.

Rechtzeitig orteten die Zillertaler auch den modischen Trend der Städter zu echt gamsledernen Handschuhen. Was die heimischen Bestände an Gämsen nicht hergaben, machte der äußerst preiswerte Zukauf an gebrauchten Handschuhen zwischen Paris und Prag wett. Fleißige Frauenhände besserten sie in Heimarbeit zu »echt gamslederne Handschuhen aus den Tiroler Alpen« auf und schon florierte der Absatz auf Jahrmärkten in ganz Mitteleuropa.

Den Erfolg sicherte allerdings nicht die Ware, sondern die urwüchsige Art des Verkaufs, mit dem diese Tiroler Aufsehen erregten – u. a. weil sie jedermann mit »Du« ansprachen und die tollpatschigen Äpler spielten. Zum weitaus erfolgreichsten dieser Handschuhhändler mauserte sich Peter Prosch, letztes von elf Kindern eines armen Bauern. Bereits als aufgewecktes und unbefangenes drolliges Kind bettelte er sich zielsicher durch adelige Kreise und hatte



Zillertaler  
Nationalsänger.  
Original im  
Heimatmuseum  
Fügen, Heimatverein  
Fügen/Zillertal

das unwahrscheinliche Glück, in Wien der Kaiserin Maria Theresia als eine Art Sehenswürdigkeit vorgestellt zu werden. Der noblen Umgangsformen unkundig, fragte er rundheraus: »Bist Du eppa (= vielleicht) unsere Kaiserin Maria Theresia?« Die Kaiserin schüttelte sich vor Lachen und Prosch schloss daraus, dass er die Leute nur zum Lachen bringen müsse, wenn er Handschuhe verkaufen wolle. Der Aufstieg zu Wohlstand gab ihm recht.

Seit jeher galten die Zillertaler auch als sangesfreudig und lustig. Und so verfielen sie um das Jahr 1800 auf die Idee, den zunehmend schleppenden Handschuhhandel mit Jodeln und Heimatliedern anzukurbeln. Damit trafen sie haargenau die Vorstellung der Städter von der unverdorbenen Tiroler Alpenidylle und hatten erstaunlichen Erfolg. Als »Tiroler Nationalsänger« traten sie an europäischen Fürstenhöfen oder in Theatern auf und begeisterten sogar den russischen Hochadel in St. Petersburg mit »Auf der Alm da gibt's koa Sünd«.

Einen kulturhistorischen Treffer aber landeten die »Nationalsänger« 1831 auf dem Weihnachtsmarkt in Leipzig mit einem »ächten Tyroler Lied« – dem »Stille Nacht«. Zwölf Jahre zuvor hatte nämlich der Zillertaler Orgelbauer Carl Mauracher das unglaubliche Glück des Tüchtigen. Als er 1819 in Oberndorf bei Salzburg eine zusammengebrochene Orgel reparierte, entdeckte er das »Stille Nacht«. Der Oberndorfer Kaplan Joseph Mohr (Textdichter) und der Arnsdorfer Lehrer Franz X. Gruber (Komponist) hatten es im Jahr zuvor bei der Christmette mit Gitarrenbegleitung zu Gehör gebracht, weil die Orgel den Geist aufgegeben hatte. Mauracher brachte das Lied nach Hause und die »Tiroler Nationalsänger« trafen damit in Leipzig ins Schwarze – und fortan überall, wo immer sie auftraten; sogar in Amerika.



Schilift von 1948,  
Galtür.  
Foto: Dr. Koeck

Die Begeisterung der Romantiker für das einfache, unverdorbenes Leben der Äpler leitete die Trendwende ein: Sehnsucht der Intellektuellen und der Großbürger nach den Alpen. Der entscheidende Schub kam Mitte des 19. Jahrhunderts, als sich die Eisenbahn den schnellen und preisgünstigen Weg in die Alpentäler bahnte und der Alpenverein sich anschickte, »die Kenntnis von den Alpen zu verbreiten, die Liebe zu ihnen zu fördern und ihre Bereisung (durch Wege- und Hüttenbau) zu erleichtern«. Das Aufblühen des Tourismus beendete mit der Zeit den Export der Arbeitskraft und die »Ware Alpen« schuf Arbeitsplätze in kargen Bergdörfern.

Das Paznaun liefert ein dramatisches Beispiel für diesen durchgreifenden Wandel. Noch 1875 empörte sich ein anspruchsvoller Reisender über Galtür: »Ein elendes Nest, das aus einer Kirche, einem schlechten Gasthaus und 7 bis 8 elenden Bauernhütten besteht.« 1948 zählten Ischgl und Galtür 1100 Nächtigungen, 2003 waren es 1,6 Millionen; 1948 stand im oberen Paznaun ein wackeliger Schlepplift, heute surren dort 53 Bergbahnen.

# Was ist ein echter Bergsteiger?

## Fritz' Streifzug durch Erzählungen, Nachahmungen und Erlebnisse

VON CHRISTIAN RAUCH



Bildmontage: Marlene Kunz (mit freundlicher Genehmigung von Krinninger, Tiroler Zugspitzbahn; Reinhold Messner)

Der Fritz war immer schon ein aufgeweckter, neugieriger Bursch gewesen, und so gab es nichts Schöneres für ihn, als mit dem Großvater zusammen neue Geheimnisse zu lüften. Ein regnerischer Sommertag war es, als beide auf dem Speicher eine alte Kiste entdecken. Der Fritz ist schon vorausgelaufen auf den Dachboden, der Großvater keucht noch von den Stufen; früher waren ihm solche Aufstiege, selbst auf die höchsten Gipfel der Umgebung, nicht schwer gefallen. Die kleine Kiste nehmen sie mit ins Wohnzimmer, und während der Fritz mit leuchtenden Augen alte Fotos herausholt, zündet sich der Großvater eine Pfeife an und seufzt leise ob seiner Erinnerungen an die Jugendfrische. Es sind

schwarzweiße Fotos von früheren Bergtouren, der Großvater beugt sich vor, schaut dem Jungen über die Schulter und meint: »Ja, das waren noch Zeiten, damals, als ich noch ein echter Bergsteiger war.« Der Fritz betrachtet eines der Bilder; vergilbt sind dort junge Burschen im Hemd zu sehen, mit uralten Rucksäcken und einem Seil in der Hand, grinsen sie in die Kamera, im Hintergrund eine alte, wie verfallen anmutende Hütte. Er dreht sich um. »Ein echter Bergsteiger? Was ist denn ein echter Bergsteiger? Wie ist es denn, ein echter Bergsteiger zu sein?« Erwartungsvoll, mit all der Neugier

und dem Wissensdurst, der den herangewachsenen Knaben schon immer ausgezeichnet hat, schaut Fritz den alten Mann an, doch dieser meint: »Das kann ich dir nicht erklären oder erzählen, das musst du selbst erleben.« Etwas enttäuscht ist der Fritz erst, dann springt er trotzig auf. »Aber wieso denn nicht? Du hast mir doch schon so vieles erzählt und beigebracht, und überhaupt, heute kann man doch alles herausfinden und erklären, im Internet zum Beispiel!« Der Großvater legt sich mit einem subtilen Lächeln zurück, zieht an seiner Pfeife. »Beigebracht, ja, hab ich dir vieles. Aber manches kann man nicht einfach so erklären, oder erzählen, das muss man selbst herausfinden, manche Dinge haben

viele Wahrheiten. Du musst selbst auf die Gipfel steigen, du musst selbst erspüren, wie es ist, die Anstrengung, Freiheit, Schönheit; wie es z.B. ist, dort oben zu übernachten und einen Sonnenaufgang zu bewundern.« Etwas unverständlich legt der Fritz den Kopf auf die Seite; das war doch keine Begründung, auf einem Berg übernachten, der Großvater war halt doch wohl schon älter und etwas sentimental; wie man Fragen heutzutage lösen kann, versteht er wohl nicht mehr so ganz. Selbstbewusst springt er auf. »Was soll ich denn auf einem Berg übernachten? Auf irgendeinem so kleinen? Ich werde im Internet schauen, dort haben bestimmt schon viele Bergsteiger viel mehr Erfahrungen beschrieben, als ich einmal auf einem Berg selbst erleben kann.« Wieder lächelt der Großvater. »Nun gut, dann mach dich mal auf die Suche. Ich bin gespannt, was du herausfindest.«

Der Fritz lässt sich nicht zweimal bitten, und in der Welt der modernen Technik ist es eine Sache von wenigen Minuten und Tastendrücken, um mit den Informationen der ganzen Welt verbunden zu sein. Mit leuchtenden Augen sitzt er vor dem Bildschirm, innerhalb von wenigen Stunden scheint er den Mount Everest, Montblanc und das Matterhorn bestiegen zu haben, hat er Klemmkeile und Steigeisen kennen gelernt, und alle Schwierigkeitsgrade auswendig im Kopf. Auf Dutzenden von Fotos, die mit Lichtgeschwindigkeit aus allen Ecken der Welt durch die Kabel flitzen, um auf Fritz' Festplatte zu landen, grüßen die Bergsteiger, in extremen Wänden hängend, auf Mountainbikes wagemutig und von Staubwolken umhüllt die Hänge hinunterbrausend, und mit Atemgerät und High-Tech-Ausrüstung die unvorstellbarsten Höhen bezwingend.

Was waren denn die kleinen Wanderungen, die er mit den Eltern und auch dem Großvater schon mal gemacht hat, gegen diese Übermacht von Eindrücken. Und eine weitere solche Tour allein, oder auch eine Nacht auf einem Berg, was soll die denn schon dagegen vermitteln?

Tagelang besucht er so die Internetseiten, eine nicht enden wollende Flut von Bergerfahrungen sprudelt ihm aus Suchmaschinen und Links entgegen. Da schreiben einige von der Befriedigung, die höchsten Gipfel mit eigener Kraft erklommen zu haben, einige vom Nervenkitzel bei der Erstbegehung einer mauer-glatten Dolomitenwand, andere wiederum davon, wie toll ein Mountainbike für die Fitness ist und dass kaum ein Wochenende ohne die körperliche Wellness in freier Natur vergehen dürfe, um den Herausforderungen des modernen Alltages jedes mal danach wieder entspannt und kraftvoll begegnen zu können. Fritz stößt auch auf ein Diskussionsforum, in dem einige die Meinung vertreten, diese verbissenen Bergsteiger seien grobschlächchtige Indivi-



dualisten, die nur aus der modernen Welt fliehen wollen, während andere dagegen halten, dass der Bergsport der einzig natürliche sei, der selbst bewältigte Anstieg ein unvergleichliches Gefühl schaffe, und Körper und Geist bestens bilde.



Abb. oben:  
Foto: Tom Tivadar  
Abb. Mitte:  
Foto: Marco Prezelj  
Abb. unten:  
Foto: Wolfgang Ehn

Faszinierend scheint dem Jungen die riesige Auswahl an Ausrüstungsgegenständen: Ein absolut wetter- und kältefester Biwaksack ist da zu finden; Keile aller Art, Haken, die sich Hexentric nennen, und Schuhe für den Schnee, die aussehen wie Tennisschläger; sowie natürlich unzählige Bücher, Führer und Karten. Ein echter Bergsteiger muss wohl über all diese Hilfen verfügen können, wie sonst sollte er all die Wände und Gipfel in vernünftiger Zeit bezwingen können, die sich hier auf den Bildern auftun. Schon überlegt sich der Junge, welches der Bücher er gerne kaufen würde: »99 Tipps für das perfekte Bergwochenende« und »Bergwandern als modernes Wellnessrezept« scheinen ihm auf den ersten Blick als die Titel, die ihm helfen könnten, seine Frage zu lösen.

Gebannt schaut Fritz auf die durchtrainierten Körper auf den Fotos, die regelrecht mit einem Finger am Überhang hängen oder dick verpackt den tiefsten Temperaturen auf eisig höchster Höhe trotzen. Ein echter Bergsteiger scheint wohl wirklich das extremste beherrschen zu müssen, erhebt sich über den normalen Wanderer oder Bergsteiger wohl da-

durch, dass er an Höhe, Gehzeit und Schwierigkeitsgrad den alpinistischen Durchschnittsbürger weit übertrifft.

Zwischen den Erfahrungsberichten aus aller Welt, breitet der Tourismus in Hochglanz seine Anreize aus. Fritz gibt bald auf, die Alpengasthöfe zu zählen, die Panoramarestaurants und Skiarenen mit Abertausenden von Pistenkilometern, die im weiten Web aufgelistet sind. Millionen von Ski- und Wanderfans scheinen in diesen Hochburgen der Gastlichkeit und der Sport- und Unterhaltungsprogramme alljährlich für kurze Zeit zu echten Berggenießern zu werden. Vielleicht fühlen auch sie sich,

wenn auch nicht zu Extremleistungen bereit, so dennoch als echte Bergsteiger, bei all den Möglichkeiten, die ihnen der Alpentourismus bietet.

Nach Tagen, die Flut von Bildern will nicht aufhören, fragt sich Fritz dann aber doch, ob er nun all diesen Trends folgen muss oder gar den Extremen, wenn er ein echter Bergsteiger werden will. Und wenn, welche der sich ihm unendlich zahlreich anmutenden Ratgeber und Ausrüstungsgegenstände sind die richtigen, welche sind nötig? Und den Extremleistungen nachzueifern, wäre er dazu überhaupt jemals in der Lage und würde er das wirklich wollen?

Außerdem vermisst Fritz etwas, bei all den modernen Möglichkeiten des Bergsteigens. Ein echter Bergsteiger zu sein, das nur über die Bilder und Berichte unserer Zeit begreifen zu wollen, reicht ihm irgendwie nicht aus; die »Echtheit«, was immer die auch ausmacht, scheint im massenhaften Betrieb all dieser glänzend beschriebenen, heutigen Bergerlebnisse irgendwie verlorengegangen und überflüssig.

Etwas Ursprüngliches, Originales und Besonderes scheint für Fritz dagegen in der alten Zeit, in den Fotos des Großvaters, zu liegen; etwas, das sich kaum in all den anderen Abbildern modernen Unterhaltungstreibens findet. Natürlich haben die Burschen damals nicht so extreme Leistungen vollbracht, andererseits hatten sie wahrscheinlich auch nicht die Hilfsmittel dazu.

Fritz denkt an die Kiste, heimlich macht er sich noch mal daran, all die vielen, anderen Fotos in Augenschein zu nehmen. Sie sind nicht so deutlich und vielfältig wie die Bilderflut zuvor am PC, dafür aber scheinen sie ihm lebendiger, obwohl sie nicht mal farbig sind.

Eine eigenartige Ausrüstung hatten die Burschen damals, ausfransende Seile, genagelte Schuhe; vollkommen primitiv muten die neben all dem an, was er zuvor in der modernen Welt des Bergsports entdeckt hat. Und doch, gerade wegen der einfachen Ausrüstung, muss wohl großer Mut und Abenteuergeist erforderlich gewesen sein.

Und auch all die Hütten, Bahnen und Straßen gab es zum Teil noch nicht, sicher war es mühsamer, aber vielleicht auch spannender, in so unerschlossenen Gebieten seine Streifzüge zu unternehmen.

Zwischen den Fotos entdeckt der Junge einige Briefe in altertümlicher, für ihn kaum leserlicher Schrift. Der Großvater, der sie vorlesen könnte, ist nicht da, und außerdem will Fritz das Geheimnis nach dem echten Bergsteiger ja selbst lösen. So müht er sich einige Stunden ab, die Briefe Wort für Wort zu lesen. Und da ist tatsächlich die Rede von einigem »Originalen«, von Geschichten, die er zuvor in seiner Recherche der modernen Bergwelt so nicht wahrgenommen hat. Mit alten Fahrrädern und schweren Rucksäcken waren die Burschen damals stundenlang unterwegs in die Berge hinein; eine Menge Holz haben sie hochgeschleppt, um ein Feuer vor der Hütte zu machen, auf der sie übernachtet haben. Im Winter haben sie die Ski an der Fahrradstange befestigt und sind kilometerweit gefahren, um dann den Berg, den sie hinunterfahren wollten, erst mal zu besteigen. Im Dialekt erzählt einer davon, wie er »arschlings« einen heiklen Abstieg über eine Felsflanke bewältigt hat; Fritz reimt sich die Worte zusammen, auf dem Hinterteil scheint der damals wohl hinuntergeturnt oder vielleicht auch nur -gerutscht zu sein.

Als Fritz dann aber von den Schwierigkeiten nach dem Krieg liest, davon, dass die ganze Familie von einer Schüssel Knödel satt werden musste, und die Jungs einen fertigen Brotaufstrich als einzig verfügbare Wegzehrung auf eine Skitour mitnahmen – das Brot dazu hatten sie oft nicht mal – ,da kamen ihm doch auch Zweifel, ob alles besser war in des Großvaters Bergsteigerzeiten.

Außerdem fragt sich der Junge, ob man das abenteuerliche Gefühl von damals zurückgewinnen kann, indem man des Großvaters Geschichten einfach so in unseren Tagen nachmacht. Am Anfang, als er die Fotos sah, hatte er dies noch geglaubt, aber könnte er sich wirklich einfach ein altes Seil zusammen flicken und sich auf seinem

Fahrrad auf die Suche nach noch völlig einsamen und unerschlossenen Gebieten machen?

Wie war denn dies alles wohl in noch früheren Zeiten, fragt er sich da, denn auch die Zeiten des Großvaters sind ja eigentlich noch gar nicht so lange her. Fritz beginnt zu grübeln; gab es Bergsteiger, vielleicht sogar die wirklich echten, gar in den noch früheren Jahrhunderten? Als er so über die Frage sinniert, fällt ihm sein Lehrer ein, der schon öfter mal von seiner Bergleidenschaft im Unterricht erzählt hat und dort auch mal einen berghistorischen Exkurs mit den Schülern unternommen hatte. Am Nachmittag des nächsten Tages beschließt Fritz, ihn zu fragen. Der Lehrer, ein noch recht junger, sportlicher Mann, lädt den Jungen sogleich in das verlassene Lehrerzimmer ein, wo er ihn Platz nehmen lässt und ihm eine Tasse Tee eingießt. »Ja, Fritz, dein Interesse freut mich aber. Bergsteiger gab es natürlich schon lange vor deinem Großvater. Ganze 150 Jahre früher, am Ende des 18. Jahrhunderts, fing der Alpinismus an. Die Wissenschaft war es, die damals den Menschen zum ersten Mal systematisch auf die Berge trieb, die Neugier der Physiker,



Foto: Hans Rauch



Foto: Hans Rauch

Reinhold Messner Nanga Parbat 2000.  
© Reinhold Messner

Geologen und Geographen. Echte Bergsteiger taten es also damals um der Neuentdeckungen und neuer Erkenntnisse willen; sportlicher Ehrgeiz als Hauptmotiv wie heute trat dabei erst mal noch wenig auf. Erstes bedeutendes Beispiel war zweifellos der Schweizer Gelehrte Horace-Bénédict de Saussure. Er war zwar nicht der Erstbesteiger des höchsten Berges der Alpen, des Montblanc, dies waren zwei Ein-

*»Schließlich hing ich mit ausgestrecktem linkem Arme am Zacken, die Füße tappten in der Leere herum. [...] Ein leises Kricken – der Stein reißt aus der Wand, – und dahin geht der Sturz. Zweimal schlage ich auf Stufen der Kluft auf, noch aufrecht, Gesicht gegen die Mauer, das drittemal werde ich gedreht, der Breite nach auf den Trümmergürtel hinuntergeschmettert, überschlage mich dort ein- oder zweimal, komme aber wieder auf den Rücken zu liegen, und Hände und Füße alsbald spreizend, noch rechtzeitig zum Aufhalt.«*

(Aus: Hermann von Barth, »Aus den Nördlichen Kalkalpen«. München 1874)

Höhe zum Beispiel. Neben der Wissenschaft waren es zu dieser Zeit aber auch die Fürsten, die den Ehrgeiz entwickelten, die höchsten Punkte ihrer Herrschaftsgebiete besteigen zu lassen. Berühmtes Beispiel wurde der Großglockner, der 1800 auf Wunsch des Altgrafen Franz von Salm-Reiferscheid bezwungen wurde. Allerdings war das Kaisertum Österreich damals wesentlich größer und so stellte sich heraus, dass der Ortler, der ja heute in Italien liegt, der höchste Gipfel war. Erzherzog Johann wollte diesen bestiegen sehen, und so tat dies 1804 Joseph Pilcher.« Fritz hört stauend zu und meint dann: »Und damit begann das richtige Bergsteigen dann, so wie

heute, oder?« Der Lehrer lacht ein wenig. »Nein, es blieb erst mal für Jahrzehnte eine Sache von wenigen Interessierten. Der Normalbürger im flachen Land wusste davon wenig und es interessierte ihn auch kaum. Reisende im 18. Jahrhundert sollen sich zum Teil sogar die Augen verbunden haben, wenn sie in Sichtweite der Berge kamen, denn für sie erschienen jene als unförmige, wüste Gebilde, die den harmonischen Blick auf die Landschaft beeinträchtigten. Weitere Gipfel wurden so von einigen Wenigen ersterstiegen, daneben die Gebiete kartographiert sowie Landschaften und Gletscher erforscht. Dann aber wurden aus den Gipfelstürmern auf Fürstengeheiß und durch die Wissenschaft Mitte des 19. Jahrhunderts echte Bergfreunde, die zum ersten Mal die Freude an der Natur als ihr Hauptmotiv erkannten und es wurden mehr und mehr. Doch immer noch wurde eine Bergtour klassischerweise mit Bergführern, meist Einheimischen, unternommen. Zum Ende des Jahrhunderts hin setzte sich dann aber auch das Bergsteigen ohne Führer zunehmend durch, und als Extremform auch das Alleingehen. Um 1870 tauchte Hermann von Barth auf, berühmt durch seine ersten Bücher über die bayerischen Alpengebirge und durch seine 80 Karwendel-Begehungen in einem einzigen Sommer. Allein wollte er sich immer jeder Gefahr stellen, Nacht und Nebel hielten ihn nicht ab, als Beherrscher des Felses und der Höhen fühlte er sich. Schau mal hier, wie er so über seine Abenteuer geschrieben hat.«

»Das war aber doch wirklich ein echter Bergsteiger!«, ruft Fritz spontan und beeindruckt aus. »Nun vielleicht, aber er beschränkte sich auf eine kleine Gruppe von Gebirgen, wenn er auch dort fast jeden Felsen kannte und bezwungen hatte. Echter Alpinsport über den Alpenraum hinaus wurde aber dann maßgeblich von den Engländern verbreitet. Überhaupt kam der Sport als Form der Freizeitbeschäftigung um diese Zeit aus England. So gründeten die Engländer auch die erste Art eines »Alpenvereins«, den »British Alpine Club« 1857.

Danach folgten dann Österreicher, Schweizer und Deutsche. Damit wurde das Bergsteigen endgültig zur »Freude vieler« und der Deutsche Alpenverein setzte sich so in seiner Gründung auch zum Zweck, alle »Verehrer der erhabenen Alpinwelt« zu vereinen. Die in den Vereinen zusammengeschlossenen wurden schnell mehr und so begann auch die Erschließung der Berge mit Schutzhütten und Wegen, zum Teil auch schon klettersteigartig gesichert, so wie es für dich heute selbstverständlich ist. Zuvor mussten sich die Bergsteiger in Almhütten einquartieren, was nicht immer auf Gegenliebe der Einheimischen stieß, und ihre eigenen Routen im Auf- und Abstieg suchen.«

»Wie viele Mitglieder gab es denn damals?«, fragt Fritz. »Nun, im Deutsch-Österreichischen Alpenverein hat sich die Zahl allein von 1874 bis 1900 verzehnfacht auf fast 50.000, und auch die Zahl der Schutzhütten von 17 auf über 200. Die Ausbreitung der Bergsteigerei in weitere Kreise und Erschließungstätigkeit gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden aber auch von einer neuen Motivation begleitet. Um 1870 herum waren die meisten Gipfel schon erstiegen und auch erforscht und kartographiert. Der Abenteuerdrang der Bergsteiger suchte sich nun neue Ziele, vor allem schwierige Gipfel in verschiedenen Varianten zu erklimmen, die mit der Zeit immer anspruchsvoller wurden. So verlagerte sich das Interesse in die Kanten, Wände, Grate und Verschneidungen, welche in einer Vielfalt von immer schwierigeren Routen bezwungen wurden. Man hat dies den Beginn des »Schwierigkeitsalpinismus« genannt.« Fritz stützt den Kopf in seine Arme. »Dann waren die echten Bergsteiger also nun nicht mehr die Erstersteiger oder Wissenschaftler, sondern die Kletterer?« »Nun, diese haben zumindest die Akzente gesetzt; neue spektakuläre Klettertechniken, wie bei Hans Dülfer, führten zu immer beeindruckenderen Leistungen. Und bald gab es sogar einige, die einen regelrechten »Geschwindigkeitsalpinismus« ins Leben riefen, wie etwa alle drei Zinnen an einem Tag,

oder den Montblanc in unter 14 Stunden.« Fritz schüttelt ein wenig den Kopf, und dann meint er: »Und was ist mit den Skifahrern und den Bergbahnen, entstand das auch um diese Zeit?« »Ja, ganz richtig«, erwidert der Lehrer, »in den Wintern dieser Zeit kam zunehmend der Skisport auf, und es dauerte nicht lange, bis die ersten Bergbahnen gebaut wurden. Noch Ende des 19. Jahrhunderts waren die ersten die Zahnradbahnen, dann kamen die Seilbahnen dazu und Skilifte. Damit und mit Tunnelstraßen, Eisenbahnlagen und Flugstrecken erreichte in den letzten Jahrzehnten die Erschließung der Alpen ihre Höhepunkte. Damit wuchsen aber auch die Gefahren, diese Flut nicht mehr in den Griff zu bekommen, Teile der natürlichen Bergwelt mit ihrer Schönheit und wichtigen Rolle in einem ausgewogenen Naturhaushalt zu zerstören. Immerhin sind Umweltschutzinitiativen dagegen seit einiger Zeit zunehmend erfolgreich, aber es gibt noch viele Unbelehrbare, die neu erschließen und verbauen wollen.« Einige Falten haben sich über die Stirn des Lehrers gelegt, er schnauft durch und trinkt aus seinem Teeglas. Fritz schaut etwas betreten, dann fährt der Lehrer noch einmal fort: »Aber zurück zu den Bergsteigern. Neben dem Schwierigkeitsalpinismus, der sich die Herausforderungen in immer schwierigeren Routen suchte, gab es in den letzten 100 Jahren aber natürlich noch eine zweite Möglichkeit, sich neue Ziele zu setzen, und zwar



Max Bodenstein.  
Bergsteiger. Fotografie  
1902.  
Foto: Archiv des  
Deutschen  
Alpenvereins,  
München

Hospiz zurück. Hier sahen wir unsere zwei Führer mit verschiedenen Vorbereitungen beschäftigt, eifrig mit um den Hut gewundenen Schleim herummrennen, was deutlich anzeigte, daß sie so etwas wie eine Tour im Schilde führten. Ein guter Führer ist zu manchem nütze; so zeigte Melchior Neigung zum Schuhflicker, indem er bald richtige spitze Bergnägeln in die durch unsere Wanderungen der letzten Wochen entstandenen Lücken unserer Schuhe schlug. Zudem wurde ein Junge als Träger gedungen und voraus zur Hütte geschickt mit einem großen Korb auf dem Rücken, worin Decken, Proviant, ein paar Messer und sehr wenig Geschirr für das Essen und Nachtquartier sorgfältig verpackt waren.

«Augst 18. Sonntag. Jez war das Wetter schön. Das Matterhorn, der mechtige Riese, war der erste Gegenstand, wo mir in die Augen fiel und welches wir zum erstenmal in vollkommener Gestalt erblickten. Sine oberste Spitze macht einen wilden Girenschnabel oder Adlerschnabel nach Morgen und sieht stolz auf seine Nachbarn hinunter. Nur die wilde Monterose schint ihr etwas Respekt einzufößen, indem selbe etliche Fus höher, letztere aber, da erstere unersteigbar, den Stolz wohl mit Recht behalten mag.

Geschichten über die Bergführer Melchior Anderegg (1855) und Johann von Weissenfluh (1850).

Aus: Carl Egger, Pioniere der Alpen, Zürich, S. 42 u. 63.

in den vielen, noch unbezwungenen Gipfeln außerhalb des Alpenraums, in Amerika, Afrika und Asien, die ja meist noch wesentlich höher sind als in den Alpen. Ende des 19. Jahrhunderts wurden Gipfel des Kaukasus zum Ziel europäischer Erstbesteiger und erste Sechstausender wurden zu dieser Zeit auch in den Anden Südamerikas bestiegen. Damit begann neben der Suche nach immer höheren Schwierigkeitsgraden in den Wänden auch wieder die Jagd auf immer größere Höhen. Die Achteausendergrenze fiel dann bereits bei den ersten Versuchen, den Mount Everest zu besteigen, im Jahre 1921.«

Plötzlich fällt der Fritz dem Lehrer ins Wort: »Was sie als die Zeit des Alpinismus beschreiben, ist sehr spannend. Aber ich kann einfach nicht glauben, dass nicht auch schon davor, also vor den ersten großen Besteigungen am Ende des 18. Jahrhunderts, die sie am Anfang beschrieben haben, Menschen auf Bergen waren. Die Römer hatten doch schon 2000 Jahre vorher fast ganz Europa erobert und mussten dabei sicher auch über Berge steigen.« Der Lehrer lehnt sich zurück. »Nun ja, eine richtige Bergsteigerbewegung gab es zuvor nicht, aber du hast schon Recht, natürlich waren Menschen schon mal sehr viel früher auf Bergen. Während meines Studiums hatte ich einen Professor, der sich viel mit der Natur- und auch Bergwahrnehmung des Menschen durch alle Jahrhunderte und Kulturen hindurch beschäftigt hat. Er lehrt mittlerweile nicht mehr, aber wenn ich ihn mal anrufe, bin ich sicher, dass er nichts dagegen hat, wenn ihn

so ein wissbegieriger Bursch wie du mal besucht.«

So beschließt der Junge umgehend, den Professor aufzusuchen. Am nächsten Tag steigt er voller Spannung in den Zug, der ihn in das ein Stück abgelegene Dorf, in dem der Professor wohnt, bringen soll. Als er in den Waggon steigt, grinst ihm auf dem Werbeplakat am Gleis gegenüber ein sonnengebräunter Bergliebhaber entgegen, der zwischen den Gipfeln sein Weißbier genießt.

Im Haus des Professors grüßen viele alte Portraits von den Bildern an der Wand. Der Professor erzählt Fritz, dass die Berge über Jahrtausende hinweg den damaligen Kulturen meist als mystische und religiöse Welt galten. Dort thronten Götter, wie auf dem Olymp des alten Griechenland oder dem berühmten japanischen Fudschijama, der noch heute und mehr denn je das Ziel vieler Pilger ist. Die ersten Bergbesteiger hatten so meist religiöse Motive, während in anderen Kulturen oder im Einheimischenglauben die auf den Bergen vermuteten Riesen und Geister entsprechend Gründe darstellten, den Gipfeln und Spitzen fernzubleiben. »Aber Jäger und Hirten werden sich doch bestimmt auch damals schon in den Bergen aufgehalten haben?«, wirft der Junge dazwischen. »Bestimmt, aber das waren natürlich keine breiten Bewegungen, die setzten erst ein, als man Berge aus Transportgründen überqueren musste, und dies hauptsächlich aus militärischen Motiven«, erwidert der Professor. So erwähnt er den Taurus in Griechenland, der schon 300 bis 400 Jahre vor Christi Geburt von Kriegen überquert wurde, nicht zuletzt auch von den Heerscharen Alexanders des Großen. Gespannt hört Fritz zu, als der Professor auf Hannibal zu sprechen kommt. Der große Feldherr aus Karthago, dort, wo heute Tunesien liegt, und derjenige, der die frühen Anfänge des römischen Weltreiches ins Wanken brachte. Mit Elefanten hat er 218 vor Christus Pyrenäen und Alpen auf seinem Feldzug bis nach Rom überquert. »Das war wirklich ein echter Bergsteiger!«,

schießt es Fritz als erstes durch den Kopf, »ein Nordafrikaner mit Elefanten traut sich auf schneebedeckte Pässe!« Doch dann denkt sich der Junge, dass Kriegsgründe doch nicht wirklich die Motivation »echten« Bergsteigens sein können, und so lauscht er weiter den Worten des Professors.

»Das war also lange ein Hauptmotiv, militärische Wege und Strategien, doch dazu kamen schon in der Renaissance bald Kunst, Philosophie und Wissenschaft, die auch zivile Menschen zum ersten Mal bewusst auf die Berge trieben. Die Renaissance, ja, diese fruchtbare Wiederbelebung der Erfahrung des Menschen für sich selbst und der Natur, nach den dunklen Fesseln des Mittelalters. Zum ersten Mal grüßen uns wirkliche Berge so auf Bildern von Dürer und Leonardo entgegen, und 1336 ist es der 32jährige, italienische Dichter Petrarca, der nicht anders kann, als einen Berg vor seiner Nase zu besteigen, einfach weil er hinauf will. In seinen Aufzeichnungen ist von den stürmischen Gefühlen die Rede, die ihn auf dem 1912 Meter hohen Mont Ventoux in der Provence packen. Er philosophiert dort oben auch über ein glückseliges Leben, das einem hohen Gipfel gleicht, den man nur über einen schmalen Pfad erreichen kann.« Und der Professor fährt fort: »War dies die wohl erste Beschreibung von Gefühlen und Erlebnissen auf einem Berg, so gab es 150 Jahre später eine erste, echte alpinistische Herausforderung.« Er zeigt dem Jungen ein Foto von der markanten Spitze des über 2000 Meter hohen Mont Aiguille, den 1492 der Kammerdiener des französischen Königs Karl VIII. mit acht Begleitern schneidig erklimmte, nur um das zuvor für unbezwingbar gehaltene Gipfelziel zu erreichen. Leitern und Seile hatten sie dabei und auf dem Gipfel errichteten sie eine Hütte und mehrere Kreuze. Der nächste Gipfelpunkt alpinistischen Fortschritts, auf den der Professor dann nach Petrarca »stürmischem Verlangen« und dem königlich befohlenen Kletterabenteuer zu sprechen kommt, ist der erste »Bergliebhaber«, der Botaniker Conrad Gesner im 16. Jahr-

hundert, der ja bekanntermaßen der erste war, der sich selbst beschwor, jedes Jahr mindestens einen Gipfel zu besteigen, der Untersuchung der Bergflora willen, ebenso sehr wie zum Zwecke der körperlichen Übung und seelischen Freude. Dann zeigt der Professor dem Jungen ein altes Buch. »Albrecht von Haller, Arzt und Forscher aus Bern, schrieb 1729 das Gedicht »Die Alpen«. Auch wenn Haller selbst nur über Almen wanderte und kaum Gipfel im Visier hatte, äußerte er in diesem Gedicht zum ersten Mal Gefühle einer »heilen« Bergwelt, vom natürlichen Tagesglück der Bergbauern und Hirten, im Vergleich zu den Eitelkeiten des im wahrsten Sinne des Wortes oft »flach« lebenden Adels.

Haller war es, der maßgeblich das einleitete, was viele große und kleinere Geister dann alsbald als »Bildungsreise in die Schweiz« begannen, zunächst die Engländer, dann aber auch zum Beispiel unser großer Goethe. Als junger Mann, 1775 auf dem Rigi, schwärmte er vom Ausblick in die herrliche Welt und dem Essen im Wirtshaus, 1779 von den riesigen Gipfeln des Berner Oberlandes und 1797 schließlich kehrt er als reifer Mann noch mal zurück in die Schweiz.« Der Professor macht eine kurze Pause, schaut aus dem Fenster und schließt seine Rede ab: »Nun, damit begann dann Ende des 18. Jahrhunderts der eigentliche Alpinismus, da hat man angefangen, die »Berge um des Begehens willen« zu besteigen, die Bergwelt zu erforschen und zu erschließen und sich dem Bergsport bewusst zu werden. Aber das hast du ja schon von deinem Lehrer erfahren.«

Der Fritz stützt den Kopf in seine Hände. »Ja, aber die Berge bestiegen haben die



Tanz um das goldene Kalb, Holzschnitt (1493). © Archiv DAV Museum

Menschen ja doch schon viel früher, und irgendwie haben sie die Berge wohl in jeder Zeit anders wahrgenommen, scheint es mir. Die Gründe, warum die Menschen hinaufgestiegen sind, waren andere, ebenso wie die Hilfsmittel, die sie zur Verfügung hatten. Mir fällt es aber schwer, nachzuvollziehen, wie sie Berge aufgrund von Göttern verehren konnten, oder wie es einen neugierigen Geologen auf die Spitzen ziehen konnte, die ja heute alle schon tausendmal

auf Karten erscheinen. Und doch ist es spannend zu lernen, wie die Menschen damals mit den Bergen auch der ganzen Natur anders begegnet sind, anders als heute, wo für die meisten doch der Sport und Tourismus im Vordergrund steht.«

Der Professor legt dem Jungen die Hand auf die Schulter. »Das hast du gut erkannt; in der Naturerfahrung gab und gibt es etliche Strömungen, und nicht alle stellen den wissenschaftlichen oder wirtschaftlichen Nutzen, der ja heutzutage oft dominiert, in den Vordergrund ihrer Betrachtungen. Wenn du magst, zeig ich dir die Bibliothek hier und ein paar Bücher, die dir darin einen spannenden Einblick schenken könnten.« Der Junge nickt freudig und lässt sich viele Bücher zeigen. Leider reicht ihm die Zeit heute

nicht mehr, er muss abends zuhause sein, doch verspricht er sich, am nächsten Tag, gleich am Vormittag, es ist ja ein Samstag, wieder zu kommen.

Es bleibt allerdings nicht bei dem Samstag, viele weitere Tage zieht es Fritz zu den Büchern. Nicht immer scheint er alles vollständig zu verstehen, hatten die früheren Literaten doch einen anderen Stil und manche Philosophen sowieso einen ganz eigenen. Was er jedoch erkennt ist, dass eine

Art von wissenschaftlich-technischer Einstellung, der Welt zu begegnen, sich bereits im alten Griechenland von einer irgendwie »ganzheitlichen« Betrachtungsweise abzulösen begann. Irgendwann gewann diese Einstellung die Oberhand, wurde die Natur zu einem Objekt, und der Mensch zu einem Subjekt, und zwischen beiden begann sich ein Graben aufzutun, einer, der das anschauende »Ich« im Menschen trennt vom Angeschauten um ihn, der Natur, in der er sich befindet. Den Fritz interessieren vor allem die vielen interessanten Gedanken von großen Geistern, die versucht haben, diesen Graben zu schließen.

So beklagt Novalis, wie sich der einflussreichste, frühromantische Dichter Georg Philipp Friedrich Freiherr von Hardenberg nannte, in seinem Romanfragment »Die Lehrlinge zu Sais«, dass die Verbundenheit von Mensch und Natur in einem früheren »Goldenen Zeitalter« durch des Menschen Begierde, die Natur zu beherrschen, zerstört wurde. Fasziniert liest der Junge davon, wie eine der Romanfiguren ihre Wahrnehmungen der Natur beschreibt: »Wird nicht der Fels ein eigentümliches Du, eben wenn ich ihn anrede? Und was bin ich anders, als der Strom, wenn ich wehmütig in seine Wellen hinabschaue, und die Gedanken in seinem Gleiten verliere?« Fritz guckt ein wenig skeptisch, aber wieso sollte man sich der schönen Natur nicht auch anders nähern können als durch die Formeln und Gesetze aus der Schule?

Neben diesem romantischen Protest bemerkt Fritz philosophische Systeme, die zeitgleich und schon früher versucht hatten, wieder eine »all«umfassende und sinnhafte Ordnung zu schaffen, als deren Teil der Mensch sich begreifen sollte, als ein Teil, der Natur und sein Leben und Zusammenleben darin harmonisch integriert.

Georg Wilhelm Friedrich von Schelling zum Beispiel hatte zu Novalis' Zeit, die sich in der philosophischen Epoche des Idealismus niederschlägt, eine Naturphilosophie geschaffen, welche die Welt als wohlgeordneten Organismus erklärt, in der eine

geistige Kraft, eine Art »Weltseele« wirkt, die schließlich in der Evolution des Menschen sich ihrer selbst bewusst wird. Alles davon versteht er nicht, doch wundersame Augen bekommt Fritz, als er von Schellings Auffassung der Natur liest, als »ernsthafte und stille Schönheit, die nicht durch schreiende Zeichen die Aufmerksamkeit reizt.«

Dann stößt Fritz auf Friedrich Hölderlin, einen Vertreter des Übergangs von Klassik zu Romantik. »Eines zu seyn mit Allem, was lebt«, wünscht sich der Held in seinem Briefroman »Hyperion«. Gebannt blickt der Junge in dieses Werk des Dichters, der vom Traum beseelt war, im Zeichen von Schönheit und Ästhetik eine Vereinigung und Harmonie von Natur und menschlicher Kunst, von fühlender Anschauung und vernunftgeprägtem Nachdenken zu erreichen. Dabei macht er besonders auch die Schönheit der Bergeshöhen zu einem Spiegel der Seele seiner Akteure, zur Malerei ihrer und seiner Seelenlandschaften. Hölderlins emotionale Zeilen faszinieren den Jungen, so richtig verliebt war er zwar noch nie, und doch klingt sie für ihn sehr beeindruckend, diese Verbindung von Natur und Gefühl.

Im Gegensatz zu Hölderlin, der wohl weniger echte Berge bestiegen hat, war es Bettina von Arnim, in deren Briefwechseln mit Goethe der Junge auf deren eigene alpine Erfahrungen trifft. So stieg sie »mit Vergnügen auf die kahlen Spitzen der Alpen« und drehte sich »schwindellos über einem Abgrund herum«.

Dies sind nur einige Auszüge von dem, was dem Fritz noch auf den vielen Buchseiten begegnet. Erstaunlich findet der Junge dann, als er nach einigen Besuchen die Bibliothek verlässt, mit welch anderen Augen sich die Natur, besonders auch die der Berge, doch wahrnehmen lässt und wie viele große Geister über viele Jahrhunderte darüber sinniert haben. Leider scheint ihm



Ansicht der berühmten Höhle, genannt »Kuhstall in der sächsischen Schweiz«, Lithografie (um 1830). © Archiv DAV Museum

heute die Benutzung der Natur für verschiedene Zwecke vorzuherrschen und der Graben zwischen Mensch und Natur nicht geschlossen, vielleicht sogar breiter denn je. Umso mehr quält ihn die Frage nach der Naturauffassung, die ein echter Bergsteiger haben muss und sein Bild von letzterem ist ihm unsicherer als je zuvor.

Nur Extreme und moderne Trends können es nicht sein, Großvaters Zeiten sind vorbei und noch viel mehr die von Hannibal, Petrarca und Hölderlin. Auch wenn es damals interessante Auffassungen und Einstellungen über die Natur und Berge gab, die ihm einiges klargemacht haben, so löst dies doch nicht wirklich seine eigentliche Frage, die ihn hier und jetzt quält.

Als er während der Heimfahrt in der S-Bahn sitzt, strahlt ihm ein Werbeaushang an der Zugseite entgegen. In großen bunten Buchstaben heißt es da: »Erleben sie das alte Ägypten oder Großvaters Zeiten! Wir machen Geschichte anfassbar! Wissensinstitut »Helios!«

Fritz schüttelt den Kopf und brummt in sich hinein: »Die haben sicherlich auch keine Ahnung vom echten Bergsteiger ...«

In diesem Moment taucht in Fritz' Zugfenster der ferne Alpenrand mit seinen schemen-

»Und wenn ich oft des Morgens, wie die Kranken zum Heilquell, auf den Gipfel des Gebirges stieg [...] und die regere Luft nun schon die Gebete der Thäler, die Stimmen der Herde und die Töne der Morgenglocken herauftrug [...], so stand ich Einsamer dann auch über den Ebenen und weinte Liebestränen zu den Ufern hinab und den glänzenden Gewässern und konnte lange das Auge nicht wenden.«

(Aus: Friedrich Hölderlin, »Hyperion«, 1797-99)

haften Gipfelzacken auf. »Vielleicht muss ich doch selbst mal richtig da rauf und mein eigenes Erlebnis suchen«, seufzt er. Doch dann kommt er wieder ins Grübeln, es gibt ja so viele Gipfel und so viele Gebirge; Erfahrung hat er auch kaum, denkt er sich noch beim Aussteigen aus dem Zug.

An einem regnerischen Abend ist der Großvater wieder zu Besuch. Er findet Fritz, wie er in seinem Zimmer über einem Berg von Aufzeichnungen, Ausdrucken und ausgeliehenen Büchern brütet. An die Wand hat er Fotos gehängt; moderne Eiskletterer, Hermann von Barth, eine uralte Bergskizze aus dem 17. Jahrhundert und manch anderes Motiv ist darauf zu sehen. Auf leisen Sohlen tritt der Großvater ein. »Na, Fritz, wie läuft deine Suche nach dem echten Bergsteiger?« Frustriert klappt Fritz das Buch zu und wischt die Blätter neben ihm vom Tisch. »Ach, den gibt es wohl nicht. Die Gründe, Berge zu besteigen, haben sich fast in jedem Jahrhundert geändert und heute geht es oft nur noch um Trendsport und Extremlösungen. Ich werde wohl nie herausfinden, was das wirk-

lich und echt Besondere am Bergsteigen und der Natur ist, vielleicht gibt es auch gar nix Besonderes.« Der Großvater geht ein Stück durchs Zimmer und meint dann: »Ich hab, als ich so alt war wie du, auch so gedacht, natürlich hatte ich nicht die modernen Möglichkeiten, zu recherchieren, wer schon mal wie Berge bestiegen hat. Aber mir haben auch manche davon verschiedene erzählt, und letztlich habe ich meine eigene

Erfahrung gebraucht.« »Das habe ich mir auch schon gedacht, aber wo soll ich denn raufsteigen, es gibt so viele Berge, und die großartigsten sind weit entfernt.« »Das ist doch gar nicht das wichtigste, solange du deine Augen offen hältst und dein eigenes

Erlebnis suchst, müssen es keine so genannten großartigen Ziele sein. Versuch es einfach mal!« So ist der Fritz schließlich überzeugt, und der Großvater hilft ihm dabei, auf der Karte eine mögliche Tour zu planen und die Ausrüstung zusammenzustellen. »Ich kann verstehen, dass du alleine dein Erlebnis suchen willst, doch in Zukunft solltest du, wenn du noch willst, mit anderen zusammengehen, das ist sicherer. Diesmal halt dich an die Wege, und wenn du übernachten willst, nutz eine der Hütten hier«, gibt ihm der Großvater noch mit auf den Weg.

Als Fritz mit seinem großen schweren Rucksack, der ihm weit über den Kopf ragt, am nächsten Morgen losläuft, schauen ihm einige Touristen erstaunt nach, die mit Sonnenhüten und kleinen leichten Rucksäckchen, alle zusammen würden die in Fritz' Rucksack passen, an der benachbarten Seilbahnstation anstehen.

»Ja, fahrt ihr nur hoch, ich werde die Berge selbst entdecken«, denkt sich der Junge.

Die ersten Stunden führen ihn über Forststraßen und durch Wälder, es geht etwas eintönig dahin, zwischendurch spitzen immer wieder hohe Felskegel über die Tannen. Noch hat den Fritz irgendwie keine Bergfreude gepackt, auch kein anderes, authentisches Erleben; er beherzigt des Großvaters Ratschläge, öffnet bewusst die Augen, aber seine Gedanken schweifen immer wieder zu den Erkenntnissen der letzten Wochen. Gab es echte Bergsteiger nur früher oder gibt es sie erst heute? Gehören alpinistische Extremtaten zum echten Bergsteigertum oder kann es jeder sein? Er auch? Wie muss er die Natur als echter Bergsteiger sehen? Diese und viele andere Fragen gehen ihm noch durch den Kopf, als er langsam den Wald verlässt und eine weite Alm erreicht. Die Vormittagssonne beginnt gerade damit, die Wiesen zu überfluten, auf denen sich eine Schafherde sichtlich wohlfühlt. Darüber sieht Fritz weite, baumfreie Kämme, und dahinter, noch mächtiger, markante Felsgestalten, die ihm von hier aus weit entfernt und kaum erreichbar erscheinen. Wo-

hin denn nun? Auf der Karte sah das alles einfacher und weniger weit und hoch aus. Der Junge setzt sich auf eine Holzbank vor der Almhütte, neben ihm sprudelt klares Wasser aus dem Rohr eines Brunnens. Etwas resigniert lehnt er sich an die Wand zurück, schließt die Augen und denkt angestrengt nach, wie er nun wohl am besten zu seinem Bergerlebnis kommt, zu seinem eigenen, das so viel mehr wert sein soll als alles, was er wochenlang zu lesen versucht hat. Muss er nun irgendwo da oben waghalsig hinaufklettern? Muss er besonders schnell die geplante Tour ablaufen? Muss er versuchen, das Naturgefühl der alten Zeit wiederzuentdecken, so wie es in den Gedichten beschrieben war?

Plötzlich fasst ihn eine Hand an der Schulter. »Was machst denn du da?« Fritz fährt erschrocken aus seinen Gedanken hoch, die Sennerin, mit einem Kopftuch und einem Eimer in der Hand, steht vor ihm. »Ich, ich, ruh mich hier nur ein bisschen aus«, meint Fritz schüchtern. »Ahso, du willst wohl zur Hütt'n hoch? Magst an Krug Milch zur Stärkung?«, fragt ihn die Frau. Fritz nickt und als er die Milch probiert, beginnt er der Sennerin von seiner Suche zu erzählen. Diese lacht: »Vom Bergsteigen hab ich hier keine Ahnung, ich hab genug zum tun, aber eins weiß ich, einen echten Bergsteiger gibt's net. Es gibt Verrückte, die laufen hier, wie mit der Stoppuhr in der Hand, alle Gipfel an einem Tag ab, andere wiederum gehen nicht viel weiter als bis hier zu unserer Alm, holen sich frische Milch, und genießen die Ruhe und Aussicht von den Wiesen aus.« »Ich will ja mein eigenes Berggefühl finden«, erwidert Fritz. »Na, schmeckt dir die Milch, gefällt dir die Hütte hier und die Schafe?«, fragt daraufhin die Sennerin. Der Junge sieht sich um und meint nach einer Weile: »Ja, die Milch schmeckt ganz besonders gut, viel besser als aus dem Supermarkt, und die Alm hier sieht richtig gemütlich aus, mir gefällt vor allem der Geruch des Holzes und dass die Wiesen so grün sind, so echt grün, und das Gebimmel der Schafe, das mag ich.« »Siehst,

dann hast ja schon was entdeckt von deinem Berggefühl«, schmunzelt die Sennerin, »und wenn du genug dabei hast in deinem Rucksack, geh rauf, hier über den Kamm, in zwei bis drei Stunden, zur Hütte. Dort und auf dem Weg dorthin lernst du vielleicht noch mehr, da gibt's einen netten Wirt und echte, nein sagen wir: richtige Kletterer.« Strahlend springt der Fritz auf, bedankt sich und läuft los über die Wiesen, dem Bergkamm entgegen und dem Steig nach, den ihm die nette Almwirtin gezeigt hat und der auch auf seiner Karte eingezeichnet ist. »Die hat Recht!«, denkt er sich und plötzlich sieht er die Umgebung in ganz anderem Licht. Vergessen ist Hannibal, Erzherzog Johann und alle Schwierigkeitsgrade, er wird nun wirklich beginnen, die Berge zu erkunden, und nimmt sich vor, das alles um sich herum, richtig zu fühlen, mit all seinen Sinnen, angefangen mit der frischen Milch und den Schafen bis hin zu den Kletterern und Gipfeln. Sein Erlebnis soll es werden, eins, das niemand anderes bisher hatte, trotz der Millionen Bergtouren und Rekordtaten, die schon absolviert wurden.

Auf dem Weg zur Hütte überquert der Steig einen lieblichen kleinen Bergbach. Fritz betrachtet das Wasser, das über kleine Felsstufen und zwischen Moosmatten und Gräsern hinunterplätschert. Er erinnert sich

Foto: Christian Rauch



an ein Naturgedicht, das er bei seinen philosophischen Exkursen in der Bibliothek gelesen hat; von einem »murmelnden« Bächlein am Berg schwärmten da schönste Verse. Auch Fritz gefällt der Bach, allerdings ist es für ihn kein Murmeln, ihm erscheinen die Wassertropfen wie tänzelnde Reisende, die sich in kleinen Gurgeln drehen, sich wagemutig über die Miniwasserfälle an den Felsstufen stürzen und auf ihrer langen Reise von irgendeiner Quelle oder schmelzendem Schnee bis zu einem Fluss oder See im Tal viele Erinnerungen sammeln, von den Tieren und Pflanzen an ihren Ufern, und gelegentlich vielleicht auch mal von einem verträumten Bergsteiger wie ihm. »Am liebsten würd ich den Bach ein Stück begleiten, entdecken, wo er noch überall hinfließt, vielleicht noch über einen größeren Wasserfall, aber ich will ja zur Hütte.« So beschließt Fritz, den Bach ein andermal zu erkunden, knipst noch ein Foto von ihm, ebenso wie von der Alm und dem Brunnen vorher und folgt dem Steig jenseits weiter in schweißtreibenden Kehren.

Als er schließlich auf der Hütte ankommt, legt Fritz seinen schweren Rucksack erst mal zur Seite und läuft zum Gelände der Terrasse. Der Gipfel gegenüber, mit seiner mehrere Hundert Meter hohen, majestätischen Felsflanke und dem eleganten Grat daneben, fasziniert ihn. Minuten-

Foto: Christian Rauch



lang blickt er das Massiv an und versucht mit dem Auge, den Steig zu verfolgen, der über den Gratücken auf den Gipfel führt und der gemäß seinem Bergbuch nur geringe Schwierigkeiten aufweisen soll. »Na, da würdescht wohl gern hochsteigen?«, spricht ihn der Hüttenwirt an, der sich neben ihm gestellt hat. »Ja, das werd ich gleich versuchen!«, antwortet der Junge begeistert. »Da würd ich aber warten bis morgen, es ist schon Nachmittag und schau dir mal die Quellwolken an, da kann gut noch ein Gewitter rüberkommen heut«, erwidert der bärtige Mann nachdenklich. Der Junge stutzt und hört den Wirt, als der sich umdreht und wieder ins Innere geht, noch sagen: »Na, trag deinen Rucksack rein. Ich hab noch ein schönes Lager für dich und morgen wird sicher ein schöner Tag.« Fritz denkt nach, er blickt wieder zu dem Massiv hoch, Sonnenstrahlen treffen das Gipfelkreuz, das bis hierher strahlt. »Ich muss da jetzt hoch!«, kommt es ihm, er packt seinen Rucksack und läuft von der Hütte zum Weg hinunter. Der in der Nachmittagssonne glänzende Gipfel scheint ihn magisch anzuziehen, schnell erreicht er über den guten Steig den felsigen Grat, von dem er zur Hütte zurückblickt. Die mäßig ansteigenden Felsabsätze, durch die sich der Weg windet, verdecken Fritz für eine Zeit den Blick zum höchsten Punkt. Als der Steig dann jedoch einen Gratturm umrundet, kommt das glänzende Kreuz wieder ins Blickfeld und Fritz freut sich über den nahen Anblick. Doch auf den zweiten Blick erkennt er, dass sich hinter dem Gipfel in der Zwischenzeit ein dunkler Wolkenturm aufgebaut hat. Fritz zögert, einerseits erscheint ihm das Ziel so nah, dass noch genug Zeit bleiben sollte, es zu erreichen, bevor das Gewitter da ist. Andererseits hat ihm der Großvater einmal von den Gefahren schnell aufziehender Unwetter in den Bergen erzählt, und dieser Wolkenturm, noch vor einer halben Stunde, unten auf der Hüttenterrasse, war kaum etwas von ihm zu sehen. Er kämpft mit sich, dann jedoch entschließt er sich: »Ein Hermann von Barth wäre jetzt

auch nicht umgekehrt, so nahe vor dem Ziel! Ein Stück mache ich noch, ich kann ja jederzeit immer noch umkehren.« Eine Viertelstunde später trennt ihn nur noch ein Absatz vom höchsten Punkt, doch fast ebenso nahe ist die schwarze Wolkenbastion mittlerweile, und plötzlich hört er ein Donnernrollen, das sich nur noch knapp hinter dem Berg aufzubauen beginnt. Die Wolken bedecken auch schon den Himmel über ihm, und in diesem Moment spürt er die ersten Tropfen. Fritz erschrickt, sehnsüchtig schaut er dem Gipfelkreuz entgegen, das zu erreichen vielleicht noch eine Sache von 10 Minuten wäre. Der Regen wird schnell stärker, das Grollen lauter und Fritz realisiert, wie schnell das Gewitter sich nun über ihm zusammenbraut. Sofort kehrt er um und beginnt über den Gott sei Dank noch einigermaßen trockenen, sicheren Steig Richtung Hütte zurückzulaufen. »Mann bin ich blöd! Wie kommt ich nur? Wenn mich die Blitze nun einholen ...?«, denkt er sich, während der Donner hinter ihm immer lauter wird. Fritz versucht schneller zu laufen, der Steig wird bald nass und rutschig, doch glücklicherweise ist die Hütte schon nahe zu sehen. Allerdings windet sich der Steig noch etwas umständlich in weit ausholenden Kehren rechterhand hinunter, während ein mäßig steiler Grashang links sehr viel direkter und schneller hinunter zu führen scheint. So entschließt sich Fritz den Weg zu verlassen und beginnt, erst vorsichtig, den Hang hinunterzulaufen. Vor Jahren hat ihm der Vater das im freien Gelände mal vorgemacht, und er hatte mit wenig Lust und Erfolg versucht, es nachzuahmen. Doch diesmal mit dem Gewitter im Nacken, fasst er sich ein Herz, und nach wenigen Metern hat er den Dreh raus. Mit kleinen Schritten und kleinen Kurven bewältigt er das schon rutschige Gras hervorragend und nähert sich rasch der Hütte. Erleichtert atmet Fritz dann auf, den Hang hat er praktisch hinter sich, nun kann ja nichts mehr passieren, er schaut zurück, der Gipfel ist schon im dichten Nebel verschwunden, da rutscht er auf einer nassen

kleinen Felsplatte weg und fällt auf den Allerwertesten. Als er wieder aufstehen will, tut ihm das rechte Fußgelenk ziemlich weh. Zum Glück hat der Wirt von der Hütte aus den Buben bemerkt, läuft zu ihm und hilft ihm die letzten Meter im strömenden Regen zum Haus zu humpeln. Dort zieht sich Fritz erst mal um, der Wirt versorgt seinen Fuß und kann es sich nicht verkneifen, dabei noch mal ein paar deutlichere Worte zu finden, um dem Jungen das Risiko des Gipfelalleinganges bei aufziehendem Gewitter vor Augen zu führen. »Er hat ja Recht«, muss Fritz sich eingestehen, und es wird ihm klar, dass ein echter Bergsteiger, bei aller Faszination und Euphorie für das Ziel, auf jeden Fall selbst auch die Gefahren einschätzen können muss, die in seinen Jagdgründen lauern.

Beim Abendessen erzählt ein Kletterer dem Fritz ein paar Geschichten. Der Junge fragt ihn, welche Schwierigkeitsgrade er bei seinen Routen denn schon bewältigt hat und dass ihm fast unmöglich scheint, solch hohe Grade zu klettern, von denen er gelesen hat. »Schwierigkeit ist doch relativ«, meint daraufhin der Kletterer. »Wenn ich eine gut beschriebene, vorgesicherte Kletterroute bei guten Verhältnissen und gutem Übungszustand habe, fällt mir auch ein V oder VI gar nicht unbedingt schwer, natürlich erfordert das Erfahrung und Training. Aber ein ungesicherter, wegloser Abstieg durch brüchige oder nasse Schrofen, gar noch im Nebel, da kann auch ein Ier gefährlich werden. Und ich habe einen Freund, der beherrscht solches Gelände besser als ich, wie eine Gams; klettern könnte und wollte er aber nicht einmal einen IIIer.« So denkt sich Fritz, dass also auch Schwierigkeit und Herausforderung nicht einfach messbar und Skalenwerte nicht unbedingt Maßstab für einen »guten« Bergsteiger sind.

Das Gewitter ist mittlerweile abgezogen, Fritz geht noch einmal vor die Türe und der klare Sternenhimmel, die kühle Luft und absolute Ruhe vor den im Mondlicht grauschwarz dahinschlummernden Bergmassiven scheint ihm wie aus einer anderen Welt.

Nach dem aufregenden Tag ist er dann aber wirklich müde und so zieht es ihn in seinen Schlafsack in einem der Lager. Unter dem Licht der Taschenlampe schreibt und zeichnet er noch ein wenig von den vielen Eindrücken, die er heute erlebt hat, in sein Tagebuch. Dann aber fallen ihm die Augen zu, und er träumt; er träumt von einem kleinen, sonnigen Gipfel, auf dem er allein die Aussicht genießt und viele steile Zacken und Wände in der Nachbarschaft beschaut, an denen sich die Seilschaften und Erstbegeher abmühen. Direkt unter seinem Gipfel liegt ein lieblicher See, in den er dann springt, während von Ferne die sich abwechselnden Jubel- und Angstschreie verhallen.



Abb. Marlene Kunz

Am nächsten Morgen, geschlafen hat Fritz mäßig, tönen sanfte Klänge durch die Holztüre des Lagers. Verschlafen reibt sich der Junge die Augen, als er durch das Fensterchen schaut, ist es draußen noch dämmrig. »Es ist ja noch so früh ...«, stöhnt er, und will sich wieder umdrehen. Doch die Klänge lassen ihn nicht schlafen, und zwei seiner Nachbarn beginnen aufzustehen und sich anzuziehen. Da er nun doch keine Ruhe findet, entschließt sich auch Fritz, seinen Schlafsack zu verlassen und die Berghose überzustreifen. Als er die knarrende Treppe in die Stube herunterkommt, sieht er den Wirt Hackbrett spielen und einige wenige,

die auch übernachtet haben, sitzen schon gemütlich lachend bei einem Tee zusammen. Als sie den Jungen so verschlafen und immer noch etwas missmutig in der Türe stehen sehen, winken sie ihn herbei. »Komm, magst einen schönen Tee? Gleich geht die Sonne auf, schau doch mal durch die Hüttentür raus!« Der Junge tapst nach draußen, und tatsächlich, genau in diesem Moment, schiebt sich die feuerrote Sonnenkugel über einen Nebelstreifen am Horizont. Wie gebannt verfolgt der Junge dieses Schauspiel, die anderen stehen neben ihm und zunehmend wird die Hütte und der Gipfel daneben in das warme Morgenlicht getaucht. »Ja, da staunst du, gell? Bei schönem Wetter beginnt jeder Morgen hier oben so eindrucksvoll, und doch auch immer ein klein wenig verschieden am Horizont, wenn zum Beispiel ein paar Wolken Schleier mitspielen«, erzählt ihm der Wirt. Fritz hat den Mund vor Staunen immer noch nicht ganz zu und antwortet: »Wenn das bei uns unten in der Stadt auch so toll wäre, würde ich gern jeden Morgen so früh aufstehen.«

Nachdem das Schauspiel vorüber ist, gibt es erst mal ein ordentliches Frühstück für alle, doch lange hält es Fritz nicht in der Hütte, zu schön scheint aus dem Fenster die höhersteigende Sonne herein, und zu verlockend grüßt die strahlende Berglandschaft von draußen. Als er aufbricht, wird er herzlich verabschiedet und der Wirt zeigt ihm noch einen Abstieg, der an einem Bergsee vorbeiführen soll. Gespannt läuft er los, der Fuß tut ihm kaum mehr weh, die Wiesen, Kare und Gipfel zeigen sich im hellen Vormittagslicht. Der Wind umweht frisch seine Nase, so frei und froh hat er sich noch nie gefühlt. Vergessen sind die vielen Bergsteigerwahrheiten, über die er sich wochenlang den Kopf zerbrochen hat. Wobei, nein, vergessen hat er sie nicht, sie erscheinen ihm noch als interessante Geschichten, aber nicht als Wahrheiten, da hat er seine eigene gefunden. Bald freut sich Fritz über den kleinen Bergsee, an dem er vorbeikommt. So klares und kaltes Wasser hat er

selten gesehen. Da er ja Zeit hat, zieht er für einen Moment seine Schuhe und Strümpfe aus und steckt die Füße in das kalte Nass. Ein wenig zuckt er zusammen, und beschließt das Schwimmen darin, von dem der Großvater mal geschwärmt hat, auf die nächste Bergtour zu verschieben. Muss ein echter Bergsteiger ja nicht gleich alles auf einmal ausprobieren.

Auf dem Abstiegsweg, der vom See weiter ins Tal führt, kommen dem Fritz zwei Frauen entgegen. Neben dem Klappern ihrer Wanderstöcke, hört der Junge schon von weitem einen Diskurs über den Friseur, dessen langweilige, neue Trends, um dann plötzlich mehr über die Töchter der beiden zu erfahren. Als sie, ohne in ihrem Gespräch zu pausieren und ohne sein leises Grüßen zu erwidern, an ihm vorbeilaufen, sind sie bei dem neuen Freund einer der besagten Töchter angekommen. Etwas kopfschüttelnd schaut der Junge den beiden nach, haben sie denn überhaupt die goldgefärbten Bäume am Wegesrand wahrgenommen, und das rechts unten in der Schlucht brausende Schmelzwasser? Oder werden sie sich die ganze Tour lang nur über Alltäglichkeiten unterhalten? Dem Fritz bleibt keine Zeit, die Antwort zu suchen, wird er doch schon fast von zwei weiteren ins Gespräch Vertieften überrannt, es scheinen die Männer der beiden Damen zu sein, die ihren besseren Hälften hinterher spurten. Dabei halten sie jedoch nicht inne, trotz tiefen Schnaufens, die neuen Modelle von drei verschiedenen Automobilmarken einem ausgefeilten Vergleich zu unterziehen. Fast wird der Junge etwas wütend, am liebsten würde er ihnen hinterher rufen: »Da, seht doch mal, der schneebedeckte Gipfel über den grünen Wiesenmatten und die wie ein Malkasten gefärbten Wälder! Wie schön das aussieht! Freut euch doch mal daran, und benutzt nicht diese wundervolle Landschaft nur einzig als Begleitbühne für euren Sport und eure Gespräche! Erlebt sie!« Doch Fritz



Foto: Christian Rauch

lässt es sein, nützen würde es ja wohl ohnehin nichts, letztlich muss jeder wissen, was ihm am Bergsteigen wichtig ist, wie weit er gehen will, oder gar ganz unten bleiben.

Als er wieder zuhause ist, besucht er gleich den Großvater und erzählt ihm von seinen Erlebnissen. Nachdem er alles bis ins kleinste Detail ausgeführt hat, meint Fritz noch: »Welches Risiko ein Gewitter auf dem Berg sein kann, wie ich mich in dem weglosen Hang zurechtfinde, wie schön so eine Hütte und ein Sonnenaufgang sein kann, das hat keiner der Bergsteiger und Bücher so beschrieben.« Und der Großvater sieht ihn lächelnd an und antwortet dem Jungen: »Siehst du, das war für dich das Besondere des Bergsteigens, das war Deine Erfahrung. Andere haben vielleicht gleiche oder andere Gefühle, für sie ist es der Kick, die Herausforderung oder auch nur das Entspannen.« Da unterbricht ihn der Fritz: »Ja, ich weiß jetzt, wann und wie ich ein echter Bergsteiger sein kann! So was kann man nicht aus Büchern oder Erzählungen lernen, nur ich selbst kann herausfinden, was mir an den Bergen und an der Natur gefällt und wie weit ich gehen kann. Ich freu mich schon auf die nächste Tour, aber die machen wir gemeinsam, ok?« »Einverstanden«, lacht ihn der Großvater an, und fügt mit einem Zwinkern hinzu: »eine kleinere halt, auch echte Bergsteiger werden mal alt.«

Quellen:  
Lorus J. Milne und Margery Milne: *Die Berge*, Rowohlt Taschenbuch, 1975.

Karl Ziak: *Der Mensch und die Berge*, Eine Weltgeschichte des Alpinismus, Salzburg (das Berglandbuch), 1981.  
Dagmar Günther: *Alpine Quergänge*, Kulturgeschichte des bürgerlichen Alpinismus (1870-1930), Frankfurt/Main; New York; 1998.

Carl Egger: *Pioniere der Alpen*, Verlag Am Stutz, Herdeg & Co., Zürich.  
Jost Perfahl: *Kleine Chronik des Alpinismus*. Rosenheimer Verlagshaus, Rosenheim, 1984.  
Roy Oppenheim: *Die Entdeckung der Alpen*. Verlag Huber Frauenfeld, Stuttgart, 1974.

Novalis: *Die Lehrlinge zu Sais (1798-1800)* in Novalis: *Gedichte*. Insel Verlag, Frankfurt, 1987, S. 129.

F. W. J. v. Schellings *sämtliche Werke*, hrsg. von K.F.A. Schelling, Stuttgart 1856-61, S. 299.

Karen Gloy: *Das Verständnis der Natur, Band II, Die Geschichte des ganzheitlichen Denkens*, Beck, München, 1996, S.147.

Friedrich Hölderlin: *Hyperion (1797-99)*. Deutscher Taschenbuchverlag, München, 1997, S. 13 und S. 210.

Bettina von Arnim: *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde*, Werke und Briefe, Herausgegeben von Gustav Konrad, Bd. 1-5, Frechen: Bartmann, 1959, Bd. 2, S. 192 und S. 228.

Christian Rauch: »Berg-erlebnisse – Gedanken zu Natur und Philosophie«. wt-BuchTeam, 2004.

# Kangchenjunga

## Der schwierige Achttausender: Geschichte und Geschichten

VON STEPHEN VENABLES

*Kangchenjunga, der dritthöchste Berg der Welt, wurde zum ersten Mal vor 50 Jahren, am 25. Mai 1955, bezwungen – nur 10 Tage nach dem Makalu, dem fünfhöchsten Gipfel. Der Erfolg für das Team am Makalu war die logische Folge einer hervorragend organisierten, schnellen und leistungsfähigen französischen Unternehmung, an einem Berg, der erst ein Jahr zuvor zum ersten Mal wirklich erkundet worden war. Die Bestimmung des Kangchenjunga verlief völlig anders: Die Besteigung dieses Gipfels war der Höhepunkt eines über hundert Jahre währenden Bestrebens, bei dem sich viele tragische Geschichten auf drei verschiedenen Besteigungsrouten ereigneten.*

DIESER KONTINUIERLICHE KAMPF des Menschen spiegelt auch die Natur des Berges wider. Während der Makalu sich als elegante, schlichte, monolithische Pyramide zeigt, so breitet sich das komplexe Kangchenjungamassiv weit über dem Arun-Tal aus. Der Kangchenjunga ist der am östlichsten gelegene Achttausender, und liegt somit am nächsten zur Bucht von Bengalen,

wo seine gigantischen Grate tief in den hitzedampfenden Dschungel hineintauchen. Im Vergleich zu den anderen Achttausendern regnet und schneit es am Kangchenjunga am meisten, zudem weht auch der stärkste Wind. In den Berichten einer jeden Besteigung sind es immer die heulenden Stürme, die den größten Eindruck hinterlassen.

Wissenschaftler sind sich nicht sicher, was der Name bedeutet. Der Himalaja-Forscher und Historiker, Kenneth Manson, erklärte in seinem Buch *Abode of Snow* (1987, K. Manson), dass sich der Name auf eine Gottheit der einheimischen Sikkimesen beziehen könnte. Dieser Gott reitet ein weißes Pferd und schwingt ein Banner von der Spitze des Berges. Doch nach Abwägung aller Fakten kam er zu dem Ergebnis, dass der Name vermutlich tibetischer Abstammung ist, abgeleitet von Kang-chen-dzong, was übersetzt Schnee-groß-Schatzkammer-fünf bedeutet – also die »Fünf Schätze des Großen Schnees«. Aber warum fünf? Warum nicht zwei, drei, sieben oder zehn Gipfel, je nachdem, was man bei diesem komplexen Gebilde als Gipfel anerkennen möchte?

Die geographische Lage stellt man sich am besten als ein gigantisches »T« vor. Der Querbalken ist die Hauptwasserscheide im Himalaja und gleichzeitig auch die politi-

sche Grenze. Das Quellgebiet des Arun-Flusses liegt im Norden, in Tibet. Der vertikale Balken ist der Singalilagrät. Auf der Westseite fließen die Bäche in den Fluss Tamur in Nepal, wohingegen die Bäche auf der Ostseite im Tista im Sikkim münden. Der Kangchenjunga erhebt sich nun auf diesem Grenzgrät. Er ist höher als die Gipfel an dieser Wasserscheide, liegt aber etwas weiter südlich.

Die Geschichte des Berges beginnt für die westliche Welt etwas weiter südlich an einem Hang, den die East India Company (Ostindische Kompanie) Darjeeling nannte. Nach dem Sieg über die Ghurkas im Nepalesischen Krieg gaben die britischen Machthaber des Subkontinents 1816 einen großen Teil Nepals an den kleinen Staat Sikkim zurück. Sie beschlossen jedoch, Darjeeling selbst zu behalten.

Von diesem Bergdorf aus gesehen scheint es tatsächlich so, als ob die »Fünf Schätze des Großen Schnees« vom Himmel hängen

*Südseite des Kangchenjunga beim Sonnenuntergang von Kheseva (Nepal) aus. Foto: Steve Razzetti*



würden – die berühmteste und wohl beeindruckendste Aussicht im Himalaja.

Der erste westliche Besucher, der die tiefen, dicht bewaldeten Täler direkt am Fuße des Berges erkundete, war der Botaniker und Leiter des Londoner Kew Gardens Joseph Hooker, der in seinen Himalayan Journals seine Streifzüge von 1848 und 1849 beschreibt. Es könnte die große Anzahl von Kisten mit Rhododendrenbüschen und anderen exotischen Pflanzen, die zur Verschiffung nach England vorbereitet wurden, gewesen sein, die Verdacht erweckte. Was auch immer der Grund war; Hooker wurde auf Anordnung des politischen Oberhauptes von Sikkim, Namgay, verhaftet und gefangengehalten. Später wurde er frei gelassen, doch die Ostindische Kompanie war so empört, dass sie unverzüglich einen großen Teil im Süden Sikkims annectierte, dessen Ausläufer mit ihren vielen Terrassen perfekte Anbauflächen für die Teepflanzen boten, die Großbritannien von China gestohlen hatte.

Zu diesem Zeitpunkt arbeitete die Landvermessungsbehörde der Briten in Indien bereits auf Hochtouren, und die »Kronjuwelen« des britischen Imperiums wurden eifrig vermessen. Dabei drängte die Vermessung unaufhaltsam immer weiter nach Norden in Richtung Himalaja vor, und die Beamten fragten sich, was wohl hinter dieser großen natürlichen Grenze sein würde, in den geheimen und verbotenen Gebieten Tibets. Mit ihrer hellen Hautfarbe hatten sie kaum eine Chance, an den buddhistischen Mönchen vorbei zu kommen, die ihre Isolation mit aller Macht verteidigten. Deshalb kam man auf die Idee, einheimische Inder zu »Pandits« (brahm. Gelehrter) auszubilden, die als Pilger verkleidet Tibet illegal durchqueren sollten. Dabei trugen sie kleine Vermessungsgeräte mit sich, die in speziell präparierten Gebetsmühlen verborgen waren. Einer der berühmtesten »Pandits« war Sarat Chandra Das, der Direktor der Bhotia Schule in Darjeeling. Er erreichte Tibet 1879, indem er die Grenze zwischen Sikkim und Nepal südlich des

Kangchenjunga überschritt, und über den Jonsong La dann schließlich Tibet betrat. Einer seiner Schüler, Rinzing Namgyal, erkundete 1883 das Talung-Tal und vollendete dann im Winter 1884-1885 die erste vollständige Umrundung des Kangchenjunga. Er berichtete von den vielen Gletschern auf der nepalesischen Seite, erstellte die ersten Umrisszeichnungen seit der Zeit Hookers, und legte die Grenzen zwischen Nepal, Tibet und Sikkim fest.

Drei Jahre später, im Jahr 1899, begleitete Rinzing Namgyal Douglas Freshfield bei der ersten europäischen Umrundung des Berges. Bei dieser Exkursion, die von dem berühmten Fotografen Vittorio Sella für die Nachwelt festgehalten wurde, entstand auch die erste moderne Karte des Kangchenjunga. Zudem versuchte man herauszufinden, ob es eine mögliche Route zum Gipfel gäbe.

Was also sagt uns diese Karte? Das Zentrum des Massivs bildet der weiße, zerklüftete Kamm, der so deutlich von Darjeeling aus zu sehen ist. Links von diesem Kamm, im Norden, befindet sich der Hauptgipfel, der 8585 Meter hoch ist. Zwei Kilometer südöstlich liegt der markante Südgipfel mit einer Höhe von 8473 Metern. Zwischen diesen beiden Gipfeln befindet sich der weniger ausgeprägte Mittelgipfel. Von diesem Kamm fällt die Südwestflanke zum Yalung-Gletscher in Nepal ab. Sogar von Darjeeling aus kann man die gigantischen Eisklippen auf der großen Terrasse (»Great Shelf«) sehen, die sich trotzig im oberen Teil der Südwestflanke ausbreiten. Links davon wird die Wand von zwei weiteren Gipfeln des Westnordwestgrats begrenzt – Yalung Kang (8500 m) und Kangbachen (7858 m). Rechts von der Wand fällt der Südsüdwestgrat steil vom Südgipfel ab. Hinter diesem Grat, weiter rechts in Sikkim, liegt der Talung-Gletscher, dann ein weiterer sehr, sehr langgezogener Grat in großer Höhe – der Südsüdostgrat. Weiter entgegen dem Uhrzeigersinn gelangt man hinter diesem Grat zum Zemu-Gletscher, auf den die Lawinen der Ostflanke niederge-



hen. Die bizarren Eistürme des Nordostsporns, der sich am Nordgrat des Kangchenjunga erhebt, trennen den Zemu- vom Twins-Gletscher. Über dem Twins-Gletscher befindet sich der Nordcol. Folgt man der Vogelperspektive weiter entgegen dem Uhrzeigersinn über den Col hinweg, blickt man wieder nach Nepal, und hinab zu den mächtigen Eisterrassen in der Nordwestwand.

Freshfields Umrundung im Gegenuhrzeigersinn führte in einem weiten Bogen um den Berg herum. Doch als er Pengpema, den Lagerplatz am Kangchenjunga-Gletscher erreichte, hatte er eine klare Sicht auf die Nordwestflanke. Er schrieb später, dass diese Flanke und die riesigen Terrassen aus Eis in über 8000 Meter Höhe scheinbar die einzige Möglichkeit für einen direkten Gipfelanstieg bieten würden, trotz der Bedrohung und Gefahr, die von den gewaltigen Eisklippen ausging.

Unterdessen hatte es aber schon eine konkrete Besteigungsexpedition gegeben. Begleitet vom Schweizer Bergführer Joseph Imboden hatte W. W. Graham 1883 die Süd-

westflanke erkundet, und versucht, etliche Gipfel zu erklimmen. Er behauptete, den Kabru (7338 m) erstbestiegen zu haben. Wenn dies der Wahrheit entspräche, wäre das eine wirklich erstaunliche Leistung für das Jahr 1883 gewesen. Doch wie auch schon seine frühere Behauptung, den Changabang in Garwhal bestiegen zu haben, scheint dies ein Fall von Größenwahn gewesen zu sein. Anders sieht die Sache bei den mutigen Norwegern C.W. Rubenson und Monrad Aas aus. Sie biwakierten hoch oben am Kabru und kamen dem Gipfel in der bitteren Kälte des 20. Oktobers 1907 sehr nahe (bis etwa 7200 m). 1905 versuchte auch eine kunterbunt zusammengewürfelte internationale Expedition eine Route über die Südwestflanke des Kangchenjunga zu finden. Diese Unternehmung, die ebenfalls vom Yalung-Gletscher aus startete, wurde von dem teuflischen Satanisten Aleister Crowley, »Bestie 666« genannt, geleitet.

Crowley wies sein Team zu Recht an, nur am frühen Morgen aufzusteigen. Weniger klug war, dass er sich weigerte, seine Träger mit festen Schuhen auszustatten. Das

Sonnenaufgang über dem Kangchenjunga (sic), von Darjeeling aus. Aquarell von T. Howard Somervell, Mitglied des Everest-Teams; vermutlich 1922 oder 1924 auf dem Weg von der tibetischen Seite des Everest gemalt.

kleine Team erreichte eine Höhe von ca. 6500 m, bevor es sich geschlagen geben musste. Dr. Jacot-Guillarmot traf den unüberlegten Beschluss, in der Nachmittags-hitze vom obersten Lager abzusteigen. Mit sich nahm er Alexis Pache, de Righi und drei einheimische Träger, die mit ihren bloßen Füßen hoffnungslos auf dem Schnee abrutschten. Die sechs Männer stürzten, lösten eine Lawine aus und wurden alle, bis auf Guillarmot und de Righi, unter den Schneemassen begraben. Crowley bot seine Hilfe nicht an, stieg am nächsten Tag ab, an den verschütteten Leichen vorbei, und schrieb später »ein Bergunfall dieser Art ist eines der Dinge, für die ich nicht das geringste Mitgefühl habe.« Währenddessen gruben seine Gefährten, die mehr Anteilnahme

zeigten, die vier toten Opfer aus und erwiesen ihnen mit einem angemessenen Begräbnis die letzte Ehre. »Pache's Grave« (Paches Grab) ist noch heute ein Orientierungspunkt auf der Landkarte des Kangchenjunga.

Von all diesen Hochgebirgspionieren war der schottische Arzt Alexander Kellas der erfolgreichste. Zwischen 1907 und 1921 unternahm er sechs Expeditionen nach Sikkim, wobei er fast ausschließlich mit Einheimischen zusammenarbeitete und kaum Bergführer beschäftigte. Ihm gelang die Erstbesteigung von mehreren Siebentausendern, bevor er – während des Anmarsches mit der Everest-Erkundungsexpedition 1921 – einem Herzinfarkt erlag.

Was den Kangchenjunga selbst angeht, war noch niemand wirklich mit ihm zurecht gekommen, obwohl er damals der zugänglichste der Achttausender war, und seine Besteigung auch als erste ernsthaft versucht worden war. Bis die Deutschen kamen! 1929, ein Jahr nach seiner Gründung

in Darjeeling, erhielt der Himalayan Club einen Brief des Helgoländers Ricker Rickmers, in dem er den Club bat, einem Team junger Münchner Bergsteiger, geführt von Paul Bauer, zu helfen: »Sie möchten sich an einem schwierigen Gipfel messen – an einem Berg, der alles fordern wird, was an Mut, Ausdauer und Durchhaltevermögen in ihnen steckt.«

So begann die erste von Paul Bauers großen Himalaja-Expedition. Seinem starken Team gehörte Eugen Allwein an, dem gerade die Erstbesteigung des Peak Lenin im Pamir gelungen war. Als sie Darjeeling erreichten, erfuhren sie, dass ihnen keine Einreiseerlaubnis für Nepal gewährt worden sei. (Obwohl praktisch ganz Nepal nicht von Ausländern betreten werden durfte, war es verschiedenen Gruppen immer wieder gestattet worden, den Singalilagrät zu überqueren und den östlichsten Teil des Landes zu betreten – dadurch erklären sich auch die frühen Versuche an der Südwestflanke). Folglich mussten sich die Deutschen auf Sikkim beschränken – und auf die Furcht erregende Ostseite des Kangchenjunga.

Von ihrem Basislager am »Green Lake« neben dem Zemu-Gletscher hatten die Münchner klare Sicht in die Ostwand des Kangchenjunga – eine der höchsten, steilsten und gefährlichsten Wände der Welt, und noch unversucht! Sie spielten mit dem Gedanken, den Weg über den Südsüdostgrat zu nehmen, der sich südlich der Ostflanke erstreckt. Doch dann wurde ihnen bewusst, dass dieser Grat, der am Einschnitt des Zemu-Gletschers seinen Anfang nimmt, über mehrere Kilometer in extremer Höhe äußerst schmal und gefährlich verläuft, und letztendlich nicht zum Hauptgipfel führt, sondern zum Südgipfel oder Kangchenjunga II, wie er damals genannt wurde.

Ihre einzige Alternative war der nicht weniger gefährliche Nordostsporn an der Nordseite des Gletschers. Gezwungenermaßen wählten sie dann diese Route. Der Zustieg – über lawinengefährdete Eisabbrüche und steile Treibschneehänge – war



Paul Bauer.  
Foto: DAV-Archiv



Die Teilnehmer an Bord der »Fulda« des Norddeutschen Lloyd (1929) von links Aufschnaiter, Allwein, Thoenes, Leupold, Fendt (hinten), Bauer, v. Kraus (vorn).  
Foto: DAV-Archiv

in höchstem Maße lebensgefährlich. War der eigentliche Grat am Nordostsporn dann erreicht, war man vor großen Lawinen sicher. Doch dies war überaus schwierig: Es erwartete sie eine bizarre Mischung aus Kristalltürmen, Kuppeln und fratzenhaften Gebilden aus Eis, die bedrohlich über riesigen Abbrüchen hingen.

Die Münchner Bergsteiger hackten sich ihren Weg durch das Eis nach oben auf das zerklüftete Dach des Berges. Manchmal schlugen sie dabei Tunnel direkt durch die Türme aus Eis, wenn sie diese weder überklettern noch umgehen konnten. Langsam errichteten sie auf dieser höchst ungewöhnlichen Route eine klassische Kette von Lagern, und definierten dabei den Stil des Schnee- und Eiskletterns völlig neu. Am 3. Oktober erreichten sie schließlich eine Höhe von 7.400 m, nahe der Stelle, wo der Nordostsporn auf den Nordgrat trifft.

Fünf Tage lang wurden sie dann von einem Sturm am Weitergehen gehindert. Danach mussten sie bis an das Äußerste ihrer Kräfte gehen, nur um rutschend und schlitternd zum Sporn hinabzugelangen. Sie kämpften um ihr Leben gegen die ständig herabbrechenden Schneemassen, die alles erdrückten, und arbeiteten selbstlos um Ernst Beigel zu helfen, der schlimme Er-

frierungen an den Füßen hatte. Weiter erkämpften sie sich ihren Weg hinunter ins Tista-Tal, quälten sich durch sintflutartige Regenfälle und Erdbeben, bis sie schließlich »ausgemergelt, todmüde und doch durch den wilden Aufruhr der Natur in Großkampfstimmung versetzt, mit wilden Bärten, nass und schlammbedeckt vom Kopf bis zu den Füßen (...) mit schweren Schritten in den hell erleuchteten Speisesaal des Bungalows Lachen« traten.

Der Herausgeber des britischen »Alpine Journal« Colonel Edward Strutt war beeindruckt. Ein paar Jahre später schon würde er mit ausländerfeindlichen Parolen gegen die Münchner wettern, die den Eiger bezwangen. Doch 1929 war er noch großzügiger und bezeichnete Paul Bauers erste Kantsch-Expedition als »ein Meisterstück, das vielleicht in der ganzen Geschichte des Bergsteigens einmalig ist«. Auch der junge englische Kletterer und Autor Frank Smythe war beeindruckt und nannte die Expedition »einen der allermutigsten und erfinderischsten Versuche in der Geschichte des Bergsteigens.«

Diese Zitate stammen aus dem Buch »The Kangchenjunga Adventure«, in dem Smythe über seinen eigenen Versuch, den Berg 1930 zu bezwingen, berichtet. Er war

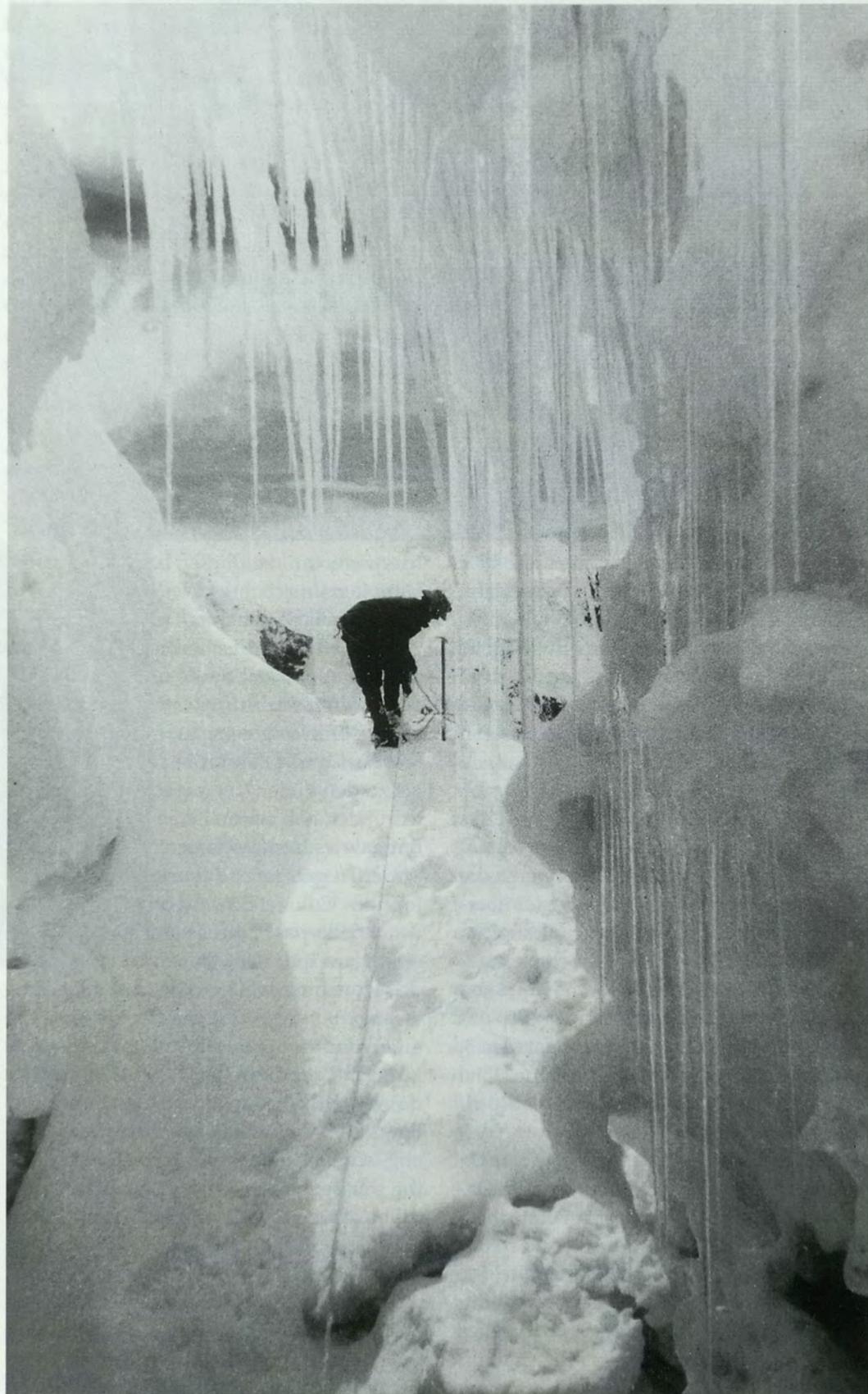
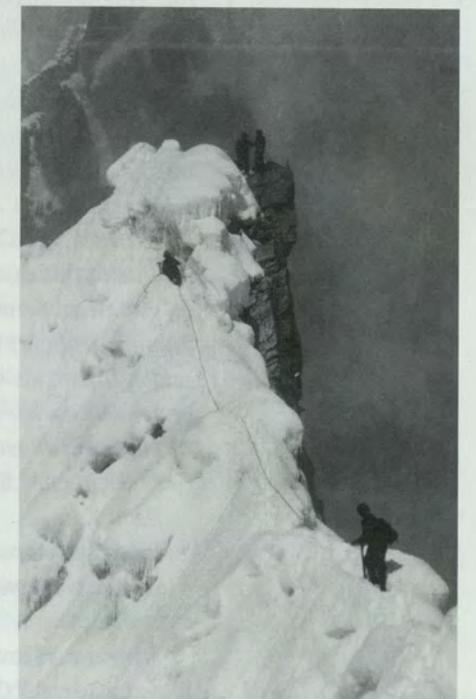


Abb. S. 238-239: Historische Aufnahmen von der Bauer-Expedition 1931. Seite 239 oben: Das waagrechte Gratstück zwischen Lager VII und Lager VIII. Rechts unten: Seilschaft unmittelbar vor dem Turm mit dem Gratlager. Fotos: DAV-Archiv



ein ehrgeiziger Alpinist, dem die Erstbesteigung der »Sentinelle Rouge« und der »Route Major« am Mont Blanc im Jahr 1927 bzw. 1928 gelang – zwei von den letzten ernsthaften hochalpinen Routen für lange Zeit, die von Briten erstbegangen wurden. Nun, im Jahre 1930, wurde er zu Norman Dyrenfurths Internationaler Kangchenjunga-Expedition eingeladen, neben solchen Berühmtheiten wie Uli Wieland und Erwin Schneider, die beide später an der vom Unheil verfolgten Nanga-Parbat-Expedition im Jahr 1934 beteiligt sein sollten. Wie Bauer, bewarb sich auch Dyrenfurth um die Erlaubnis nach Nepal einreisen zu dürfen. Aber als seine Expedition Darjeeling im April 1930 erreichte, hatten sie noch keine Antwort aus Kathmandu erhalten, und so bereiteten sie sich zögerlich darauf vor, Bauers Fußstapfen zu folgen, und die berühmte Route über den Nordostsporn zu versuchen. Doch dann erreichte sie plötzlich ein Brief:

*An Professor Dr. G.O. Dyrenfurth  
Sehr geehrter Herr,*

*hiermit bestätige ich den Empfang Ihres Briefes vom 16. März 1930... Seine Hoheit schätzt Ihre Ausführungen über die internationale Art der Expedition, die zum Ziel hat, internationale Freundschaften zu festigen und neue Erkenntnisse in der Ästhetik und Wissenschaft zu sammeln. Seine Hoheit bittet mich, Sie zu informieren, dass er Ihrer Bitte mit Freude stattgibt. Die zuständigen nepalesischen Behörden sind angewiesen, der Gruppe die Benutzung der erwähnten Straßen auf nepalesischem Territorium zu gestatten. Seine Hoheit hofft, dass die Expedition in jeglicher Hinsicht ein Erfolg wird, und sendet Ihnen, als würdigen Gruppenführer, die besten Wünsche.*

*Hochachtungsvoll  
Marichi Mar Singh  
Bada Kaji  
Privatsekretär seiner königlichen Hoheit, dem Maharadscha von Nepal*

Die »erwähnten Straßen« führten die internationale Gruppe über den Kang La

nach Nepal, dann weiter durch Ghunza und Kangbachen nach Pangpema – zu jenem Lagerplatz, von dem aus Freshfield 1899 die Nordwestseite untersucht hatte. Dyrenfurths Team stieg nun den Kangchenjunga-Gletscher hoch und kam genau am Wandfuß unterhalb der furchterregenden Eisabbrüche an. Die Wand ist durch mächtige Terrassen in drei Abschnitte unterteilt, deren Abbruchstellen über senkrechten Felsbändern thronen. Der erste und der dritte Abschnitt sind die größten, vor allem im rechten Wandteil. Nach links jedoch läuft die unterste Terrasse in eine etwas zugänglichere Gletscherzunge aus. Über diese Gletscherzunge bahnte sich die Internationale Expedition ihren Weg. Dabei mussten sie neben senkrechten Seracs klettern, aber im Allgemeinen schlängelte sich die Route durch einfacheres Gelände. Der Plan sah vor, dass – sobald diese Barriere überwunden war –, man diagonal durch die Nordflanke nach links in Richtung Nordgrat aufsteigen wollte. Aber dieser Plan wurde nie in die Tat umgesetzt.

Als Smythe am Abend des 5. Mai die Eiswand von Lager 2 aus betrachtete, kam er zu der Überzeugung, dass nicht einmal die Brenva-Flanke am Mont Blanc vergleichbar sei mit der Größe dieser Route am Kangchenjunga und mit der extremen Gefahr, die von ihr ausging. Der Brief an die »Times« war von einer düsteren Vorahnung erfüllt, als er von der Bedrohung durch die Lawinen schrieb. »Gewaltige Eismassen brechen langsam durch die Bewegung der Eiswände ab, die sich über die Kanten der roten Felsen nach unten bewegen. Eismassen, die so groß sind wie das britische Parlamentsgebäude werden nach vorne geschoben und zerbrechen zu Eisgebilden, die mit erschreckend lautem Krachen auf den darunter liegenden Felshängen aufschlagen. Ein unaufhaltsamer Regen aus Eisbrocken, der durch die riesigen Schnee- und Staubwolken, die er vor sich herschiebt, verdeckt wird. Während ich dies schreibe, donnert eine Lawine nach der anderen den Kangchenjunga hinunter, jede scheint ein Zei-

chen des Trotzes und zugleich eine Warnung zu sein.«

Am nächsten Morgen brach ein großer Teil der Eiswand über einer Gruppe von Kletterern und Trägern zusammen. Die meisten befanden sich auf dem unteren Teil des Gletschers und konnten der Lawine noch entkommen, aber Schneider und sein Diener Chettan waren direkt unter der Eiswand. Schneider gelang es sich zu retten, Chettan wurde von der Lawine mitgerissen. Als sie ihn später ausgruben, sahen sie, dass er von den Eismassen erschlagen worden war. Die Expedition gab die Nordwestseite auf und richtete ihre Aufmerksamkeit nun auf den Westnordwestgrat, aber der Versuch am Kangchenjunga war klar gescheitert.

Drüben in Sikkim kehrte Bauer 1931 an den Berg zurück, und schaffte es noch höher auf den Nordostsporn zu gelangen. 1936 gelang ihm schließlich die Erstbesteigung des wunderschönen Siniolchu. In der Zwischenzeit hatte sich das Land Sikkim für britische Offiziere in der indischen Armee, wie den jungen John Hunt, zu einem frei zugänglichen Bergsteigerparadies entwickelt. Viele freie Tage wurden damit zugebracht, vom subtropischen Tista-Tal zu den Rhododendrenwäldern und den Bergwiesen hoch zu wandern. Im

Oktober und November 1937 taten sich Hunt und seine Frau Joy mit C.R. Cooke zusammen, um verschiedene Erkundungen durchzuführen. Zu diesen zählte auch der beinahe erfolgreiche Versuch den Nordcol des Kangchenjunga zu erreichen. Als sich die Hunts zwei Jahre später gerade auf einer anderen Bergtour in Sikkim befanden, wurden sie dringend nach Bengalen zurückgerufen. Der Krieg war ausgebrochen.

Nach dem Krieg war alles anders. Großbritannien war keine Kolonialmacht mehr, und der seit kurzem unabhängige Staat Indien verschaffte sich die Kontrolle über den

größten Teil des Himalaja. Sikkim entschied sich, seine Unabhängigkeit gegenüber Indien beizubehalten, und betrieb eine Politik der Abschottung. Dabei machte das Land deutlich, dass ausländische Expeditionen auf der östlichen Seite des Kangchenjunga nicht willkommen seien.

Doch nun öffnete Nepal im Westen seine Tore. Während Hunts britische Expeditionsmannschaft den Everest 1953 bestieg, reiste ein kleines Erkundungsteam in den



*Mühsames Queren während der Expedition 1931.  
Foto: DAV-Archiv*

Osten Nepals um die Yalung-Seite des Kangchenjunga erneut zu untersuchen, die seit den 20er Jahren nicht mehr besucht worden war. 1954 bestätigte eine offizielle Erkundungsexpedition mehrere Möglichkeiten, den Berg über die Südwestseite zu besteigen – und 1955 kam eine komplett ausgerüstete Expedition im Yalung-Basislager an.

Der Leiter der Expedition war Charles Evans, der zwei Jahre zuvor als erster auf dem Südgipfel des Mount Everest gewesen war. Obwohl er von Nepal aus operierte, bemühte er sich sehr, die religiösen Gefühle



Abb. S. 242 links: Kangchenjunga-Südwestflanke von Süden, mit Route und Lager der Erstbegehung. B & W, 1955; mit freundlicher Genehmigung der Indian Air Force.

Abb. S. 242 rechts: Charles Evans bei einer Ansprache an die Dorfbewohner nach der Rückkehr; aufgenommen 1955 in der Nähe von Darjeeling. B & W, Foto: Unbekannt

des Landes Sikkim nicht zu verletzen. Er nannte sein Unterfangen eine »Erkundungstour«, wobei er dem Maharadscha von Sikkim versicherte, dass sein Team nur feststellen wolle, ob es möglich sei, den Gipfel zu erreichen. Zu diesem Team gehörte auch Tony Streater, dem zuvor die Erstbesteigung des Tirich Mir gelungen war, und der 1953 auch Teil der legendären amerikanischen Expedition am K2 war, die schließlich den Rückzug antreten musste. Ebenso mit dabei waren George Band, ein Mitglied der Everest-Expedition im Jahr 1953, und der etwas ältere Joe Brown, Großbritanniens bester Felskletterer und ein ausgezeichnete Alpinist. Unter den Sherpas

war auch der sehr erfahrene und berühmte Dawa Tenzing.

Charles Evans Expedition verlief fast genauso wie die Besteigung des Everest, nur mit dem Unterschied, dass das Team etwas kleiner und die Route noch schwieriger war. Darüber hinaus hatten sie auch nicht den Vorteil wie am Everest, dass ihnen der beinahe erfolgreiche Versuch einer Expedition aus der Schweiz den Weg ebnete. Die Route verlief schräg nach oben zum Gipfel. Sie führte hinter »Paches Grab« über den Buckel



des Westpfeilers, dann abwärts bis zu einem Eisfall, der zur Großen Terrasse führte, die man von Darjeeling aus so deutlich erkennen kann. Von dort erstreckt sich ein anderes, höher gelegenes Plateau – die Gangway – nach links hinauf zum Einschnitt zwischen dem Yalung Kang und dem Kangchenjunga. Dort, auf der Gangway, wurde das oberste Lager errichtet, in dem Joe Brown und George Band die Nacht des 24. Mai verbrachten.

Angetrieben durch einen Radiobericht, der verkündete, dass der Monsun in fünf Tagen einsetzen sollte, brachen Brown und Band am nächsten Morgen mit Sauerstoffflaschen auf. Sie folgten dem schmalen

Band, der Gangway, brachen dann aber nach rechts aus, um zu versuchen, über die Felsvorsprünge einen Weg nach oben zum Westnordwestgrat des Berges zu finden. Durch einen Fehler verloren sie 1½ Stunden, fanden dann aber schließlich den richtigen Weg. Als sie oben auf dem Grat ankamen, öffnete sich vor ihnen ein riesiger Riss in der Felswand. Zu diesem Zeitpunkt kletterten sie ohne Steigeisen, da sie sich an die Felswand halten wollten. Also schaltete Brown, der geborene Showman, sein Sauerstoffgerät auf die höchste Stufe und nahm den Riss direkt in Angriff, anstatt das Hindernis über schneebedecktes Gelände zu umgehen.

Viele Jahre später traf ich in Kathmandu Joe Brown zusammen mit Tony Streater, der den Gipfel am nächsten Tag zusammen mit Norman Hardie erreicht hatte. »Warum hast du dir die Mühe gemacht den Riss zu klettern,« fragte Tony Joe, »wir sind einfach außen herum gegangen«. Joe grinste nur in sich hinein, da er nur zu gut wusste, dass Tony den Riss nie hinauf gekommen wäre. Tatsächlich war der »Gang« außen herum auch kein Kinderspiel, denn der Gipfel des Kangchenjunga ist nach dem K2 wahrscheinlich der schwierigste unter den Achteausendern.

Band und Brown, und auch Hardie und Streater, kletterten nicht ganz auf den Gipfel, sondern stoppten einige Meter unterhalb, nachdem sie im wahrsten Sinne des Wortes herausgefunden hatten, dass es wirklich »möglich« war, den Kangchenjunga zu besteigen. Evans, der Leiter der Expedition, nannte sein Buch *Kangchenjunga – the Untrodden Summit*, was soviel bedeutet wie Kangchenjunga – der unberührte Gipfel. Der Maharadscha von Sikkim war jedoch erbost. Er war der Meinung, dass die Expedition des Teams aus Großbritannien und Neuseeland die Grenzen einer »Erkundungstour« überschritten hatte.

Viele Jahre später bat der indische Bergsteiger Colonel Narindar »Bull« Kumar den Maharadscha Choegyal um die Erlaubnis, den Berg von Osten her besteigen zu dür-

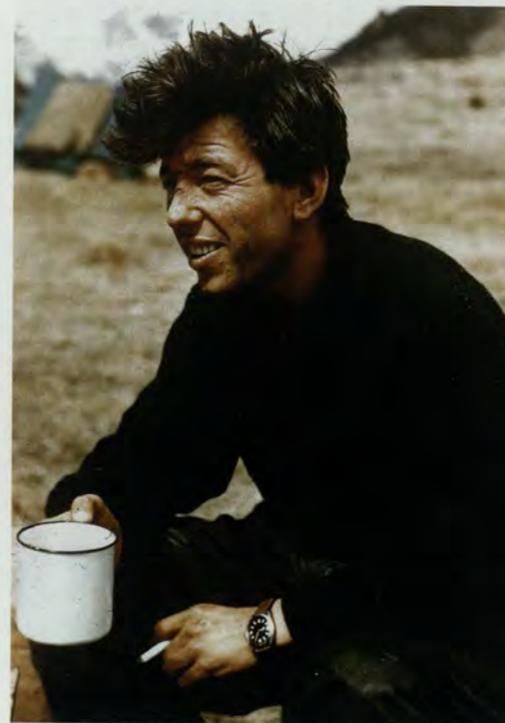
fen. Dabei versprach er, dass er wie die Briten die letzten sechs Fuß nicht betreten würde.

»Das habe ich schon einmal gehört«, fuhr ihn Choegyal an. »Der größte Brite, der am Gipfel war, maß sechs Fuß und drei Zoll, also war sein Kopf höher als der Kopf meines Gottes.«

Das wäre das Ende von Kumars Bestrebungen gewesen, hätte nicht kurz darauf Frau Gandhi entschieden, dass Sikkim – das so strategisch günstig an China grenzte – seine Unabhängigkeit verlieren und in Indien einverleibt werden sollte. Nachdem dann die indische Armee Sikkim kontrollierte, konnte Kumar seinen Traum in die Tat umsetzen. 1977 schlug sein Team ein Lager am Green Lake auf und belagerte den Nordostsporn. Dieses Unterfangen war nicht einfacher geworden, seit die Deutschen 46 Jahre zuvor den letzten Versuch gestartet hatten. Kumar beschrieb das Gelände im Himalayan Journal wie



Dawa Tenzing, Sirdar 1955 und ein ausgezeichnete und erfahrene Vertreter der Vorkriegsexpeditionen am Everest. B & W, Photo: Unbekannt; Copyright: Royal Geographical Society



Joe Brown, 1955. Copyright: Royal Geographical Society



Georg Band auf plattigem Fels in etwa 8.470 m Höhe; 25. Mai 1955; Photo: Joe Brown.  
Copyright: RGS

George Band und John Jackson probieren »chang«, das lokale Hirsebier, 1995 nach der Rückkehr in der Nähe von Darjeeling. B & W, Foto: Unbekannt



den gehackt werden, um Routen einzurichten.

Ein Expeditionsmitglied, Sukhvinder Singh, kam ums Leben. Stürme sowie die große Höhe zehrten an den Kräften der Überlebenden, aber sie kämpften sich voran und errichteten schließlich Lager 7, knapp über 8000 Meter am Nordgrat. Nach einer bitterkalten und stürmischen Nacht, machten sich Major Prem Chand und Nima Dorjee Sherpa am 31. Mai um vier Uhr morgens auf den Weg. Die Aufzeichnungen über ihren Gipfeltag sind nur sehr vage, und es ist schwer, ihre genaue Route nachzuvollziehen, die sie durch vollkommen unbekanntes Gebiet am Nordgrat führte. Trotzdem sie Sauerstoff benutzten, war dies eine stolze Leistung. Am späten Nachmittag erreichten sie den Gipfel, wo sie zwei Meter unterhalb der Spitze stoppten und nach Einbruch der Dunkelheit – um 20.20 Uhr – in ihr Camp zurückkehrten.

Nach 22 Jahren wurde der Kangchenjunga damit zum zweiten Mal bestiegen – und über eine neue Route. Die dritte Besteigung 1979 erfolgte wiederum über eine neue Route. Es hatte Doug Scott einige Zeit gekostet, die Genehmigung für einen Versuch an der Nordwestflanke von Nepal aus zu erhalten. Zu guter Letzt aber erhielten er und seine Freunde, die britischen Bergsteiger Peter Boardman und Joe Tasker sowie der Franzose Georges Bettembourg ihre Chance. Für Scott bedeutete dies einen großen Schritt nach vorne. 1975 hatte er den Gipfel des Mount Everest mit Sauerstoffflaschen und mit der Hilfe von Chris Boningtons groß angelegter und meisterhaft durchgeführten Expedition an der Südwestwand erklommen. Aber die Besteigung des Kantsch sollte anders sein – nur vier Bergsteiger, mit wenig Seil und ohne die Hilfe von künstlichem Sauerstoff, auf einer langen und komplizierten neuen Route.

Bald zeigte sich aber, dass sie mehr Seil benötigten, und sie beschafften sich dies von einer tschechischen Expedition, die zu diesem Zeitpunkt gerade in ihrer Nähe war. Ungeachtet aller Einwände war ihre Leis-

tung fantastisch. Das Unglück von 1930 im Hinterkopf, hielten sich Scott und sein Team bewusst von der eigentlichen Nordwestflanke weit entfernt, und hielten Kurs auf die äußerste linke Seite der Flanke unterhalb des Nordcols. Der Aufstieg dort war dramatisch – wunderbares, steiles, kombiniertes Gelände wie in den klassischen Nordwänden – und das ohne die überhängenden Eisbalkone. Angesichts der technischen Schwierigkeiten versicherten sie den ganzen Weg hinauf zum Nordcol mit Fixseilen. Ihr Ziel war es, sich schließlich auszubinden und im Alpinstil aufzusteigen.

Beim ersten Versuch fühlte sich Tasker unwohl und kehrte ins Basislager zurück. Die anderen drei Bergsteiger verbrachten drei Tage mit dem Aufstieg zu einer felsigen Schulter, die sie »The Castle« (das Schloss) nannten, um diese zu überqueren. Am dritten Tag trieben sie die Weststürme nach Sikkim, auf die Ostseite hinüber, wo sie auf etwa 8000 Meter kampierten. Kurz nach Mitternacht drehte sich der Wind in Richtung Norden, und das Tor zur Hölle öffnete sich. Morgens um 02.30 Uhr brach die Verankerung des Zeltes, und Boardman wusste, »dass nun unser Kampf ums Überleben begann. ... Wir riefen uns kurze Anweisungen zu, nüchtern und diszipliniert, ohne jede Emotion, im bloßen Kampf ums Überleben – distanziert und hochkonzentriert. Nur in unseren Augen konnte man panische Angst erkennen, denn wir dachten alle daran, dass dies unser Ende sei.« Als das Zelt schließlich zeriss, zogen sie sich unter großer Anstrengung die Stiefel an, packten lebenswichtige Ausrüstung zusammen, und mit Beginn der Dämmerung befanden sie sich auf dem Abstieg. Das Zelt war in Richtung Sikkim verschwunden.

Eine Woche später kehrten alle vier Männer zum Lager 4 zurück, einer Schneehöhle unterhalb von »The Castle«. In stürmischem Wetter setzten sie ihren Weg fort und querten durch die Nordwestflanke, um unter dem »Croissant« eine weitere Schneehöhle zu graben, waren aber gezwungen, ins Lager 4 zurückzukehren. Bettembourg hatte



nun all seine Energiereserven verbraucht und stieg ins Basislager ab, während Boardman, Scott und Tasker bei strahlendem Sonnenschein ihren Aufstieg fortsetzten, um eine weitere Nacht am »Croissant« zu verbringen. Am darauf folgenden Tag, dem 16. Mai, nahmen sie endlich das kleine Felsband in Angriff, das zur oberen Felsterrasse der Nordwestflanke führte. Sie stiegen weiter nach oben, stets rechts haltend, und steuerten die markanten Spitzen des West-nordwestgrates an.

Das war 1979, gerade mal ein Jahr nachdem der Mount Everest zum ersten Mal

George Bettembourg im Vorstieg zum Nordcol; im Hintergrund die riesigen Seracs der Nordwestwand.  
Copyright: Doug Scott, 1979



ohne die Hilfe von künstlichem Sauerstoff bestiegen worden war. Aber diese Route war wesentlich anspruchsvoller, und es gab kein Team, das sie von weiter unten unterstützte. Boardman war hoch erfreut darüber, dass sich alle Zweifel und Ängste in



Luft auflösen. »Unsere Gehirne drohten nicht zu platzen, das Blut in unseren Beinen klumpt nicht, und unsere Herzen und Lungen standen nicht kurz vor dem Zusammenbruch – wir benötigten lediglich etwas mehr Pausen als sonst. Wir waren bester Laune.«

Scott musste die beiden jüngeren Männer öfter überzeugen, stehen zu bleiben, während er einen neuen Film in seine Kamera einlegte, und eine Reihe von phantastischen Bildern machte, auf denen er ihr Gefühl der Freude beim Anblick des atemberaubenden Gipfels festhielt. Vorbei an den Spitzen und »Brown's Crack« (Brown's Riss) traversierten sie schließlich in die Südwestflanke, und erreichten auf diese Weise schnell den Hauptgipfel. Wie schon andere Bergsteiger vor ihnen machten sie kurz unter dem Gipfel Halt. Es war nun bereits 17.45 Uhr, und sie kehrten erst um 21.00 Uhr wieder zur Schneehöhle zurück. Zwei Tage später befanden sie sich alle wohlbehalten am Fuße des Berges.

Der Kangchenjunga war nun vom Süden, Osten und vom Norden her bezwungen worden, und auch einige andere »Schätze des Großen Schnees« waren bestiegen. Eine deutsch-österreichische Expedition erreichte 1975 den Yalung Kang, ebenfalls von der großen Terrasse, dem »Great Shelf« aus. 1978 bestieg die dritte polnische Himalaja-Expedition den Süd- und den Hauptgipfel des Kantsch über das »Great Shelf« an der Südwestflanke (nachdem sie schon 1974 den Kangbachan erobert hatten). Als eines der ersten Projekte im goldenen Zeitalter der polnischen Himalajaexpeditionen war die Erstbegehung von zwei Achttausendern eine bemerkenswerte Leistung. Damals gab es nur groß angelegte Expeditionen; aber Pierre Béghin erreichte 1983 den Hauptgipfel über die Route von 1955 im Alleingang. Dies war eine der ersten und der kühnsten Solobegehungen auf einen Achttausender.

Die großen Stufen in der Nordwestflanke, die Scotts Team so geflissentlich umgangen hatte, wurden 1980 von einem japanischen Team durchstiegen. Zwei Jahre später wählten Messner, Mutschlechner

und Ang Dorje eine weniger direkte Route, um den Nordgrat in der Nähe von »The Castle« zu erreichen. Diese Linie war ursprünglich 1930 von Dyrenfurth vorgeschlagen worden. Eine weitere Anstiegslinie entdeckte Hermann Warths Team 1983. Andere Gruppen von Bergsteigern entschieden sich für die direkte Route der Japaner, und wählten so den Spießr(ou)tenlauf unter den Seracs. Auf eben dieser Route erreichte Ginette Harrison auch als erste Frau und ohne künstlichen Sauerstoff im Jahr 1998 den Hauptgipfel des Kangchenjunga. (Wanda Rutkiewicz verschwand 1992 in der Nähe des Gipfels).

Im Zeitalter des modernen Höhenbergsteigens hat sich gezeigt, dass der Kangchenjunga von allen Achttausendern am schwierigsten in den Griff zu kriegen war. Größe, Komplexität, Gefährlichkeit – und natürlich auch seine Höhe – machen ihn zu einer äußerst begehrten Trophäe, allerdings nur für jene, die sich mit Leidenschaft darum bemühen. Obwohl die britische Expedition von 1955 bewiesen hat, dass die Südwestflanke, an der sich Crowleys Team erstmals 1905 versucht hatte, eine machbare



Abb. Seite 246 oben: 5.45 Uhr, 15. Mai 1979. Peter Boardman erreicht unmittelbar vor Sonnenuntergang den Gipfel. Der Grat hinter ihm links führt zum Mittelgipfel und zum deutlich sichtbaren Südgipfel. Weit unten – auf der rechten Seite – liegt der flache Gipfel des Talung Peak. Foto: Doug Scott.  
Abb. Seite 246 unten: Peter Boardman, Doug Scott und Joe Tasker respektieren die Tradition und betreten den als heilig geltenden Gipfel des Kangchenjunga nicht. Foto: Doug Scott

Ein Foto, das Licht und Schatten des extremen Höhenbergsteigens einfängt. Boardman, Scott und Tasker im Wettlauf mit der hereinbrechenden Dunkelheit beim Abstieg zu ihrem Schneeloch auf der Großen Terrasse. Das Nordcol liegt noch weit unten und es ist noch ein langer Weg bis zu George Bettembourg, der im dunklen Tal auf sie wartet. Foto: Doug Scott

Route darstellt, scheint sich Freshfields Route über die Nordwestseite durchgesetzt zu haben. Sie ist heute die beliebteste Route, um auf den Gipfel zu gelangen. Was jedoch die Seite, die nach Sikkim zeigt, anbelangt, so hat noch nie ein Mensch die Südostflanke des Südgipfels betreten, der Südsüdostgrat ist noch immer unberührt, und auch die Besteigung der Ostwand bleibt ein Projekt wilder Fantasien.

Zum Schluss noch eine Bemerkung zum »Great Shelf« oberhalb des Yalung-Gletschers. Wie schon 1978 von den Polen demonstriert, ist dies der ideale Ausgangspunkt für die mannigfaltigsten Besteigungen der »großen Schätze«. Ein besonders

Am Ausstieg unterhalb des Zusammentreffens mit der Polen-Route (etwa 8.200 m).  
Foto: Andrej Stremfelj



herausragendes Projekt war die Überschreitung der Gipfel zehn Jahre später. Es ist heute noch kaum vorstellbar, wie all dies im Alpinstil ohne künstlichen Sauerstoff zu schaffen sein könnte. Die Zeitdauer, die ein Mensch dabei in achttausend Metern Höhe verbringen muss, würde dies wahrscheinlich nicht zulassen. Das sowjetische Team, das den Berg 1989 buchte, hatte nicht die Absicht, die Expedition mit leichter Ausrüstung zu unternehmen. Diese Expedition, die ein perfekt organisiertes logistisches Unterfangen darstellte, erschloss neue Routen zum Haupt- und Südgipfel, errichtete Versorgungslager am Berg, und stimmte zwei Teams aufeinander ab, die in entgegengesetzter Richtung den Yalung Kung, und den Haupt-, Mittel- und Südgipfel überschritten. Während dieser Expedition erreichten fast 100 Menschen die Gipfel!

Die slowenische Expedition von 1991 war ganz anders. Obwohl der Leiter der Expedition, Tone Skarja, gute logistische Unterstützung zur Verfügung stellte, konnten seine slowenischen Spitzenbergsteiger diese Infrastruktur nutzen, um ihre eigenen Träume zu verwirklichen. Furlan und Pockar starteten einen mutigen Versuch am Jannu East. Groselj und Bozic bestiegen den Hauptgipfel des Kangchenjunga, während Rugar den Mittelgipfel erreichte. In der Zwischenzeit schlossen sich der Everest-Westgrat-Veteran Andrej Stremfelj und dessen jüngerer Protegé Marko Prezelj zu einem Team zusammen. Mit der Erstbesteigung eines Sechstausenders, gefolgt von einer neuen Route am Talung (7349 m) bereiteten sie sich auf ihr eigentliches Projekt vor, das sie bei dieser Gelegenheit auch genau aus der Vogelsicht studieren konnten: die Erstbegehung des Südsüdwestgrates des Kangchenjunga-Südgipfels.

Dies ist der Grat am Kantsch. Vom Tiger Hill in Darjeeling aus gesehen trennt er in der Morgendämmerung Licht und Schatten – eine magische Linie, die pfeilgerade zum Südgipfel zeigt. Nachdem Skaja und Mesiko sie bis zum Fuße des Grats begleitet hatten, waren Prezelj und Stremfelj auf sich



Marko am Gipfel.  
Foto: Andrej Stremfelj

allein gestellt – zwei Bergsteiger mit zwei Rucksäcken und ein endlos langer, unbekannter Grat.

Ihr Aufstieg begann mit einem Kamin, der einen riesigen Felspfeiler durchschneidet. Für eine Seillänge im Schwierigkeitsgrad VI, A1 benötigten sie drei Stunden. Dennoch sicherten sie sich auf der ganzen Route nur bei insgesamt drei Seillängen, und in 10 Stunden durchkletterten sie den ganzen 650-Meter-Pfeiler, um dann in einer Höhe von 6200 Metern an der Grenze zwischen Nepal und Sikkim zu biwakieren. Der nächste Tag gestaltete sich einfacher, da die Route hauptsächlich auf dem Kamm des Grates verlief. Sie biwakierten dann auf 7250 Metern. Am dritten Tag zwangen sie der Wind sowie andere Schwierigkeiten fast die Route aufzugeben, und zum »Great Shelf« hinüber zu traversieren, aber sie fanden eine Rinne, die sie zurück auf ihren Grat führte. Am vierten Tag führte sie eine Rampe an einem Überhang vorbei zu ihrem letzten Lagerplatz in einer Höhe von 7900 Metern.

Der fünfte Tag stand ganz im Zeichen der Gipfelbesteigung, und die beiden beschlossen, Zelt und Seil zurückzulassen. Als sie auf die russische Route von 1989 stießen, halfen ihnen zurückgelassene Fixseile beim Schlussanstieg. Um 16.45 Uhr erreichten sie schließlich den Südgipfel des Kangchen-

junga. Prezelj schrieb später: »Die Spitze! Die Spitze wovon? Totes, kaltes Gestein, das von Eis zusammengehalten wird. Die einzige Freude hier ist die über das Ende eines mühsamen Aufstiegs. Einen Moment lang verspürte ich Erleichterung, aber darauf folgte eine innere Leere. Wir machen Fotos, wir sprechen miteinander, aber wovon und worüber eigentlich? Langsam machen wir uns an den Abstieg über die Polen-Route. Andrej schneidet ein Stück altes Fixseil ab und nimmt es als Hilfe zum Abseilen mit. Ich bin in keiner großen Eile und genieße die Einsamkeit um mich herum. Der Sonnenuntergang ist einzigartig.«

Schließlich stand Prezelj auf, und die beiden Männer machten sich an den Abstieg. Sie seilten sich ab, schlitterten und rutschten ihren Weg hinunter, zunächst über die Polen-Route von 1978, dann suchten sie sich ihren eigenen Weg in der Dunkelheit, wobei ihnen die Zurufe ihrer Gefährten halfen, die im Lager 3 am »Great Shelf« warteten. Zwei Tage später waren alle sicher wieder im Basislager angekommen – alle, mit Ausnahme von Jose Rozman und Marija Frantar, die bei einem Unfall nahe des Hauptgipfels ums Leben kamen. Wieder einmal, wie schon so oft zuvor in diesem Jahrhundert des Abenteuer alpinismus, hatten die »Schätze des Großen Schnees« einen hohen Preis gefordert.

# TEGERNSEE UND SCHLIERSEE

- KARTEN GEBIET
- GEBIETS THEMA



EUGEN E. HÜSLER  
DENNIS CRAMER  
STEFAN KÖNIG

# Rund um den Tegernsee

VON EUGEN E. HÜSLER

*Wer das Glück hat,  
hier im Tegernseer Tal zu leben,  
hat auch die freudige Pflicht,  
von all dieser Schönheit zu künden.  
Karl Alexander von Müller*

DER SEE LIEGT wie ein Spiegel im Licht des frühen Morgen, es ist angenehm warm, sommerlich halt. Mauersegler demonstrieren ihre Flugkünste, schreien – vor Freude? Kaum ein Auto stinkt und lärmt auf der Straße. Der Bäcker hat schon auf, Brez'n und Semmeln gibt's, man riecht es; der große Parkplatz hinter dem Strandbad ist noch fast leer. Am Schiffsanlegeplatz hocken ein paar Möwen, schaukeln Enten, den Kopf im Gefieder versteckt, in den Tag hinein. Um zehn Uhr – sagt der Fahrplan – wird das erste Kursschiff hier anlegen, ein paar Senioren zur Rundfahrt an Bord nehmen. Wir nehmen den Weg am Ufer entlang, das geht hier, er führt mit Aussicht übers Wasser zum Kloster Tegernsee, in dem sich (fast) die ganze Geschichte des Tals, des Sees und seiner Menschen bündelt, von der Gründung 746 bis zur Säkularisierung mehr als tausend Jahre später. An diesem Sonntag pilgern Buddhisten und Ungläubige, Neugierige und Gelangweilte zu dem mächtigen Baukomplex. Einen schönen Blick auf die klassizistischen, spitzen Zwillingstürme bietet dem, der zurückschaut, die idyllische Bucht unterhalb des Leebergs. Dahinter überrascht ein makel-

loser Sandstrand den Seewanderer. Feiner, fast weißer Sand (eigens hergekarrt für Sonnenanbeter) sorgt für ein wenig mediterranes Flair. Wenn nur das hübsche Mädchen, das sich in der Sonne räkelt, nicht gar so bleich wäre...

Idyllisch geht's nun weiter, vorbei an der »niedrigen Erhöhung einer Landzunge, der Point, eines wahrhaft elegischen Ruhepunktes. Von den Bergen schauen die friedlichen Sennhütten herab, leise schlägt die Fluth an den Strand, in heimlichem Behagen rauschen die Wälder und die weite Ebene draußen lächelt.« (1868)

Der Wanderer des frühen 21. Jahrhunderts sieht das möglicherweise etwas nüchterner; er steigt zwischen Hecken und Zäunen – vorbei am angrenzenden Sanatorium – hinauf zur Bundesstraße. Die wird gesäumt von Bauten aus der Nachkriegszeit: architektonische Monokultur aus der »Wirtschaftswunderwelt«. In der grünen Schwaighoferanlage erholt sich das Auge dann wieder ein wenig; Radler und Jogger überholen uns, Hunde werden Gassi geführt, und draußen auf einer Mole zelebriert eine Familie »Frühstück im See«. Hübsch anzuschauen.

Abb. S. 252:  
Frühstück auf dem  
Tegernsee.

Abb. S. 253 oben:  
Kloster im Ort  
Tegernsee.  
Abb. S.253 unten:  
Protzig – Hotel Über-  
fahrt am Tegernsee.  
Alle Fotos: Eugen E.  
Hüsler



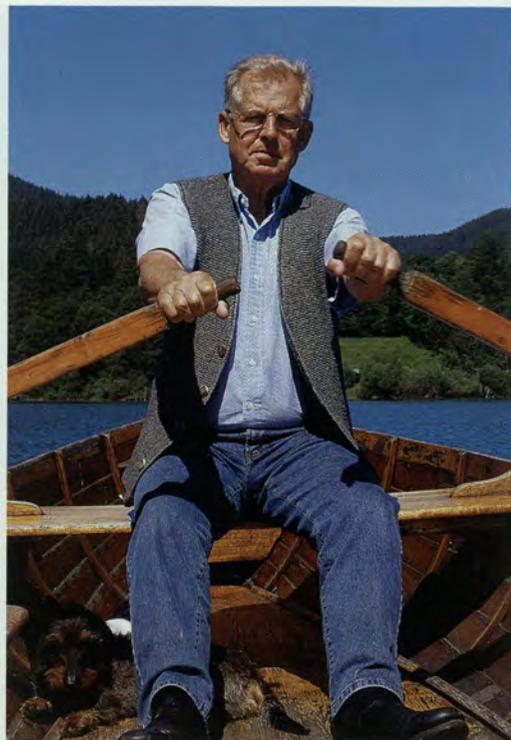
Wir umrunden das Strandbad von Rottach, übersehen dabei den »Moos-Maxl« (Büste von Max Joseph I.) und machen auch keinen Abstecher zu Ludwig Thomas Haus in der Tuften, sondern nehmen den Uferweg. Die vornehmen Villen halten Abstand zur Straße, da und dort äugen Videokameras ins Gelände, am Eingang entdeckt man eher selten ein Namensschild. Das »Überfahrt-Hotel« protzt mit Silber, einem Springbrunnen und viel Glas; wir wandern

weiter – fast durchwegs am Seeufer entlang, schauen übers Wasser zum Kloster und den beiden Kirchtürmen von Tegernsee.

»Hundestrand 600 m« verkündet ein Schild; Anfang und Ende des Areals für den lieben Fifi sind genau bezeichnet. Der einzige Hund, den wir hier zu Gesicht bekommen, hält allerdings wenig von solchen tierischen Vorschriften. Wir peilen die Fährhütt'n an, widerstehen der Versuchung zur Einkehr auf der Terrasse über dem Wasser,



Abb. oben:  
Ruderfährmann am  
Tegernsee.  
Abb. unten:  
Baustelle: Das neue  
Casino.



mieten auch keinen Sonnenschirm, sondern ordern eine Überfahrt: 2.50 Euro kostet das, und der Dackel (des Bootseigners) darf auch mit. Wir plaudern ein wenig übers Wetter, die Festivitäten rund um den See und das Betonungetüm des neuen Casinos.

Abwinkl am Westufer, so scheint es zunächst, ist fast ein richtiges Bauerndorf, bis dann das riesige Medical-Center ins Blickfeld kommt. Wir umgehen es seeseitig und laufen ein in die Seniorenpromenade von Bad Wiessee. Bald ist Mittag, Zeit also für einen kleinen Spaziergang unter mächtigen, Schatten spendenden Bäumen: gepflegte Idylle. Nichts deutet darauf hin, dass der Ort fast zu einem bayerischen Dallas geworden wäre, nachdem anfangs des 19. Jahrhunderts Ölquellen entdeckt wurden:

*»O Tegernsee so lieblich blau  
im strahlenden Sonnenglanze  
wie qualmst du heute so schmutziggrau  
und rußig erscheint mir das Ganze.  
Ein großer Ölfleck mittendrin  
In deinen krystallinen Fluten  
Und alle Schönheit ist dahin –  
Das lässt mich Schlimmes vermuten.«*



Der Verseschmied wurde – wen wundert's? – nie berühmt, aber Bad Wiessee auch kein Ort der Ölbarone, obwohl eine Pipeline zum Bahnhof Gmund angelegt worden war. Statt auf Öl setzte man bald auf Wasser, heilendes, und später kam ein Casino dazu. Wer rund um den See wandert, kommt sowohl an der alten Spielbank (was für eine Wortschöpfung!) wie auch am Neubau vorbei. Im Sommer 2004 wird hier noch gebaut, viel Geld ist bereits geflossen (Gesamtkosten 28 Millionen Euro, davon 7,5 Millionen vom Freistaat) – und zu verlieren (oder gewinnen!?) gibt's in Zukunft an den Spieltischen auch einiges. Wer seinen roten Ferrari (untergebracht in dem 500-Plätze-Parkhaus) verjubelt, kann wenigstens mit öffentlichen Verkehrsmitteln heimfahren: der RVO-Bus hält gleich unterhalb des protzigen Betonkomplexes und in Gmund steigt man dann um in die Eisenbahn – très comfortable, mes dames et messieurs!

Recht kommod ist auch der Radweg, auf dem wir – parallel zur Bundesstraße – unsere »Tour du Lac« fortsetzen, leider weitgehend ohne Ausblicke auf den See. Eine



Gedenktafel klärt uns darüber auf, dass der Physiker Max Planck von 1885 – 1943 jeweils seine Ferien auf dem Grundnerhof verbrachte, mit freier Sicht übers schöne Gewässer. Die bietet auch Kaltenbrunn, heute ein großer Gastronomiebetrieb. Legendar waren zu Zeiten König Max I. die »Lichtspiele«, bei denen »durch künstlich situierte brennende Holzstösse Namenszüge in ungeheuren Dimensionen sichtbar wurden, die weithin in der ganzen Umgebung, selbst noch nach München deutlich erkennbar waren«. Eine Open-Air-Veranstaltung aus der »guten alten Zeit«

Bessere Zeiten muss auch Gmund schon erlebt haben, vor den automobilen Invasionen, die den Flecken regelmäßig heimsuchen. Der Ortskern hat jüngst eine postmoderne Silhouette erhalten, die so wenig zum Dorf passen will wie scharfer Senf zu Weißwürsten; an der Brücke über die Mangfall erinnert eine Büste Ludwig Ehrhards (samt Zigarre natürlich) an Deutschlands wirtschaftlichen Wiederaufstieg nach dem verlorenen Krieg.

Und der Rest? Hinaus, zurück, auf dem Radlweg, Asphalt unter den Füßen, das Rauschen des Individualverkehrs im Ohr:

Autos, Motorräder (In der BOB, die uns überholt, sitzen vielleicht zehn Personen.) Nur einmal, für ein paar Sekunden bloß, wird es ganz still – fast so wie ganz früh am Morgen. Wir schauen uns an und wünschen, weit oben zu sein, auf der Baumgartenschneid vielleicht oder am Fockenstein. Da kann man hinunterschauen auf den Tegernsee, der so still, so friedlich zwischen den grünen Hängen liegt. Heilung oder auch nur Erholung haben sie schon immer gesucht an seinen Ufern, die Fremden, die Auswärtigen, die »Stoderer«, die Hautevolee – und oft auch gefunden. Gestern, heute. Und morgen?

Wer dem Tegernsee eine gute Zukunft wünscht, sollte bedenken, dass alte Werte nicht für ewig gelten und neue sich erst bewähren müssen. Die Statistik weist eine Zunahme des Ausflugsverkehrs aus, bei gleichzeitigem Rückgang der Nächtigungen rund um den See. Keiner der Uferorte besitzt eine Umfahrungsstraße.



Abb. oben:  
Wohin des Wegs?  
Abb. Mitte:  
Manches kommt rund  
um den Tegernsee auch  
auf den Tisch...  
Abb. unten:  
Rast auf der Gindelalm.



# Mehr Seil, bitte!

Fingierte Tagebucheinträge einer Einsteigerin

VON DENNIS CRAMER

13.05.

Ob ich nicht müde sei nach diesem anstrengenden Klettertag. Ob ich nicht die Taschenlampe endlich ausmachen könne, fragen mich meine Freunde. Nein, tut mir leid! Ich lasse sie meckern, ihre Späße machen, liebes Tagebuch, denn ich brauche deine offenen Seiten. Meine Erfahrungen verdichten sich, wenn ich sie aufschreibe.

Ein verrückter Tag heute! So etwas hätte ich mir vor einem halben Jahr noch nicht träumen lassen. Doch irgendwie stieß ich im Winter auf diese seltsame Spezies der Kletterer, einmal Kletterhalle, einmal Klettergarten, du erinnerst dich, Tagebuch. Und es hat mich gepackt. Und so wollte ich eigentlich an diesem

Wochenende zu noch höheren Felsbergen, zu Zweitausendern, in die Gegenden, die für mich Neuling so anziehend klingen: ins Wetterstein oder ins Karwendel. Das gehe nicht, haben meine Begleiter gesagt, die jetzt schon gleichmäßig neben mir atmen. Mitte Mai läge dort noch zu viel Schnee. Ob ich denn stundenlang durch meterhohen Schnee wühlen wolle. Ob ich denn keinen Respekt habe vor Lawinen, die zu dieser Jahreszeit dort noch abgehen können. Also eben Ruchenköpfe, Blankenstein, die Tegernseer Felsberge.

Na ja, ich muss zugeben, vielleicht habe ich diese Nicht-Zweitausender doch unterschätzt. Denn als wir heute Morgen nach langem Marsch vom Spitzingsee unter den

Wänden der Ruchenköpfe standen, hab' ich erst mal geschluckt. Dort soll ich rauf? Am liebsten wäre ich hier, am sogenannten »Brotzeitfelsen«, sitzen geblieben, hätte die Brotzeit eben ausgedehnt, ich war ja auch geschafft nach der Schneestapferei vom Rotwandhaus herüber. Doch schon gab mir Dieter den Helm in die Hand und meinte, das Seil bräuchten wir noch nicht. Der Zustieg über den unteren Westgrat, das sei nur ein Iler und ich sei ja schließlich schwindelfrei und mutig. Brav stieg ich also hinterher. Und schon bald bekam ich mein Selbstvertrauen wieder. Dass ich da einfach so hinaufturnen kann! Während unten in den Karen die Skitourengänger ihre Spuren hinterließen, bewegten wir uns auch dann noch im trockenen Fels, als wir das so genannte Südwandband erreichten.

Einige Minuten später landete das aufgewickelte Seil vor meinen Füßen! Hier begann die Neue Südwand, genauer: die neue Route durch die Südwand. Udo war bald hinter einer Felsnase verschwunden, der Wind trug seine Stimme fort. Doch was anderes als Klettergarten, dachte ich mir. Dann war ich dran. Aha, ein Vierer. Gar nicht so leicht! Zieh doch da oben nicht so, ich komm schon selbst hoch! Mehr Seil, bitte! Sind wir Nachsteiger denn Kletterer zweiter Klasse? Die man eben etwas hochzieht, wenn es nicht gleich weiter geht? Und du da unten, Dieter, spar dir deine Anweisungen. Zu denjenigen, die sich ängstlich Griffe und Tritte zeigen lassen, gehöre ich nicht. ... Während ich diese Gedanken notiere, liebes Tagebuch, wird mir klar, dass es beim Klettern um mehr geht als ums Hochkommen. Es scheint ein Spiel zu sein, bei dem ich mein Selbstvertrauen trainiere, Identität gewinne. Ich will auch im schwierigen Gelände meinen eigenen Weg finden.

Und dann kam diese peinliche Geschichte, als ich die Hilfe meiner Begleiter doch noch brauchte. Beim Abseilen. Wir wollten einfach direkt wieder hinunter zum Südwandband, um die nächste Route anzugehen. Da gab's Luft gratis unter den Sohlen. Echt Klasse! Hoffentlich hält das Seil! Stimmen die Knoten alle? Ja, das passt schon. Schließlich habe ich die Vokabeln und Handgriffe des Bergsteigerlateins gelernt: Mastwurf und Achterknoten, Abseilachter und Prusikschlinge. Gewissenhaft überprüfte Udo diese »Lebensversicherung«. Falls ich das Seil loslassen würde, würde es ohne diese Zusatzsicherung durch den Abseilachter rauschen. Ja, der Prusik! Gerade genoss ich den warmen, plattigen Fels mit seinen eigenartigen vertikalen Wasserrillen. Das sind die Kratzspuren eines am Berg gescheiterten Bären, flüsterte ich mir zu. Das Tier versucht die Felswand mit aller Kraft zu erklimmen, krallt sich fest, rutscht dennoch ab. Wie ich also in solchen Gedanken versunken war... (Ja, zugegeben, diese Gedanken sollten mich ablenken von dem Übermaß an Luft und Tiefe unter meinem Hintern.) Wie ich also so sinnierte, blieb ich plötzlich hängen. Was los sei, fragte Dieter von unten. Was war los? Ich hatte vergessen, den Prusikknoten mitzuführen. Und jetzt hatte es sich verklemmt, dieses tolle Ding. Na ja, wenigstens hätte er gehalten. Ich zerrte und zerrte, doch mein Körpergewicht hatte diesen Klemmknoten derart festgezurrert, dass er nicht zu lösen war. Eben hatte ich noch Angst in die Tiefe zu stürzen, jetzt zappelte ich hilflos und kam keinen Zentimeter weiter hinunter. Also machte sich Dieter von unten auf den Weg, es waren nur ein paar Meter, um mir zu helfen. Gemeinsam packten wir's, doch das »Danke!« an meinen Retter fiel mir schwer. Die nächste Tour war einfach traumhaft. Der Münchner Riss soll früher so etwas wie das Gesellenstück aller oberbayrischen Kletterer gewesen sein, die hier ihre Lehrlingszeit absolvierten. Das habe ich nun auch vorzuweisen. In der heutigen Zeit der extremen Sportkletterbewegung werde die Tour, so meinen meine Freunde, gerne als reine Anfängerroute abgetan. Doch so etwas will ich nicht



hören! Ich fand das spitze! Und die 70 Klettermeter im oberen dritten Grad waren ehrlich gesagt auch ganz schön anspruchsvoll! Reizt denn die Münchener Kletterszene diese Tour nicht mehr? Samstag Mittag, trockenes Wetter – und keiner da! Immerhin bietet die Kletterei einen luftigen Standplatz. Auf einer winzigen Trittleiste mussten wir stehen. Da kommt mir ein Vers von Franz Kafka in den Sinn. Er lautet: »Das Glück begreifen, dass der Boden unter deinen Füßen nicht größer sein muss als die Füße, die ihn bedecken.« Oder so ähnlich. Wäre der Schriftsteller selbst

Standplatz am »Münchner Riss« (III+), Ruchenköpfe. Foto: Dennis Cramer

Ruchenköpfe: Abseilen zum Südwandband. Foto: Dennis Cramer





Ruchenköpfe (1805) von der Kumpfscharte.  
Foto: Dennis Cramer

auch hier gestanden, so müsste er zugeben, dass »der Boden« sogar nur halb so groß sein muss wie die Fußsohlen. Aber Kafka hat das ja ohnehin metaphorisch gemeint. Es ist diese Kombination aus Leichtfüßigkeit und Bodenhaftung, die mich beim Klettern begeistert. So möchte ich mich auch durchs Leben bewegen, schwungvoll, aber sicher, tänzerisch, aber zielgerichtet.

Mit solchen Kletterschühchen müsste man noch leichtfüßiger unterwegs sein. Ich habe heute einmal Dieters Wunderdinger genauer unter die Lupe genommen. Ach, das seien selbst schon antiquarische Teile, meinte er. Aber im rauen Fels immerhin besser als klobige Bergstiefel! Und meine Kaufhaus-Turnschuhe – die sind nun wirklich nur eine Notlösung!

Jetzt werde auch ich müde, liebes Tagebuch. Dem Lichtstrahl meiner Taschenlampe, der noch einmal die Zeltwände entlanghuscht, scheint es genauso zu gehen. Aber das Wichtigste weißt du jetzt auch. Alles Weitere morgen!

14.05.

Wo soll ich meine Aufzeichnungen beginnen, liebes Tagebuch? Beim morgendlichen Zähneputzen mit Sprudelwasser? Beim Schleppen der Ausrüstung auf eintönigen Forststraßen. An der Riedereckalm, wo wir uns an die sonnegegerbte Holzfassade lehnten?

Oder doch erst oben am Riederecker Sattel? Also gut, an diesem herrlichen Aussichtsplatz beginne ich. Weißt du, hier, wo ein Bildstock zum Verweilen lädt, sah ich ihn zum ersten Mal: den Blankenstein, meinen zweiten »echten« Kletterberg. »Echt« deshalb, weil auch dieser Gipfel nur mithilfe von Kletterei zu erobert ist. Wie ein Schiffsbug grüßte der Berg herüber und er passte so gar nicht recht in die Umgebung. Rechts sahen wir den harmlosen Wallberg, auf dessen seilbahngekrönten Gipfel Hunderte wegen der Aussicht auf den Tegernsee »wallten« und links der Risser Kogel, auch ein Felsberg, höher zwar, aber bei weitem nicht so elegant wie unser Blankenstein. Woran liegt das? Das Geheimnis seiner Schönheit heißt »Oberrätalkalk«. Vor etwa 200 Millionen Jahren ist dieses Riffgestein, damals noch auf dem Meeresgrund, entstanden. Durch seine größere Erosionsbeständigkeit stehen diese Felsberge heute kühner und wilder in der Landschaft als die Berge aus anderem Kalkgestein.

Gell, da staunst du, Tagebuch! Woher ich das alles weiß! Tja, ich habe mich eingelese, habe auf der Rückfahrt Führer und Karten studiert. Schließlich bin ich schon auf der Suche nach einem Ziel fürs nächste Wochenende. Es soll noch eine dritte »Oberrätalk-Insel« in den Tegernseer Bergen geben, weiter im Westen, direkt an der Tegernseer Hütte, die Rosssteinnadel und den Buchstein. Auch keine Zweitausender, aber sicher ebenso nett!

Zurück zum Berg. Die Sonne heizte uns beim Zustieg richtig ein. Das schneegefüllte Kar wirkte wie ein Hohlspiegel, der die Sonnenstrahlen zu allem Überfluss noch bündelte. »Da oben!«, meinte Dieter und zeigte mit dem Finger auf die glatte Felswand. Selbst ich als Laie konnte unsere Route ausmachen. Als feine Linie zieht das Südostband quer durch die Plattenfluchten.

Und am Einstieg, neben einer markanten Wetterfichte, wieder die alten Zweifel. Was will ich hier? Warum soll ich mich denn sol-

chen Risiken aussetzen? Die Einsteigerin am Einstieg. Ob meine erfahrenen Freunde eine ähnliche Spannung empfinden? Ich frage mich, warum sie mich überhaupt mitgenommen haben. Zu zweit könnten sie vielleicht



noch größere, reizvollere Touren machen. Ist das pure Freundschaft oder steckt noch etwas anderes dahinter? Ich vermute eine Wechselwirkung. Der Erfahrene fühlt sich selbst sicherer, wenn ein Anfänger dabei ist. Er nimmt die Rolle des Routinierten ein und kann so mit den eigenen Ängsten besser umgehen. Außerdem muss er nicht an seine Grenzen gehen.

Und wieder blieben die Zweifel mit jedem Klettermeter weiter zurück. Die Schlüsselstelle nahm ich kaum mehr wahr. Was soll das sein? Eine vier minus?... Jedoch sollte mein Übermut erneut einen Dämpfer bekommen. Ausgerechnet im leichtesten Abschnitt der Tour, in der dritten Seillänge, im Ier-Gelände! Das darf ich ja gar niemandem erzählen. Aber du kannst ja schweigen, treues Tagebuch. Munter kletterte ich dem Seilverlauf hinterher, als einer meiner Füße plötzlich abrutschte. Das

einfach wirkende, erdige Latschengelände war schmierig-schwierig. Offenbar war der Schnee hier erst vor wenigen Tagen geschmolzen. Und plötzlich wurde mir bewusst, dass ich bei diesem Quergang demselben Risiko ausgesetzt war wie Udo, der vorstieg. Meine Augen wanderten das Seil entlang. Nirgends eine Zwischensicherung. Wo sollte man auch eine anbringen in diesem Schrofengelände? Würde ich hier »abschmieren«, so würde ich wie an einem überdimensionalen Uhrpendel schätzungsweise 30 Meter hinaus in die Südwand schwingen. Nicht unbedingt ein reines Vergnügen! Mir wurde klar, dass die klassischen Schwierigkeitsangaben keine genaue Auskunft über die Ernsthaftigkeit einer Tour geben können.

Voller Stolz ergriff ich später das Gipfelbuch. Entschuldige diese Untreue, liebes Tagebuch. Ich wollte diesen Moment verewigen, aber es fiel mir nichts Rechtes ein. Genau wie den vielen anderen vor mir, die dieses Buch in Händen hielten: kurze Notizen, stichwortartige Wetterberichte, Verschen, abgegriffener als der Fels an der Normalroute, die wir zum Absteigen wählten.

Erst jetzt, am Abend, aus der Distanz, kann ich das Erlebte ein wenig in Worte fassen: Psychologen behaupten, Angst und Lust lägen eng beieinander. Wer im Fels unterwegs ist, kann dies nur bestätigen. Längst bin ich der »Kletterleidenschaft« verfallen.

»Leidenschaft« – ein Begriff, der etwas ahnen lässt von diesen merkwürdigen Zusammenhängen.



Beide Abb.: Sportklettern in der Südwestwand des Blankensteins.  
Fotos: Dennis Cramer

# Keine richtigen Berge!

## Die vielgestaltige Voralpenlandschaft um Tegernsee und Schliersee

VON STEFAN KÖNIG



Voralpine Landschaft, die sich im Norden in der Ebene verliert. Der Schliersee mit der Insel Wörth, gerahmt von Wald und Wiesenhügeln, die zum beschaulichen Wandern einladen. Foto: Horst Heller

ANFANGEN KÖNNTE MAN damit, dass man nicht weiß wie anfangen bei der Beschreibung einer Landschaft, die eigentlich ja beschrieben ist bis zum Überdruß. Anfangen könnte man, wie so oft schon angefangen worden ist, wenn es um die von Tegernsee und Schliersee geprägte Region geht: Mit Attributen wie lieblich, urbayerisch, voralpenländisch, beschaulich und mondän. Anfangen könnte man damit, dass man all die Namen einstmals großer Köpfe oder auch Großkopfata aufzählt, die seit Jahrzehnten und Jahrhunderten mit dieser Gegend in Verbindung gebracht werden und die scheinbar auf alle Zeiten dafür erhalten müssen, einer auf den ersten Blick unerheblichen Bergwelt samt stillen und bewegten Wassern zusätzlichen Glanz zu ver-

leihen: Ludwig Ganghofer. Ludwig Thoma. Der Wildschütz Jennerwein. Und der Kiem-Pauli, der genialische Volksmusikant. Und der Simplicissimus-Zeichenstift-Virtuose Olaf Gulbransson. Der Wirtschaftswundermacher Ludwig Erhard. Und, meinetwegen noch als Zugeständnis an die heutige Zeit, der Gerhard Polt.

Ja, genauso könnte man anfangen und sodann die Landschaft beschreiben, Berg um Berg, Gipfel um Gipfel, am besten und einfachsten verpackt in mundgerechte Tourenhappen, Anstiegsbeschreibungen für Bergfreunde, die vor Antritt ihres Ausflugs keine Gedanken verschwenden wollen.

Aber weil es das alles gibt und es in der Form kein Mensch mehr braucht, verbietet sich ein solcher Anfang ganz von selbst.

Anfangen will ich so: Ich bin auf dem Oktoberfest, habe ein halbes Hendl gegessen und eine schlecht eingeschenkte, dafür aber teure Maß getrunken. Jetzt bummle ich durch die Schaustellerstraße, noch ist nicht allzuviel Betrieb, noch ist früher Nachmittag an einem Wochentag. Die Achterbahnen mag ich nicht fahren, und auch nicht die Wilden Mäuse und die Superloopings und die Fliegenden Teppiche, weil ich da speim müsste, und das, obwohl ich ja kaum was getrunken habe, aber es ist schon ganz gewiss, dass mir das Bier und das Hendl schnell wieder oben raus kämen.

Nur schauen mag ich, wie die Leute sich das antun, und viele auch eine Freude haben daran, aber manche auch blass oder grün aus dem sogenannten Fahrgeschäft wieder rauskommen. Nichts für mich. Was ich mag, ist die Fahrt »Rund um den Tegernsee«. Da wird es mir nicht schlecht. Und eine Gaudi ist es doch!

Da sitzt man in den offenen Scootern und wird immer im Kreis rundherum um den »See« gefahren, vorbei an einer herrlich kitschig gemalten Bergkulisse, die rasante Bahn fährt auf und ab und immer schneller – und mitten im Wasser steht eine Runzelhexe und spritzt einen mit Wasser voll. So ist das in dieser Münchner »Wiesn-Attraktion«, die so richtig herrlich antiquiert ist, wahrscheinlich bald so alt wie der legendäre »Schichtl« und bald so aus der Mode wie das »Teufelsrad«, und die dabei doch eigentlich alles erzählt, was man über den Tegernsee und seine Umgebung, über Landschaft und Leben dort so erfahren kann.

Rund um den Tegernsee...rund um den Tegernsee...wie bieder das wirkt hier inmitten der trendigen Fahrgeschäfte, wo zu Technosound die Schwerkraft überwunden wird: Geradezu gemütlich ist hier die Fahrt, seniorentauglich, auch dem Kurgast zu empfehlen, keine unnötigen Erregungen gehen von Fahrt und Umgebung aus, alles ist herzlich hier und amüsan, lieblich, ja wirklich lieblich im Vergleich zu dem großen Drumherum. Alt-

modisch ist es und altmodisch kitschig, eine Sechziger-Jahre-Gartenzwerg-Idylle mit Bergen, die nicht schrecken können. Putzig, das alles, irgendwie.

Ja, so ist es rund um den Tegernsee. Nicht nur im Karussell, auch in der Wirklichkeit, zumindest für den ersten Eindruck, oder, wenn man sich nicht die Mühe macht, hinter die fremdenverkehrseffiziente Kulisse zu schauen, für immer und ewig.

Aber dazu bietet sich hier ja Gelegenheit: Zumindest den Versuch zu machen, hinter das Kulissenhafte dieser Landschaft zu blicken, nicht zu erstarren vor den Klischees, stattdessen sich auf den Weg, die Wege zu machen, die rundherum führen um Tegernsee, Schliersee und Spitzingsee und auch weit hinein in die Täler zwischen den Bergen und auch auf sie hinauf.

Das Gebirge, das es darzustellen gilt, wird im Norden markiert von den Orten Gmund, Schliersee und Fischbachau, im Westen von Lenggries, im Osten von Bayerischzell, wenn nicht sogar von Oberaudorf, und im Süden, ja im Süden, da gibt es keine nennenswerten Orte, da geht diese Bergregion über in die nächsthöheren Bergkämme, geht gleichsam willkürlich über in die Ausläufer von Karwendel und Rofan. Mittendrin liegen Bad Wiessee, Rottach-Egern und Tegernsee. Und Kreuth samt dem berühmten-berühmten Wildbad Kreuth – keine Sorge, es braucht auch, wie man gleich

Breit und protzig muten die Bauernhöfe im Tegernseer Land an. Von kargem Leben keine Spur. Aber: Ohne den Fremdenverkehr sähe auch hier die (Bauern)Welt anders aus. Foto: A. Strauss



noch sehen wird, den heutigen Ministerpräsidenten nicht und die früheren christsozialen Parteifürsten schon gar nicht, um dieser Landschaft den Hauch des Besonderen zu verleihen.

Jedenfalls klingen all diese Ortsnamen nach touristischer Tradition in Bayern, nach prallen Bauernhäusern, dauergewelltem Geranienschmuck und unausrottbarer Lüftlmalerei; nach Gasthäusern, die »Post« und »Alte Post«, »Klosterbräu« und »Bauer in der Au« heißen, und deren Namen allein schon genügen, um einem den Geschmack von Schweinebraten samt Knödel und Prinzregent-Luitpold-Weißbier im Gedächtnis und am Gaumen und auf der Zunge wach zu rufen. Sie klingen nach Bauerntheater und Fremdenzimmer, nach Gebirgsschützen- und nach Trachtenverein, nach Gamsbart und nach Lederhosen. Und zugleich nach unerschwinglichen Immobilien, nach Villen am See, nach Neureichen und nach High Society.

ren, von sommerlichen Badegästen, röhrenden Bikern, protzigen Cabriofahrern – und natürlich Wanderern und Bergfreunden. Insbesondere die letztere Bezeichnung – Bergfreunde – passt so genau zu dieser Region, wo die richtigen Berge sich in letzten Aufwerfungen, letzten vereinzelt Klippen und sodann in immer sanfter werdendem Gewelle im flachen Land verlieren, dass sie wohl speziell dafür geprägt worden ist: Ein Alpinist fährt in den Wilden Kaiser, überschreitet die langen Grate im Wetterstein, sucht Einsamkeit im Karwendel – ein Bergfreund aber gehört hierher, fühlt sich »rund um den Tegernsee« rundum daheim.

Die Berge, um die es hier geht, sind nicht sehr hoch, selten sind für die Gipfel mehr als 1800 Meter notiert – in Zeiten, da alles und jeder im Wettbewerb steht, natürlich ein Manko. So richtige Alpen sind das doch gar nicht, oder?! In der Tat: mithalten können diese Berge nicht mit den großen Namen der Gletscherberge in Tirol, den zackigen Dolomiten in Italien, den Viertausendern in der Schweiz, den Fels- und Eisgiganten in Frankreich. Und doch sind die Namen klangvoll und die Touren überaus populär. Fockenstein, Kampen und Seekarkreuz. Ross- und Buchstein. Hirschberg und Leonhardstein. Die Blauberger. Wallberg und Setzberg. Risserkogel und Planckenstein. Neureuth und Gindelalmschneid. Bodenschneid und Brecherspitze. Jägerkamp und Aiplspitz. Rotwand und Ruchenköpfe. Breitenstein und Wendelstein. Und ganz drüben, schon fast bei Kiefersfelden und damit dem Kaisergebirge näher als dem Tegernsee, der Brunnstein.

Das Gebirge, das sich aus diesen Bergen ergibt, hat einen ganz eigenen, besonderen Reiz! Tausendfach ist es dargestellt in Wort und Bild, immer lieblich und idyllisch, und jeder Wanderweg und jeder Gipfelanstieg hat Einzug gehalten in eine Unzahl von Führerbüchlein und Tourenvorschlagskatalogen. Es ist ein Gebirge, das vom emsigen Wandervolk so überlaufen ist wie der Ameisenhaufen von seinen rastlosen Be-



wohnern. Und jeder der hier auch nur einmal war, scheint dasselbe zu erzählen, aufzuschreiben, zu veröffentlichen: lieblich und nett, lohnend und reizend, eine Bergwelt im Kleinen, nur leider dem Andrang der Bergfreunde kaum gewachsen.

Aber!

Ganz knapp und prägnant nur dieses eine Wort »aber« samt dickem Ausrufezeichen. All diese Schilderungen sind zwar richtig, aber (hier ohne Ausrufezeichen) sie sind genauso auch falsch. Denn lieblich ist das Gebirge nur auf den ersten Blick, von der Eisdienterrasse in Rottach-Egern aus vielleicht, aber sobald man aufbricht, das

Gebirge wirklich zu erkunden, trifft man schnell auch auf Wildheit, Rauheit, Kargheit von Natur und Landschaft. Auch idyllisch ist es hier, und zwar nicht nur vom Tal aus betrachtet, sondern auch auf den vielen Almen oder das Gesamte von den Gipfeln aus betrachtet – aber wer die vielen Gedenktafeln sieht, die an etwas exponierten Wegen angebracht sind oder an den Sockeln der Kletterfelsen, der weiß ganz schnell, dass auch hier die Idylle ihre Grenzen hat – im Gartenzwergschlaraffenland abzustürzen ist wahrscheinlich nicht erbaulicher als aus der Eigerwand herauszufliegen...

Und überlaufen ist dieses Gebirge natürlich schon, insbesondere an den Wochenenden und an den Feiertagen, aber welche Region im Wirkungsbereich von Deutschem, Österreichischem und Südtiroler Alpenverein wäre das nicht – und Kenner schließlich wissen, dass gerade in den stark frequentierten Regionen mit etwas Gespür und Kreativität die Einsamkeit besonders leicht zu finden ist.

Es kommt auf den Versuch an.

*Viel Weideland für Jungvieh und Schafe, durchsetzt von kleinen und großen Felsaufschwüngen, prägt die Landschaft wie hier am Breitenstein. Im Hintergrund der Wendelstein.*  
Foto: A. Strauss



*Liebevoll bemalte Hausfassaden, irgendwo zwischen Tradition und Tourismus, zwischen Kunst und Kitsch. Das Paradieshäusl bei Geitau.*  
Foto: A. Strauss



*Prachtvoll bis protzig auch die Kirchenherrlichkeit. Die Bezeichnung »Rokokobonboniere« ist für das Fischbachauer Martinsmünster gar nicht unpassend.*  
Foto: A. Strauss

Die ganze Gegend ist eine Ferienregion, vor allem für die Deutschen und dabei wieder vor allem die älteren, die von weither kommen, um in dieser alpinen Spielzeugslandschaft den Urlaub zu verbringen. Und zugleich ist sie ein Naherholungsgebiet für die Menschen aus München – die Millionenstadt liegt gerade mal eine Dreiviertel Autostunde entfernt – ideal für die Heerscharen von sonntäglichen Caféfah-

Auf mehrere Versuche: Ganz verschiedenartige Wege zu ganz verschiedenartigen Gipfeln. Mit dem Mountainbike, zu Fuß, kletternd und mit Ski.

Dabei die Eindrücke gesammelt, die Gedanken gebündelt, so müsste eigentlich ein gutes Stimmungsbild aus den Tegernseer und Schlierseer Bergen zu erbringen sein. Ein nur allzu bekanntes Gebirge soll neu betrachtet werden, gleichsam von allen Seiten her.

Mach' ma uns auf den Weg!



Auf den Almen wird schon lang kein Käse mehr gemacht. Sie werden nur mehr mit Jungvieh besetzt – das spart Arbeit und Einsatz, ein wenig Beaufsichtigung genügt. Nur: Ein Stück Bergbauernkultur geht auch verloren.  
Foto: A. Strauss

### Ein Höhenweg: Über die Kampen zum Seekarkreuz und rasant in die Eisdiele

Es wäre ein Irrtum zu glauben, dass man, um die Tegernseer Berge erkunden zu können, unbedingt am Tegernsee losgehen müsste. Es ist sogar besonders faszinierend, sich von »außen«

her in diese Gebirgsgruppe hineinzubewegen und dann Berge und Täler, den See mittendrin, als überraschenden Landschaftseindruck zu erleben.

Südlich von Lenggries liegen Hohenburg, Schloss, Kloster, Schule, Gasthof, und ein paar Häuser, Ausgangspunkt für die Wanderungen ins Hirschbachtal, zur Lenggrieser Hütte und zu den Bergen rundherum.

Ein Forstweg durchzieht zu Beginn weite, offenen Weidewiesen, und man genießt es, wenn man hier sein Mountainbike dabei hat und genussvoll talein radelt. Der Beginn des Hirschbachtals ist eine Idylle und mutet an wie eine Landschaftsschilderung in Ludwig Thomas »Jagerloisl«.

Aber das Hirschbachtal ist nicht nur idyllisch, das Romantische wechselt bald ins Herbe. Dem tosenden Bach entlang steigt die Forststraße 500 Höhenmeter an, die Vegetation wird rauer und karger, und auf dem Radl flucht man bisweilen über die unablässige Steigung und den nicht enden wollenden Weg. Erst kurz vor Erreichen des 1224 Meter hoch gelegenen Hirschtalsattels scheint ein Licht durch, das ein Ende der

fahrerischen Tortur verspricht: man spürt, das ist nicht einfach nur Himmel, der da durchschimmert zwischen den Bäumen, das ist ein Blau, das Freiheit kündigt, auch und vor allem die Freiheit, hinschauen zu können, wohin man will...

Der Hirschtalsattel trennt den Fockenstein von den Kampen, und als eben dieser Geländeeinschnitt vermittelt er einen idealen Übergang von Lenggries nach Bad Wiessee, von der Isar zum Tegernsee. Aber der Tegernsee ist ja noch gar nicht das Ziel dieser Beschreibung. Ziel ist die Berggruppe der Kampen. Und das Seekarkreuz. Ziel ist, eine gute Stunde lang in unverstellter Höhenlage dahinzubummeln, und die Aussichten zu genießen, ohne sich noch viel anstrengen zu müssen.

Schon im Aufstieg zum Ochsenkampen, 1594 m, drängt sich der Tegernsee ins Bild, ein wenig zögerlich noch zunächst, aber schon nach einigen weiteren Pfadserpentinchen ganz vorlaut in seinem geradezu unverschämten prachtvollen Blau.

Und dann kommt man nach einer Dreiviertelstunde am Gipfel an, und dort berauscht man sich geradezu an dem Blick auf den See mit den winzigen weißen Segeln. Man sieht das Kloster Tegernsee, die beiden Türme, und man sucht darüber das Riedersteinkircherl. Und man fängt an, sich selbst und jedem anderen, der es hören will, all die Berge aufzusagen, die es von hier heroben, in an sich ja noch sehr bescheidener Höhe, zu sehen gibt. Ganz drüben im Westen die Zugspitze, die Alpspitze. Dann die hintereinander geschichteten Gebirgsketten des Karwendels. Die Benediktenwand, die aus dieser Perspektive weniger mächtig wirkt wie von Norden her. Im Südosten der Guffert, der wie ein riesiger Felskoloss daliegt, dabei nur gut 2000 Meter hoch ist, aber doch wirkt wie ein Schwergewichtsboxer unter lauter Fliegengewichtlern, stiernackig wie ein Mike Tyson, üppig mit Muskeln bepackt, und doch zugänglich, auf bisweilen mit Drahtseilen abgesicherten Wegen problemlos zu begehen. Noch weiter im Süden die Felswände des

Rofan, die sich steil, markant und einsam über dem Ampmoosboden erheben – da wollte man eigentlich schon lange wieder mal hin, aber die Zeit verrinnt und verrinnt und verrinnt.

Ja, und ringsum die Tegernseer Berge, von denen im folgenden noch die Rede sein wird: Fockenstein, Ross- und Buchstein, Hirschberg, Wallberg, Risserkogel und Plankenstein, Gindelalmschneid, Baumgartenschneid.

Man geht vom Ochsenkampen auf einem schmalen Steig zwischen den Latschen dahin, den Kopf immer hoch überm Gestrüch, ein leichter Wind bläst einem um die Nase, macht den Kopf frei, und was man sieht, das tut der Seele gut. Man steigt hinüber zum Auerkampen und weiter zum Spitzkampen, sieht, selbst ohne Fernglas, drunten im Söllbachtal die Leute vor der Schwarzentennalm bei der Brotzeit sitzen, freut sich am Panorama und möchte eigentlich ewig hier oben bleiben, weil man weiß oder ahnt, dass es noch lang ist, bis man wieder ins Tal kommt.

Gut, das Seekarkreuz und die Lenggrieser Hütte könnte man ausklammern, vorher zurückkehren zum Hirschtalsattel – aber wenn man schon mal da ist, wenn man schon mal so auf der Höhe ist, wenn man schon mal das Glück hat, einen solch unvergleichlichen Tag erleben zu dürfen, dann geht man weiter, geht hinauf zum Gipfelkreuz, ist froh, dass die Wanderer – viele – schon im Abstieg sind, dass man ziemlich allein sein wird dort oben, geht dann noch gemütlich zur Lenggrieser Hütte (1338 m), wo man an der warmen Schindelwand hockt und sich stärkt, bevor man sich zurückplagt zum Sattel, mit müden Beinen jetzt, aber auch in der Gewissheit, dass man es, beim Radl angekommen, »laufen lassen« kann bis hinaus nach Hohenburg, dass man nicht ein einziges Mal mehr in die Pedale treten muss, dass einem zwar vielleicht die Hände ein wenig weh tun werden vom häufigen Bremsen in den vielen steilen Abschnitten, aber sonst höchstens noch die Gesichtsmuskeln vom unablässigen Grinsen



darüber, dass all die Wanderer, die man so leicht überholt, noch ein oder zwei ausgelatschte Stunden vor sich haben, während man selbst schon in einer Viertelstunde in Lenggries vor der Eisdiele sitzen wird – Vanille, Stracciatella. Ja, so schön kann Bergsteigen sein.

### Ein schöner Weg: Der kurze Gipfelanstieg am Leonhardstein

Am südlichen Ortsende von Bad Wiessee haben wir die zerlegten Räder aus dem Kombi geholt, haben die Vorderräder eingeklinkt, die Sättel auf die richtige Höhe positioniert, die Bremsen wieder eingehängt.

Der Gipfelgrat der Rosssteinnadel ist gerade mal einen halben Meter breit. Das Gefühl extremster Ausgesetztheit ist garantiert.  
Foto: A. Strauss



Anfang des 18. Jahrhunderts wurde es auch im Schlierseer Land Brauch, Bauernheilige, die Muttergottes und Christus auf die Fassaden zu malen. Später wurde diese Lüftmalerei neu belebt – mal besonders schmuck (so wie hier), nicht selten auch aufdringlich und geschmacklos.  
Foto: A. Strauss

Haben sodann die Rucksäcke geschultert und sind losgefahren. An einem Tag im Mai, wo an den Seeufern das Frühjahr schon übergang in den Frühsommer, wo die Kastanien schon lüstern blühten, die Baumwipfel in üppigem Grün standen. Rein ins Söllbachtal, das meist nur leicht ansteigend zur Schwarzentennalm führt. Neun Kilometer sind es bis dorthin und knapp dreihundert Höhenmeter. Man fährt am Söllbach entlang, ist beeindruckt vom Geschiebe, das der Wildbach da »zwischen-gelagert« hat, um es beim nächsten Hochwasser, unterstützt von den vielen steilen Seitenbächen, zerstörerisch in Richtung See zu tragen.

Die Bergflanken sind alles andere als lieblich hier. Urveltlich wirken die Hänge, unkultiviert, also nicht oder nur wenig erschlossen für die Wald- oder Almwirtschaft, und angegriffen von der Erosion. Die Stürme der letzten Jahre – sind sie wirklich schlimmer geworden als früher oder sieht man im Wesentlichen die Konsequenzen aus fataler Monokultivierung und weiterer Schwächung durch Wildverbiss und Borkenkäfer? – haben Schneisen in die Waldzonen geschlagen, und was sie hinter sich ließen ist Chaos pur. Ein wirres Durcheinander aus ineinander gekeilten, zerborstenden Stämmen, aus der Erde gerissenen

Wurzelballen, brachialem Gitterwerk aus dem Geäst der abgestorbenen und absterbenden Bäume. Schlimmer noch als dieser Anblick aber ist die unübersehbare Urge-walt, mit der schwere Maschinen versuchen müssen, den Schaden zu beheben: Man muss die Radtrucks gar nicht sehen, es genügen ihre Spuren, die den Boden halbmertief aufgewühlt haben und damit einen ähnlich fürchterlichen Eindruck von Zerstörung hinterließen wie die Stürme und die Orkane. Dazwischen immer wieder die Bachläufe, die sich steil herabziehen in den Boden des Hochtales, Rinnsale jetzt nur, aber wenn hier, wie es oft vorkommt, tagelang der Regen fällt ohne Unterlass (es ist überhaupt so eine Sache mit dem Regen im oberbayerischen Vorgebirge: Kein Reiseführer für Irland, Schottland, England oder Wales vermeidet die Platttheit, schon auf den ersten Seiten auf den unvermeidlichen Umbrella hinzuweisen – es gibt aber keinen Reiseführer für Bayern, der diesbezüglich die Wahrheit sagt: wenn es hier regnet, dann regnet es richtig, ergiebig und lang anhaltend. Und man kann dann den Gesichtern unter den Regenschirmen unschwer entnehmen, wie viele Tage da jemand schon durch einen Ort läuft, ohne Hoffnung, auch nur noch einmal die Berge in Natura zu sehen...). Wenn es hier also zu ausgiebigen Niederschlägen kommt, dann werden die Rinnsale zu reißenden Bächen, speisen ihre Wasser in den Söllbach ein und sorgen dafür, dass die ach so viel gepriesene Idylle hier gar nicht erst aufkommt.

Zum Schwinden der Idylle in den Bayerischen Voralpen trägt seit einiger Zeit auch der Straßenbau-Boom in den Bergen bei. Forst- und Almstraßen scheinen heute wichtiger als noch vor dreißig Jahren, und deshalb werden die Vorberge in immer stärkerem Maß von solchen vier, fünf Meter breiten »Wegen« durchzogen. Für den Menschen, der in die Berge gehen und in den Bergen gehen will, ist das trostlos: Von Maschinen gewalzte, mit Schotter geebnete Straßen, in ihrer Bequemlichkeit öde, in ihrer Streckenführung langweilig.

So ist das im Söllbachtal. Und so ist es auch, wenn man vom Söllbachtal Richtung Leonhardstein abzweigt. Aber dann, nach etwa einer halben Stunde, erlebt man den Kulturschock, einen positiven und heilsamen, um es gleich vorwegzunehmen. Da nämlich verlässt man die Straße und darf nun bergsteigen auf einem Bergsteig, auf einem Weg, der seinen eigenen Charakter hat, der sich im Frühjahr anders geht als im Herbst, den man hundertmal beschreiten kann und dabei immer wieder neu entdeckt:

Man steigt über generationenalters Wurzelwerk, hält sich fest an ausgewaschenen Schrofen, achtet darauf, an harten Firnresten nicht auszugleiten, und hat dabei doch die Muße, die Natur ganz besonders intensiv zu erleben: Wie Wind und Wetter die Bäume geformt haben, wie Stämme sich umarmen, wie absterbendes Holz eine eigene Schönheit entwickelt hat, wie im Gestein Figuren und Gesichter verborgen scheinen. Man möchte sich die Taschen vollstopfen mit kleinen und kleinsten Fundstücken, mit besonders geformten Steinen, mit einer winzigen Astgabel, die vielleicht schon Jahre hier gelegen hat, mit Erinnerungen an den Weg, der zum markanten Gipfel des eigentlich kleinen Leonhardstein führt. Der Gipfel freilich spielt, bei allem reizvollen Ausblick, den er bietet, doch kaum eine Rolle – das Großartige ist dieses Stückchen Weg von der elenden Straße hinauf bis zum Kreuz.

**Hin und weg:  
Die spektakuläre Lage der Tegernseer Hütte zwischen Ross- und Buchstein**

Ross- und Buchstein bilden ein markantes Gipfelpaar: Beide Aufschwünge sind felsig, teils steil und plattig, bei ihrer geringen Höhe natürlich immer auch gras- und latschendurchsetzt. Ross- und Buchstein fehlen in keinem Buch über die Bayerischen Voralpen, sie zieren Postkarten und Kalender, das aber liegt vor allem daran, dass der Mensch, sprich: der Alpenverein, hier gestalterisch eingegriffen hat und genau in die

enge und schmale Scharte zwischen den beiden schroffen Gipfeln die Tegernseer Hütte hineingebaut hat.

Wie erzählte doch einmal der schweizerische Stararchitekt Mario Botto: Ein Taleinschnitt, Bergflanken von links und von rechts, das sei nichts, interessiere ihn kein bisschen. Erst die Brücke, Zeichen des Menschen, Symbol für die Zivilisation, mache die Sache für ihn interessant...

Jedenfalls ist dieses Ensemble aus Berg-Hütte-Berg ein Schaustück voralpiner Kühnheit. Und obwohl die Tegernseer Hütte in nur mal 1650 Metern Höhe erbaut ist, fühlt man sich ob ihrer exponierten Lage in viel, viel höhere (Berg)Welten versetzt. Dabei führen ganz unproblematische Wanderwege hinauf, in vielen Kehren durch reichlich Wald, schließlich mit Drahtseilen gesichert zur Terrasse vor dem Selbstbedienungshaus. Egal, wie viele Bilder man schon gesehen hat von diesem Flecken, egal, wie oft man schon heraufgestiegen ist, es ist und bleibt ein großartiger und außergewöhnlicher Ort, immer wieder faszinierend, zu jeder Jahreszeit, zu jeder Tageszeit. Dreimal im Jahr müsste man sich eigentlich Zeit nehmen dafür. Mindestens.



Die Tegernseer Hütte, spektakulär gelegen in der engen Scharte zwischen Rossstein und Buchstein (im Bild).  
Foto: Thomas Rettstatt

Das erste Mal kam ich im frühen Mai. Zurückgekehrt aus dem Kletterurlaub im griechischen Metéora, fit jetzt und gierig nach mehr Fels und noch mehr Klettern, führte der Weg in die Voralpen, führte der Weg zur Rosssteinadel, die dem Rossstein südlich vorgelagert ist. Aber der Weg war noch kein Weg, war elendige Stapferei durch immer

wieder knietiefen Schnee, und auch die Temperaturen mussten jeden Vergleich mit Thessalien scheuen – der Himmel war grau, der Wind war kalt, und nur der Umstand, dass wir uns jetzt schon zweieinhalb Stunden herauf geplagt hatten, war uns Motivation, den kalten Fels überhaupt anzufassen. Dem Klettern fehlte dann auch jegliche sportliche Note, jegliche Anmutung von Eleganz – aber raufkommen auf die Nadel und dort oben sitzen, allein in einer ziemlich einsamen Spätwinterlandschaft, wo das Weiß sich noch beharrlich hielt und nur dem Süden prall zugewandte Flächen Ocker und Braun zutage treten ließen, das war ein unwiederholbares Erlebnis.

Ein anderes Erlebnis ist, zwanzig Jahre später mit der Tochter am Seil in den »Sonnenplatten« herum zu turnen. Von geradlinig nach oben ziehenden Erosionsrillen strukturiert, bietet die Südseite des Rosssteins wunderbaren Fels in den unteren Schwierigkeitsgraden. Zwei Seillängen im



Die »Sonnenplatten« in der Westwand des Rosssteins bieten Genussklettern in steilen Erosionsrillen.  
Foto: A. Strauss

IV. Grad, scharfe Griffe und Risse, in denen die Kletterschuhe ganz von selbst Halt finden. Und dann oben sitzen am Gipfel, rundherum schauen, die anderen Berge beschreiben und aufzählen, wissend, auch diese Momente sind nicht beliebig wiederholbar.

»Gehen wir zur Hütte, was trinken«, sagte ich, bevor ich anfang, sentimental zu werden. »Schau, wie toll die da zwischen den Felsen liegt«.

So etwas erlebt man im Spätsommer, wenn die Sonnenplatten zwar von der Sonne beschienen sind, die Sonne aber nicht mehr ganz soviel Kraft besitzt, dass sie einen gleich grillen würde am Fels wie eine Bratwurst auf dem Rost.

Doch man sollte den Ross- und den Buchstein noch zu einer anderen Zeit erleben, spät im Herbst, an einem jener Tage, die den entscheidenden Wintereinbruch irgendwie schon ankündigen und die jedem Bergsteiger das Gefühl geben, er habe noch ein par Stunden Aufschub bekommen, so eine Art Gnadenfrist, und dass er gut daran tue, nun jeden Augenblick aufzusaugen mit allen Sinnen (für mich hat der heranziehende Winter etwas ähnlich Bedrohliches wie der Einbruch der Nacht: Immer fürchte ich auch, dass es nun für immer Nacht bleiben könnte oder für immer Winter).

An so einem Tagen stiegen mein Freund Doni und ich seilfrei von Graspolster zu Graspolster durch die Südwand des Buchsteins, saßen allein unterm Himmel, diskutierten mit den Bergdohlen, stiegen den wegen seiner Speckigkeit mit Vorsicht zu genießenden Normalweg zur schon winterfest verschlossenen Hütte ab, saßen lange davor, die Krägen der Faserpelzjacken hoch gezogen, saßen an die Holzwand des Hauses gedrückt und atmeten noch einmal das vergehende Jahr und rochen im Wind, der um die Felsklapfen strich und der immer wieder böig auch durch die Scharte piff, schon den Schnee. So zögerten wir den Abstieg hinaus und hinaus, und als wir uns dann auf den Weg machten, lag die Natur in völliger Stille, niemand schien mehr auf



Saftige Wiesen, darüber schrofige und schroffe Felsen:  
Wanderlandschaft und Kletterdorado an Ross- und Buchstein.  
Foto: A. Strauss

der Welt als nur wir, und unter einem grau-violetten Himmel leuchtete im Süden das Karwendel, eine breit hingestreckte Kette aus Fels, mit vielen Gipfeln, die wir kannten, die wir bestiegen hatten und die sich nun rüsteten für den Winterschlaf.

Es gibt die Einsamkeit in diesen kleinen Bergen nah dem Tegernsee. Es gibt sie und sie ist hier besonders intensiv.

#### Ein gutes Stück Weg:

#### Vom Wallberg zum Risserkogel und vielleicht sogar auf den Plankenstein

Über diese Gebirgsgruppe, die sich am südlichen Ende des Tegernsees erhebt, könnte man ein ganzes Buch schreiben. Da müsste dann von der Seilbahn erzählt werden, die hinaufführt bis knapp unter den Wallberggipfel. Die Geschichte des kleinen Wallbergkircherls wäre zu schildern. Von lebensgefährlichen Skiabfahrten müsste gesprochen werden und auch davon, dass am Wallberg immer wieder Skifahrer zu Tode gekommen sind. Von Autorennen auf der Wallbergstraße wäre zu berichten und davon, dass Wallberg, Setzberg, Risserkogel und Plankenstein überaus stark frequentierte Ziele für den Ausflug in die Bayerischen Voralpen sind.

Weil all dies aber den Rahmen dieses Jahrbuch-Essays sprengen würde, kommt von alledem nichts (die und der Interes-

sierte, der sich aufgrund dieses Schwerpunktthemas geneigt fühlt, aufzubrechen in die dargestellte Bergregion, wird wohl letztlich dafür dankbar sein, Vieles noch selbst entdecken zu dürfen...). Stattdessen nur ein paar kurze, persönlich gehaltene Notizen vom Gehen und vom Sehen.

Vom Gehen, wenn man aus der Gondelbahn aussteigt und dann den Wegweisern folgend unterm Setzberg durchquert und hier immer und immer und zu jeder Jahreszeit im Morast versinkt – da muss man durch. Und man sollte sich nicht abhalten lassen. Dahinter nämlich beginnt der schöne Weg: Ein Waldlehrpfad entlang eines hufeisenförmigen, langsam ansteigenden Höhenzuges. Und auf diesem Waldlehrpfad lässt sich viel sehen: Intime Einblicke in die Natur, herrliche Ausblicke in die umliegende Bergwelt.

Dann der Risserkogel: Mit 1826 Metern Höhe ist er einer der Großen im weiten Voralpenrund, Panoramablick inbegriffen. Aber es sind gar nicht die Berge am Horizont, die den Blick auf sich ziehen. Es ist, gleich gegenüber, zum Greifen nah und gleichsam mit einem Katzensprung zu erreichen, das eindrucksvolle Felsriff des Plankensteins: Eine plattige, kompakte Südwand, der man auch als Laie ansieht, dass hier das Klettern anspruchsvoll ist. Der Plankenstein gilt als einer der beliebtesten

Kletterberge in den Bayerischen Voralpen. Wer sich den II. Schwierigkeitsgrad traut, kommt rauf und runter. Man kann aber auch richtig »einsteigen«: Von III bis X ist alles geboten.

Aber auch wer nicht klettern will, sollte hinunterwandern zum Sockel des Felsberges, dorthin, wo die Plankensteinnadel und mehrere Schichtplatten wie abgesprengt vom Hauptmassiv erscheinen: Es ist eine eindrucksvolle Felsszenerie, der man gefahrlos und ohne Schwierigkeiten ganz nah kommen kann.



Viele Quellen, viel Wasser, viele Feuchtgebiete sind typisch für die Bayerischen Voralpen. Ein Paradies für die Sumpfdotterblume.  
Foto: A. Strauss

Man setzt sich hin, legt den Kopf in den Nacken und staunt über die Kräfte, mit der die Natur ein solches Gebilde aus nacktem Fels erschaffen konnte. Irgendwo klimpert das Leichtmetallzeug der Kletterer. Aus irgendeiner Route hört man die Kommandos einer Seilschaft. Am Aufstieg zum Risserkogel stört ein Trottel jodelnd die

Stimmung. Eine Bergdohle fliegt heran, lässt sich hüpfend in unmittelbarer Nähe nieder, nickt und sagt: »egal«.

#### Ein Spazierweg: Neureuth und Schweinebraten

Zur Neureuth nur soviel: Sie ist kein Berg, nur eine Almwiese mit Wirtshaus. Aber schon der Alpenwanderer Heinrich



Kurze Wanderung, genussvolle Rast, großer Ausblick. Der Hirschberg von der Neureuth aus gesehen.  
Foto: Eugen E. Hüsler

Noë schrieb in seinem 1865 erschienenen »Bairischen Seebuch« über diesen Flecken: »Noch schönere und immer schönere Fernblicke über Wasser und Gebirge erreichst du, je höher du die Matten der Hügel hinansteigst, am schönsten vielleicht in der Gegend des Westerhofes und der Neureuth.«

Hier, auf 1263 Metern Höhe, liegt – in bester Lage – der Gasthof Neureuth. Es ist ein beschaulicher Bergspaziergang bis hier herauf, ohne viele Mühen aber mit vielen wunderbaren Ausblicken. Und bei der Neureuth kann man dann stundenlang sitzen und nur schauen und Ausblick und Schweinebraten genießen (ich gehe im übrigen fest davon aus, dass ich gegen Vorlage einer Kopie dieses Aufsatzes auf der Neureuth noch lange meine Mahlzeiten gratis bekomme, oder?!).

#### Ein Wildererweg: Gindelalmschneid, Baumgartenschneid und ein Skelett unterm Riederstein

Man kann aber auch weiter wandern von der Neureuth, zu den Gindelalmen, zur Gindelalmschneid, dann, nach einem Zwischenabstieg, hinauf zur Baumgartenschneid. Bemerkenswert ist das Riedersteinkircherl, auf halbem Weg zwischen Baumgartenschneid und Rottach-Egern: Auf einer schmalen Felsspitze gebaut, ist es Wallfahrtsort und Aussichtsplatz. Bereits

1841 war dort eine Kapelle errichtet worden, gerade groß genug für zwei bis drei Personen. Die Kapelle, die noch heute besteht, stammt aus dem Jahr 1864.

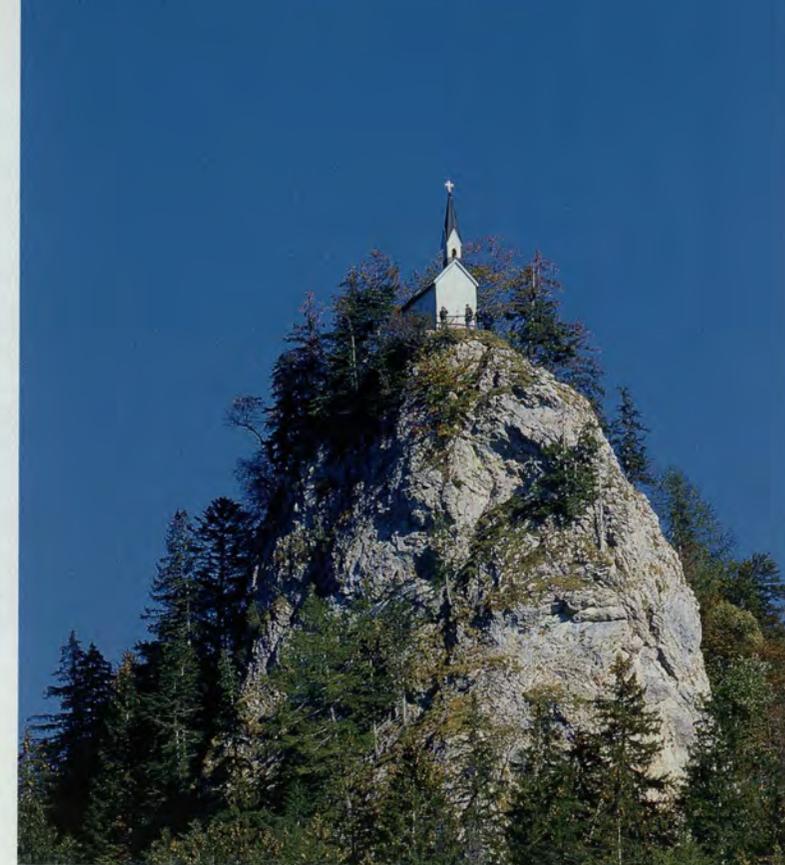
Zwischen dem Gasthof Galaun und dem Kircherl wurden 1898 die 14 Kreuzwegstationen angebracht. Doch wer ihnen folgt, wird auf diesem Weg nicht nur mit dem Leiden Christi konfrontiert – auch ein ganz profanes Menschenschicksal ist hier zu bedenken: Im Mai 1897 wurde unweit der so genannten Lourdesgrotte das Skelett des seit 1861 vermissten Wildschützen Leonhard Pöttinger gefunden. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit, um es im Stil von »Aktenzeichen xy« zu formulieren, war der Wilderer einem Mordanschlag zum Opfer gefallen. Der zweifelsfreie Nachweis, dass es sich bei den Überresten um die des Wilderers handeln musste, wurde mittels dessen Hutes erbracht, wie eine handschriftliche Notiz überliefert: »Auch mein Vater glaubte sicher, dass es kein anderer sein könnte. Herrle setzte dem Schädel den steifen Hut auf und erkannte wie auch mein Vater sel. in demselben den Leonhard.«

Auch das klingt nach einer Geschichte, die Vorbild sein konnte für Ludwig Thomas Bauern- und Wilderergeschichten. In der Tat hatte sich der bayerische Volksschriftsteller niedergelassen in Rottach-Egern, hatte 1908 sein Haus »Tuften« dorthin gebaut, wo der Weg zum Riederstein beginnt.

Aber ich wollte eigentlich ja vermeiden, ins gar so leichte Schwelgen über unsere Altvorderen zu verfallen – und ich werde mir weiterhin Mühe geben, bitte jedoch um Nachsicht beim einen und anderen Verstoß gegen diesen Vorsatz. Es ist nicht leicht.

#### Ein Herbstweg: Über die Blauberge

Der Blaubergkamm zwischen Halerspitze und Schildenstein ist alles in allem eine lange Bergwanderung mit Ausgangspunkt Wildbad Kreuth. Früher mal ein Geheimtipp, aber weil jeder, der von diesem Geheimtipp gehört und dem Weg gefolgt war, anschließend im Bekanntenkreis da-



Kühn auf den schmalen Felsen gebaut: Das Riedersteinkircherl, zu dem man hinauf wallfahrtet von Tegernsee oder Rottach-Egern.  
Foto: Horst Heller

von geschwärmt hat, ist auch dieser hier längst nicht mehr geheim. Aber: wer an einem späten Herbsttag kommt, wird von der Stille begeistert sein. Wer auf den blauen Himmel verzichten kann und sich freut an den Grautönen, die von Wolkengebilden gemalt werden, ist dann besonders gut dran: wenn man spürt, dass der Winter bald hereinbrechen wird und gleichsam Augenzeuge ist bei einem ballettartigen Ringkampf der Jahreszeiten.

Dann hat man Muße, beim Gehen am Höhenweg, der sich genau am bayerisch-tirolerischen Grenzverlauf entlangzieht, nachzudenken über dies und das. Wie man eigentlich selbst angefangen hat, in die Berge zu gehen. Was einem den Anreiz vermittelt und erste Wege aufgezeigt hat.

Mir fällt immer wieder der oft geschmähte Walter Pause ein. Er war der Urvater der Tourenausswahlbücher, hat viele Geheimtipps vermarktet, immer unter dem Motto »100 schöne...Bergtouren in den Alpen...klassische Gipfeltouren in den Alpen...Skiabfahrten...usw.« Und er war der Verfasser eines absoluten Klassikers, der »Münchner Hausberge« (nur 84 Touren-

tipp!), und in eben diesem Sammelband ist den Bayerischen Voralpen und dabei wiederum den Tegernseer und Schlierseer Bergen besonders viel Platz eingeräumt.

Ich gebe ja zu, die Unzahl von Tourenvorschlagsbüchern in unseren Tagen immer verflucht zu haben. Ihre Reduzierung aufs rein Faktische – sicher oft auch schon aus dem Umstand sprachlicher Unfähigkeit ihrer Verfasser heraus. Habe immer gewettert darüber, dass die Menschen verblöden mit diesem Zeug, nicht mehr denken müssten, nur mehr konsumieren – und dass dies zu deren Nachteil wäre und für die Gebirge auch nicht gut.

Aber es kann einer sagen was er will: Da hatte Pause Stil. Mir ist es bis heute jedesmal eine Freude, in seinen »Münchner Hausbergen« zu blättern: zu jeder Tour ein Schwarzweißbild, das höchst informativ und Anreiz schaffend gleichermaßen ist. Daneben eine anekdotenhafte Schilderung der Tour – natürlich auf eine Art humorvoll, die heute altmodisch anmutet (Pauses Buch erschien erstmals 1966, um dann viele Auflagen zu erfahren), und dazu noch ein kurzer Sachtext samt Skizze, die alles Notwendige an die Hand gibt.

Ja, Kartenlesen hat man schon können müssen beim Pause, um den richtigen Weg zur 1862 Meter hohen Halerspitze zu finden. Und es war auch nicht damit getan, ein Buch im Miniaturformat sich in die Hosentasche zu stecken und gleichsam am A... mit sich zu tragen.

Pauses Tourentipps hat man im Herzen getragen, um diesen pathetischen Ausdruck zu gebrauchen! Ich meine ihn genauso und völlig unironisch!

Warum? Ein kurzer Text, in dem er den Aufstieg durch die Wolfsschlucht am Blaubergkamm beschreibt, erklärt das am allerbesten:

»...hier, am Talschluss, 40 Minuten hinter ›Sieben Hütten‹, windet sich ein grüner schmaler Sporn steil hinauf in die Wand und trägt, nicht zu fassen, einen winzigen

Weg, ein Steiglein mit viel Zickzack und Felstrepptchen und Drahtseilen. Links schwarze Schlucht, rechts schwarze Schlucht, geht es in großer Spannung empor, dann wird der Sporn breiter, Ahorne beschatten uns, Buchenstämme stehen silbergrau über winzigen Lichtungen mit Frauenschuh und Türkenbund...«

Das liest sich so spannend und intensiv wie bei Karl May. Nur dass der phantasiert hat, nie dort gewesen ist, worüber er schrieb. Bei Pause aber weiß man: Er hat jeden Meter gekannt, von dem er berichtet hat. Er ist die Touren nicht »abgegangen«, eine nach der anderen, sondern er hat sie mit allen Sinnen erlebt, und auch so wiedergegeben.

Am Blaubergkamm, der sich südlich des Tegernsees geografisch querstellt und das hier vorzustellende Berggebiet nach Tirol hin begrenzt, bietet sich in einem langen, stillen Unterwegssein, am besten im Herbst, die Möglichkeit, das Gebirge und die Natur auch wieder »mit dem Herzen zu sehen«.

#### Ein hoch-politischer Weg:

##### Die Sozis auf der Bodenschneid

Weil man beim Weg zu den Blaubergen fast unvermeidlich an Wildbad Kreuth vorbeikommt, wo die CSU alljährlich in Klausur geht und dann immer verlautbart, dass die SPD ganz schlimm sei, aber auch die CDU nicht viel besser, und nur die CSU wisse, wie alles gemacht gehöre im Lande, weil man also die Politik auch hier, am Fuß wildromantischer Berge streifen und die Bayerische Staatspartei erwähnen musste, sollte nun, allein schon wegen der political correctness, zu gut Deutsch: wegen der Ausgewogenheit, auch die SPD nicht übergangen sein.

1902 fand in München ein Parteitag der Sozialdemokraten statt. Mit dabei: August Bebel, Rosa Luxemburg, Clara Zetkin.

Neben der politischen Arbeit gab es ein vielseitiges Kulturprogramm, das am 21. September 1902 in einer Wanderung zum Bodenschneidhaus im Sinn des Wortes »gipfelte« und seinen Abschluss fand.



Abseits der Haupterschließungen, abseits der Moderouten, findet sich Stille, Einsamkeit und viel ursprüngliche Natur. Prachtexemplar eines Frauenschuhs.  
Foto: A. Strauss



Auch im Winter ein Ziel: Im Bereich der Tegernseer und Schlierseer Berge gibt es reichlich Tourenmöglichkeiten wie hier am Schildenstein.  
Foto: A. Strauss

Diese Berghütte des Deutschen Alpenvereins liegt auf 1365 Metern Höhe und wird in gemütlichen eineinhalb Stunden von Fischhausen-Neuhaus am Schliersee erreicht. Zum Gipfel der 1668 Meter hohen Bodenschneid ist es noch eine Stunde weiter – auch das eine lohnende und kurzweilige Bergwanderung.

Besonders beliebt ist diese Wanderung bei den Liebhabern bayerischer Mythen: Hier, auf einem weglosen Höhenzug zwischen Rainerkopf, Rinerspitz und Bodenschneid, ist der Wildschütz Georg Jennerwein am 6. November 1877 von einem Jäger erschossen worden (eine Gedenktafel erinnert dort oben daran).

Man hat den Jennerwein zum bayerischen Volkshelden erklärt, und das, obwohl oder eben gerade weil er sich mit seiner illegalen Jägerei aufgelehnt hat gegen die Obrigkeit. Man hat ihn in Moritaten besungen – »Es war ein Schütz' in seinen besten Jahahren, der wurde weggeputzt, von dieser Erd...« – und man treibt manchen Kult um die Grabstätte in Schliersee.

Es war aber bestimmt nicht der Jennerwein, der die Altvorderen der Sozialdemokraten nach Schliersee gelockt hat – eher gilt das schon für die heutige Zeit, da sich alle Jahre im September die Sozis um den Bundestagsabgeordneten Klaus Barthel zur Bodenschneidwanderung treffen. Angeblich, um eine gesellige Tour zu unterneh-

men. Angeblich, um der großen Parteigeschichte zu gedenken. In Wirklichkeit aber – das ist meine Meinung – fühlen sie sich besonders wohl in der »Nähe« des Wildschützen Jennerwein – der sich bekanntlich ja auch aufgelehnt hat gegen den vermeintlich unveränderbaren Status Quo im Bayernland, das von den Gipfeln am aller schönsten ist...

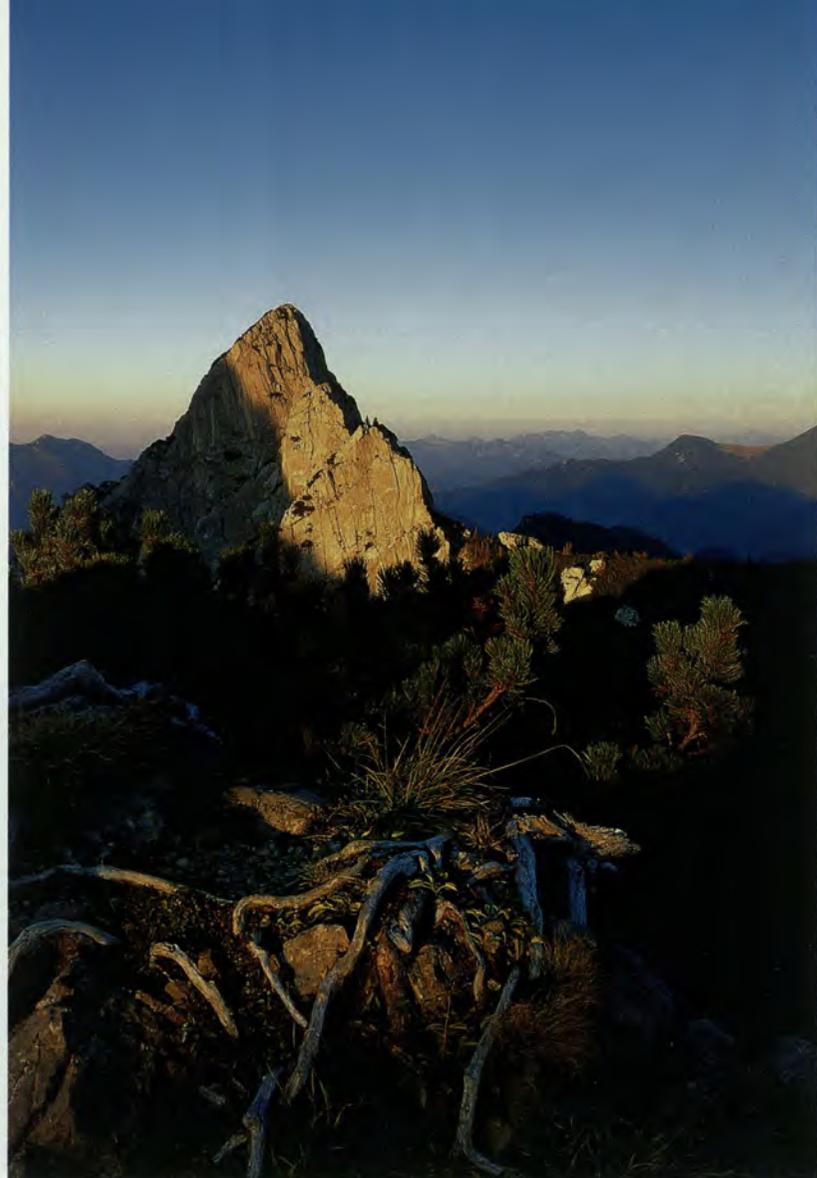
#### Ein Kletterweg:

##### Hans Dülfer an den Ruchenköpfen

Die Rotwand und die Ruchenköpfe sind ein ziemlich gegensätzliches Geschwisterpaar. Die Rotwand ist der voralpine Berg Kailash der Wandererzunft, die Ruchenköpfe hingegen sind ein felsiges Riff mit zahlreichen Anstiegen in den Schwierigkeitsgraden II bis unendlich.

Die Hauptschwierigkeiten liegen allerdings bei beiden Bergen im verkehrstechnischen Bereich: An einem Wochenende geht es im Stop-and-go-Rhythmus von Schliersee hinauf zum Spitzingsee, und wer es über Bayerischzell versucht, ist nicht unbedingt besser dran.

Sollte man dann am Spitzingsee einen Parkplatz gefunden haben, lässt sich mit der Taubensteinbahn der Zustieg verkürzen, so dass also auch weniger ausdauernde und weniger kenntnisreiche Voralpinisten den Weg zu Hütte und Gipfeln einschlagen. Unweit der Bergstation der Taubensteinbahn



Die Ruchenköpfe im Abendlicht. Das Felsmassiv gilt als das bedeutendste Kletterziel im hier beschriebenen Tourengebiet.  
Foto: A. Strauss

erwartet eine urgemütliche AV-Hütte die vom Anreisen her Durstigen, und eine Wegstunde weiter thront dann das Rotwandhaus in außergewöhnlich schöner und außergewöhnlich aussichtsreicher Lage. Bei soviel Infrastruktur braucht es einen nicht zu wundern, dass wahre Pilgerscharen zur Rotwand ziehen.

Schon ein gewisser Hans Dülfer war mehrfach dort oben, allerdings zu einer Zeit, als es in den Bergen noch stiller war: Da ist man noch von Fischhausen-Neuhaus, an der Südspitze des Schliersee gelegen, durchs Josefstal hinauf gestiegen zum Spitzingsattel, weiter auf schmalen Pfaden zum Taubenstein und weiter zum Rotwandhaus, wo man als Kletterer freilich nicht lange blieb, denn man wusste ja, dass eine halbe

Stunde weiter bester Fels aufs kraftvolle Zupacken wartete: Galten den britischen Alpeneroberern zur Goldenen Zeit des Alpinismus die Berge als »Playground of Europe« (Leslie Stephen), so waren die Ruchenköpfe schon vor mehr als hundert Jahren ein alpinistischer Abenteuerspielplatz für die Bergsteiger aus München und aus der näheren Umgebung.

Dieser Hans Dülfer war nicht irgendwer: Er war ein Klettergenie. Ein junger Mann, der innerhalb weniger Jahre, genauer gesagt: in der Zeit von 1911 bis 1914, die Felsklettere revolutionierte. Man braucht nur einige seiner Erstbegehungen aufzuzählen, und selbst der Bergwanderer bekommt eine zumindest ferne Ahnung von der Kühnheit und dem Wagemut dieses legendären Felsakrobaten: Fleischbank-Ostwand, Fleischbank-Dülferriss, Kleine Halt-Nordwestwand, Totenkirchl-Westwand (alle im Wilden Kaiser), Rosengartenspitze-Westwand, Große-Zinne-Westwand (Dolomiten). Und: An den Ruchenköpfen den später nach ihm benannten Dülferriss. Laut den Angaben im »Kletterführer Bayerische Voralpen« hat Dülfer diese Route im Jahr 1910 zusammen mit Willi von Redwitz erstbegangen – eine kleine, nette, nicht übermäßig schwierige Kletterei, zwei kurze Seillängen lang – und bis heute ein Muss für alle, die zu den Ruchenköpfen kommen.

Dass heute jede Felsplatte erschlossen ist, jeder Quadratmeter mit Bohrhaken versehen ist, dass es an den Ruchenköpfen längst den 8. Schwierigkeitsgrad gibt – egal! Drei Kletterrouten in der Südwestwand dieses kleinen Felsklapfs sollte man jedesmal wieder angehen: Den »Münchner Riss« (III), weil er Spaß macht. Die »Neue Südwestwand« (IV-) – weil sie Spaß macht. Und den »Dülferriss« (IV), weil er nicht nur Spaß macht, sondern zugleich auch erinnert an diesen Hans Dülfer, der hier 18jährig geklettert ist, dann Alpingeschichte geschrieben hat und schon fünf Jahre später im Ersten Weltkrieg gestorben ist.



### Ein Schienenweg: Auf den Wendelstein? Oder nicht?

Man muss so etwas mögen – oder eben nicht. Man kann mit der Zahnradbahn von Brannenburg auf den Wendelstein fahren – oder man bleibt einfach unten und lässt diesen Berg Berg sein. Man kann kurz unterm Gipfel aus der Bahn steigen und sich freuen am Nah- und am Fernblick, am Bergpanorama und an der weiten Sicht hinaus ins flache Land. Man kann aber auch sagen, dass man lieber seine Ruhe haben möchte und nichts zu tun haben will mit dem Publikumsansturm am Wendelstein, dem »bayerischen Rigi«, der seit 1912 mit einer Zahnradbahn und seit 1979 auch noch mit einer Gondelbahn erreicht werden kann.

Klar, es gäbe Wege genug auf den 1720 Meter hohen Wendelstein. Aber wie das halt immer so ist, wenn ein Berg technisch



erschlossen wurde, geht damit auch der alpinistische Reiz verloren. Wir brauchen nur an die Zugspitze zu denken: Da begeistert man sich an der Höllentalklamm, begeht die berühmten Klettersteigstellen »Leiterl« und »Brett«, überquert den kleinen Gletscher, steigt dann, exponiert und aussichtsreich, noch über hunderte von Höhenmetern bergan, um plötzlich mittendrin zu stehen im Gewimmel der Ausflügler und all der Zweckbauten, die speziell für diese Spezies von Bergfreunden errichtet worden ist: Bergstation, Selbstbedienungsrestaurant, Kioske etc.

Es ist natürlich auch den weniger geländegängigen Menschen durchaus zu gönnen, dass sie sowohl von Deutschlands höchster Spitze als auch vom Wendelstein die jeweils grandiosen Ausblicke genießen dürfen. Aber wer von den Bergen wirklich eine Ahnung hat (und halbwegs gut zu Fuß ist...), der sucht sich eine etwas stillere und etwas einsamere Umgebung (oder steigt auf den Wendelstein an einem Werktag anfang November, da müsste es eigentlich gehen). Schließlich sind wir Bergsteiger allesamt Menschen, die sich gerne einbilden, etwas ganz Außergewöhnliches zu tun, gar die Ersten zu sein, die dieses Außergewöhnliche tun. Wir wären immer und überall sehr gerne die allerersten, so wie damals, 1780, Lorenz von Westenrieder, der in Begleitung zweier Brannenburgers zum Gipfel stieg und als Erster darüber schrieb:

»Die beinahe senkrechte Wand war so steil und der Abgrund so fürchterlich, dass ich entsetzt die Augen wegwenden musste. Schweigend stiegen wir hinan und standen oft ermattet und schwer atmend still. Einer unserer Begleiter konnte plötzlich vor Schwindel nicht mehr weiter.«

An der Südseite der Ruchenköpfe gibt es reichlich Kletterrouten, von II bis unendlich. Super Fels und zumeist optimale Sicherung.  
Foto: A. Strauss

Aber schon der »Normalweg« auf die Ruchenköpfe erfordert Klettergeschick und keine Angst vor Höhe und Ausgesetztheit.  
Foto: A. Strauss

Und dann der Gipfel:

»Herrlich, herrlich und groß ist die Welt und groß ist ihr Schöpfer, Gott. Wie tief ist unter mir, was vor einigen Stunden so hoch über mir war! Es ist rund umher heilig! Ich bin hier im Reich der Ruhe, und höre das Stillschweigen!«

Ja, so war's. Ruhe. Stillschweigen. Damals.

**Irgendwann will man weg:**

**Auf dem Brünstein vom Wilder Kaiser träumen**

Weil man von den kleinen Bergen immer, zumindest fast immer, zu den größeren Bergen hinüber- und hinaufschauen kann, und weil auf den kleinen Bergen bei den meisten Menschen die Sehnsucht nach den größeren Bergen aufkeimt, soll dieses Sammelurium von Gipfeln, Wegen, Eindrücken, Erinnerungen zur Vorstellung der Tegernseer und der Schlierseer Bergwelt mit dem Brünstein abgeschlossen werden, der wie kein anderer in dieser Runde dazu angeht, Ausblick ins Große zu bieten und Hoffnung auf neues Erleben zu schüren.

Der Brünstein gehört wie schon der Wendelstein gar nicht mehr so richtig zu den Tegernseern und Schlierseern. Ist so ein Brocken ganz weit im Südosten, dem Inntal nahe, Kufstein gar nicht mehr fern. Aber, um ihn nicht so allein da drüben stehen zu lassen, soll er hier mit aufgenommen sein,

allen Geographen und Heimatforschern und alpenvereinsorganisierten Schubladendenkern und Schubladenzuweisern zum Trotz.

Wer am Brünstein steht, der denkt nicht an den Tegernsee, auch nicht an den Schliersee. Dort oben vergisst man auch schon das Voralpine, obwohl man immer noch umrahmt ist von Bergen, die kaum 1800 Meter Höhe erreichen. Auch ist einem ziemlich egal, dass dieser Berg gleich von zwei Autobahnen eingefasst ist – man hat nur Augen für die grandiose Silhouette des Kaisergebirges. Und dieses Gebirge mit seinem Zackenrand, seinen Türmen und Pfeilern, seinen Wänden und Schluchten, ist ganz nah und sehr verlockend. Und wer einen ganzen Sommer lang damit zugebracht hat, die schönsten Berge im Voralpenland zu besuchen, den Fockenstein und die Kampen mit dem Mountainbike, Ruchenköpfe und Plankenstein mit dem Kletterseil, die Rotwand oder das Seekarkreuz mit den Ski, und wer nun, im Herbst auf dem Brünstein steht, der wird sich im nächsten Jahr in den Kaiser sehnen, ins »richtige« Gebirge, wo es Klettereien gibt, für die man einen langen Tag braucht (z.B. die Plattendirettissima an der Kleinen Halt) und wo es Klettereien gibt, für die man noch Bewunderung ernten kann: Wer am Rossstein eine 8+ geklettert ist, rot Punkt natürlich, der kann sich dran freuen, aber kein Mensch wird ihm dafür auf die Schulter klopfen. Wer aber durch die Totenkirchl-Westwand gestiegen ist und mit verschrammten Händen aus dem Kaisergebirge heimkommt, der kann sich brüsten damit. Wenn er will.

In jedem Fall ist zu konstatieren: Die Berge rund um Tegernsee und Schliersee bieten alles und doch nicht genug. Sie sind idyllisch und genauso sind sie rau und wild. Sie haben schöne Seiten und weniger schöne, wie jedes Gebirge. Es gibt keinen Grund, die Region mehr zu mögen als jede andere. Aber eines steht fest: Man kann sich verlieben in diesen kleinen Teil der Alpen mit seinen kleinen Bergen. Man kann das Verlangen haben, immer wieder zu kom-

men, Neues zum erstenmal und Altes neu zu erleben. Wer eine solche innere Verbindung herstellen kann, der wird dieses Gebirge an jedem Tag, in jeder Jahreszeit und gewiss in jedem Lebensalter anders wahrnehmen und erfahren.

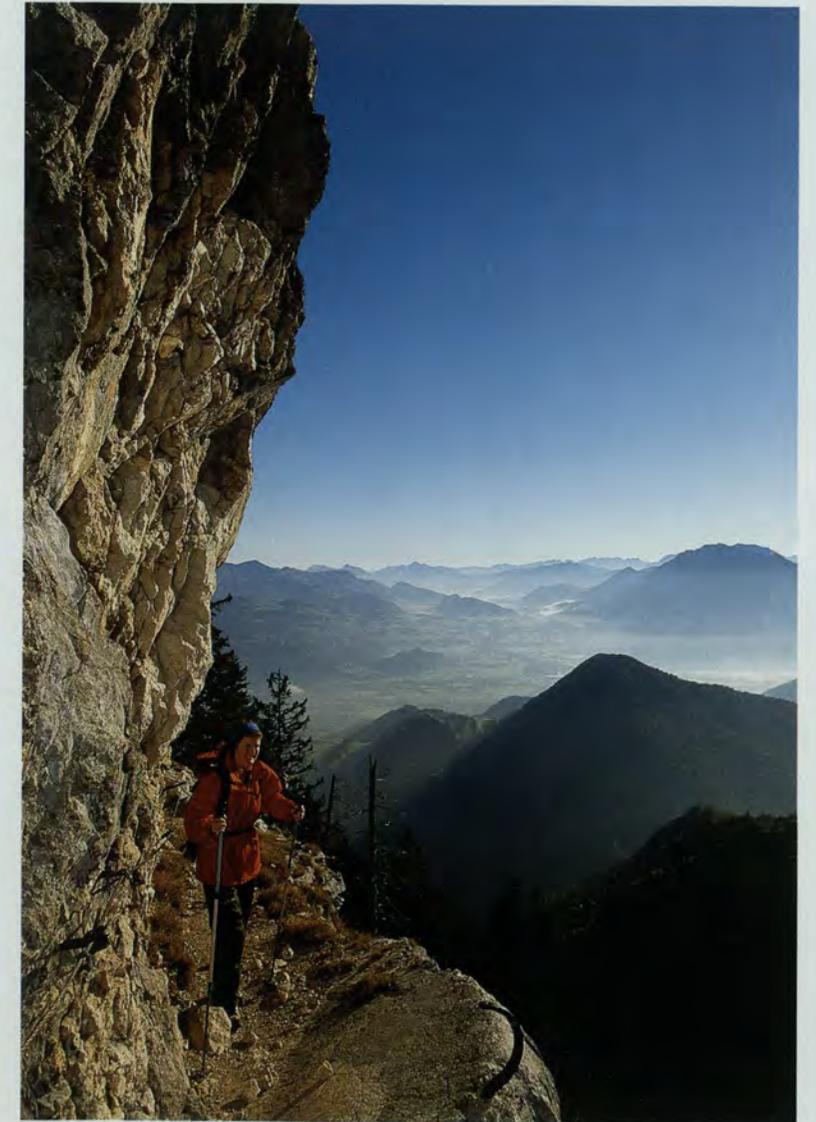
Und noch eines ist gewiss: Man kann, wie der Autor, als Kind die ersten »alpinistischen« Schritte hier unternommen haben, man kann später zum ersten Klettern hierher gekommen sein. Dann hat man die Tegernseer vergessen, ad acta gelegt – »Vorbergerl, Ameisenhäufen, Felsbrocker!« – ist losgezogen in die (Berg)Welt, war am Montblanc und im Wallis, war in den Dolomiten und in Norwegen, war überall und hat geglaubt, die kleinen Berge überwunden zu haben.

Aber dann fängt es wieder an: So ein Ziehen unterm Herzen und so ein Jucken im Hirn. Und dann wird das Gefühl immer stärker: Wieder mal zum Rotwandhaus. Wieder mal durch die Sonnenplatten. Wieder mal am Hirschbach entlang.

Wieder mal gelassen sein im gut Vertrauten.

**So wäre das ein schöner Schluss**

Aber zum Schluss muss noch vom Tal die Rede sein, weil bekanntlich die Berge keine Berge wären ohne die Täler dazwischen, und weil wir, auch das bekanntlich, nur in die Berge gehen, weil wir danach wieder zurückkehren können in die vermeintlich wohlgeordnete Welt. Nach Rottach-Egern zum Beispiel, nach Tegernsee, nach Bad Wiessee, nach Schliersee. Wo uns ebenfalls gut Vertrautes erwartet: Schmuckläden, Boutiquen, Eisdielen, Restaurants, Bistros, Pubs, Trachtenmoden, Bademoden, Schlecker, Sportartikel, Tankstellen, Souvenirs, niveauvollere Souvenirs, Tretbootverleih, Trachtenmoden, Döner Kebab, Bootszubehör, Tourist-Info, Mountainbike-Verleih, Autohändler, Fastfood, Souvenirs, Heimatmuseum, Biergarten, Parkgebühr, Dampfersteg, Souvenirs, Trachtenmoden, Seecafé, handgeschnittenes Holzgeschnittenes, geschliffenes Glas und bemaltes Porzellan,



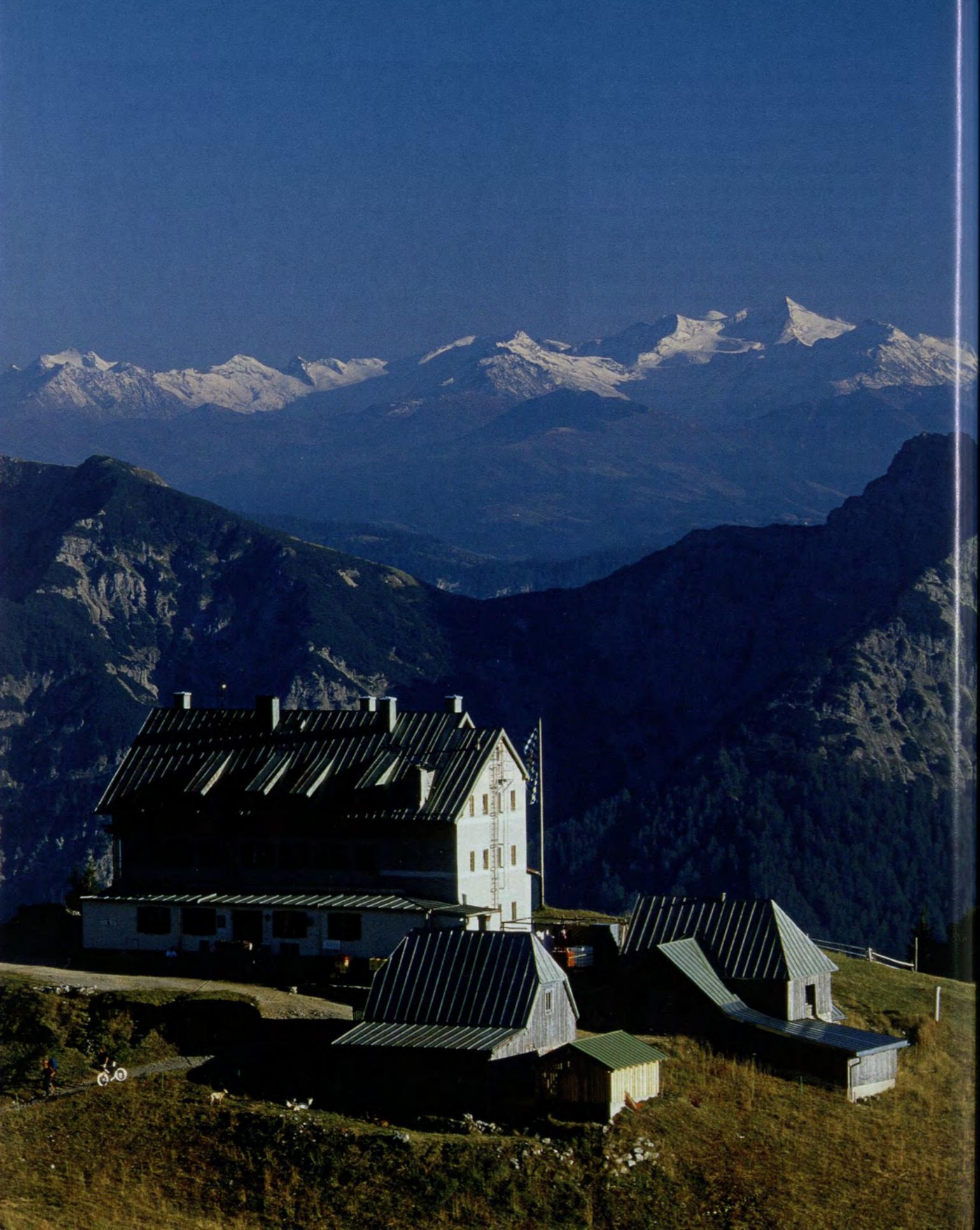
Steckerlfisch, Steckerleis, Golfladen, Schlecker, Souvenirs, Ansichtskarten. Was natürlich nur eine kleine, sehr subjektive Auswahl darstellen kann. Denn 1.) gibt es natürlich auch Bäckereien, Metzgereien, Tengelmann, Edeka, Spar, HL und so weiter und so fort, und 2.) merkt man ja bei genauerem Hinsehen, dass hier wirklich Menschen leben, das ganze Jahr über, nicht nur am Wochenende, und dass es sich nicht nur um eine vom Bayerntourismus geförderte Scheinidylle zur Erbauung der Menschen von näher und von ferner handelt.

Was nichts an meiner Haltung ändern kann: Ich bin lieber in den Bergen rundherum unterwegs. Und ich fahre am liebsten in einem gemütlichen Karussell...

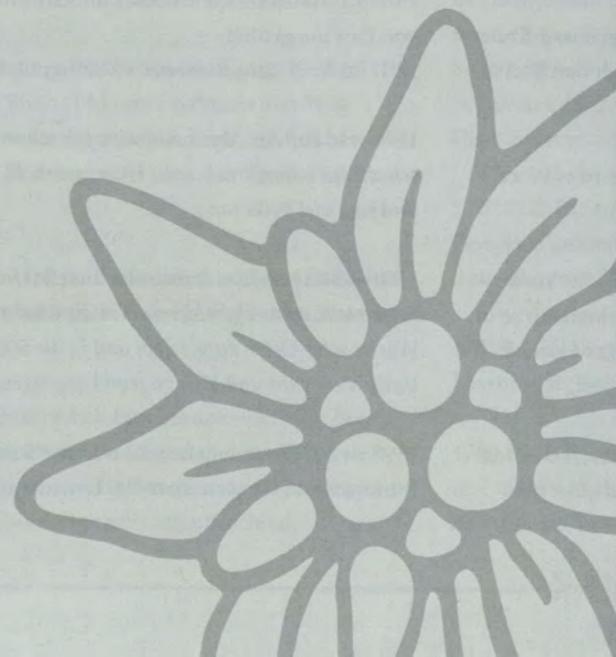
*Ganz im Osten der Brünstein. Der Gipfelanstieg ist ein wenig abenteuerlich. Der Ausblick reicht über das Inntal bis hin zu vielen nahen und fernen Wander- und Kletterzielen.*  
Foto: S. Strauss

*Charakteristisch sind die vielen Hütten und Almen. Hier die Wildfeldalm im Gebiet der Rotwand. Im Hintergrund der Schinder.*  
Foto: A. Strauss





# FORUM ALPENVEREIN



KARL SCHOTT  
HERMANN MAGERER  
REINHOLD MESSNER  
ANDI DICK  
RICHARD GOEDEKE

# 2000 JAHRE LAWINEN-CHRONIK

## DIE GROSSEN LAWINEN-KATASTROPHEN

CHRONIST: KARL SCHOTT

Stand: 02/2002

Die Sammlung erhebt natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Wegen des beschränkten Umfangs wurde der Quellen-Nachweis knapp gehalten, Originaltexte sind *kursiv* gehalten. Berichtigungen oder Ergänzungen nimmt der Autor gerne entgegen. Die Sammlung ist für den Praktiker eine Fundgrube um gewisse Häufungen und Trends von Lawinenabgängen zu erkennen; anhand der Aspekte z.B. die Jahreszeit (Frühwinter, Hochwinter), Örtlichkeit (Walsersiedlungen, fehlender Schutzwald), Lawinenwarnstufe usw.

218 v.Chr. Der römische Geschichtsschreiber Titus Livius (oder Silius Italicus?) berichtet über Hannibals Alpenüberquerung u.a. von mehreren Lawinenabgängen »durch selbsterzeugten Schneebruch« mit zahlreichen Opfern (Silius berichtet von der Hälfte seiner 38.000 Soldaten – Libyern und Spaniern)!

914 Briccius, ein dänischer Söldnerführer, der in Konstantinopel ein Fläschchen mit dem Hl. Blut erhalten hatte, findet auf der Reise über die Hohen Tauern (Mölltal) in die Heimat in einer Lawine den Tod (Entstehung des Namens Heiligenblut!).

1128 Neujahr. Beim Übergang über den Gr. St.Bernhard finden 10 Führer der Begleitung des Bischofs von Lüttich den Tod in einer Lawine.

1456 In Lahn (Ausserfern/Tirol) 22 Lawinen-Tote (das Wort Lahn kommt vom tirolischen *Lahn* für Lawine!)

1459 Nach ungeheueren Schneefällen am 24./25.1. im Vorder- rheintal wurden durch große »kalte«(Staub)-Lawinenstürze in Disentis 16 Personen getötet, in Truns 7 Häuser »mit grundt und gradt und stuben« samt 9 Einwohnern vernichtet.

1478 »Wurden am Gotthard 60 Soldaten von einer unversehens daher rauschenden Schnee-Lauwin überfallen und elendiglich verdrückt«.

1497 In Blons (Gr. Walsertal-Vorarlberg) 10 Lawinen-Tote.

1499/1500 Die eidgenössische Söldnerschar Ludwigs XI. auf dem Zuge gegen Mailand wird am Gr. St.Bernhard von einer gewaltigen Lawine erfaßt – an die 100 Tote. Ihre Feinde unter Kaiser Maximilian kommen beim Abstieg vom Ofenpaß bei Zernez unter eine Riesenlawine. 400 Mann werden begraben, doch aus dem Lockerschnee können sich alle befreien, wenn auch »ein guter Theil zwar nicht ohne Schaden« davonkam.

1518 Eine mächtige Lawine zerstört Leukerbad im Wallis – 61 Tote, bis auf die Kirche zerstört.

1551 In Österreich werden 151 Lawinentote gezählt.

1556 galt in der Überlieferung als Lawinen-Katastrophenjahr; u.a. Lawinen-Unglück an der Kirche von Mittelberg/Kleinwalsertal, 9 Personen im Schnee umgekommen.

1570 2.12. In Mittelberg-Ahorn (Kl.Walsertal) in einer Lawine sechs tote Kirchgänger.

1578 8.1. Riezlern-Kleinwalsertal-Schwendetobel 3 Männer von Lawine getötet.

12.1. Im hint. Berg Riezlern 4 Männer Opfer in einer Lawine.

1594 war auf der Alpensüdseite gar schnee- und lawinenreich: viel schadhliche Schneebrüch...viel Hüser verrückt, viel wurden zerrissen und kam viel Volks um...

1595 4. Mai haben sich bei Martinach (Unterwallis)...etliche Schneelauwen mit gr. Geprassel in die Rhone gestürzt, also daß das Wasser aller Orten aufgeloffen und in die 500 Häuser samt mehrtheils Menschen und Vieh zugrund gegangen.

1598 ist ein Lawinenjahr schlimmster Sorte. Allein aus dem Bündnerland werden über 100 Lawinentote gemeldet.

1613 29.3. Innervillgraten/Osttirol. 3 Personen kommen bei einem Pirschgang in einer Lawine um.

1613 Galtür (Paznaun) 9 Tote.

1622 Galtür (Walsersiedlung!) 9 Tote.

1631 Auf der Biberalp (Kl. Walsertal) 12 Männer und 3 weibl. Personen von einer Lawine überschüttet.

1647 kamen acht Schröckener (Breggenzerwald) bei der Heimkehr vom Kirchgang nach Lech (!) in eine Lawine, vier blieben tot.

1664 Bei Elmen (Lechtal/Tirol) Stablalpe 40 tote Männer beim Heustoßen.

1668 3.1. In St.Antönien. Der 1. schwere Lawinenwinter. Die Lawinen haben Namen: *Matten-L., Bachtelen-L., Küne-L., Ischen-L., Zug-L., Sonneort-L., Aebi-Lawine.* Im ganzen wurden ein Haus, 17 Ställe zerstört, getötet 14 Kühe, 3 Rosse, 38 St. Vieh, 30 Schmalvieh.

1689 Allein im Montafon 102 Lawinen-Opfer. Die Lawinen sind »...so schnell gekommen und haben alles in den Lüften weggerissen...«. In Gaschurn 51 Opfer, 180 konnten gerettet werden. In Österreich 256 Tote, davon 122 in Tirol, 134 in Vorarlberg. Im Prätigau 57 Tote, z.B. in St.Antönien-Aschüöl am 25.1. in der Schwendi-Lawine 13 Tote, 8 Häuser zerstört. In Saas büßten 59 Menschen ihr Leben ein. 3.-5.1. Im Kl. Walsertal 40 Häuser von Lawinen niedergerissen. Im Frühling zerriß im Kl. Walsertal ein unerhörter Schnee 70 Gemächer und stieß das Türmchen der Baader-Kapelle in den Tobel.

1692 (?) Forcellina-Übergang JUF (Walsersiedlung, höchste Gemeinde Europas) nach Bivio. 5 Männer nahmen den Weg durch die »Gripelti«. Lawine begrub alle fünf. Die Leichen einzelner konnten erst im Frühling gefunden werden (aus: Das Hochtal Avers / GR).

**Für das 18. und 19. Jh. wird im Paznauntal von 19, im Lechtal von 25 und Defereggental von 18 Toten berichtet, in Vorarlberg 70 Tote.**

1714 31.3. Hirschegg-Pfusertobel. Lawine schwellte die Breitach. Nach 4 Stunden brach sie durch, nahm die Leidtobelbrücke mit. Das Holz für eine neue Brücke war schon hergerichtet, man brauchte also nicht mehr abzurechnen!

1717 9.12. Kalkstein/Innervillgraten Peter Steidl mit 3 anderen beim *Heubring* tot in der Lawine. Die Überlebenden stiften für das Kirchlein Maria Schnee eine Votivtafel.

1718 Leukerbad: 55 Menschen blieben tot von einer einzigen Lawine. Der Originaltext eines Augenzeugen: »Im Dezember (1717) fiel 10 Tage lang fast unaufhörlich ein leichter, trockener Schnee und wieder 2 - 3 Tage vor Antonii unausgesetzt, in der Nacht vom 16. auf 17. Jänner mit Regen vermischt. So hatte sich eine fürchterliche Masse Schnee angehäuft. Am 17.1. stürzte um 10 Uhr von den »Tischen« eine Lawine, die über Dala bis Noyer ging. Wenig jenseits der Brücke tötete sie 3 junge Männer. Erst spät erfuhr man das Unglück, die Retter konnte aber keinen finden und kehrte gegen 7 Uhr abends klagend und weinend ins Dorf zurück, wo ein noch größeres Unglück wartete. Etwas vor 8 Uhr abends stürzte eine furchtbare Staublawine über das Dorf und zerstörte 2/3 desselben. 52 Personen verloren das Leben. Im Momente der Lawine wollte ein junger, kräftiger Mann im Wirtshauskeller Wein holen. Man fand in daselbst erst 8 Tage später, weil niemand wußte, wo er sei. Der Schnee hatte den Keller eingefüllt, seine Füße waren von Schnee und Kälte so gefroren, daß sie ganz schwarz aussahen. Er lebte noch acht folgende Tage und starb infolge der Erfrierung.«

1719 Leukerbad zählt 55 Lawinentote. Weitere Verschüttungen 1756 und 1767.

1720 war das Dorf Ruäras (Vorderrhein) das Ziel von Lawinen: 60 Gebäude, 100 Menschen, 237 Stück Vieh wurden vernichtet. Im Unterengadin zerstörte am 8. Febr. eine Lawine das halbe Dorf Fetan und tötete 36 Menschen; 32 waren Kinder, die sich zum Singen in einem Haus versammelt hatten. Bei Brig wurden 40 Menschen verschüttet, im Fieschertal 7, am Gr. St.Bernhard 23, in Randa 12 Personen. In Obergesteln (Oberwald) im Goms (Wallis). In der Kirchenmauer ist zu lesen: *O Mensch betracht wol diesen Fall. Hier liegen 84 Personen an der Zahl zusammen begraben, die umkommen im Schnee den 18. Tag Hornung 1720 ists geschehe. O Gott dier sei es klagt, erbarme dich der armen Seelen in diesem Grab.*

1720 11.2. In St.Antönien im Gafia-Dörfli durch Lawinen vier Personen getötet, das Seitental und das nahe Partnun wird daraufhin nur als Sommersiedlung genutzt.

1731 14./15.12. geht in St.Antönien die »Kühnen- und Ischen-Lawine« ab. Felix verliert sein Weib und drei Kinder.

1756 Die 1. Büschen-L. Die Lauine schob Haus und Stall hinweg und tödtete die dortigen Einwohner (Konrad Ladner mit Weib und Sohn). Das Haus war uralt, eins von allerältesten häusser vom Tal.

1775 5.1. Katharina Heim und alle 8 Kinder sind bei der Schwandbrugg in Böldmen *verlawint* worden. Die Kinder sind lebend davon gekommen, *das Weible ist totgeblieben.*

1776 In der Büschen-L. verliert Chr. Ladner seine Schwester Madlena und drei Söhne, nur er bleibt am Leben (Auszug Lawinen-Chronik »St.Antönien«) Ausdruck: *Ebenhöch für L.-Teiler-Keil.*

1788 25.12. Am Hl.Tag in Riezlern Lawine durch Schwendiger-tobel zwei tote Kirchgängerinnen.

1793 12.2. Vom Hohen Ifen (Kl.Walsertal)fällt eine Lawine auf die Melköde, 2 Wohnhäuser, 4 Alphütten und in Galtöde mehrere Scheunen zerrissen; gleichzeitig Lawine vom Geißberg-Walmendingen bis Schneggen und Ochsenauen nieder.

1797 22.12. 3. Büschen-L. St.Antönien: *Abends, nachdem es auf gefrorenem Boden einen gewaltigen Schnee gefällt, eine ungemeine Verwüstung angerichtet: Auf dem Börtli hat es den Stall weggeschoben und in demselben Th. Ladner sammt 11 St.Vieh getödet.*

1800 Mai. Beim Überschreiten des Splügenpasses durch die französ. Armee verliert ihr Anführer General Berthier 100 Mann durch Lawine. Eine zeitgenössische Abbildung ist eine der ältesten Lawinen-Abbildungen.

1805: *Es war eine Frau 7 Tage lang in einem Keller begraben, indem eine Schneelawine, während sie Milch in den Keller trug, das Haus wegschleuderte. Sie versicherte, alles was über dem Schnee gesprochen wurde, deutlich gehört zu haben. Allein ihr Geschrei und um Hilfe rufen hörte man erst am 7ten Tag, da man bis zum Keller durchgegraben hatte. Sie lebte nach dieser Gefangenschaft noch lange. Aus Beschreibung des Thals St.Antönien im Brättigau.*

1807 29.1. 08.00 Sonneort-Lawine St.Antönien. *52 Stunden lebendig begraben! Lassen wir Peter Salzgeber selbst erzählen: Mein Vater hatte mir und meinem Bruder Hans eine Viehfütterung übertragen. Hans war 15, ich 13 J. alt. Wir hatten beim Doppelstall der 400 Schritte von unserem Haus entfernt liegt, 12 St.Hornvieh, 2 Pferde und 30 St. Schmalvieh zu besorgen. Munter und vergnügt, keine Gefahr ahnend, gingen wir hin. Nach tagelangem Schneefall war der Himmel ziemlich heiter, und der Vater riet uns beim Stall zu bleiben, morgen wollte er uns selbst abholen. Am Abend aber fing es wieder an zu schneien und schneite es die ganze Nacht und den darauf folgenden Tag durch. Nach einer sorgenvollen Nacht kam der Morgen, aber kein Vater lies sich sehen. Inzwischen hatte es angefangen zu regnen, und eben hörte man vom nahen Kirchturm 8 Uhr schlagen, da brach am Kühnihorn die Lawine los. Unsere Stal-*

*lung befand sich auf der entgegengesetzten Talseite auf einer Anhöhe (!). Mein Bruder stand gerade in der Stalltüre und rief: »Herr Jesus, sie kommt hierher!« Ich lief zu ihm und sah in etwa 300 Schritt Entfernung etwas, ob Himmel u. Erde untergehen wollten. Kaum hatten wir uns gewendet und waren in den Stall zurück geflohen, so stürzte auch schon krachend alles über uns zusammen. Ich lag unter Schnee und Holz und konnte weder Hände noch Füße regen. Ich wollte meinem Bruder rufen, vermochte aber keinen Laut von mir zu geben. Darüber verlor ich allmählich die Besinnung. Unterdessen war durch mein Atmen der Schnee so weit geschmolzen, dass ich den Kopf etwas bewegen konnte und das Bewusstsein wieder bekam. Ich hörte reden, arbeiten und das Vieh aus dem kleinen Stalle ziehen. Ich rief, weinte, wollte durch die Finger pfeifen, war aber ausserstande, eine Hand zum Mund zu bringen. Niemand hörte mich, auch die nicht, die im grösseren Stalle, gruben und schaufelten und auf der anderen Seite (von mir) alles Vieh, das erschlagen war, hervorzogen. Darüber war es Abend geworden, die Witterung neuerdings wieder entsetzlich; die Nacht nahte, und in der bestimmten Meinung, dass hier nichts mehr am Leben sein konnte, verliessen die Suchenden die Hofstatt. Den ganzen folgenden Tag war das Wetter wieder derart entsetzlich, dass niemand es wagen durfte, sich der Hofstatt zu nähern. Ich lag unter der eingestürzten Diele und sah zwischen Planken hindurch einen Schimmer von der Tageshelle. Ich rief, weinte keine Antwort. Ich sah die Nacht wieder hereinbrechen und konnte mich noch immer nicht umwenden; ich empfand Hunger, und es drückte mich schmerzlich von allen Seiten würde ich noch gerettet werden? Unter Schmerzen, Angst und Kälte verging wieder eine Nacht und endlich wurde es Morgen. Der Himmel war heiter, und die ganze Gemeinde machte sich auf, die Leichen aus dem Schutt zu graben. Meinen Eltern wurde geraten, Särge machen zu lassen, damit man uns, wenn wir verstümmelt sollten, gleich in dieselben legen könnte Zwei Stunden später wurde auch mein entseelter Bruder ins Haus getragen, der ganz nahe bei mir gelegen hatte und allem Anschein nach sofort von den stürzenden Massen erdrückt worden war.*

(gekürzt aus: Die Geschichte der St.Antönier Lawinen).

1817 9.3. In Gleirsch/St.Sigmund (Sellrain) stürzen 2 Häuser unter Lawinen-Einwirkung ein. Nur 4 Pers. wurden gerettet, 10 Pers. kamen um.

1820 Drei Bergführer verunglücken in einer Lawine auf dem Gr. Plateau Mt.Blanc.

1827 Biel und Selkingen (bei Reckingen) werden von Großlawinen heimgesucht, 50 Opfer.

1842 Nach der Niederlage von Kabul gehen beim winterlichen Übergang über den Kaiberpass von 17.000 Personen, darunter

4500 englischen Soldaten, a l l e bis auf einen (!) Überlebenden, durch Kälte, Erschöpfung, Lawinen und Feindeinwirkung zugrunde.

1844. Vermerk in der Hirschegger Pfarrchronik: Den ganzen Winter hat der Schnee so viel Schaden angerichtet, daß ein guter Schreiber zwei Tage lang genug zu schreiben hätte.

1849 3.4. 23 Uhr Saas Grund Lawinenunglück mit 19 Opfern. Im Saastal war früher die Bedrohung durch Lawinen so regelmäßig, dass die Taldörfer um 1850 Unterstände in den Bergtrieben, zum Schutze.

1851 25.5. Engelbert Feuerstein 15 J. war mit noch zwei anderen unterwegs vom Tannberg über die Alpe Obergemstel. Einer kam aus dem Schnee und rettete den anderen, Feuerstein war aber schon tot.

1852. Die berüchtigte Galenlauri zerstört einige Häuser in Ober-Gestelen (Goms). Ein Ofen setzt große Teile des Ortes in Brand.

1860.15.8. Neuschneelawine am Col du Geant: 4 Tote.

1864 28.2. Tyndalls bester Führer I.J.Beenen findet am Haut de Coy in einer Lawine den Tod.

1879 23./25.2. Kalkstein 2 L.Tote beim Kirchgang auf dem Wege zur Kirche in Innervillgraten, trotz bedenklich starkem Schneefall! Zwei Buben (15/10 J.) bei den Wilden Köfelen tot in der Lawine.

1886 21.12. Auf der alten Flexenstraße am Arlberg wird der Frächter »Lawinen-Franzjosef« verschüttet. Er arbeitet sich wieder halb heraus, der Oberschenkel ist 2 x gebrochen. Doch eine zweite Lawine verschüttet ihn 18 Fuß hoch im Bett des Flexenpasses. Am 22.12. um 5 Uhr abends bekam er eine Sondierstange zu fassen, nach 30 Stunden war er gerettet.

1868 30.1. St.Antönien. Der 45jährige Christian Flütsch war weit herum als der starke Flütsch bekannt, und doch war es wie es heisst *nur eine kleine Lawine, die ihn um das Leben brachte! Er war nur 1½ Fuss (=50 cm) begraben und an allen Körperteilen (auch an Mund und Nase) ihn fest umschliessenden Schnee befreit, am ganzen Leibe Weichheit und Lebenswärme zeigen, mithin die Lebensströme innerlich noch spielend, wahrscheinlich erst am Abend desselben Tages erlöschend. Alle sogleich angewandten und bis in den Abend hinein fortgesetzten Belebungsversuche, Aderlass mit Tractieren mittels Bürsten und belebendem Öl, blieben ohne Erfolg.*

1907 31.1.14.00: Die schon genannte Ahorn-Lawine tötet in Mittelberg 10 Einw. 2 Häuser wurden weggefegt und 15 Pers. verschüttet, 40 St. Großvieh getötet. 300 Personen beteiligten sich 28 Stunden bei den Rettungsarbeiten.

1916 19.2. Mühlbach/Hochkönig: Heeresskikurs mit 57 Lawinen-Opfern.

1916 13.12. Dolomitenfront. Eine Lawine aus der Gipfelzone der Marmolada zerstört ein ganzes Militärlager (Gran Poz): 300 Tote! Föhneinbruch 12./13.12. An der gesamten Alpenfront werden allein an diesem Tag über 6000 österr. Lawinen-Opfer und wahrscheinlich noch mehr italienische Opfer beklagt. Größtes Lawinenunglück aller Zeiten in Europa«. Im Laufe des 1. Weltkrieges zählt man bei den Soldaten ca. 40.000 Lawinentote. Der Skipionier W. Paulcke schreibt von 60.000 Toten auf beiden Seiten! Die Lawinen-Abgänge wurden von beiden Seiten mit Kanonen und Minenwerfern teilweise absichtlich herbeigeführt.

1917 11.3. Auf der Alpe Schwarzwasser werden ein Bayer und ein Leutkircher von einer Lawine getötet (die ersten Skitouristen-Unfälle im Kl. Walsertal?).

1917 30.4. Am Gehrenhang bei Riezlern wollte Baron E.D. eine nieder gegangene Lawine fotografieren, kam in einer Nachlawine um.

1917 Davos. Die damals berüchtigte Druschatscha-Lawine fegt einen ganzen Personenzug von den Gleisen. 11 Tote und viele Verletzte.

1919 25.12. Das wiederaufgebaute Davon wird von einer Lawine heimgesucht, sieben Tote.

1919 8.1. Innervillgraten. 1/2 1 Uhr nachts stürzt eine grosse Lawine den Füratbach herab und begrub die zwei Fürathöfe. Von 9 Bewohnern waren 5 tot, u.a. der älteste Sohn Josef (21). Er war erst vor einem Monat vom Krieg heimgekehrt. Die Tochter Maria wurde noch am Vormittag geborgen. Ihr 1. Wort soll gewesen sein: *»das andere wäre leicht, aber i hob seit gestern no nit gess`n«!*

1922 In St.Antönien werden innerhalb drei Stunden 15 Gebäude zerstört. *Eine Liebesgabensammlung und Beiträge aus Hilfskassen für Kulturschäden haben die Not lindern helfen!*

1925 Lech a.Arlberg. Ernest Hemingway in Paris – ein Fest fürs Leben. *Das war das Jahr, in dem so viele Leute von Lawinen*

getötet wurden. Das erste grosse Unglück war in Lech am Arlberg. Eine Gruppe von Deutschen wollte kommen, um mit Herrn Lent in den Weihnachtsferien Ski zu laufen. Der Schnee kam spät in diesem Jahr, und die Hügel und Berghänge waren noch warm von der Sonne, als ein großer Schneefall einsetzte. Der Schnee war tief und pulvrig und haftete überhaupt nicht am Boden. Die Voraussetzungen zum Skilauf konnten nicht ungünstiger sein, und Herr Lent hatte den Berlinern telegraphiert, nicht zu kommen. Aber es war ihre Urlaubszeit, und sie waren unerfahren und hatten keine Angst vor Lawinen. Sie kamen in Lech an und Herr Lent weigerte sich, mit ihnen hinaus zu gehen. Ein Mann nannte ihn einen Feigling, und sie sagten, sie würden allein Skilaufen. Schließlich brachte er sie zu dem sichersten Hang den er finden konnte. Er überquerte ihn selbst, dann folgten sie ihm, und die ganze Hügelwand kam in einem wilden Sturz herunter und türmte sich über ihnen, wie sich eine Flutwelle türmt. 13 wurden ausgegraben, und neun von ihnen waren tot! Die Skischule hatte schon vorher nicht floriert und danach waren wir fast die einzigen Schüler! Wir wurden zu grossen Lawinenforschern, lernten, welche verschiedenen Typen von Lawinen es gibt, wie man sie vermeidet und wie man sich verhält, wenn man in eine hinein gerät.

1931 20.2. brach am Eggeberg (heute Kreuzsp.) eine Lawine ab, zertrümmerte das Haus des Jos. Mair. 8 Tote. Ursache war ein ungeheurer tagelanger Schneefall in Innervillgraten/Osttiro (aus der Pfarrchronik Innervillgraten).

1932 3.1. Am Hochalppaß (Baad) 4 Nürnberger Skitouristen verschüttet und tot geborgen.

1934 14.3. Im Pfusertobel bei Hirschegg (Kl. Walsertal) finden drei Studenten der PH Dresden den Tod.

1935 In St. Antönien (Prätigau) 7 Lawinen-Tote u. 20 Gebäude zerstört. Lawine vom Kühnehorn, obwohl das »Mattahaus ver-  
ebenhöhhet!«

März: sechs Tote am Fellhorn (Riezlern) Kleinwalsertal.

1940 21.2. 12.00 Ochsenhoferköpfe/Kl. Walsertal von der Ob. Stieralpe, riesige Grabenlawine löst durch Luftdruck auch an entfernten Bergen Lawinen aus. 15 Pers. waren unterwegs von der Bühlalpe zur Ochsenhofer Scharte. 9 Verletzte, 6 Tote im Turatal. 100 Soldaten haben bis 24.2. gesucht.

1947 22.12. Am Steinmandl/Schwarzwasser wird der Bergführer L.W. verschüttet; bei der Suche und Bergung des Toten, wird der Gendarm W.M. ebenfalls verschüttet; erst am 30.12. ausgegraben!

1951 19.1. Kanzelwand-Tobel innerhalb des Lärchenhanges 3 Tote. Sie wurden erst am 8.6. bzw. 11.6. gefunden.

1951 Januar. Vals (GR). Mehrere Lawinen zerstören eine ganze Häuserzeile, 19 Todesopfer. In St. Antönien: 1 Mann, 50 Tiere, 42 gänzlich zerstörte Häuser.

1951 19.-22.1. auf der Alpennordseite und 10.-13.2. auf der Alpensüdseite Lawinenkatastrophen größten Ausmaßes; allein in der Schweiz 1301 Schadenmeldungen, die 98 Tote zur Folge haben. Davon allein starben 91 in Gebäuden und auf Verkehrsweegen. 1421 Lawinen. 1527 Häuser zerstört, 800 St. Vieh verloren. An der Kanzelwand 3 Tote, einer wird erst im Juni gefunden.

1951 21.1. Häselgehr, Heuberglawine. Um 18.00 fegt die Lawine den Berg in einer Breite 1.5 km kahl. 25 Städel sind weg; die darin aufbewahrten Heinzen flogen wie Speere durch die Luft.

1951: in Österreich 135 Lawinenopfer. Der furchtbarste Lawinenwinter seit Menschengedenken, abgesehen von der Dolomitenfront im 1. Weltkrieg!

1952 11.2. Melköde (Schwarzwassertal). Staub-Lawine um 0.30 vom Hohen Ifen (Rotes Loch) über eine Strecke von 800 m ins Tal. In einer Hütte im 400 m weiten, flachen Talgrund finden 20 YMCA-Angehörige und die Wirtsfamilie den Tod. Während die im Parterre untergebrachten Männer unversehrt eingeschlossen blieben, erlitten die im Giebel schlafenden Mädchen und Ehepaare, durch den Luftdruck splinternden Balken schwerste Verletzungen, die den sofortigen Tod zur Folge hatten. Am Vorabend scheuen die Pferde des Gepäcktransportes – wegen des starken Schneefalles – vor dem Transport ab Auenhütte! (alle Informationen Kl. Walsertal betreffend von Siegfried Holzer, Riezlern).

1954 10.1. Großes Walsertal. Viele Wildschnee- und Staublawinen, über 50 Opfer. Blons: 28 Häuser zerstört, von 96 Einwohnern 57 Tote, das Dorf war 4 Tage abgeschnitten! In Vorarlberg insges. 119 Lawinen-Opfer. In Reckingen (Goms, Wallis) zerstört die Bächital-Lawine sechs Häuser mit 30 Lawinen-Opfern.

1954 11.1. Lawine vom Kuhgehren zerstört die Dinkelackerhütte in Hirschegg/Nebenwasser. 12.1. Staublawine von der Kuhgehrensp. zerstört die Brandhütte. Staub-L. von der Ochsenhoferscharte zerstört die Starzelalphütte.

1954 Reckingen im Goms. Bächital-Lawine vernichtet 6 Häuser und verschüttet 48 Menschen; 18 konnten lebend geborgen werden, dreißig waren tot.

1956 6.3. Mahdthal/Torkopfscharte (Kl. Walsertal) 3 tote Skitouristen. L. hatte eine Breite von 600 m, Länge 300 m, 7 m Tiefe.

1964 11.2. Bei der Abfahrt vom Gamsfuß bei Baad wurden 7 Teilnehmer. der Kurzschnur von einem 150 m breiten Schneebrett erfaßt. 2 Jugendliche konnten nur mehr tot geborgen werden.

1964 7.7. Im Montblanc-Massiv Lawinen-Unglück bei Bergführer-Kurs 14 Opfer, darunter Slalom-Weltmeister (1963) Charles Bozon.

1965 15. Mai. Eine Lawine fegt über die Terrasse des Schneefernerhauses auf der Zugspitze. 5 Tote und 22 Verletzte. Geburtsstunde der Lawinenwarnzentrale in Bayern!

1965 Mattmark-Staumauer (Saasertal). Eislawine vom Allalin-Eisbruch stürzt auf das Arbeiterlager der genannten Staumauer. 88 Todesopfer unter den Arbeitern.

1968 27.1. 06.10 Uhr. Wilerlauri (Gurtellen) 1 Wohnhaus zerstört, 7 Pers. getötet. In dieser Nacht binnen 15 Stunden 40 Lawinen bei Davos.

1970 24.2. Reckingen: Großlawine zerstört mehrere Häuser, 30 Todesopfer. Schwerstes L.-Unglück in der Schweiz seit 150 Jahren!

1970 Febr. In einem Urlaubszentrum im Val d'Isere bei einem L-Abgang 39 Tote, 37 Verletzte.

1970 St. Sigmund 1513 m, Höfegruppe Peida das einzige Gasthaus wird durch eine Lawine zerstört, vier Pers. getötet, der Weiler wird als Neupeida taleinwärts ausgesiedelt.

1970 17. April. Schnee- und Steinlawine geht auf ein Kinderheim in Sallanches (F) nieder, 74 Menschen sterben, darunter 56 Kinder.

**Zwischen 1916 und 1970 sind in Schweden 48 Menschen durch Lawinen umgekommen und 37 Menschen in den Bergen erfroren.**

1970 Es wird von einer unglaublichen Rettung eines Verschütteten nach sieben Tagen berichtet! Ein Jäger war am Laivatjocko in Lappland unterwegs um die ausgelegten Schlingen nach Schneehühnern zu untersuchen, als er von einem Schneebrett überrascht wurde. Er kam unter 1.5 m hart gepreßtem Schnee zu liegen. Durch den Sauerstoffmangel wurde er bewußtlos

und wachte 7 Stunden später auf. Vor dem Mund taute eine Atemhöhle auf. Er konnte nun den linken Arm anziehen, doch Beine und Ski saßen wie einbetoniert. Er hatte keine Angst. Ein ihm Bekannter wurde ebenfalls von einer Lawine überrascht; er wurde nach 3 Tagen wieder ausgegraben. Unser 23jähriger war sehr gut bekleidet; doppelte und dreifache Unterwäsche, dicke Oberkleidung! Zu essen hatte er nur seine 4 Hühner und eine Dose Skiwachs. Seine Körperwärme taute einen immer größeren Hohlraum auf. Schließlich bemerkte er, dass er neben einer jungen Birke lag. Es gelang ihm einen Ast abzubrechen, den er nach oben zu bohren versuchte; nach 2 Tagen hatte er die Schneedecke durchbohrt. An den Ast band er mit Schlingendraht einige rote Kinokarten und den roten Deckel der Wachsdose. Nach 7 Tagen fand ihn sein Bruder nahezu bewußtlos. Als man ihn fand, waren die Beine bis zur Leiste gefühllos, die Füße waren hart gefroren. Nach zwei Monaten wurden die mumifizierten Vorfüße abgenommen und mittels Stiellappen-Plastik in bis zu 6 Etappen mit der Haut des Oberschenkels bzw. Bauchs über das Handgelenk abgedeckt. Die Heilung schritt außerordentlich gut voran. Mit orthopädischen Stützschuhen konnte der Patient acht Monate nach seiner Rettung auf eigenen Beinen gehen.

1971 21.3. Laubgehrenlawine etwa 300 m breit über die Kanzelwandabfahrt. 3 Bergrettungsmänner von Riezlern erfaßt. Einer konnte sich selbst befreien, nach 1 Stunde die restlichen heil geborgen.

1973 4.2. Führungstour DAV Bad Aibling (23 Teiln.) Gerlostal Arbiskogel unweit Kirchsp. nach L. Abgang zehn tote Skitourerläufer.

1974 Dez. In Gaschurn und Kitzbühl insgesamt 21 Tote durch Lawinen.

1975 St. Jakob im Pfitschtal. Staublawine von der Grabspitze. Fast der gesamte Dorf-Schutzwald wird vernichtet.

1975 6.4. St. Antönien unterhalb vom Jägglischhorn werden 13 Teilnehmer eine 14er-Jugendgruppe verschüttet, drei Leichen.

1975 Frühjahr. Acla am Lukmanier. Riesenschlaglawine zerstört fast den ganzen Weiler, mehrere Tote. Sulden am Ortler. Riesenlawine von über 1 km Breite zerstört einen großen Lärchenwald und einen Skilift. 3 Autos mit ihren Insassen werden meterhoch verschüttet.

1975 Blinnenhorn am Nufenenpaß. Riesenschneebrett von weit über 1000 m Breite tötet mehrere Skitourerläufer.

1975 Frühj. Brennerbad. Eine Schlaglawine großen Ausmaßes zerstört einen Bergwald auf 200 m Breite, überflutet die Brenner-Autobahn, die Brennerbahn und die Brenner-Bundesstraße. Mehrere Tote.

1976 8.1. 600 m breite Lawine von der Laufbichl-Kirche. Bei der Abfahrt vom Gr. Daumen 2 junge Skifahrer erfasst, einer kann sich vom Rand der Lawine retten, ein 18-jähriger wird erst am 10.1. gefunden. Großeinsatz mit bis 400 Helfern.

1978 2.2. Jolital (VS) 18.25 Uhr: Lawine auf die Lötschberg-Südrampe. Zug fährt auf Lawinenkegel und entgleist. 12 Verletzte.

1981 Frühjahr. Piz Grialetsch. Riesenfirnlawine nicht gekanntes Ausmaßes tötet mehrere Tourenskiläufer.

1981 und 1984. Im Paznauntal 7 Tote.

1982 Januar. Tennengeb. Werfenweng. Eine 17-köpfige Jugendgruppe (Kurzschule Berchtesg.) steigt in »sicherem Gelände« zur Schulung auf. Alle kommen in eine überdimensionale Lawine: 13 Tote einschließlich dem Bergführer und anerkannten Lawinen-Experten.

1982 31.12. Unterhalb der Hochgehensp. löste sich gegen 11.00 ein Schneebrett und erfaßt 3 Touristen. Zwei konnten sich selbst befreien, ein Kemptener wurde erst um 13.00 unter 2 m Pressschnee gefunden, starb an Unterkühlung im Krankenhaus.

1983 In Macugnaga am Fuße der Monte Rosa, kann eine Kanadierin nach 43 Stunden lebend aus einer Naßschnee-L. geborgen werden. Nach vorne geworfen, bildete sich unter ihrem Körper ein Luftsack. Sie war sehr warm gekleidet. Mit ihrer Geldbörse kratzte sie sich eine Atemhöhle. Ein Lawinenhund ortete sie.

1984 19.2. Hochgleirsch: Drei erfahrene Bergwachtmänner kommen in einer Lawine ums Leben.

1984 5.4. Bei einem DAV-Skihochtourenf.Kurs kommen bei der Abfahrt von der Schnapfensp. Bergführer F.S. und 4 Teilnehmer im Schreibachtal-Jamfassung (NW-Hang) in ein 70 m breites Schneebrett. P.L. und R.G. konnten sich selbst befreien. Einem Schweizer Bergführer, der zufällig im Hüttenaufstieg war, gelang es mit seinem VS-Gerät den total verschütteten Dr. G.G. nach etwa 10 Min. zu orten und nach weiteren 5 Min. den Kopf frei zu legen; trotzdem konnte er nur noch tot geborgen

werden. Bei der Suche nach S. verstummten plötzlich die Signale des VS-Geräts, so dass dieser erst von einem Lawinenhund (in einer Tiefe von 2 m) tot gefunden wurde.

22.4. Jamtal/Galtür. Eine aus 6 Pers. bestehende Jugendgruppe des DAV stieg Richtung Jamtalhütte auf. Der Jugendführer J.K. mißachtete die Warnung der Hüttenwirtin. Nach ca. 3 km Aufstieg ordnete er eine Rast auf einem aperen Fleck oberhalb der Wieselspur an, was sich als falsch erwies, da die oben liegenden Hänge nicht einsehbar war. Während der Rast wurde die Gruppe von der Furrebachlawine überrascht und verschüttet. Da die Teiln. mit Ausnahme vom Führer mit VS-Geräten ausgerüstet waren (F.K. hatte sein Gerät einem Mitglied geborgt), konnten die Helfer bei der Suche sofort Suchgeräte eingesetzt werden. Ein Teilnehmer konnte sich befreien, zwei wurden mittels VS-Gerät und ein weiterer durch Sondieren lebend gefunden. H.H. konnte nur noch tot geborgen werden, ebenso I.K.; sie hatte ihr VS-Gerät eingeschaltet, jedoch ohne Batterien!

1984 31.3. Eine 3er-Gruppe fährt die steile Nordseite der Rohenspizze Tannheimergruppe wegen akuter (!) L.-Gefahr einzeln ab. P.B. fährt als erster in den Hang. Nach wenigen Schwüngen brach über ihm am Ostgrat ein Schneebrett ab, das P.B. erfaßte und ihn 400 m mitriß. Verschüttungstiefe ca 1 m. Er wurde nach 30 Min. von den Kameraden mittels VS-Gerät geortet und tot geborgen.

1985 30.11. Schneebrett bei geringer Schneelage von der Höferspizze bei Baad. 5 erfahrene Allgäuer treten ca. 60 m unter dem Gipfel um 13.00 ein 60 m breites und 300 m langes Schneebrett ab, das alle begrub. BW-Mann J.Z. konnte sich selbst befreien und alarmierte im Tal, L.-Hunde spürten die anderen auf. Ein Mann konnte nur tot geborgen werden, ein 2. starb im Krankenhaus.

1987 6.1. Im Wildental (KI. Walsertal) finden 3 junge Eiskletterer aus Kempten den Tod in einer Staublawine bei akuter L.-Gefahr. Sie wurden erst am 8.1. gefunden.

1988 12.3.15.00. Kurz nach der Skimeisterschaft des AV Friedberg raste vom oberen Rastkopf (Berwang-Rinnen/Tirol) eine Staublawine herab. Augenzeuge: »Die Gegend war wie in ein riesiges Nebelmeer getaucht, es kam zuerst Wind auf, der sec. später wie ein Sturm tobte!« Die Lawine teilte sich im unteren Gelände und erreichte die Gott sei dank leere Skipiste, riss mit großer Gewalt Bäume und gelagertes Brennholz mit und verschüttete die Straße zwischen Bergwang und Rinnen auf einer Breite von ca. 150 m Länge. Spaziergänger berichteten, dass noch Leute auf der Straße unterwegs waren. Die Friedberger Alpenvereins-

Kameraden begannen, noch vor dem Eintreffen der Retter mit der Suche nach den Verschütteten. Schon nach kurzer Zeit wurde ein Mann schwerverletzt gefunden, es ragte noch eine Hand aus dem Schnee. Die Retter sondierten stundenlang. Die Feuerwehr stellte abends Flutlichtleuchten auf und versorgte die erschöpften Helfer mit heißen Getränken. Erst gegen 21.00 konnte eine verschüttete Frau, leider tot geborgen werden. Ihr kleiner Hund lag unverletzt neben ihr. (Bericht Martin Ritter).

1988 13.3. 8.00 ging eine Lawine unterhalb des Ifen über den Olympiahang bis zur Talstation Auenhütte.

1988 (Ostern) Eine Gruppe von 25 Personen steigt Richtung Jamgletscher auf, aufgeteilt in mehrere Gruppen. Eine Lawine von riesigem Ausmaß (Anriß ca. 800 m an den Augstenköpfen u. Chalausköpfen) erfaßt 11 Personen. Die sofort einsetzende Kameradensuche findet 5 unverletzt, für 6 Tourenläufer kommt jede Hilfe zu spät.

In St. Anton 7 Tote.

1992 Mai: Am Fluelapass (GR) schiebt eine Lawine einen Reisebus 300 m hangabwärts. Vier Menschen sterben, 14 Verletzte.

1995 Anf. Jan. St. Anton am Arlberg. Ein australischer Snowboarder löst eine Lawine aus, die ihm das Leben kostet und sieben Skiläufer mit in den Tod riß. Das Gelände war gesperrt. Der beliebteste T-Shirt-Aufdruck in St. Anton war seinerzeit »No risk no fun«!

1995 15.1. Sudavik (Island). In der Nacht werden die Einwohner von einer Lawine überrascht. 14 Tote. Das Wetter war so schlecht, dass die Retter Schwierigkeiten hatten, an die Unglücksstelle heran zu kommen. Nach einem Tag überlebten ein Bub und ein Mädchen.

1995 26.10. Im isländischen Fischerdorf Flatory werden unter den Schneemassen 16 Einw. getötet, 17 Häuser zerstört, vier Vermißte!

**Der Winter 1995/96 geht in die Annalen als besonders schneearm ein, trotzdem verzeichnete allein Tirol 55 L.-Abgänge mit 16 Toten und 20 Verletzten. Österreichweit sind es 34 Tote, ohne daß es zu einer großen Katastrophe kam. Unter den Toten in Tirol sind auch zwei Bergführer.**

1997 15.2. Nach einer wochenlangen sonnigen Periode fallen ca 30 cm Neuschnee. Am 16.2. schneidet ein Snowboarder oberhalb der Ifenmulde eine Schneebrett an und wird nach 2 Stunden lebend geborgen.

1997 16.2. Nach einem Aufstieg durch das Mahdtal werden 2 junge Pfaffenhofer Skitouristen vermißt u. werden am 17.2. unter dem Roßkopf tot geborgen. L-Warnstufe »Erhebliche Schneebrettgefahr«!

1997 18.2. Im Aufstieg zum Luxnacher-Sattel (2094m) vom Haglertal – nicht Bretterspitze) kommen 4 Männer aus Garmisch in 2000 m Höhe in einem Schneebrett um. Werden erst am nächsten Tag 15 Uhr aus dem Heli mit Suchgerät geortet. L-Warnstufe 3, Vorarlberg 3-4. Unter den Toten ist ein aktiver Bergwachtmann.

1998 23.1. Les Orres (Grenoble). Eine 40-köpfige Schulklasse wird verschüttet. 9 SchülerInnen, 2 Erw. sind tot, neun Verletzte. Die Gruppe war mit Schneereifen unterwegs und hat die Lawine selbst ausgelöst. Die Gruppe hatte keinerlei Hilfsmittel dabei, der Bergführer wird verhaftet und angeklagt.

**1985 – 1998. Auszug L.-Unfallstatistik CH: Im langjährigen Durchschnitt (62 Jahre) von 25 Toten pro Jahr auf 22 Tote gesunken. Im Berichtszeitraum ereigneten sich rund 93% im freien Gelände. Rund 70% der L.-Opfer waren Tourenfahrer und Bergsteiger, rund 23% waren Variantenfahrer. Von total 54 Toten waren 30 Pers. Tourenfahrer und Bergsteiger, 12 Pers. Variantenfahrer und 9 Varianten-Snowboarder, also 39% aller Toten Variantenfahrer!**

1999 Febr. Bei Chamonix rasen zwei Lawinen mit 100 km/h ins Dorf (12 Tote).

1999 21.2. Im Dorf Evolene Kanton Wallis 10 Tote durch zwei Lawinen. *100 000 Urlauber sitzen in den Alpen fest.*

1999 22.2. Jamtal-Hütte von mindestens 2 Staub-L. getroffen. Starke Schäden.

1999 23.2. Lawinen-Inferno im Paznauntal. Mitten im Dorf Galtür reißt eine Staub- u. Grund-L. eine 400 m breite Schneise. Insgesamt 53 Menschen begraben, 6 Einheimische, 25 Urlauber sterben, 11 Häuser schwer beschädigt.

1999 24.2. Weiler Valzur/Ischgl eine Lawine verschüttet 9 Pers., sieben sterben. 4 Häuser und 3 Ställe total beschädigt. »Von einem Jahrhundertereignis zu sprechen ist sogar noch untertrieben!« Vorausgegangen sind starke Schneefälle, eine Wärmeeinbruch mit Schneefallgrenze auf 1800 m und dann Dauerregen mit massiver Durchnässung der Schneedecke. DER SPIEGEL Heft 9/99: *Die weiße Sintflut!*

**Zum Paznaun-Tal: Durch Lawinen in den letzten 600 Jahren – bei 100 Lawinen – 150 Tote (Franz Flori). Vor 100 Jahren lebten hier nur 400 Menschen, während sich im Februar 1999 15.000 Touristen im Tal aufhielten.**

**DIE ZEIT Nr 10/99: Gefangen im Paznauntal!**

Noch 1999: In den Lechtalern waren sämtliche Seitentäler bis zu 17 Tage abgeschnitten z.B. Bichlbächle auf 1274 m.

**Im Februar 1999 in der Schweiz Rekordschneehöhen und insgesamt 17 Lawinen-Tote; rund 1 Mrd. Schäden. Die Lawinen haben Namen z.B. im Madanertal: Breitlai, Geisslaur, Wilerlaur! Obwohl sich im kritischen Februar im CH-Alpenraum rund 5x mehr Menschen aufhielten als 1951, war die Zahl der Toten kleiner als 1951 (1951: 98 T., 1999: 17 Tote!). In der Saison 1998/99 in der Schweiz insgesamt 36 Lawinenofer.**

1999 11.3. Am 2700 m hohen Zwölferkopf (Rojen) sterben bei einer Skitour 3 Allgäuer (1 Verl.) in einem Schneebrett. Stufe 3 der L.-Warnskala. Mitte Januar war in der Nähe ein Ostallgäuer L.-Opfer!

1999 28.12. Millenniums-Programm des DAV Summit-Club. Am 26.12. war die 39 Pers. und vier Bergführer zählende Gruppe bei guten Verhältnissen zur Jamtalhütte aufgestiegen, die ausnahmsweise für dieses Programm geöffnet wurde. Zur Auswahl standen eine Skitourenwoche oder eine Schneeschuhwoche. Auf Grund der schwierigen Witterung (L.-Warnstufe inneralpin 3-4) wurde das Programm am 28. abgeändert und eine deutlich leichtere Alternative durch den flachen Jamtalferner zum Rußkopf gewählt. Bei guten Sichtverhältnissen wurde um 9.00 aufgebrochen. Entgegen dem Wetterbericht verschlechterte sich die Sicht, so dass sich alle Gruppen um 12.00 zur Umkehr entschieden. Etwa 200 m vor Erreichen der Jamtalhütte (im Gelände mit rund 25° Neigung) kam es um 14.30 zu dem Lawinen-Abgang (lautlose Lockerschnee-L.), von der Höhe Steinmannli 2353 m, wobei insges. 14 Teilnehmer verschüttet wurden. 9 T. konnten nur noch tot geborgen werden, 1 Teiln. leichtverletzt, vier Teiln. unverletzt. Die Abrißkante befand sich ca 100 m über der Gruppe, die Abrißbreite betrug 30-35 cm, Verschüttungstiefe 1 bis 2,5 m. Die Verunglückten waren mit modernster Sicherheitsausrüstung ausgestattet, die Bergführer hoch qualifiziert und erfahren. 3 österr. Bergführer werden von einem österr. Gericht angeklagt und im Herbst 2000 frei gesprochen, doch die Staatsanwaltschaft hat Berufung gegen das Urteil eingelegt. Und wieder zurückgenommen.

2000 21.2. Lawine. an der Portlesssp./Südtirol fordert 4 Tote. Am selben Tag steigen 2 junge Snowboarder und 2 Skifahrer aus Genf auf den Grat, der das Weißfluhjoch mit dem Salezer Horn verbindet. In der verwehten Schneerinne, das ins Meierhofer Täli mündet, löst einer ein Schneebrett aus, das zwei seiner Begleiter verschüttet und erst 50 m in der markierten Piste zum Stehen kommt. Zwei Deutsche, Vater und Sohn, die unten am Hang einen verlorenen Ski suchen und ein Genfer sind tot.

28.3. Eine Skilehrergruppe kommt abseits der Piste am Schmiedinger Kogel in eine 1500 m lange und 400 m breite Megalawine. Die Skilehrer waren einzeln in die gr. Mulde gefahren und mit Piepsern ausgerüstet. 13 Tote aus Österreich, Finnland, Dänemark, Belgien und der Slowakei. Die Gefahr war bei L.-Warnstufe 2 nicht vorhersehbar gewesen! Die Leitung hatte ein hoch qualifizierter Bergführer.

19.11. 1. Lawinenunglück der Saison (Warnstufe groß) bei Obergurgl. 3 deutsche L.-Opfer bei einem Ski-Ül-Lehrg.DSV-N-Schwarzw. Anschließend Streit, ob an den Skiliften genug vor L.-Gefahr gewarnt wurde. Am selben Tag 1 L.-Opfer am Gölbner 2943 m Außervillgraten.

2001 2./3.2. Bei Zinal (CH-Wallis): 4 Deutschschweizer kommen beim Eisklettern in eine Lawine, eine Tote. Bei der Suche kommt es zu einem weiteren Lawinen-Abgang. 2 Profi-Bergführer/Bergretter sind tot. Die Schweizer Alpen-Südseite hat in diesem Winter extrem viel Schnee!

2001 23.2. Auf der Straße bei Obergurgl gerät ein Urlauber-Pkw einer Garmischer Familie in eine Lockerschnee-Lawine. Eltern und 2 Kinder tot. Am selben Tag gerät ein Snowboarder-Anfänger am Weiherkopf bei Bolsterlang unter ein Schneebrett, ohne dass es bemerkt wurde. Ein Freund meldet ihn vermisst. Noch in der Nacht wird eine verwehte Spur entdeckt (die Bergwacht Sonthofen wollte die Suche bereits aufgeben) und der L-Hund spürt den Ravensburger in 1.5 m Tiefe auf. Trotz nur noch 30 Grad Körpertemperatur überlebte das Opfer dank einer Atemhöhle! L-Gefahrenstufe 4!

2001 Am 9.12. reißt ein Schneebrett an der Saumsp. (Ferwall) 3039 m drei deutsche Skitouristen 800 m über felsiges Gelände. Ein Alpinist unverletzt, zwei sind tot.

2001 1.12. wurden am 3005 m hohen Zischgeles (Sellrain) zwei Deutsche von einer Lawine getötet. Schneebrettanriß auf 2800 m, Stufe 3 (erheblich) der Gefahrenskala.

2002 2.1. Im beliebten Haglerkar (Häselgehr/Tirol) tötet Schneebrett 2 Einheimische. Vater und Sohn. Gefahrenstufe 3. Auslösung angeblich durch 3 Deutsche. In den Weihnachtsferien im ganzen Nordalpenraum erhebliche bis große L-Gefahr: durch Kälte schwache Schneeuwandlung!

#### Einige außereuropäische Lawinenkatastrophen:

Im April 1898 kam es am Chilkoot-Pass (Alaska) nach wochenlangen, starken Schneefällen zu einem L.-Unglück. Die Goldsucher, die sich gerade im steilsten Teil des Anstieges befanden, wurden in die Tiefe gerissen. Mehr als 100 Männer wurden befreit, doch 50 starben

1937 Am »deutschen Schicksalsberg« Nanga Parbat kommen 7 deutsche Alpinisten und 9 Sherpas um. Sie werden von einer Eislawine im Schlaf überrascht.

1941 13.12. Hurez/Peru wurde von einer verheerenden »Alluvion«, einem Gletscherhochwasser, heimgesucht, das etwa 4000 Todesopfer forderte. Ursache war der Ausbruch eines Endmoränensees.

1949 Pik Pobeda (P. »Sieg«) Tien Shan. Ein Schneebrett reißt acht kasachische Bergsteiger 200 - 300 m in die Tiefe, doch niemand wird ernstlich verletzt.

1960 Pik Pobeda (7439 m) Tien Shan. Auf dem Plateau »5200 m« kommen zehn russische Alpinisten in einer Lawine um, kaum daß die Expedition begonnen hatte. Das Schneebrett hatte 29 der 33 Teilnehmer mitgerissen (4 Kranke blieben im Biwak davon verschont!).

1969 Mai. 7 Mitglieder einer US-Exp. zum Dhaulagiri kommen in einer Lawine zu Tode.

1970 31.5. Huascan/Peru. Die größte Lawinenkatastrophe im 20. Jh. Ein verheerendes Erdbeben löste am 6768 m hohen Huascan eine gewaltige Eislawine aus. Innerhalb kürzester Zeit durchrasten viele Mill.Kubikmeter Eis- u. Schneemassen ca. 4000 m Höhenmeter, überrollten eine Gegensteigung von 100 m und verwandelten die Bergstadt Yungay, die als absolut sicher hinter diesem Höhenzug galt, in eine einzige Eis- und Geröllwüste. Die Lawine hatte so eine Schubkraft, daß sie sich noch viele Kilometer weiter durch die bewohnten Bergtäler wälzte, vorübergehend Flüsse aufstaute, deren Flutwelle dann mit ungeheurer Wucht noch 150 km entfernt das flache Land überschwemmte. Über 60 000 Menschen fanden den Tod. Die

Peruaner bezeichnen diese Naturkatastrophe als Cataclismo, den Weltuntergang.

1982 19. Mai. Am Cho Oyu wird Reinhard Karl («Erlebnis-Berg. Zeit zum Atmen») mit weiteren Alpinisten im Schlaf von einer Lawine überrascht und getötet. Am nächsten Tag war der Gipfelangriff auf den 8156 m hohen Gipfel geplant.

1990 Am Siebentausender Pik Lenin (Pamir/Kyrgyzstan) verschüttet eine Riesenlawine das Lager 2 vollständig. 42 Tote, meist Russen.

1993. Am höchsten Berg von Ecuador, dem Chimborazo, kamen auf dem Normalweg 8 Bergsteiger und drei erfahrene Bergführer aus Ecuador in einer Riesenlawine um. Der Chimborazo gilt als »leichter« Sechstausender. Auf der Höhe von etwa 6100 m trafen auf- und absteigende Seilschaften aufeinander, als die 2 m dicke, 500 m breite und 1000 m lange Lawine alle Bergsteiger mit sich riß. Die Katastrophe hatte nur einen Überlebenden, einen Franzosen, der sich von der Gruppe gelöst hatte, um den Gipfel schneller zu erreichen.

1991/92 In der Türkei (NO-Anatolien) sterben 300 Menschen in einer Lawine.

1993 Im Sommer kommen insgesamt 8 Alpinisten am Chan Tengri (7010 m) »Sitz der Geister/Götter« (Tien Shan) in Lawinen um.

1994 11.11. Mt. Pisang (Himalaja) 6091 m. Neun Deutsche, eine Schweizerin und ein Sherpa stürzen über die 1000 m hohe NW-Flanke. Schneebrett-Lawine oder Wächtenabbruch? Größtes Unglück des DAV-Summit Club, keine Augenzeugen.

1995 27. Aug. Einen tragischen Ausgang fand eine Expedition von 44 indischen Zöllnern am Saser Kangri (7672 m) im östl. Karakorum. Als die Spitzengruppe wegen schlechten Wetters das höchste Lager verließ, wurde sie im Abstieg von einer Lawine erfaßt, in der 13 Alpinisten das Leben verloren.

1995 9.-11.11. Nepal. Bei einer der schwersten Lawinen-Katastrophen sind 63 Menschen ums Leben gekommen. 549 Menschen wurden evakuiert. Gleichzeitig waren mehr als 250 Bergtouristen im Himalaya unterwegs.

1999 21.3. Alaska, Turnagain-Pass. Gigantische Lawine 3 km breit, verschüttet 10 Menschen. Es herrschte Sonnenschein und mehrere hundert Menschen waren im Skidoo unterwegs. Auslösung eventuell durch diese?

# Hintergedanken ohne Gewähr

VON HERMANN MAGERER

Mt. Everest, Nanga Parbat, Eigernordwand – Luis Trenker, Reinhold Messner.

Diese Begriffe stehen in der Öffentlichkeit für das Bergsteigen.

Auf gesehene, gehörte, gelesene Medien beschränkt sich im Allgemeinen das Wissen vom Gebirg'. Regelmäßige Pisten-Skiurlaube und einige Herbstwanderungen fallen als alpine Eigenerfahrung kaum ins Gewicht. »Ich würde so gerne auch klettern, aber ich bin nicht schwindelfrei!« ist ein vielfach gehörter Satz. In 99,9% der Fälle handelt es sich um eine »geschwindelte« Behauptung, denn mehr als 0,1% Gleichgewichtsgestörte wird es kaum geben. »Ich habe leider Angst« – gesteht man ungerne. Dabei bedeutet diese Angst keinesfalls eine Blöße – beim Bergsteigen schon gar nicht, der leidenschaftliche Berggeher weiß vielmehr, in welchem Maß das Überwinden der Angst sogar eine Teilmotivation für seine Aktivität sein kann. Sport, Naturbegeisterung und Lebensqualität ganz allgemein – heißen die weiteren Beweggründe. In der Öffentlichkeit ist das Image des typischen Bergsteigers zwiespältig – es reicht vom Nichternstgenommen bis zum Bewundert- und Beneidetwerden. Dieses Bild beinhaltet sektische, egoistische, raubeinige, komplexbeladene, hautkrebsgefährdete, braungebrannte Hasardeure – aber auch gesunde, fröhliche, mutige, unternehmungslustige, kameradschaftliche, hilfsbereite, lebensbejahende Tatmenschen. Es ist viel dran – eigentlich ist alles dran an der öffentlichen Meinung vom typischen Bergfex. Keinen von uns kümmerts' auf seiner Suche nach dem ganz persönlichen »Spaß am Gebirg!«.

Die Protagonisten, die Vorturner, die Profifibergsteiger haben es da schwerer. Sie obliegen der öffentlichen Meinung – via Ausrüstungsfirma und Sponsoren – auch wenn

das kaum einer, sich selber oder dem Fragesteller zugibt. Nur einem einzigen Profi ist die uneingeschränkte Freiheit – sich nur seinem Ego verpflichtet zu fühlen – zu glauben. Selbst der große Trägerverein der Bergsteiger unterliegt selbstgestrickten und unvermeidlichen Zwängen. Seit über 100 Jahren laboriert er an einem geheimnisvollen Vereins-Opportunismus – momentan am kommerziellen Zeitgeist. Nur eine Tradition scheint in der Führungsriege des DAV Bestand zu haben, nämlich die »Männerschaft«. Möglicherweise stirbt eher das Zölibat, oder es kommt jenes Kamel durch das Nadelöhr, als eine Frau an die Spitze des Alpenvereins. Für eine ehrgeizige Bergsteigerin kann daher der Gipfel des Mt. Everest heute nur noch die zweithöchste Herausforderung sein!

Anno 1869 hießen die hehren Gründungsmotive: Die Liebe zu den Bergen fördern – die Kenntnis davon verbreiten – ihre Bereisung erleichtern. Realistisch betrachtet, hatte man sich aber schon seinerzeit weniger zur Pflege menschlicher Tugenden, als zum heroischen Ausleben ebenso menschlicher Marotten, zusammengetan. »Zukunft schützen« steht heute auf dem DAV Logo. Es sieht attraktiv aus, lässt aber die Frage offen: Wer will wie, wessen und welche Zukunft im Auge behalten? Eine Zukunft als Bergsteigerverein, als Naturschutzverein, als Sportverein, als Serviceunternehmen, als Reisebüro, als Gesellschaftsclub – und wie sehr will man sich politisch orientieren?

Eine glückliche Grundstruktur des Riesenvereins beantwortet viele Fragen, noch ehe sie auftreten. Ein unorganisierter Gebirgsinteressent hat nämlich die Wahl zwischen 368 Sektionen des DAV – von denen jede einzelne ihre ganz spezielle Suppe kocht – unabhängig von den Menüemp-



fehlungen der jeweiligen Jahreshauptversammlung. Bis hierher also die pauschalen Erkenntnisse und Selbsterkenntnisse eines Szene-Beobachters.

Wer es einigermaßen geschafft hat, ein gesunder alter Bergsteiger zu werden, dem sind darüber hinaus Beispiele und Anekdoten zum Thema, wohlfeil:

Ein Freund ruft an, aus einem bayerischen Gebirgsort – ob ich anlässlich einer Sektionsfeier nicht etwas Passendes reden würde? Man stellt mir das Thema anheim. Ich zögere – sage ja – wähle die aktuelle Überlegung »Bergsteigen zwischen Fun und Freude«. Kurz, sehr kurz, vor dem Festtermin erfahre ich – es handelt sich nicht um ein Alpenvereins-Jubiläum – wie ich geglaubt hatte – sondern um die Einweihung einer neuen Kletterhalle. Mein Festvortragsthema hat also dazu soviel Bezug wie »Gustav zu Gasthof«. Die regionale Führungsriege ist lückenlos vertreten am fraglichen Tag – vom Bürgermeister, über den Landrat, bis zur Landtagsabgeordneten – und die Kirchenvertreter dazu. – Die Grußworte nehmen kein Ende. Als ich endlich

dran bin, gestehe ich der erlauchten Festgesellschaft, wie mein Thema der Entwicklung hinterherhinkt. »Bergsteigen zwischen Fun und Freude« riecht – ja muffelt geradezu nach Bergsteiger-Ethik. Ein so komplizierter Begriff wie »Ethik« zwingt dazu ein gutes Lexikon aufzuschlagen. Ethos, griech. = Brauch, Sitte – liest man und hat die Bestätigung. Ethik ist also etwas Alt-hergebrachtes, etwas Vorgestriges zumindest. Wer will aber heute schon ein »Vorgestriger« sein? Der DAV bestimmt nicht. Jetzt, wo er, der Hauptverein, wieder einmal ein Sportverein geworden ist – mit einer Sportkletter-Wettkampfmannschaft – mit einer Dopingkontrolle und dergleichen – und persönlich will man natürlich auch kein »Vorgestriger« sein. Das heißt dann freilich man wäre »unethisch« – also »unsittlich«! Ich in meinem Alter »unsittlich«? – Meine Gedankengänge bewegen sich hoffnungslos in einer Sackgasse. Ich lasse sie umkehren, um sie auf's Klettern zu konzentrieren, wie es sich bei der Einweihung einer Sportkletterhalle gehört:

Klettern ist eine elementare menschliche

High-Society –  
7 Bergsteiger =  
7 Perspektiven  
vom Bergsteigen!  
Foto: Unbekannt

Bewegungsform, wie das Laufen oder das Schwimmen. Jedes Kind führt uns das immer wieder vor. In uralten Lehrplänen für Leibeserziehung muss diese Tatsache schon bekannt gewesen sein. Kletterstangen in den Turnhallen unserer frühen Schulzeit waren, eisern in Reih' und Glied ausgerichtet, Zeugen dafür!

Ich erzähle vom amerikanischen Kletterstar John Bachar. Im Camp IV des Yosemite-Valley klettert er, gegen Honorar, einen Boulder vor unserer Filmkamera. Danach gesteht er mir, allen Ernstes, er müsse, fast zwanghaft, jeden Tag klettern. Der Orang-Utan in ihm wolle regelmäßig spazieren geführt werden.

Um beim Spazieren gehen zu bleiben – einem Rentner-Ehepaar bleibt es nicht erspart. Im Süden Münchens hausend, genießen wir die Wahl, die Isarbrücke gen Osten zu überschreiten, um den Tierpark Hellabrunn und die dortige Menschenaffenstation zu besuchen – oder an der Westseite des Flusses in Thalkirchen, Europas größte Indoor-Kletteranlage zu betreten, um uns in die Schar der Affenmenschen einzureihen – bzw. sie zu bewundern. Vom Geruch her unterscheiden sich die beiden Kletterstationen übrigens nur geringfügig. In meiner Betrachtung neige ich dazu, der nicht einmal 150 Jahre alten Evolutionstheorie des Charles Darwin und damit unserer affigen Abstammung Glauben zu schenken. Christgläubige Menschen freilich, z.B. die Vertreter der beiden Kirchen, die sich in Kürze anschicken werden, die hiesige Kletterhalle zu segnen – also die beiden Geistlichen, direkt vor meinem Rednerpult – runzeln mehr und mehr die Stirnen, denn was sind schon 150 Jahre Evolutionslehre, wenn seit 2000 Jahren verkündet wird, dass Gott den Menschen nach seinem Bild und Gleichnis schuf. Wie peinlich! Ich versuche eine verbale Einlenkung, eine Wiedergutmachung. – Ist denn in der Bibel irgendwo vom Klettern die Rede – stelle ich als Frage in die Halle? – Und ich glänze sogleich mit der Antwort, die beim Evangelisten Lukas steht. In einem seiner Verse klettert doch tat-

sächlich ein kleinwüchsiger, römischer Steuereintreiber namens Zachäus auf einen Maulbeerbaum, um beim Einzug in Jerusalem, über die Hosianna rufende Menge hinweg, Jesus sehen zu können. Und siehe – dieser hielt unter dem Baume an und sprach: »Seile dich ab – nein – steig herab Zachäus, ich möchte in deinem Hause einkehren«!

Lässt sich der überaus kühne Schluss ziehen, dass wir durch's Klettern unserem Heil näherkommen können? Warum nicht – warum nicht auch durch's Klettern? Jedenfalls erhellen sich momentan die Mienen der anwesenden Geistlichkeit. Habe ich sie überzeugt, oder verstehen sie Spaß?

Bitte verlassen wir, an dieser günstigen Stelle, die Anekdote – sie endet mit Bier und Blasmusik.

Nicht so schnell enden wollen die Hintergedanken-Spiele. Klettern boomt – oder es wird geboomt, durch das geradezu frühlinghafte Sprießen von Kletterhallen, -wänden, -türmen, -zentren. Im neuen Testament, also in der christlichen Ethik, kommt einmal das Wort »Klettern« vor. Den Begriff »Berg« findet man dort 65mal! Gott schütze unsere Zukunft vor künstlichen Bergen und einer dazugehörigen Alpenvereins-AG.

Das wachsende Angebot risikogemagter Alpinbelustigungen kann die Überlegung »Bergsteigen zwischen Fun und Freude« zu einer »Reizzeile« werden lassen, in der schon die Begriffserklärung unserer Selbsterkenntnis nützt. Wertfrei betrachtet ist »Fun«: Spaß, Gaudi, Genuss, Lust, etwas Extrovertiertes, Modernes, Buntes, Junges, Lautes, Körperbetontes, Organisiertes, meist Käufliches, Fun ist so kurz und un-nachhaltig – wie das Wort. Freude ist inwendig, nachhaltig, ruhig, unbeschreiblich und unverkäuflich. Freude wächst aus menschlichen Tugenden heraus – Freude ist Ethik, denn Ethik beinhaltet natürlich viel mehr, als nur Sitte und Brauch. Freude ist das Elixier, das uns ein Leben lang zum Bergsteigen anregen kann – aber hoffentlich nicht nur dazu!

# Diese wunderbare Bergsteiger-Moral

VON REINHOLD MESSNER

Das Wunderbare an der Theorie, Reinhold Messner habe am Nanga Parbat seinem Ehrgeiz den Bruder geopfert, ist die Möglichkeit, unter diesem Blickwinkel alle Szenarien des Gipfelgangs und Abstiegs – von wem auch immer erfunden – perfekt nachvollziehen zu können. Noch etwas: alles Böse am Berg ist damit benannt und auf eine einzige Ursache zurückzuführen. Diese Ursache ist der Ehrgeiz, wo immer er auch herkommen mag. Und ehrgeizig sind andere Bergsteiger nicht; ehrgeizig ist nur einer: Reinhold Messner.

**... ehrgeizig sind andere Bergsteiger nicht; ehrgeizig ist nur einer: Reinhold Messner.**

türmen zu einem Berg, der nur noch ihren Idealen zugänglich ist. Die Kain-und-Abel-Theorie aber greift nicht, weil ihr die Realität zur Seite stünde, nein, sie ist entstanden, weil eine Sekte – Vereinsfunktionäre, Alpin-Journalisten, Mochtegern-Bergsteiger, kleine Geschäftemacher – seit Jahren danach lechzt, die Glaubwürdigkeit ihres Gegenspielers zu brechen. Dass der Mechanismus funktioniert, ist vielfach bewiesen, und er wird nicht in Frage gestellt, nicht zuletzt, weil die Demontage in das vorherrschende

Deutungsmuster einer viel größeren Gruppe passt – all jener Gutmenschen, die sich seit jeher als Ehrenretter der heilen Bergwelt sehen.

Und da ist einer, der stört, aufregt, beschämt. Seit Jahrzehnten schon. Und dieser eine muss weg. Ohne Skrupel darf ihm der Prozess gemacht werden. Denn das Denkmal muss bröckeln. Endlich! Gott sei Dank! Das Aufatmen aus Schadensfreude ist überall hörbar. Berg Heil! Also nicht allein bei den Überschreitungstheoretikern und ihren

Nanga Parbat solo 1978.  
© Reinhold Messner



*«Du zwingst viele, über dich umzulernen;  
das rechnen sie dir hart an.  
Du kamst ihnen nahe und gingst doch vorüber;  
das verzeihen sie dir niemals.  
Du gehst über sie hinaus; aber je höher du steigst,  
um so kleiner sieht dich das Auge des Neides.»  
F. Nietzsche*

Komplizen, den Schreibern und Verlegern ist der Grund für das Neidpotential zu finden, das den Erfolgreichen klein sehen will, es steckt in den Uralt-Idealen all jener Bergliebhaber, die sich immer schon als bessere Menschen verstanden. Wer nicht dazu gehört, hat draußen zu bleiben und wer ausgegrenzt ist, bleibt weg.

Soll er doch wegbleiben, dieser »Gröbaz«. Seine Schuld! Wie kann man nur über eine unbekannte Route vom Nanga Parbat absteigen! Der Bruder war doch höhenkrank! Als letzten Ausweg? Zum Lachen! Gab es nicht einen Plan! Jedenfalls wurde phantasiert. Na also. Nur der nackte Ehrgeiz treibt einen wie Messner an. Deshalb hat er doch so viele Feinde, und auch der Feind seiner Feinde ist ihm kein Freund. Es kann gar nicht anders gewesen sein als seine Gegner behaupten. Es stimmt doch alles zusammen, was die Kameraden so erzählen und sie bestätigen sich ja gegenseitig in ihren Vorwürfen. Die anderen sind mehrere, er ist mit seiner Wahrheit allein. Nein, die anderen waren nicht dabei, aber sie bekommen Zuspruch. Also keine Zweifel mehr. Und wenn alles erlogen ist, gut erfunden! Was soll's. Ernstzunehmende Zeitungen und Magazine haben die Theorien übernommen. Als Tatsache. Wenn das keine Bestätigung ist!

Dabei wäre es keine Extremtour, sondern ein Spaziergang gewesen, die Rufmordkampagne als solche zu durchschauen. Wie viel »Zitate« auf altem Papier braucht der »Baron«, um seinem nachgeschriebenen Tagebuch von der »Überschreitung« den Anschein der Plausibilität zu geben? Der Barhaupt-Indianer bemüht die Esoterik und benötigt ein halbes Buch, »gerecht« zwischen »Licht und Schatten« zu teilen. Dabei reichen ein paar Anrufe, um die These der beiden zum Einsturz zu bringen. Denn gleich in einem Dutzend Bücher steht geschrieben, dass Messner seinen Bruder und den Kameramann Baur vor seinem Aufbruch gebeten hat, im letzten Lager auf ihn zu warten. Bis zu seiner Rückkehr. Seit 33 Jahren

ist dies klar, Fakt. Warum will es niemand wahrhaben? Weil die Leute die zusammenphantasierte Variante der Zurückgebliebenen lieber lesen als das, was Messner erleben musste. Können sie sich dabei doch über alles erheben: Fehler, Verbrechen, Streit. Und schlechte Kameraden. Ja, es könnte anders gewesen sein, als »er«, der einzige Zeuge, es erzählt, aber die Vermutung allein reicht für ein Urteil. Nicht alles, was gedacht werden kann, muss auch passiert sein. Weil aber der Nanga Parbat so weit weg ist und der Tod des Bruders am Ende der Welt eintrat, erscheint alles wie im Nebel. Zuletzt ist er doch allein unten angekommen. Sein Pech, seine Schuld, sein Kain-Mal.

Die Skandaltheoretiker folgen also einem kollektiven Wunschdenken, einer Klientel, die endlich Recht haben will. Auch wenn viele von denen nicht wissen, wo der Berg steht. Nur dumm für alle, wenn sich die Wirklichkeit nicht an das Drehbuch der Ankläger hält. Was nun, da Teile der Leiche Günther Messners gefunden worden sind? Sie liegen nicht dort, wo die Kolporteurs die Trennung der Brüder weissagen. Zuletzt gab die Geographie dem Überlebenden Recht. Wo aber sind die Aufklärer jetzt? Nichts als Ausreden und ein schlechtes Gewissen jener, die sich mit der Sache der Messner-Brüder wichtig tun. Ihr freihändiger Umgang mit Fakten und ihre Erfindungsgabe sollten anfangs vielleicht nur eine verkaufsträchtige Geschichte abgeben. Dann aber drängten sich die Moralisten dazu und diese verstehen es seit jeher, aufgestaute Emotionen zu schüren. Kein Blick hinter die Kulissen. Ihre Aufgabe sehen sie darin, ihren Neid loszuwerden, den Querdenker zum Außenseiter zu stempeln. Was sind schon Fakten in einer Welt, die für viele längst Fiktion geworden ist? Was sind Berge, wenn das Klettern nur noch in der Halle stattfindet? Wer schreibt heute sein Bergbuch noch selber? Mit grobgestrickter Philosophie kommt man am Berg gut an und Bergkameraden, diese selbsternannten

**Nicht alles, was gedacht werden kann, muss auch passiert sein.**

weit weg ist und der Tod des Bruders am Ende der Welt eintrat, erscheint alles wie im Nebel. Zuletzt ist er doch

Gutmenschen, sind treu. Auch wenn sie dann und wann einen der ihren dafür diskreditieren müssen. Im Namen der Kameradschaft! Der Wahrheit wegen! Aber der Verlogenheit gibt es so viel, dass diese Art Selbstbetrug nicht weiter auffällt. Dann ist wieder Hüttenruhe. Nach der Tour – zurück im Zirkel – fügt sich die Wahrheit der Ehrgeiztheoretiker wie die Buchstaben beim Kreuzworträtsel: Miese Eigenschaft von Ehrgeizlingen. Wort mit vier Buchstaben? Neid? Nein, Mord! Was passt, wird ungeprüft hingeschrieben. Was nicht passt, wird passend gemacht. Die unkritische Akzeptanz jedweden Arguments, das auf die geplante Überschreitung hindeutet, gehört zu Eckpfeilern ihrer Beweisführung, alle Beweise dagegen werden ausgelassen. Denn der Moralist fängt mit der Verurteilung an und findet dann Gründe genug um zuzuschlagen. Wer die Moralkeule in der Hand hat, sieht überall Verbrechen. Wenn nicht, erfindet er sie. Muss er sein Gutsein doch immerzu beweisen. Egal, wer dabei seinen Bruder, seine Ehre, seinen Ruf verliert. Die Verurteilung zuerst und ein handfester Vorwurf hinterher helfen die Fakten ordnen. Und wenn die Fakten nicht passen, behaupten sie, dass der Böse sie verändert hat. Folglich müssen sie richtig gestellt werden. Alles im Dienste der Wahrheit.

Nicht zu vergessen: Widersprüche, Sensationen, ja Komplote zu sehen, wo keine sind, ist die Kunst der Zu-kurz-Gekommenen, die zu wenig erlebt haben, um zu wissen, was das Leben zu bieten hat. Also beschreiben sie immerzu ihre Vorstellung vom Leben, ziehen ihre Schlüsse, drehen ihre Selbstvorwürfe um und zielen damit auf andere. So einfach ist das. Nichts leichter als wirre Argumente salonfähig zu machen und in Sachbüchern unters Volk zu bringen, wenn die Erwartungshaltung dafür einmal geschaffen ist. Zugegeben, mit der Brille des Neides findet man in Messners Erzählungen und Aussagen Merkwürdigkeiten,

die aufhorchen lassen; eine Lebenshaltung, über die man grübeln darf. Für die vielen Unterstellungen allerdings nichts. Trotzdem, mit angeblichen Beweisen werden die Massenmedien gefüttert. Denn die eine Hälfte der deutschen Bergsteiger glaubt die Halbwahrheiten gern, die andere gilt es zu überzeugen. Ist dieser Messner nicht zu einer Größe aufgestiegen, die sogar den Teufel überstrahlt und hat er andere nicht als »Totengräber des Alpinismus« beschimpft?

Wen wundert's, in bestimmten Kreisen wartet man seit Jahrzehnten auf die Demontage des »Königs der Berge«, dem ein Intrigant vor 30 Jahren schon den Titel »Gröbaz« gab, weil ihn

**... in bestimmten Kreisen wartet man seit Jahrzehnten auf die Demontage des »Königs der Berge« ...**

Messner als Bergsteiger und Autor in den Schatten stellte. Wer weiß schon, woher der Ausdruck des Nachplapperns kommt?

Die Überschreitung des Nanga Parbat war doch ein Ereignis, dessen Wirkung dem »Gröbaz« schon vorher bekannt gewesen sein muss. Also hat er den Plan gefasst, ausgeführt und den Bruder in Stich gelassen. Kompromisslos, ohne jede Bereitschaft zur Korrektur. Alles selbst verschuldet also! Dafür braucht es doch keine Belege. Das alles ist doch offensichtlich. Und alle Gegenargumente, argwöhnen die Ankläger, beweisen doch nur Messners Schuld, dem ja jedwede Schurkerei zuzutrauen ist. Wenn in der Folge dann skrupellose Journalisten den Hobby-Ermittlern aufsitzen und all diese »Wahrheiten« weiterverbreiten, wächst nicht nur das Panoptikum des Absurden, auch Hass, Verachtung, Ausgrenzung werden mehr. Ein Teufelskreis!

Was ist los mit einer Szene, die solche Argumente beklatscht, mit einem Kulturbetrieb, der Kolporteurs seine heiligsten Hallen öffnet, mit Autoren, die niederste Instinkte bedienen? Mit dem Amoklauf ihrer entfesselten Fantasie wollen die »Gutmenschen« doch mehr als Kasse machen. Wir haben es hier also nicht nur mit dem Tagesgeschäft und schlechten Manieren zu tun. Und wahre Gefahr droht zuletzt – wie immer bei

Ausgrenzung – vom aufgehetzten Pöbel! Wo das Wunschdenken all jener Hobby-Alpinisten geschürt wird, die sich ohne Scham und im Kollektiv einer wunderbaren Bergsteiger-Moral brüsten, darf der selbstbestimmte Einzelgänger als andersartig, weil übertrieben ehrgeizig, ausgegrenzt bleiben.

Nein, es geht in dieser Sache nicht mehr um den Blick hinter ein Geheimnis, es geht um die reine Barbarei. Natürlich ist diese Kampagne auch ein Lehrstück über den heiß umkämpften Nachrichtenmarkt, in dem die Nichtwisper, die alle voneinander abschreiben, den Erfolgreichen in vielerlei Hinsicht ausbeuten. Geschwätz zum Geschäft gemacht. Keine Meldung verpassen, keinen Skandal auslassen gehört zur Arbeitsmethode selbsternannter Alpin-Historiker. Wozu gibt es ein Internet, das in seinem Archiv Falsches und Richtiges in unübersehbarer Fülle und gleichberechtigt nebeneinander registriert, sammelt und zugänglich macht. Autoren, die daraus ihre Verdächtigung schmieden, sind ja weit zahlreicher als die verantwortungsbewussten Journalisten, die ihr Handwerk beherrschen. Nein, keine Lust auf Recherche! Ich hasse, also muss ich ablehnen. Auch wenn am Ende alle falsch liegen, Bücher und Blätter sind längst verkauft. Wie schnell wird doch ein Heft über die Berge zusammengepaust.

Ich weiß, alles Aufklären in Sachen Nanga-Parbat-Überschreitung ist inzwischen vergebens. Die einen folgen meinem Bericht, andere nutzen ihn als Beweis für ihre verwegenen Phantasien und ihre Hasstiraden. Auch wenn die Kameraden, die nicht dabei waren, Dutzende einander widersprechender Überschreitungstheorien vorlegen, man will ihnen glauben. Dabei ist des Rätsels Lösung so einleuchtend: Nach dem Gipfelgang trat der Selbsterhaltungstrieb an die Stelle des Ehrgeizes. Es hätte den Geheimniskrämern doch auffallen müssen, dass in der Todeszone nur ein Verzweifelter abwartet. Ein Ehrgeiziger verfolgt seinen Plan. Hätten sie doch nachge-

fragt, nachgeschaut, nachgedacht! Aber die Ursache für all ihre Spekulationen liegen tiefer und werden in der Berghütten-Psychologie verdrängt. Die Unfähigkeit der Kameraden sich einzugestehen, dass sie dem Expeditionsleiter in einer simplen Logik folgen, treibt sie zu immer neuen Ausflüchten: Messner hat sich außerhalb der Gruppe, ihrer Moral gestellt. Der Abstieg vom Berg über eine unbekannt Route erschien doch undenkbar. Alle waren überzeugt, dass die Überschreitung des Nanga Parbat ohne Biwak- und Kletterausrüstung unmöglich ist. Auch wenn sie geplant gewesen sein sollte.

Also ist nachher ein Reinhold Messner, der seinen Bruder dem eigenen Ehrgeiz opfert, tröstlicher als die Tatsache, dass eine Suche nach den Vermissten keinen Sinn ergeben hat. Dies ist eine Feststellung und es steckt kein Vorwurf darin. Niemand konnte erwarten, dass die Messners vom Berg herunterkommen. Warum die Kameraden auf Initiative des Kollegen vom letzten Lager, die Geschichte vom getrennten Abstieg erfinden, deren Verbreitung organisieren und Arglose täuschen, hat also ganz private Gründe. Als gute Ausrede.

**Wie schnell wird doch ein Heft über die Berge zusammengepaust.**

ren sowie der Neigung einiger Blättchen-Macher, Nonsense zu Nachrichten aufzublasen. Leider war die Herausforderung der Rufmörder keine kriminalistische: Die Tagebuchnachricht wäre leicht zu entziffern gewesen. Aber es galt doch nur die Gegenüberstellung zur Darstellung einer Tragödie mit und von einem einzigen Überlebenden zu liefern. Indem sich zwei »Kameraden« auf ein erfundenes Szenario einigten, spiegelten sie Nichtinformierten jene Glaubwürdigkeit vor, die sie dem einzigen Zeugen damit nehmen.

Um dem Bergsteiger-Volk ihre Welt zu erklären, greifen die Bücher- und Heftchenmacher im verstaubten Rucksack der

Ahnen nach jener Ethik und Moral, die deutsche Phantasten und selbsternannte Idealisten wiederholt schon als Waffe einsetzen. Gegen sektenfremdes Gedankengut. Und was dann von Nichtbergsteigern ohne Pause weiterdoziert wird, ist symptomatisch für eine Gesellschaft, die an den Konsum verloren gegangen ist. Mit immer neuen Variationen des einen Satzes – den Bruder dem eigenen Ehrgeiz geopfert – wird der Markt einer Sekte bedient, die alle Neugierde und Selbstzweifel aufgegeben hat. So viel Schrott! Diese Verlogenheit! Trotzdem, man zeigt sie vor wie einen Schatz. Wie Beweise. Wahrheit als geflügeltes Wort. Den Begriff Fakten kennen sie nicht.

Ich aber frage, warum haben die Ankläger meine Hilferufe vergessen, jene Passagen in den Protokollen des Kollegen übersehen, in denen er meine Bitte wiederholt, im letzten Lager auf mich zu warten. Und warum haben sie sonst noch so allerlei weggelassen? Als wäre das Weglassen ihr Dreh. Sie ignorieren auch Angst, Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit, die nach dem Gipfelgang der Brüder an die Stelle ihres Ehrgeizes traten. Messner hat doch kein Problem mit seinen Schwächen, ja mit reduzierter Wahrnehmung in der Todeszone. Warum bleibt die Ursache für die Verwirrung beim Abstieg ausgeblendet? Also nicht nur Pusch und Schlamperei bei der alternativen Wahrheitssuche, hier ist Vorsatz am Werk. Dazu kommt die absolute Ahnungslosigkeit, der komplette Unsinn ihrer Thesen. Hier sind keine Mitwisser am Werk, höchstens Ausredner. Jedes scheinbar unstimmg Detail dient den Anklägern als Indiz für Messners Verschleierung. Statt aber die angeblichen Widersprüche durch eigene Recherche aufzuklären, machen sie ihre Wissenslücken zum Beleg für angebliche Lügen des Kameraden.

Gravierender noch als ihre Ignoranz aber ist die Art, wie sie Aussagen und Sachverhalte zurechtbiegen, Tagebücher nachschreiben, Dokumente manipulieren. Nicht

**... gibt es etwas Verwerflicheres, als seinen Bruder im Stich zu lassen ...**

nur bis an den Rand der Fälschung, als vorsätzlichen Betrug. Natürlich bestreiten sie den Manipulationsvorwurf und es wäre erheiternd zu verfolgen, mit welcher Dreistigkeit sie ihre »Wahrheit« zurechtgeschnitten haben, ginge es nicht um Rufmord.

Warum aber findet solcher Schrott so viele Leser? Die Neugierde allein ist es nicht. Auch die Schadensfreude nicht. Es ist wohl Neid dahinter und eine Vorliebe für das Unwahrscheinliche. Von der Voraussetzung ausgehend, dass der äußere Anschein trügt, lehnen viele das gewöhnliche Wissen ab und suchen exotische Varianten zu den nüchternen Fakten. Ihre Botschaft ist ein Urteil – auch wenn als Frage formuliert:

gibt es etwas Verwerflicheres, als seinen Bruder im Stich zu lassen? Ihre Moral verpflichtet sie zur Aufklärung der Massen. Also wird zuerst erfunden und – weil es so nicht sein darf – anschließend bekämpft, was dem »Bösen« angedichtet wurde. Wenn das kein Geschäft ist! Messner, der über Leichen geht und als Ausgrenzter zur Zielscheibe von Ablehnung, ja Ekel gemacht werden muss. Alles im Geiste guter Kameradschaft hochgesinnter Bergkameraden. Ihre Aussagen sind nicht nur monströs und raffiniert, sie sind menschenverachtend. Nur insofern einmalig auf dem Markt der Ethikliteratur, weil die Autoren jede Ethik vermissen lassen. Ihre »gute Sache« ist nichts als Schwindel. Allein, dass mit der Vorgabe des Dabeigewesen-Seins Falsches als miterlebt verkauft wird, ist Bauernfängerei. Wenn dann mit Hilfe des Namens Messner mit wenig Aufwand eine große Wirkung erzielt wird, schreiben sie es ihrem Genie zu. Diese Kameraden, genial bei der Vermarktung und beim Selbstbetrug, sind also keine Irre oder Scherzbolde, sie gehören zu jenen selbstgerechten Menschen, die der wunderbarsten Bergsteiger-Moral huldigen, nach der die »Freud an der Sach« jedes den anderen schädigende Verhalten rechtfertigt.

# Senkrechte Leidenschaften

Alpinismus-Chronik 2003

## Begehrt und erkämpft – die Highlights und Standards des Bergsportjahres 2003



Dem Höhepunkt entgegen: Valeri Babanov am Nuptse Südpfeiler.  
Foto: Juri Koschelenko

»Danach gibt es keine jubelnde Menge oder Preisgelder, aber die Welt gewinnt eine surreale Qualität. Der Himmel scheint ein bisschen blauer und die Luft ein wenig süßer.« – »Es wird nicht lange dauern, und diese wenigen Minuten, die uns am Gipfel gegönnt waren, werden eine ganz besondere Bedeutung für uns bekommen. Vielleicht bleibt diese Besteigung für immer ein erreichtes Idealziel für uns.«

Für Tommy Caldwell ist es natürlich leicht, sich an der süßen Luft zu freuen – nach seiner 9a+-Erstbegehung »Flex Luthor« muss er nur noch abseilen und die Expressschlingen aushängen. Für Valeri Babanov und Juri Koschelenko dagegen beginnt auf dem Gipfel des Nuptse erst noch eine echte Odyssee: Mitten in der Nacht müssen sie über den gerade erst begangenen Südpfeiler wieder zurücksteigen und abseilen – ausgefroren, hungrig, mit wenig Material; die Freude muss noch warten.

Doch das persönliche Glücksgefühl, das die Akteure beschreiben, dürfte gleich groß

VON ANDI DICK

und maximal sein. Nicht nur, weil ihre Erfolge zu den Höchstleistungen des Bergsportjahres 2003 zählen – sondern weil sie die Erfüllung eines langen Traumes sind, die Befriedigung einer mächtigen Leidenschaft, die Ernte konsequenten Trainings und zäher Beharrlichkeit. Wie das vertikale Spiel auch heißt, ob die Griffe acht Millimeter klein sind oder die Berge acht Kilometer hoch: Der Einsatz für die persönlichen Traumziele an der Grenze des Möglichen ist gewaltig. 35 Tage lang, über drei Jahre verteilt, arbeitete Caldwell an seiner 30 Meter hohen und 20 Meter überhängenden Route; Babanov fuhr drei Mal an den Nuptse: Herbst 2002, Frühling 2003, Herbst 2003, und brauchte dann noch nach Fixseil-Vorarbeiten vier Biwaks für die 4500 Meter lange Route zum 7804 Meter hohen Gipfel.

Leidenschaft braucht es für Höchstleistungen. Professionelles Training, außerordentliche Begabung und starke Nerven reichen nicht aus – erst die brennende Gier nach selbst gesteckten Zielen lässt Menschen über sich hinauswachsen und Grenzen neu definieren. Egal welche Disziplin des Bergsports wir betrachten: Immer werden wir diesem Feuer begegnen, das die Protagonisten antreibt, das sie ihre Existenz unter das Zeichen der Vertikalen stellen lässt. Spüren wir ihm nach auf einem Streifzug durch die Highlights des Jahres 2003, der deshalb eher einige Spitzenaktionen ausführlicher behandeln statt die Breite erschöpfend darstellen wird.

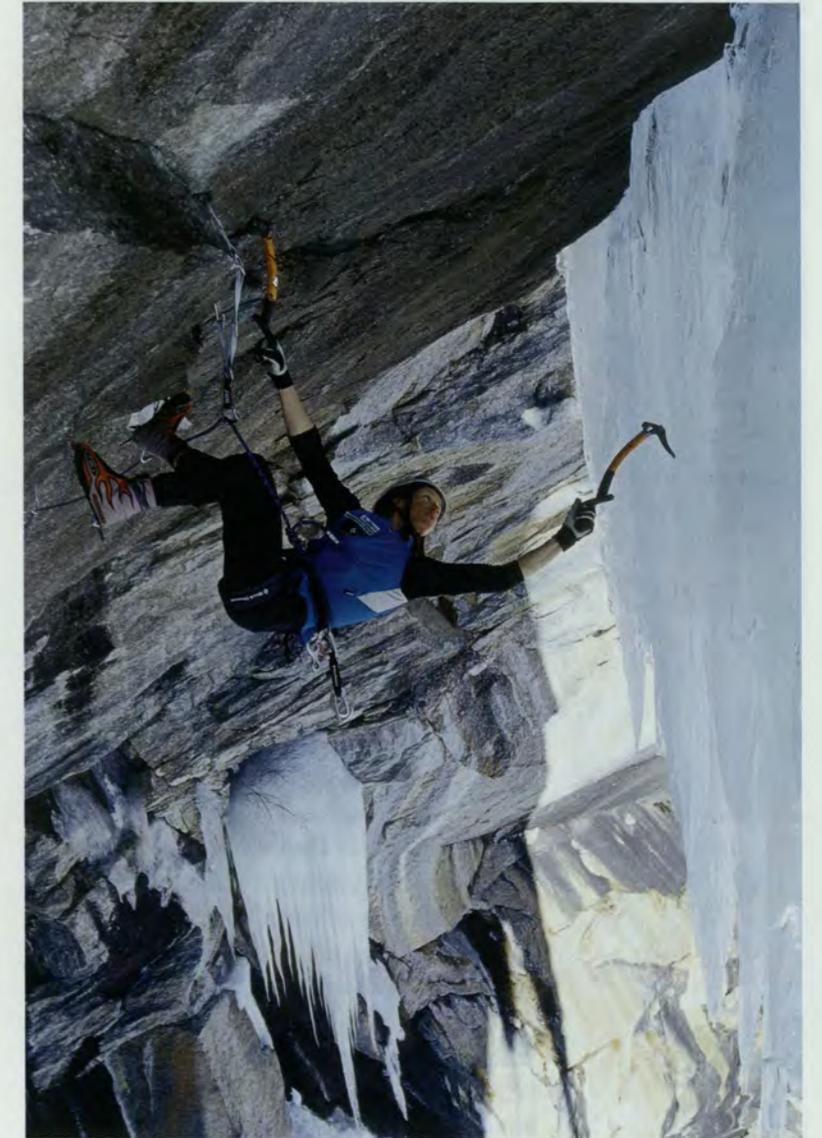
### Alpinismus daheim

Meine ganz persönliche Lieblingsaktion spielte sich im Super-Alpinwinter 2003 im Montblancgebiet ab: für zweimal andert-halb Wochen im Februar und März nisteten sich die Franzosen Patrick Berhault (+) und Philippe Magnin auf dem Eccles-Biwak unter der Montblanc-Südseite ein. Über dieser Blechschachtel stehen die Pfeiler der Brouillard- und der Frêneysflanke, getrennt von senkrechten Eisschläuchen, überzogen von einem dichten Netz von Routen, die zu den großen Klassikern der Alpen und zu den Traumzielen jedes Extremalpinisten gehören; jede eine lange Tagestour, oft auch nur mit Biwak begangen, und manche noch nicht einmal wiederholt. Berhault und Magnin spulten täglich eine Route ab und waren nach Abseilen abends wieder im Biwakhüttchen zurück; nach Aufbruch um halb acht morgens normalerweise zwischen vier und sechs Uhr nachmittags, teilweise auch später. In der ersten Kampagne vom 11.-19.2. sammelten sie acht Steileis couloirs, darunter die nur selten wiederholte »Hypergoulotte du Brouillard« (400 m, ED 3, V/6+ M) und die berühmte »Frêneysie Pascale« (600 m, ED 2/3, VI/6 M); nach dem Abschluss an der Cascade du Frêne (700 m, TD+, IV/5+) stiegen sie zum Montblanc-Gipfel und fuhren mit dort deponierten Ski nach Chamonix zum Essen und Feiern. Vier Tage später traten sie wieder an, um acht Felspfeiler-Routen zu sammeln (alle um TD+/ED 1, 5c und A1): Klassiker wie alle drei Frêneypfeiler (Zentralpfeiler, Gervasuttipfeiler, Pilier Dérobé) oder den Roten Brouillardpfeiler (Bonatti), aber auch ungewöhnliche Routen wie den Zentralen Brouillardpfeiler (Jones, 3. Begehung) oder die Polenroute am Linken Brouillardpfeiler (2. Begehung), die sich als der härteste Brocken erwies. Ausgerechnet bei den Felsrouten machten ihnen Neuschneefälle zu schaffen: die Felsen waren verklebt und Triebsschneelawinen machten gelegentlich das Atmen fast unmöglich; zu den Einstiegen mussten sie teilweise spuren, indem sie die Rucksäcke als Schneeschuhe unter die

Knie legten. Berhault schildert seine Leidenschaft so: »In Bedingungen, die zu anderen Zeiten ausgereicht hätten, uns zurückzutreiben, hielten wir durch bis wir die Routen geklettert hatten, die die Geschichte bilden, die uns motivierte. Hast du einmal einen Teil des Ziels erreicht, gibst du nicht auf, du bleibst dran, und dann kannst du interessante Erfahrungen machen.« Im Mai spazierte Berhault dann locker auf den Everest.

Im gleichen Winkel beendeten die Franzosen Patrick Pessi, Stéphane Benoist und Patrice Glairon-Rappaz ihre »Super-Intégrale de Peuterey«, die sie in zehn Wintertagen über Noire-Westwand (TD, 650 m),

Geht's noch steiler?  
Ines Papert in Mission Impossible (M 11).  
Foto: Rainer Eder



Gugliermi SW-Wand (TD/TD+, 600 m) und »Frêneysie Pascale« (ED2/3, 700 m) zum Montblancgipfel führte. Patrick Garrou (F, 52), der an diesen Wänden etwa ein halbes Dutzend Erstbegehungen gemacht hat, fand nun die »letzte logische Linie der Brouillardseite« mit »Patagonic« (800 m, ED 2/3), gemeinsam mit Christophe Dumarest. Zusammen mit Benoît Robert und Philippe Batoux eröffnete er seine

#### Alpine Freuden

»Eine andere Art von knorrig«, nannte José Pereyra das Klettern an Tepuis, den Tafelbergen im mittel-amerikanischen Regenwald, und Südtiroler nannten eine Route »Jardineros de grandes Paredes« – Großwandgärtner. Jared Ogden und Mark Synnott (USA) kämpften dabei mit Regen, Schlingpflanzen und Skorpionen. Ganz anders geht es in Patagonien zu: Vier Italiener montierten ihr Portaledge-Lager acht Meter über dem Wandfuß der Südwand des Cerro Torre. Aus dem Projekt wurde nichts, statt dessen durften sie nach ständigem Sauwetter ihr Portaledge aus den Neuschneemassen ausgraben. Tauwetter dagegen wäre der Crucial Point bei »einem der letzten großen Probleme der Mont-Blanc-Gruppe«, einer Hochsommerbegehung der Route »Digital Smell« an der Aiguille du Midi in Chamonix: Die letzte Seillänge direkt unter dem Klo der Seilbahnstation bezeichnete der Erstbegeher Marko Prezelj (Slo) als »mixed in many ways«, nämlich mit Fels, Eis und gefrorenen menschlichen Hinterlassenschaften.

sitzt Robert, und Batoux kauert am äußeren Rand einer Wechte. Auf dem Gipfel bitten die drei per Handy um einen Ersatzschuh, damit Robert ins Tal absteigen kann; die Retter fliegen aber Garrou wegen »Altersvorrecht« aus und der gibt seinen Stiefel an Robert für den ehrenvollen Fußabstieg. Weniger chaotisch, aber mindestens so hochklassig ist die erste freie Begehung der berühmten »No Siesta« in der gleichen Wand, die Robert Jasper (D) und Markus Stofer (CH) onsight in drei Tagen gelang, wobei sie in 18 Seillängen à 70 Meter Schwierigkeiten bis WI 6 und M8 kletterten. Für solche Leistungen ist ein solides tech-

nisches Niveau hilfreich, das Jasper und Stofer in schwersten Mixed-Sportklettereien unter Beweis stellten. Dort hieß der Top-Standard im Winter 02/03: M11 onsight (Kurt Astner flasht »Mission Impossible«, Dmitry Bytchkow und Robert Jasper onsighten sie, Ines Papert klettert sie fast onsight, dann im zweiten Versuch); die Spitzentouren von Robert Jasper lagen bei M12 (»Batman«; »Vertical Limits«, wiederholt von Simon Anthamatten).

Vor der großen Eisverbrennung im Sommer 2003 erwiesen sich die altgedienten europäischen Gebirge im Winter und Frühling als vielfältige Spielwiese; große Routen wurden an unscheinbaren Gipfeln wie Pré de Bar, Claridenstock, Agassizhorn, in den Pyrenäen und im Dauphiné eröffnet. Aufsehen erregte Christoph Hainz (I) mit seinem 4:40-Stunden-Rekord-Solosprint durch die Eiger-Nordwand (Heckmair, ED2, 1600 m), die im Spätwinter Idealverhältnisse aufwies; knapp scheiterte der Versuch der Franzosen Stéphane Brosse und Pierre Gignoux, mit Ski den Rekord für die Strecke Chamonix – Mont Blanc – Chamonix zu schlagen, den der Schweizer Piere-André Gobet 1990 zu Fuß aufgestellt hatte, mit 5:10 Stunden (3:38 rauf, 1:32 runter). Die Skibergrenner brauchten rauf 4:04 Stunden, runter 1:08, insgesamt 5:15 Stunden. Flott und schwer wiederum waren Richard Dupont, Rémy Laborde und Jérôme Thinières im eisbedeckten Kessel des Cirque de Gavarnie (Pyrenäen) unterwegs: 23 Stunden hin und zurück brauchten sie für die 750 Meter der drei Wasserfallrouten »Thanatos« (V/6-), »Mitologico« (IV/4) und »Alois« (V/5, 5c, A3); das Enchainement war zuvor nur dreimal gelungen, jeweils mit zwei Biwaks.

#### Alpinismus auswärts

Auch im Bergsteigen außerhalb der Alpen ist Geschwindigkeit nützlich, um in kurzen Schönwetterfenstern mit »Sturmgepäck« das Ziel zu erreichen. So eilte Bruno Sourzac (F) in 22 Stunden solo durch die Südwand des Aconcagua (ED1, 2400 m);

Robert Jasper und Stefan Glowacz (D) fanden gemeinsam in 26 Stunden »The lost world« (6c, M8) am Cerro Murallon in Patagonien; Rob Owens und Scott Semple (USA) eröffneten in 32 Stunden »Great Western« (2000 m, WI 5R, M7) am Mount Stephen in British Columbia; und Paul Ramsden und Guy Willett (GB) erschlossen in einem 50-Stunden-Rundtrip »Great White Fright« (2000 m, ED, schottisch 5) an der Father-and-Sons-Wand des Denali (Mt. McKinley, 6193 m). Gleich zweimal hatte es Kelly Cordes (USA) eilig: Mit Jonathan Copp eröffnete er am vorher unbestiegenen Mt. Andrews in der Alaska Range in 24 Stunden »Going Monk« (1200 m, WI 6, M6) und in Peru durchstieg er mit Jim Earl in 29 Stunden hin und zurück »Personal Jesus« (1000 m, ED 2, 6a, M7) in der Nordwestwand des Ulta. Beim Abstieg entwickelte Earl Symptome des Höhenlungenödems und brauchte 6 Stunden für 4 km zum Hochlager. Doch nach Nifedipin und einer Erholungsnacht waren beide wieder fit genug, um in die Tambo-rajú Disco Bar in Huaraz zu gehen. »Wir halten nun beide die Besteigung irgendeines Cordillera-Blanca-Gipfels für unvollständig, wenn das Enchainement mit Tambo-rajú fehlt.«

»Die Art von Tour, auf die Du ein Leben lang wartest.« So charakterisierten Mike »Twid« Turner, Stuart McAleese und Ollie Sanders (GB) ihr »Supa Dupa Couloir« (ED4, WI6+, 1200 m) am Citadel in der Kichatna Range von Alaska: dreieinhalb Tage für 21 Steileislängen in einem superschmalen Couloir, in dem sie zu 90 Prozent der Zeit beide Wände berühren konnten; am letzten Tag stiegen sie 200 Meter senkrechtes Eis mit Direktblick zum Wandfuß. Wenige Meter neben ihnen arbeiteten sich die Polen Marcin Tomaszewski, Dawid Kaszkowski und Krzysztof Belczynski in 16 Tagen durch die Ostwand nach oben, »unabhängig vom Wetter ohne Pause kletternd«; ihre Neutour »Last cry of the butterfly« (VI, 6b+, A4, C3, 70°, 1200 m), für die sie zum Piolet d'Or nominiert wurden, bezeichnen sie als »Kletter-Kamasutra«.

Ebenfalls eine Piolet d'Or-Nominierung ernteten Aymeric Clouet und Didier Jourdain aus dem französischen Jugend-Alpinteam für ihre Erstbesteigungen »Tambo, Churros y Amigos« (1200 m, VI, 7a, A2, 95°) am Jirishanca (6096 m), »En el alto, el tiempo sara nostra recompensa« (800 m, ED+, WI VI,5+, M6) am Chacaraju Est (6001 m) und die Onsight-Wiederholung von »Cruz



del Sur« (7b) am Esfinge (5325 m). Am Yerpaja (6617 m) nannten Matevz Kramer, Matej Mejovsek und Tadej Zormann aus Slowenien ihre Erstbegehung in der Nordostwand bedeutungsvoll »Limitless Madness« (VI, WI 6, 5c, 1900 m, 38 SL), denn ständiger Stein- und Eisschlag begleitete den zweitägigen Auf- und zwölfstündigen Abstieg in brüchigem Fels und morschem

Der achte Mixed-Grad in der Jorasses-Nordwand: Robert Jasper in No Siesta. Foto: Markus Stofer

Steileis. Gleich drei Solo-Erstbegehungen sammelte der Schwede Adam Kovacs an drei Gipfeln des Huandoy: Norte (6395 m) Ostwand (»Alexandra«, 1000 m, TD+), Sur (6160 m) Nordostwand (1000 m, TD/TD+), Este (5900 m) Südostwand (550 m, TD/TD+). Ebenfalls solo vermeldet der Reutlinger Jürgen Straub eine Erstbegehung am Nevado del Plomo (6050 m); »El sendero del Leon« (kombiniert und 6b) durch die 2500 Meter hohe SSO-Wand sei schwerer als die Aconcagua-Südwand.

Genau dort meldete sich einer der ganz Großen zurück: Tomaz Humar (Slo) war beim Hausbau rückwärts in ein Loch gestürzt und nur knapp dem Tod entgangen; jetzt ist sein rechtes Bein etwas kürzer und der linke Knöchel teilweise steif (soviel zum Risiko beim Bergsteigen).

Das hinderte ihn nicht, mit Ales Kozelj in fünf Tagen eine neue Linie durch den linken Teil der Aconcagua-Südwand zu ziehen. Der Einstiegs-Wasserfall, »eine Mischung aus Eis, fallenden Steinen und Wasser« gab den Ton vor, weiter ging es, Stein- und Wasserschlagtreffer ignorierend, auf gefrorenem Schlamm, schmelzendem Eis, triebschneebedeckten Blankisplatten, durch brüchigen Fels und bei einem Biwak an Eispickeln im morschen Fels gesichert. »Mobi-tel's Swallow-Johan's Route« (2500 m, 6a, A2, 90-100°, M5-M6) nannten sie die Neutour nach ihren Sponsoren.

### Himalaya: Alpinismus...

Auch im Himalaya kann man, abseits kommerzieller Normalweg-»Expeditionen«, anspruchsvolle Ziele für alpine Leidenschaften finden. »Ich war beeindruckt von der Schönheit der Linien, die sich auf der schattigen und felsigen Wand bildeten, wie Joghurt, der über eine schwarze Marmorskulptur rinnt.« So schwärmten Sébastien Constant und Jérôme Mercader (F) von der Nordwand des Pharilapcha-Machermo (6017 m), durch dessen Nordwand sie »Le bûcher des vanités« (1000 m, 27 SL, ED1, WI 4, M5) zogen, in drei Tagen mit Superleichtausrüstung und Acht-Kilo-Rucksäcken. Eine Piolet d'Or-Nominierung verdienten sich ihre Landsleute Stéphane Benoist und Patrice Glairon-Rappaz für die Neutour in der Nordwand des Thalay Sagar (6904 m, 1200 m, WI 5+, M6), die sie in neun Tagen eröffneten. Die Holländer Cas van de Gevel, Mike van Berkel und Melvin Redeker vergnügten sich in einer Neutour an der Nordostwand (5c, WI 5 und A1) des gleichen Gipfels: »Mein Schlafsack war tropfnass und hing an mir wie ein Sack Kartoffeln. Cas hatte das Problem nicht, denn er hatte seinen Schlafsack in der Wand verloren.« Etwas ernster ging es bei Reiner Treppte (D), Urs Stöcker und Simon Anthamatten (CH) am Baghirathi III (6454 m) zu, während der vierten Begehung von »Estrella Imposible« (1400 m, 6c, A3) in der Westwand, für die Treppte vom DAV gefördert wurde: »Simon kann nach 60 Metern keinen Stand machen. Das Eis ist zu schlecht, der Fels alles andere als zuverlässig. Ohne Zwischensicherung steht Simon oben, legt einen kleinen gelben Camelot zur psychischen Stärkung in ein fadenscheiniges Risslein, und nach kurzer Verständigung geht es weiter. Ich klettere jetzt von Urs gesichert nach, bis auch der zweite Strang unseres Zwillingssseiles aus ist. Genau in diesem Moment erreicht Simon einen Felsblock, wo er einen guten Camelot versenken kann. Nun kann Urs den unteren Stand abbauen und nachjümmern. Doch just, als Urs sich voll ins Seil hängt, reißt ne-

ben mir der kleine gelbe Camelot aus und wir hängen beide fünf Meter tiefer.«

Drei große Routen an hohen Siebentausendern sind die Highlights im Alpinismus 2003. An der Annapurna III (7555 m) eröffneten Ian Parnell, Kenton Cool (GB) und John Varco (USA) eine Route über den Zentralpfeiler der Südwestwand (2500 m, 6b, M5, WI 5). Sie stiegen im Alpinstil mit Zelt in fünf Tagen auf und kletterten auf 7000 Metern Höhe noch den fünften Grad und M5; für die Neutour wurden sie zum Piolet d'Or nominiert. Den renommierten Preis gewannen allerdings Valeri Babanov und Juri Koschelenko für die Erstbegehung des Südpfeilers (»Mondschein Sonate«, 2500 m, 4500 m Kletterei, 6b, M5, A3, 90°) am Nuptse Ostgipfel (7804 m). An diesem Problem hatten sich seit dem ersten Versuch 1986 durch Jeff Lowe und Mark Twight die besten Bergsteiger die Finger abgefroren, Babanov berannte den Berg dreimal. Nach großen Schwierigkeiten im unteren Pfeiler (6b, A3) und einer langen kombinierten Steilflanke kommt das dicke Ende dieser Tour erst am »Top Tower« ab 7400 Metern, wo in brüchigem Fels noch 5b und M5 zu klettern ist. Die Schwierigkeiten, Kälte und Höhe fordern Babanov dermaßen, dass er nur mit Medikamentenhilfe schlafen kann, Koschelenko gar nicht. Am nächsten Tag sind sie um fünf Uhr nachmittags auf 7700 Metern Höhe kurz vor Dunkelwerden in Reichweite des Gipfels. Babanov: »Jeder von uns ist bereit, viel für diesen Sieg zu opfern. Ich frage Juri: ›Sollen wir weiter aufsteigen?‹ Worauf er antwortet: ›Du kannst ohne Gipfel nicht umdrehen, oder?‹... Jetzt gibt es keinen Zweifel mehr.« Im Mondschein erreichen sie den Gipfel und kämpfen sich dann völlig erschöpft, mehr auf Instinkte als auf Können vertrauend, ins Tal zurück. In den USA wurde Kritik laut, dass Babanovs Stil mit Fixseilen im unteren Teil, erst ab 6400 Metern im Alpinstil, ein Rückschritt sei gegenüber den früheren Versuchen, bei denen etwa Peter Arbic und Jim Elzinga (Can) 1989 ohne Fixseile bis 7500 Meter gekommen waren. Allerdings waren

seit 1994 praktisch alle Versuche mit Fixseilunterstützung unternommen worden – Chancen für eine Erstbegehung in stilistischer Sonderklasse hatte dieses vielbegehrte Problem also praktisch nicht mehr. Spätere Wiederholer mögen durch eine Begehung im Alpinstil die Leistung noch weiter anheben.

In reinem Alpinstil waren auf der Rückseite des gleichen Berges die Argentinier Willie und Damian Benegas unterwegs. Deshalb zeichnete das amerikanische Magazin »Climbing« ihre Route »The crystal snake« (ca. 2000 m, 6a, WI 5, M4) durch die Nordwand des Nuptse Hauptgipfels (7861 m) als beste Leistung im Höhenbergsteigen aus. Da sich Damian beim Husten eine Rippe angeknackst hatte, stieg Willie die meisten der 42 »Rope stretcher«-Seillängen vor, bei deren Schwierigkeit er sich manchmal »Windeln gewünscht« hätte. Ständiger Begleiter waren Spindrift-Triebschnee-Lawinen: »Du öffnest den Biwaksack ein kleines Stück, und er ist voll mit Schnee. Das nächste Mal nehmen wir Schnorchel mit.« So waren die Schlafsäcke ab dem dritten von fünf Biwaks nur noch hartgefrorene Klumpen. Trotzdem ließen die beiden nicht nach, auch als ihnen zwei Tage unter dem Gipfel das Essen ausging, und erkämpften sich das Ziel ihrer Leidenschaft. Willie schwärmt von dem dünnen Eisstreifen, der durch eine dunkle Felswand zum Gipfel zieht: »An einem 4000er wäre diese Linie

Himalaya-Klettern heute: Reiner Treppte am Baghirathi III. Foto: Archiv Treppte



Wilde Wand an großem Berg: Damian Benegas in der Nordwand des Nuptse. Foto: Willie Benegas

eine der fantastischsten, klassischen Routen des Planeten. ... Ich habe nicht den Nuptse bestiegen, ich habe die Linie geklettert. Der Gipfel war nur der Bonus.«

#### ... und Achttausender

Wie gewohnt, waren die Achttausender nur selten Schauplätze alpiner Taten. Nennenswert ist vor allem eine neue Variante vom Normalweg zum Gipfel des Kangchendzönga (8586 m), die die Italiener Christian Kuntner, Silvio Mondinelli und Mario Merelli zusammen mit Carlos Pauner (E) erstbegingen. Dabei kletterten sie oberhalb von Camp 3 (7600 m) Eis bis 65° und längere Felspassagen im oberen vierten, vielleicht sogar fünften Grad. Beim Abstieg von »La luce del Nirvana« geriet der langsamere

Pauner jedoch in Rückstand, musste zweimal biwakieren und erfror sich zwei Finger und Zehen.

Obwohl Alberto Iñurretegui schon die Achttausender-Sammlung komplett hat, bestieg er den Cho Oyu auch noch im Winter. Juanito Oiarzabal stieg gleich zweimal auf diesen Berg, um (nach dem Gasherbrum I im Frühling)

damit den Rekord von 20 Achttausenderbesteigungen an sich zu reißen (Messner hat 18 von allen Sorten, Ang Rita Sherpa stand 19 mal auf vier verschiedenen). Eine interessante Taktik wählte der Australier Duncan Chessel für die Kunden seiner kommerziellen Cho-Oyu-Expedition: Sie akklimatisierten sich durch die vermutlichen Erstbesteigungen zweier hoher Sechstausender in der Labchi Kang Gruppe. Am Nanga Parbat durchstieg Jean-Christophe Lafaille (F) zusammen mit Simone Moro (I) eine neue Route links in der Diamirflanke (»Tom und Martina«, nach ihren Kindern);

den Gipfel erreichte er zusammen mit Ed Viesturs (USA). Außerdem stieg er vorher auf den Dhaulagiri und danach auf den Broad Peak; alles innerhalb einer Saison, wofür er eine Nominierung zum Piolet d'Or verbuchen durfte. Beim Abstieg vom Broad Peak allerdings entwickelte der starke Franzose Lungenödem-Anzeichen, wurde alleingelassen, fiel bei einer Abkürzung in eine Spalte, versuchte zweimal vergeblich rauszuklettern, bevor er endlich am Boden entlang querend eine Ausstiegsmöglichkeit erreichte; Ed Viesturs und Denis Urubko (Kasachstan) halfen ihm dann endlich hinunter ins Basecamp. Tomaz Humar scheiterte mit dem Plan einer Neutour in der Rupalflanke des Nanga Parbat an den warmen Temperaturen.

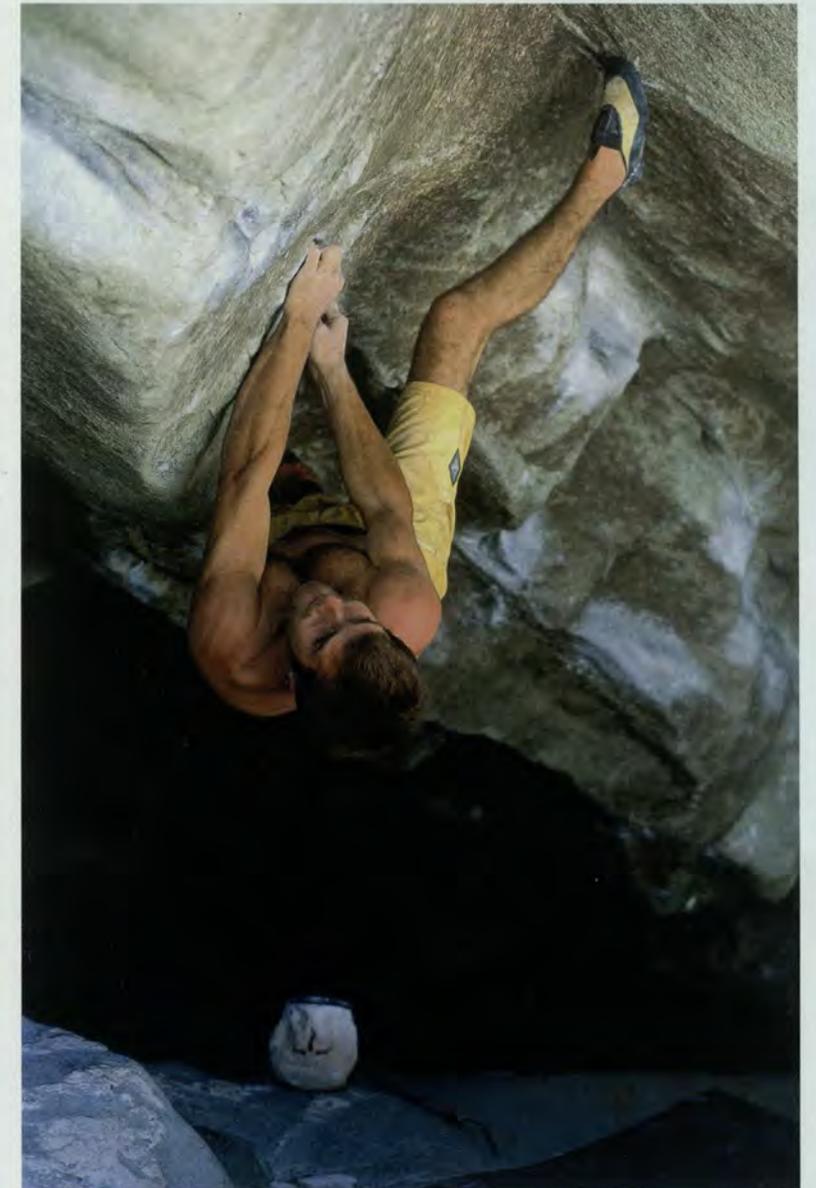
Die Sammlung (alle 14 Achttausender-Hauptgipfel) komplettierte als 13. der Koreaner Han Wang-Yong; unter den Verfolgern lagen 2003 Ed Viesturs (13), Christian Kuntner (12) und Jean-Christophe Lafaille (11) gut im Rennen. Unter den Frauen lag die Baskin Edurne Pasaban (6) in Führung, die in einem Frühling Lhotse, Gasherbrum I und II bestieg und außerdem schon Everest, Makalu und Cho Oyu auf dem Konto hat. Anna Czerwinska (Pol, 54) hat fünf plus zwei Vorgipfel, Nives Meroi (I) fünf, darunter Gasherbrum I, II und Broad Peak innerhalb von 20 Tagen, Gerlinde Kaltenbrunner (A) vier plus zwei Vorgipfel. Der Italiener Fausto de Stefani, der 1997 zusammen mit Sergio Martini den Lhotsegipfel fünfzig Meter zu tief erreicht, danach aber trotzdem die Komplettierung der Sammlung verkündet hatte, scheiterte mit seinem Versuch, nun wie Martini 2000 den Gipfel wirklich zu erreichen. Wer am Sammel-Spiel teilnehmen will, muss eben nachweisbar den höchsten Punkt des Hauptgipfels abhaken.

Vom Chomolungma (Mt. Everest, 8850 m) kann aus dem 50. Jubiläumsjahr der Erstbesteigung nur in Stichworten berichtet werden. Im nepalischen Basislager saßen zeitweise mehr Leute herum als in Namche Bazar, dem größten Ort der Re-

gion. 266 Menschen erreichten den Gipfel (mehr als zwischen 1953 und 1988), am 22. Mai waren es 103 Gipfelsieger (66 von Nepal aus, 37 von Tibet), am Hillary Step regelten Bergführer den Verkehr, einer kehrte um, weil zwischen Südgipfel und Gipfel 80 Leute hingen. Auf dem Gipfel wurde Gitarre gespielt, ein Golfabschlag misslang, dafür traf eine Sauerstoffflasche einen Bergsteiger am Kopf. Apa Sherpa war zum 13. Mal oben, Pemba Dorje rannte in 12:45 Stunden vom Basislager zum Gipfel, gleich darauf Lhakpa Gelu in 10:56, beide mit Sauerstoff; der Italiener Fabio Meraldi erreichte ohne Zusatz-Sauerstoff den Südsattel in sieben Stunden. Die obere Altersgrenze definierte Yuichiro Miura (Jap, 70 Jahre, 222 Tage, Sauerstoff ab 6400 m), die untere das Sherpamädchen Ming Kipa (15 Jahre, 18 Tage); zusammen mit ihr standen ihr Bruder Mingma Gelu am Gipfel und ihre Schwester Lhakpa Sherpa – diese zum dritten Mal. Schande und Ehre: Ein Amerikaner stürzte auf 8500 Metern auf seinen Sherpa und mit diesem auf den Briten Conan Harrod, der sich dabei den Unterschenkel brach – doch die Schuldigen stiegen weiter. Den Erfolg der fahrlässigen Tötung verhinderten Teamkollegen von Harrod und andere Bergsteiger, die den Verletzten in drei Tagen aus dieser Rekordhöhe ins Basislager zurückschafften.

#### Harte Brocken

Vom ganz Großen zum ganz Kleinen: Wenn Mann und Frau mit Matratzen im Wald verschwinden, ist die dahinter steckende Leidenschaft oft nicht schwer zu erraten: das Bouldern. Die extrem schweren Züge an Felsbrocken in Absprunghöhe werden durch »Crash Pads«, tragbare Weichbodenmatten, abgesichert. Der derzeitige Topgrad Fb 8c (entspricht ca. UIAA XI/XI+ in Routen) existiert in 13 Boulderproblemen und wurde 2003 mehrfach geklettert: Christian Core (I, »Dreamtime«), Fred Nicole (CH) und Dave Graham (USA, »New Base Line«), Bernhard Schwaiger (A, »Zunami«), Dai Koyamada (Jap, »Byakudou«), Seb Fri-



gault (F, »Trip Hop«); Si O'Connor (GB, »Extradition«); Philip Moser (F, »L'Anarchiste«). Die vermeintlich noch schwierigere »Unendliche Geschichte Teil 1+2« (CH), die Chris Sharma (USA) erstmals klettern konnte, die Aneinanderreihung eines 8b+- und eines 8a+-Boulders, würde von Julius Westphal (D) gleich wiederholt und auf 8b+ eingeschätzt. Fred Nicole (CH) konnte erstmals eine Fb 8b (»Massive Attack«, CH) flashen; nun gilt sie allerdings nur noch als 8a+/8b. Die Damen liegen hier ein deutliches Stück zurück, wahrscheinlich weil Boulder oft weite Griffabstände haben und

Ganz schön hart: Chris Sharma, Unendliche Geschichte.  
Foto: Beat Kammerlander



### Frei und onsight

Beim Freiklettern werden die Haken einer Route zur Sicherung benützt, aber nicht zur Fortbewegung. Der wünschenswerte Stil ist die Rotpunktbegehung, bei der die Seillänge ohne Rasten vorgestiegen wird. Bei Mehrseillängenrouten sollte idealerweise jeder Begeher jede Seillänge von der ersten bis zur letzten Rotpunkt vorsteigen. Bei langen Routen steigen üblicherweise die Seilpartner die leichteren Längen abwechselnd vor; die schwersten Längen aber steigen beide vor (nach dem Vorstieg seilt der erste ab, um den Partner zu sichern). Für schwere Rotpunktbegehungen werden meistens die Bewegungen vorher eingeübt – ein noch höherwertiger Stil ist die »Onsight«-Begehung, bei der die Seillänge nur von unten gemustert werden darf. Verschafft man sich Informationen über die Strukturen (Videos, Tipps von anderen, Inspektion aus dem Abseilen), kann man höchstens einen »Flash« ernten.

damit für die meist kleineren Frauen noch schwerer sind: Josune Bereziartu (E, »Solaris«) und Lisa Rands (USA, »Chablanke«) konnten glatt Fb 8a+ klettern; Catherine Miquel (F), Stella Marchisio (I), Claire Murphy (GB) und Alyssa Bennett (USA) stiegen 8a/a+.

Als beste Boulderleistung würdigte »Climbing« die Solobegehung von »The Fly« in Rumney (USA) durch Jason Kehl.

Zuvor hatte die nur acht Meter hohe Fingerkraft-Route als 9a-Sportklettereie gegolten; Chris Sharma fiel bei einem Flash-Versuch erst am letzten Zug ab. Kehl ebnete den blockigen Wandfuß etwas ein, legte einen Stapel Bouldergeräten auf die felsige Vorbaustufe und versuchte sich in der Route, obwohl er sie zuvor beim Ausbouldern (oft nachts mit Stirnlampe) nicht hatte durchsteigen können. Einige wilde Stürze stellten seine Aufpassermannschaft auf die Probe, bevor er das Solo im Sack hatte. Nun gilt »The Fly« nur noch als Highball Boulder und wird mit Fb 8b/b+ eingeschätzt.

### Solo und fast solo

Mehr Nervenstärke fordern Solobegehungen »normaler« Sportkletterrouten – viermal war dabei der Grad 8b (UIAA X) fällig: Alex Huber (D) spulte seine Aufwärmroute »Der Opportunist« am Schleierwasserfall solo ab, Dave McLeod machte mutterseelenallein die 20 Meter lange »Hurlyburly« in Schottland, Ben Heason stieg solo durch »Cara Cangreso« in Thailand, was erst seine zweite Route in diesem Grad war, und Tom Adams (USA) solote »Cop Killer« nur einen Monat, nachdem er sie erstmals überhaupt steigen konnte; dafür legte er sich allerdings »eine Wagenladung Crashpads« zurecht und engagierte eine ganze Mannschaft von Aufpassern. Ben Heason machte auch in einigen Trad-Routen Englands durch Solos Gedanken über die schlechte Sicherung unnötig: »Paralogism« (E7 6c = ca. 7c) solote er im Flash, »End of affair« (E8 6c = ca. 7c+) nach Üben und »Final Destination« (E9 6c = ca. 8a) nach nur einer halben Stunde Check im Toprope.

Heasons Highlight, das nach seinen Worten »in Bezug auf persönliche Befriedigung und Fortschritt ... die meisten meiner harten und kühnen Gritstone-Klettereien in relativer Bedeutungslosigkeit verblassen« lässt, war die (n)onsight-Erstbegehung einer Variante namens »Turning Point« (1000 m, V, E6 6b) zur Route »A wonderful life« an der Saft Wall in Grönland; die letzten drei Seillängen (E6, E6, E5, entspricht

7b+/7c) stieg er im Dunkel der Nacht onsight vor, nur mit Klemmkeilen gesichert. An der gleichen Wand fanden der Spitzensportkletterer Steve McClure und der Boulderer Miles Gibson (beide GB) ebenfalls ohne Bolts und Haken die Route »21« (900 m, V, E7, 6b), die sie bis auf zwei Seillängen onsight kletterten. Die Schlüssellänge über ein Dach, dessen einziger Riss als Wasserleitung diente, schaffte McClure völlig ausgepumpt im vierten Versuch; er konnte 2003 eine 8a+-Trad-Route in den Shawangunks onsighten, eine 8b/8b+-Route onsighten und seine dritte 9a erstbegehen.

Bemerkenswert ist auch die Erstbegehung »Pizza, chocolate y cerveza« (600 m, E6, 6b; entspricht 7b mit schlechter Sicherung), die Anne und John Arran (GB) mit Alfredo Rangel (Venezuela) durch die Ostwand des Tepui Acopan in Venezuela legten – in sechs Tagen, ohne Bolts und Haken (nicht einmal an den Ständen) und ohne einen Sturz. Spannend war es dabei zum Beispiel besonders bei einem Sprung zu einem Busch an einer Dachkante, von dem nicht klar war, ob er das Gewicht aushalten würde. Ebenfalls keine Bolts und nur zwei Normalhaken brauchte die Frauenseilschaft Cecilia Buil (E) und Roberta Nunes (Brasilien) für ihre Neutour »Hidrofilia« (1620 m, BW VI, 6c+/7a, A2+) am Thumbnail in Grönland. Leider liest man fast nur in Berichten von Frauen Sätze mitreißender Begeisterung wie über das Polarlicht: »Es war, wie etwas Zeitloses und Heiliges zu berühren. Cecilia und ich explodierten vor Freude.« Männer dagegen müssen häufig andere Rollenklischees erfüllen und »cool« sein, wie Dean Potter in seinem Riss »Concepcion« (ca. 8b+, laut Climbing »beste Trad-Kletterleistung 2003«), dessen obere 30 Meter er ohne Zwischensicherung stieg, in einem 6b-Hand-und-Fauststriss. Ebenfalls nur mit Friends im 8b+-Gelände sicherte Didier Berthod (CH) das Zwölf-Meter-Rissdach »Green Spit« im Valle dell'Orco. Und was Trad-Klettern bedeutet, demonstrierte Cristian Brenna (I) bei der ersten Wiederho-

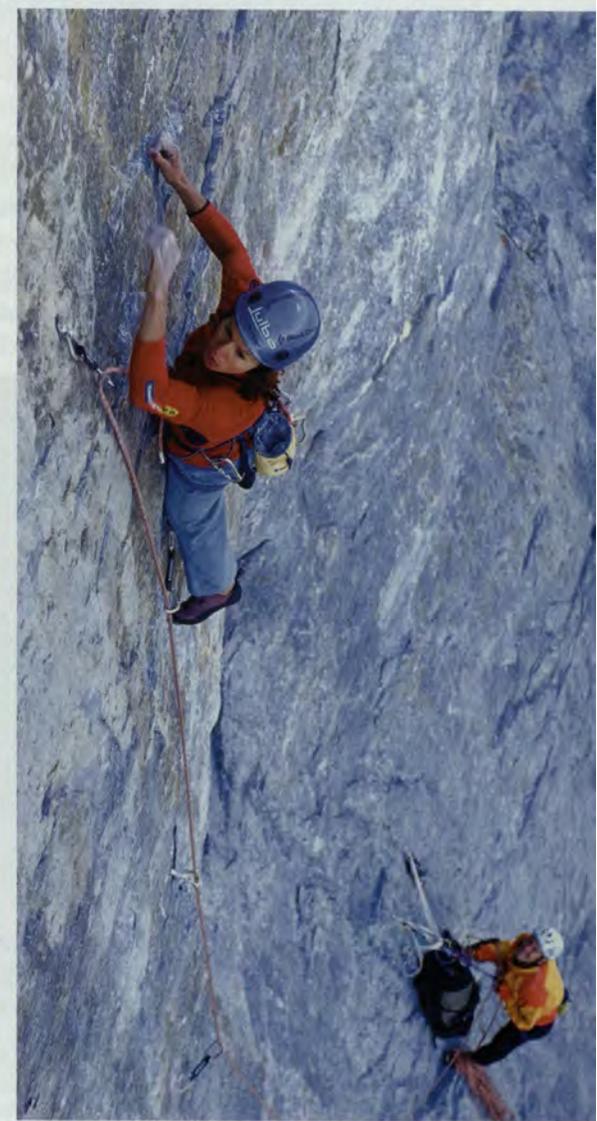
lung von »Is not always Pasqua« (E9 7a, entspricht 8b): Beim ersten Versuch fiel er an der Schlüsselstelle in einen Keil und einen Camelot, von denen keiner geglaubt hätte, dass sie halten könnten. Beim erfolgreichen Durchstieg fiel der Keil von selber aus dem Riss, aber Brenna hielt sich fest. Die vielleicht schwerste Trad-Route ist die dritte E10 Englands, »Blind Vision« (E10 7b) von Adrian Berry. Nach einem Einstiegsboulder von Fb 8a+ ließ er sich, auf einem Band stehend, zwei Seile hochwerfen; daran sicherten ihn für die folgende Fb 7c+-Passage zwei Sicherungsleute über einen labbrigen Friend und zwei weit darunterliegende Keile: Einer sollte dynamisch Sturzenergie abbauen, der andere durch Seileinziehen einen Bodensturz verhindern.

### Lang sauschwer

Faszinierende Leistungen wurden im alpinen Sportklettern gebracht. Die erste Eintages-Begehung von »Symphonie de Liberté« (27 SL, 8a) in der Eiger-Nordwand durch Ines Papert und Hansi Lochner fällt vor allem deshalb auf, weil noch nicht oft Frauen lange Routen dieser Schwierigkeit rot-punkt begangen haben, und weil die Eiskletter-Weltmeisterin und -Weltcupsiegerin (laut Climbing »beste Mixed-Sportkletterleistung« 2003) hier auch ihre Fähigkeiten im Fels bewies. Ebenfalls am Eiger stiegen Stephan Siegrist und Ueli Steck erstmals »La vida es silbar« (27 SL, 7c); Roger Schäli und Simon Anthamatten klet-

Abb. Seite 306: Absolut cool – Alex Huber in Der Opportunist. Foto: Michael Meisl

Abb. unten: Mikroleisten am Eiger: Ines Papert in Symphonie de Liberté. Foto: Rainer Eder



terten die Japaner-Direttissima durch die Rote Fluh frei (7 SL, 7b+).

Reihenweise gab es Erstbegehungen und Wiederholungen von Mehrseillängenrouten im Grad 8b und 8b+. Cristian Brenna (I)

#### Einfach durchreißen

Lange hatte der Kanadier Sonny Trotter an sein Projekt »Forever Expired« (8c+/9a) in Ontario hingeübt. Als er endlich zum Durchstieg startete, hörte er in der Fb 8a+-Schlüsselstelle plötzlich ein Geräusch: »Ich hörte es bevor ich es fühlte, es klang wie reißendes Klebeband.« – In beiden Händen waren Fingersehnen gerissen. Doch es war die letzte Chance: es war Abend, die Saison ging zu Ende, er war verletzt. Also zog er den Rest der Route, eine Fb-7b-Boulderstelle und 20 Meter Überhang, einfach vollends durch.

kletterte »Itaca del Sole« (5SL, 8b) im Valle dell'Orco erstmals frei, Alex und Thomas Huber eröffneten »Firewall« (12 SL, 8b) am Feuerhorn an der Reiteralm. In der gleichen Wand wurde die Tom-Huber-Route »End of Silence« (ca. 8b) wiederholt vom Eiskletter-WM-Dritten Harry Berger (A) und von Mauro »Bubu« Bole (I). Bole ergänzte seine eindrucksvolle Sammlung von Frei-

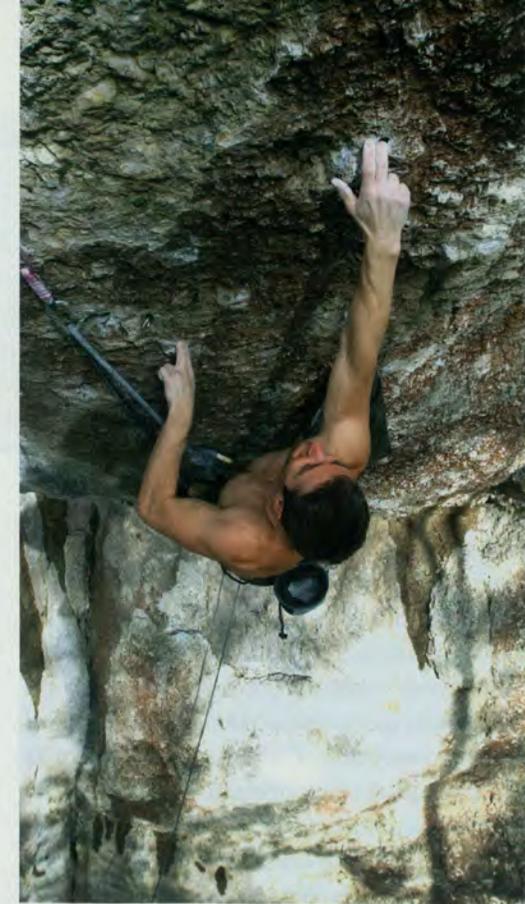
begehungen in den Zinnen-Nordwänden um die ersten der »Camillotto Pellesier« (11 SL, 8b) und der Spanier-Route (13 SL, 8a+, 3 Haken A0) an der Großen Zinne. In der Spanier-Route wider setzte sich ein Dach seinen Freikletterkünsten, die er im Klettergarten bis 8c trieb; statt Griffe zu schlagen oder eine andere Linienführung zu wählen, entschied sich Bole für die Beibehaltung der künstlichen Stelle. Bei all seinen Frei begehungen sanierte er nur die Stände mit Bohrhaken, kletterte aber sonst am alten (meist miserablen) Hakenmaterial. Die freie Begehung alter Technorouten bezeichnen übrigens Protago-

nisten wie Manolo, Christoph Hainz oder Roland Mittersteiner als einfacher und sicherer als Neuerschließungen, denn die Haken stecken schon und es geht »nur« noch ums Freiklettern – ein interessanter Nebenaspekt. Boles Frei begehung der »Couzy-führe« in der Westlichen Zinne wiederholte Michael »Much« Mayr (I) in einem Tag; er wertete die 12-SL-Route ab auf 8a+. In »Akut« (8a/a+) an der Westlichen Zinne scheiterte er nach der schwersten Länge wegen Wettersturz; Erik Svab (I) stieg sie bis auf eine Länge onsight, Rolando Larcher schaffte dann die erste Onsightbegehung.

Als Beispiel für das faszinierende Niveau heutiger Spitzenkletterer kann die Tickliste des Slowenen Marko Lukic dienen, der meist mit Andrej Grmovsek unterwegs war. Site Nordwand »Smer Norcev« (8a) in den Julischen Alpen; Marmolada Süd wand »Specchio di Sarah« (450 m, 7c) onsight; Westliche Zinne Nordwand »Akut« (500 m, 8a/a+), in einem Tag (1. Eintages-RP); Große Zinne »Das Phantom der Zinne« (500 m, 7c+, 3. Beg., erste Rotpunkt), bis auf die Crux onsight; »Les intouchables« (Trident du Tacul, 7c+, »überbewertet«) onsight; »Divine Providence« (Grand Pilier d'Angle, 7c) in zwei Tagen onsight. Danach seilte er sich aus einem Familienurlaub für zwei Tage ab, um die »Camillotto Pellissier« an der Nordwand der Großen Zinne zu wiederholen. Die ersten vier Seillängen (7b+, 7c, 8b, 8a) boulderte er aus. Einige Tage später kam er nur mit Mühe die ersten beiden SL rauf: Er erbrach sich nach der ersten, und die zweite kommentierte sein Seilpartner: »So schlecht habe ich dich noch nie klettern sehen.« Mit den Worten »Wenn ich die raufkomme, haben wir große Probleme« stieg Lukic in die Crux (8b) ein und kam durch. Nach der nächsten 8a-Länge scheiterte er nur knapp onsight in der fünften (8a+), durchstieg sie dann aber nach 40 Minuten Rast »mit den letzten Atomen meiner Kraft.« Lukic: »Dieser Sommer war etwas, von dem ich vor zwanzig Jahren schon geträumt habe, als ich als zwölfjähriger Bub das Klettern angefangen habe: schnell klet-

tern mit einem guten Onsightniveau in den großen Wänden der Alpen.« Zur Ergänzung eröffnete Lukic in Paklenica »Spider« (10 SL, 8a) und in den Karnischen Alpen »Last Minute« (7 SL, 8a+); außerdem gewann er bei einem Schnellkletterwettbewerb in Paklenica, indem er zusammen mit Erik Svab eine 160 Meter lange 6c+-Route in 25 Minuten kletterte. Übrigens klettert Lukic vor allem am Wochenende; er arbeitet regulär und hat zwei Söhne.

Im Mutterland des Free-Wall-Kletterns, dem Yosemite Valley, setzten wieder einmal Alex und Tom Huber (D) ein Zeichen mit der freien Begehung von »Zodiac« am El Capitan. Im Frühling war es zu heiß dafür – so durchrannten sie die 16-Seillängen-Route in 2:31:20 Stunden. Im Herbst konnten sie dann die Rotpunktbegehung einsacken, wobei sie erstmals im »Valley« Schwierigkeiten von 8b/b+ kletterten; das amerikanische Magazin »Climbing« wertete das als beste Bigwall-Freikletterleistung des Jahres. Die zweite Rotpunktbegehung holten sich bald darauf Tommy Caldwell und Beth Rodden (USA); außerdem konnte Caldwell in der »West Buttress Route« (8a+) alle Seillängen erstmals frei klettern, aber nicht an einem Stück; Rodden scheiterte nur an einem 7c-Offwidth. Die baskischen Brüder Eneko und Iker Pou wiederholten die Huber-Route »El Niño« (850 m, 8a+) am El Cap und befreiten danach die äußerst kühne Technoroute »Zunbeltz« (500 m, 8b+) am Naranjo de Bulnes in Asturien. Besonders eindrucksvoll ist das Tourenbuch des Japaners Yuji Hirayama: Schon im Frühling war er beim Freikletterversuch in »Lurking Fear« nur an einer Seillänge gescheitert, durchrannte dann aber die 1000-Meter-Route in 3:04 Stunden. Im Herbst kam er zum Onsight-Klettern ins Valley: zum Training durchstieg er onsight die »Psychedelic Wall« (11 SL, 7c) und »The Uncertainty Principle« (13 SL, 8a). Dann stieg er am El Capitan »Golden Gate« (41 SL, 8a) in zwei Tagen und »El Niño« (30 SL, 8a+) in vier Tagen, jeweils bis auf zwei Seillängen onsight; bei El Niño konnte er fünf Längen um 8a on-



Immer noch das Maß der Dinge: Christian Bindhammer in Action Directe.  
Foto: Wolfgang Ehn

sighten. Yuji zur selbst gestellten Aufgabe des Onsightkletterns in Bigwalls: »Auf 1000 Metern darfst du dir keinen einzigen Sturz oder Fehler leisten. ... Körperlich, mental und technisch musst du bereit sein, bevor du einen Versuch machen kannst.«

#### Der Griff nach dem zwölften Grad

Yuji Hirayama wurde von »Climbing« zum Allround-Kletterer des Jahres 2003 gewählt. Denn er brillierte nicht nur mit 8a+-Onsights am El Capitan, er bescherte der Kletterwelt auch eine der drei 9a+-Erstbegehungen des Jahres. »Flat Mountain« ist nichts anderes als die Übersetzung seines Namens ins Englische; die Route im japanischen Futagoyama hatte er schon 1989 eingebohrt. Nun konnte er nach insgesamt 25 Tagen Arbeit die schweren Stellen am Stück klettern: zwei Drittel 7b+-Gelände, dann eine Fb 8a/a+-Boulderstelle, die keiner der Locals je klettern konnte und danach eine lange Fb 7b+-Passage, an der er 14 Tage arbeiten musste. 35 Tage in drei Jahren brauchte der ebenfalls in Bigwalls aktive Tommy Caldwell für seine »Flex Luthor« an

Bruchfels, Rostgurken und der zehnte Grad: Mauro Bole in der Camillotto Pellesier.  
Foto: Fabio Dandri



der Fortress of Solitude (USA), für die er eine Bewertung verweigerte, die aber von Kennern auch auf 9a+ geschätzt wird. Die dritte neue Route in diesem Grad, der zuvor erst zweimal vergeben wurde, ist »La Rambla Direct« in Spanien, die Ramón »Ramónet« Julián Puigblanque nach 50 Versuchen, verteilt über drei Jahre, gelang. Zur Feier des Erfolgs sprang er 22 Meter in die letzte Zwischensicherung. Den Champagner durfte Dani Andrada, der die Route 300 mal erfolglos probiert hatte, für ihn trinken, denn Ramónet trinkt keinen Alkohol. Bei Alex Hubers »La Rambla« (8c+) hängt man den Umlenkhaben von einem Zweifingerloch aus ein, das man mit der rechten Hand hält. Für »La Rambla Direct« muss man dieses Zweifingerloch mit der linken Hand erreichen, was allein schon eine 9a daraus macht, und danach noch fünf schwere Meter klettern. Damit ist sie ein typischer Fall von Verlängerung einer bestehenden Route – viele der modernen Toprouten erreichen ihre Schwierigkeit hauptsächlich aus der Länge; die Einzelzüge sind, wie viele Experten sagen, kaum mehr schwerer geworden seit Wolfgang Güllichs »Action Directe« im Frankenjura, der ersten und Standard-

#### Früh krümmen sich Kletterfinger

Mit elf Jahren schaffte Felix Knaub aus Hersbruck in der Fränkischen Schweiz »Slimline« und »Sacktreffer« (beide 10-); Witchcraft (8a) in 3 Versuchen. Adam Ontra (10, 1,32 m) konnte »Slimline« sogar onsighten, später zwei weitere 8a-Routen in Tschechien. 8b+ mit zwölf Jahren kletterten David Lama (A, »Halebopp«, Arco) und Balint Kamvas (Ungarn, »Deadline«, Ungarn).

9a, deren fünfte Begehung Christian Bindhammer (D) gelang. Mit acht neuen und damit insgesamt 30 Routen ist 9a, der glatte elfte Grad, Standard im Highend-Bereich; Patxi Usobiaga (E) konnte drei 9a-Routen in einem Monat klettern. Fünf 9a+-Routen definieren mittlerweile die UIAA-Schwierigkeit XI / XI+; noch keine davon ist wiederholt und für alle musste der Erstbegeher einen ungeheuren Aufwand treiben. Immer wichtiger wird in diesem Bereich der »Liegefaktor« werden, also ob die Eigenarten der Route zu den persönlichen Körpermaßen und Stärken des Begehers passen, ein Vergleich wird immer schwieriger werden.

Besonders schwierig wird dieser neutrale Vergleich für die Bombe des Jahres werden: Mit 9b+, dem Grad XII-, bewertete der Spanier Bernabé Fernández seine Route »Chilam Balam« bei Malaga. Auch diese Route lebt von der Länge: Auf ein 30-Meter-Dach (8c+, dort brach er sich bei ersten Versuchen einen Finger) folgt ein 20-Meter-Dach (8b+/8c) und nach einigen Sintersäulen eine schwere überhängende Platte, insgesamt dauerte die Begehung der 250 Züge langen 82-Meter-Route eineinhalb Stunden. Auch diese Route brauchte ein ungeheures Maß an Leidenschaft: Drei Jahre lang lebte Fernández nur für sein Projekt: vormittags arbeiten, schnell Mittagessen, trainieren; nachmittags arbeiten, abends Bouldern oder Gewichtstraining; freie Sommertage (nur von Mai bis Oktober ist die Route trocken) verbrachte er im Projekt. Im vierten Jahr nahm er im Juni Urlaub, weil sich die Versuche gut anfühlten, und schaffte die Erlösung. Doch dann begann der Ärger. Fernández weigerte sich, für die Presse auch nur Teile der Route vor der Kamera zu demonstrieren. Alex Huber sprach ihm öffentlich die Referenzen ab, die ihn berechtigten, eine Bewertung zwei volle Stufen über der Weltspitze vorzuschlagen. Die Szene wünscht sich für Spitzenleistungen eine nachvollziehbare Argumentation: Sein Landsmann Puigblanque etwa konnte vor »La Rambla Direct« eine 9a klettern, 5 mal 8c+, darunter einmal in einem Tag, 11 mal 8c, davon viermal im zweiten Versuch, und an einem Tag stieg er zwei 8b+-Routen onsight; außerdem wurde er Zweiter der Weltcup-Gesamtwertung. Fernández dagegen werkelte immer für sich alleine dahin. Seine Route »Orujo« (9a+) von 1998 wurde noch nicht wiederholt, allerdings wurden »Harakiri« (8c, 1991) und »Mojave« (8c+, 1994), die jeweils ersten Routen ihres Grades in Spanien, später von Wiederholern bestätigt. »Chilam Balam«, in der heißesten Region Spaniens gelegen und nur im Sommer kletterbar, hat sicher einen scheußlichen Liegefaktor; außerdem ist das unendlich aufwändige Ausbouldern des Riesendachs mit

#### Was ist was?

Die rein »technischen« Schwierigkeiten fürs Felsklettern sind nach der französischen Skala angegeben (Vergleich mit UIAA-Skala: VI = 5c, VII = 6b, VIII = 7a, IX = 7c, X = 8b, XI = 9a, XII = 9c), Boulderbewertungen sind durch »Fb« gekennzeichnet und fallen etwa eineinhalb Stufen härter aus (Fb 8b+ entspricht ca. 9a). Künstliche Kletterei wird mit A0 bis A5 bezeichnet, Schwierigkeiten im Eis in Grad-Steilheit oder nach der WI- (Winter Ice-) Skala mit einer römischen Zahl für die Gesamtanforderung und einer arabischen für die technische Schwierigkeit, Mixed-Grade sind durch »M« gekennzeichnet. Diverse Systeme bewerten die Gesamtanforderungen von Routen. »BW« steht für Bigwallklettern, »ED 1 - ED 5« differenziert die höchste Stufe »extrêmement difficile« alpiner Unternehmungen.

Fixseilen praktisch nur für Anwohner erträglich. Fernández verweigert Beweise für seine Leistung und zieht sich zurück auf den Standpunkt, er klettere für sich und sei niemandem Rechenschaft schuldig. Soll man seinen Standpunkt akzeptieren und die Leistung bewundern, wie Steve McClure, Erstbegeher von drei 9a-Routen, der sagt: »das ist wie einen Marathon in 400-Meter-Sprints zu laufen«? Gilt die ethische Regel: »A priori wird eine Aussage nicht angezweifelt.«? Oder muss sich ein Protagonist, der mit seiner Leistung in die Öffentlichkeit geht, auch den Regeln der Dokumentation unterwerfen, bevor er Anerkennung erwarten darf? Über solch ethischen Philosophistereien gewinnt Wolfgang Güllichs Satz, der wichtigste Muskel beim Klettern sei der Kopf, eine ganz neue Bedeutung. Und der selbst ausgeübte Bergsport erhält eine unschätzbar greifbare Relevanz.

Um noch einmal »Climbing« zu zitieren: das amerikanische Magazin wählte Ramónets »La Rambla Direct« zur Sportkletterleistung des Jahres, unter Verweis auf seine Routenliste: »that's what we call a track record«. Doch das Magazin blickt auch über seinen Satzspiegelrand hinaus und verlieh einen Titel für den »Service« des Jahres: an Peter Metcalf, Direktor der Ausrüstungsfirma Black Diamond, der Utahs Gouverneur mit dem Wegzug einer 24 Mio. Dollar werten Messe drohte, wenn er nicht die Wildnis Utahs schützen würde. Es gibt eben auch andere wichtige Dinge als nur die allerbesten Spitzenleistungen. Zum Beispiel noch die letzte Kategorie »Lebenslange Leistungen«, in der die amerikanische Berg-

steigerlegende Fred Beckey geehrt wurde. »Eine unübertroffene Erstbegehungsliste, umfangreiche Beiträge zu Geschichte und Literatur des Sports und sein lebenslanges Opfern ökonomischen Komforts zugunsten eines Maximums an Kletterzeit lassen ihn ohne Konkurrenz dastehen.« Acht Routen in Alan Stecks »50 Classic Climbs«, dem »Pause« der USA, gehen auf sein Konto; häufig von ihm gemachte Fotos zeigen ihn nach der Tour in Telefonzellen, schon auf Partnersuche für den nächsten Trip, und mit 90 ist er immer noch aktiv. »Während die meisten seines Alters in Altersheimen veröden oder einfach tot sind, ist Beckey immer noch draußen, der Klettergammle-Buddha, der das reine, gierige Kletterleben lebt, von dem wir nur träumen können.« Womit wir wieder beim Thema Leidenschaft wären – die Valeri Babanov am Nuptse in die Worte gefasst hat: »Berge werden immer eine natürliche Arena bleiben, wo wir an der Grenze zwischen Leben und Tod Freiheit finden, nach der wir uns unbewusst sehnen und die wir wie die Luft zum Atmen brauchen.«

Mein Dank für Unterstützung gilt wieder Lindsay Griffin, dessen Chronik in »High« eine wichtige Informationsgrundlage bietet, und den freundlichen Damen der Alpenvereinsbibliothek. Ausführlichere Zusammenstellungen aller recherchierten Routen versende ich gerne per E-Mail (i.braun-a.dick@t-online.de) oder gegen Rückporto (1,53 Euro, Germeringer Str. 12 g, 82152 Planegg). Für Mitteilungen über ambitionierte Unternehmungen und Leistungen bin ich dankbar.

# Alpinistische Sammelspiele

Welche Gipfel sind die wesentlichen Ziele?

VON RICHARD GOEDEKE



Mont Blanc und (als überfirnte Bergschulter links vom Gipfel) Mont Blanc de Courmayeur (gesehen vom Couloir Whymper an der Aiguille Verte). Die Kuppe des Mont Blanc de Courmayeur gilt als zweithöchster UIAA- anerkannter Gipfel der Alpen.

Foto: Richard Goedeke

## Höhe und Prominenz

Ins Gebirge gehen und auf Gipfel steigen, das ist natürlich etwas so Hehres und Selbstverständliches, dass darüber nachzudenken zuerst einmal als überflüssig erscheint. Aber wenn wir die Abstimmung mit den Füßen betrachten, dann ist rasch klar, dass die Auswahl der Ziele nicht nur zufällig ist. Es lassen sich darin sehr wohl Tendenzen erkennen. Zum Beispiel die, die Erreichung von Zielen als erstrebenswerter anzusehen, wenn diese als Superlative daher kommen. Die Leistungsgesellschaft lässt grüßen. Aber warum auch nicht. Schließlich sind wir Kinder derselben. Je höher desto bedeutsamer – das ist die alte

Gleichung beim traditionellen Gipfelsammeln. Und da ist ja auch was dran:

Die höchsten Berge, die fallen zumindest aus der Ferne am meisten auf.

Von dort bietet sich die weiteste Rund- sichtsicht, von dort lässt sich auf die niedrigeren Gipfel hinabgucken.

Je höher die Berge sind, um so deutlicher ragen sie in ein raueres Klima mit Kälte und Eis und stärkerem Wind. Das prägt die Ve- getation und den Charakter der Berge und damit ihre Anforderungen bei der Besteigung. Mit zunehmender Höhe über dem Meeresspiegel nimmt der Sauerstoffgehalt der Luft ab und das macht das Steigen mühsamer.

So gibt es entsprechend der Höhe typi- sche Merkmale der Berge. In den Alpen überragen die Zweitausender gewöhnlich den Wald und erlauben auch bei Bergen aus vegetationsfreundlichen Gesteinen freie Sicht. Die Dreitausender sind hierzulande Berge, an denen die Frostschutzzone be- ginnt. Sie tragen nur noch spärliche Vege- tation, aber dafür zumindest teilweise in den Hohlformen dauerhaft Schnee und Gletscher, wobei deren Mächtigkeit und Ausdehnung mit zunehmender Höhe grö- ßer und ausgedehnter wird. Die Viertau- sender dagegen sind auch in Zeiten globa- ler Erwärmung nach wie vor imposant ver- gletscherte Berge mit Eiswänden und mar- kanten Firngraten. Entsprechend werden die Anforderungen an das Können und die Erfahrung der potentiellen Besteiger/innen bei höheren Bergen in der Regel größer und komplexer, ebenso wie die nötige Bergaus- rüstung gewöhnlich umfangreicher wird.

In anderen Klimazonen gibt es im Prin- zip die gleiche Abfolge, jedoch liegen die Höhengrenzen anders. So gibt es in der Arktis und Antarktis schon Gletscher und dau- erhaftes Eis bei annähernd Meereshöhe, während in den Anden und im Himalaya die Viertausender aussehen wie die Zwei- tausender in den Alpen. Und die Fünftau- sender wie die alpinen Dreitausender. Und die kräftig vergletscherten Gipfel sind dort erst ab 6000 Meter Höhe zu finden. Es macht also für bergsportliche Aktivitäten durchaus Sinn, die Berge nach ihrer Höhe auszuwählen und auch in Höhenklassen einzuteilen.

Wenn man allerdings nur auf die Hö- henzahl schießt, dann animiert der Sam- meltrieb dazu, auch die kleineren Gipfel zu zählen, die an die großen angelehnt sind. Und auch die noch kleineren, bis hin zu den bloßen Rückfallkuppen und Gratzacken. Dieses Spiel ist bereits von dem berühm- ten Viertausendersammler Karl Blodig er- funden und von ganzen Bergsteigergene- rationen nachgemacht worden, bis hin zu rituellen Besteigungen von Bagatellgipfeln wie dem Balmenhorn oder der Punta Giord-

Tabelle 1: Alpengipfel nach der Höhe über NN

	Höhe NN	Prominenz
Montblanc	4807 m	2600 m
Montblanc de Courmayeur*	4748 m	18 m
Dufourspitze	4634 m	2165 m
Nordend	4609 m	94 m
Zumsteinspitze	4563 m	111 m
Signalkuppe	4556 m	102 m
Dom	4545 m	1018 m
Liskamm Ost	4527 m	376 m
Weißhorn	4505 m	1055 m
Täschhorn	4490 m	209 m
Liskamm West*	4479 m	62 m
Matterhorn	4478 m	1164 m
Pic Luigi Amodeo*	4469 m	35 m
Mont Maudit	4465 m	162 m
Parrotspitze	4436 m	136 m
Dent Blanche	4356 m	897 m
Ludwigshöhe	4341 m	58 m
Nadelhorn	4327 m	206 m
Schwarzhorn	4321 m	50 m
Grand Combin de Grafeneire	4314 m	1517 m
Montblanc Dôme du Goûter*	4303 m	58 m
Finsteraarhorn	4273 m	2269 m
Liskamm Schneedomspitze (Il Naso)**	4272 m	40 m
Montblanc du Tacul	4248 m	213 m
Grand Pilier d'Angle*	4243 m	15 m
Stecknadelhorn*	4241 m	25 m
Castor	4228 m	165 m
Zinalrothorn	4221 m	471 m
Hohberghorn	4219 m	77 m
Vincentpyramide	4215 m	128 m
Grandes Jorasses Pointe Walker	4208 m	843 m
Alphubel	4206 m	355 m
Rimpfischhorn	4199 m	410 m
Aletschhorn	4195 m	1017 m
Strahlhorn	4190 m	401 m
Grand Combin de Valsorey*	4184 m	52 m
Grandes Jorasses Pointe Whymper*	4184 m	40 m
Dent d'Hérens	4171 m	692 m
Breithorn Westgipfel	4164 m	433 m
Breithorn Mittelgipfel*	4159 m	83 m
Jungfrau	4158 m	684 m
Bishorn	4153 m	120 m
Grand Combin de Tsessetta*	4141 m	55 m
Breithorn Westl. Breithornzwilling*	4139 m	117 m
Aiguille Verte	4122 m	579 m
Isolée* (=P. Blanchard, Teufelsgrat)	4114 m	36 m

Aiguille Blanche (Pointe Gûßfeldt)	4112 m	178 m
Pointe Croz* (Jorasses)	4110 m	ca. 20 m
Pointe Carmen* (Teufelsgrat)	4109 m	54 m
Rimpfischhorn Gr. N-Grat-Gendarm**	4108 m	ca. 40 m
Mönch	4107 m	415 m
Aig. Blanche S-Gipfel P. Seymour King**	4107 m	30 m
P. Androsace** (Mont Maudit SO-Grat)	4107 m	30 m
Breithorn Östl. Breithornzwilling*	4106 m	40 m
Grande Rocheuse	4102 m	70 m
Barre des Écrins	4101 m	2043 m
Grandes Jorasses Pointe Croz*	4101 m	ca. 20 m
Pointe Médiane* (Teufelsgrat, Tacul)	4097 m	25 m
Pollux	4092 m	247 m
Schreckhorn	4078 m	788 m
Breithorn Schwarzfluh* (Roccia Nera)	4075 m	20 m
Pointe Chaubert* (Teufelsgrat)	4074 m	57 m
Pilier du Diable** (Mt. Blanc du Tacul)	4067 m	40 m
Pointe Marguerite* (Gr. Jorasses)	4066 m	40 m
Corne du Diable* (Teufelsgrat)	4064 m	17 m
Obergabelhorn	4063 m	405 m
Gran Paradiso (beide Gipfeltürmchen)	4061 m	1873 m
Mont Brouillard	4053 m	39 m
Aiguille de Bionnassay	4052 m	160 m
Piz Bernina	4049 m	2234 m
Groß-Fiescherhorn	4049 m	391 m
Punta Giordani	4046 m	ca. 5 m
Pointe Hélène* (Grandes Jorasses)	4045 m	25 m
Groß-Grünhorn	4044 m	305 m
Lauteraarhorn	4042 m	128 m
Pic Eccles**	4041 m	ca.15 m
Aiguille du Jardin	4035 m	37 m
Dürrenhorn	4035 m	119 m
Allalinhorn	4027 m	265 m
Hinteres Fiescherhorn	4025 m	102 m
Weissmies	4023 m	1185 m
Dôme de Rochefort	4015 m	190 m
Lauteraarhorn NW-Grat-Gendarm**	4015 m	30 m
Dôme de Neige* (Barre des Écrins)	4015 m	40 m
Dent du Géant	4013 m	139 m
Punta Baretta	4013 m	56 m
Lagginhorn	4010 m	511 m
Aiguille de Rochefort	4001 m	106 m
Les Droites	4000 m	204 m

ani. Und spätestens an solchen Objekten stellt sich dann auch die Frage, ob es nicht eine etwas absurde Veranstaltung ist, wenn wir um der Höhenzahl willen zu solch einem Klapp pilgern und etwas niedrigere,

aber wesentlich markantere, selbständigere Berggestalten darüber ignorieren.

Daraus folgt die Frage nach der Selbständigkeit eines Berges. Als Maßstab dafür bietet sich die klar messbare Größe der Tiefe der tiefsten Scharte zum nächsthöheren Berg an. Ich habe sie 1990 in meinem beliebten Führer der Normalwege auf die 4000er der Alpen als zusätzliches Auswahlkriterium zur bloßen Höhenzahl gewählt (ebenso wie ich es im gerade erscheinenden 3000er Führer für die Auswahl der Berge zugrunde lege). Erst später erfuhr ich von dem an diesen Fragen sehr interessierten und hilfsbereiten Eberhard Jürgalski, dass einige Amerikaner bereits seit den 1960er Jahren dieses Kriterium zum Einordnen von Bergen benutzten. Seit damals werden solche für verschiedene Gebirge in liebevoller Detailarbeit berechnet. Als Bezeichnung dafür hat sich der von Steve Fry geprägte und 1987 erstmals in »Summit« publizierte Begriff »topographic prominence«, deutsch »topographische Prominenz« oder kurz »Prominenz« durchgesetzt. Dieser Begriff bedeutet die Qualität des Herausragens und trifft den Sachverhalt gut.

Auch die Neudefinition der selbständigen Viertausender durch die UIAA benutzte – in nicht immer wirklich konsequenter Anwendung – die Prominenz als wichtigsten Maßstab. Die Entscheidung der UIAA auf Anerkennung zusätzlicher Gipfel als selbständige Viertausender besagt allerdings nicht, dass sich nicht überhaupt quer zur Rangordnung nach der Höhe auch entsprechend dem Kriterium der Prominenz eine andere Rangfolge in der Betrachtung der Berge anbietet. Diese richtet sich nicht vorrangig nach der Höhe, sondern fragt danach, wie deutlich ein Berg ein selbständiger Berg ist.

Daraus ergeben sich im Ergebnis sehr unterschiedliche Ranglisten:

Die Rangliste der anerkannten Gipfel nach der Höhe sieht – bei Auslassen der Kleinstgipfel – für die Alpen bis hinab auf die etwas zufällige, aber griffige 4000-Me-

ter-Grenze gemäß Tabelle 1 aus (\* = UIAA-Gipfel und \*\* = weitere ebenso ausgestattete Erhebungen; eine Liste unter Einbezug auch der Kleinstgipfel findet sich in meinem Führer »4000er – die Normalwege«):

Wer dies als Zieleliste in einer Art Orientierungslauf nimmt, sammelt die höchsten Gipfel der höchsten Gebirgsmassive. Das bedeutet, man/frau muss dazu immer wieder weit hinauf und sich mit den schärferen Bedingungen der Hochregion auseinandersetzen. Wer da absolute Vollständigkeit anstrebt, dem machen besonders die höheren technischen Schwierigkeiten zu schaffen, die einige schroffere und obendrein oft abgelegene Kleingipfel aufweisen. Deren Erreichung setzt oft großzügige Überschreitungen voraus wie etwa Pilier du Diable und Türme des Arête du Diable am Tacul, Pointe Hélène und Pointe Marguerite an den Jorasses, Grand Pilier d'Angle am Mont Blanc oder die großen Gendarmen im Weißhorn Nordgrat und im Grat Schreckhorn – Lauteraarhorn. Wer dieses Spiel spielt, sucht das Ambiente der höchsten Berge. Zugleich bedeutet es, sich auf die höchsten Gebirgsgruppen zu beschränken, diese jedoch dafür gründlicher kennen zu lernen.

Dagegen sieht die Rangliste der Gipfel nach der Prominenz für die Alpen auf den ersten 50 Plätzen gemäß Tabelle 2 aus.

Bei dieser Auswahl wird die Selbständigkeit der Berge zum Auswahlkriterium. Wer die selbständigen Gipfel sammeln will, den schickt diese Liste zu den jeweils höchsten Gipfeln der verschiedenen Gebirgsgruppen. Je weiter eine Berggruppe von den anderen höheren Berggruppen entfernt steht, um so größer ist die Chance, dass es da irgendwo in den Verbindungskämmen besonders tiefe Scharten oder Sättel gibt, die den Kulminationspunkt des so abgetrennten Gebirgsteiles zur besonders eindrucksvoll herausragenden Berggestalt machen. Wer sich diese Liste als Zieleliste nimmt, der kommt weit herum, auch in sonst ganz unbekanntes Gegenden, von den Seeralpen über Monviso und Vanoise und Mont Blanc bis

Tabelle 2: Alpengipfel nach ihrer Prominenz

	Höhe NN Prominenz*	
*in mH über der tiefsten Scharte		
Mont Blanc	4807 m	4600 mH
Großglockner	3798 m	2423 mH
Finsteraarhorn	4273 m	2274 mH
Wildspitze	3772 m	2264 mH
Piz Bernina	4049 m	2234 mH
Hochkönig	2941 m	2173 mH
Dufourspitze	4648 m	2165 mH
Hoher Dachstein	2998 m	2140 mH
Marmolada di Penia	3343 m	2132 mH
Monviso	3841 m	2075 mH
Triglav	2864 m	2045 mH
Barre des Écrins	4101 m	2043 mH
Säntis	2502 m	2019 mH
Ortler	3905 m	1953 mH
Monte Baldo, Cima Valdritta	2218 m	1931 mH
Pizzo di Coca	3052 m	1876 mH
Gran Paradiso	4061 m	1873 mH
Haute Cime, Dents du Midi	3257 m	1796 mH
Cima Dodici	2336 m	1779 mH
Chamechaude	2082 m	1762 mH
Zugspitze	2963 m	1746 mH
Antelao	3264 m	1739 mH
Pointe de l'Arcalod	2217 m	1717 mH
Grintovec	2568 m	1706 mH
Großer Priel	2515 m	1699 mH
Monte Bondone	2180 m	1690 mH
Grigne Settentrionale	2410 m	1687 mH
Birnhorn	2634 m	1675 mH
Presanella	3556 m	1673 mH
Col Nudo	2472 m	1645 mH
Pointe Percée	2753 m	1626 mH
Rheinwaldhorn	3402 m	1597 mH
Jof di Montasio, Montasch	2752 m	1597 mH
Polinik	2784 m	1580 mH
Tödi	3614 m	1570 mH
Birkkarspitze	2749 m	1569 mH
L'Obiou	2793 m	1547 mH
Ellmauer Halt	2344 m	1534 mH
Hochtor	2369 m	1520 mH
Grimming	2351 m	1518 mH
Grand Combin	4314 m	1517 mH
La Tournette	2351 m	1508 mH
Piz Kesch	3418 m	1502 mH
Cima Tosa	3173 m	1491 mH
Le Taillefer	2857 m	1486 mH

Monte Togano	2301 m	1470 mH
Dammastock	3629 m	1465 mH
Raucheck	2806 m	1463 mH
Monte Civetta	3220 m	1454 mH
Haldensteiner Calanda	2806 m	1449 mH
Monte Cadria	2254 m	1434 mH

in die Tauern und die Bergamasker und die Julischen Alpen. Dieses Spiel macht die Vielfalt der Alpen erlebbar. Teilweise gehören diese Berge nicht zu den besonders hohen Gipfeln. Aber diese Liste gewinnt aus einem anderen Grunde ihre Faszination:

Sie führt jeweils zu den regionalen Königen unter den Bergen.

In der Praxis gibt es in gewissem Maße eine Kombination der beiden Kriterien, etwa in der UIAA-Liste im Ausscheiden der Kleinstgipfelchen (auch wenn dies nicht immer konsequent durchgeführt wurde). Ebenso wie eine Verfolgung des Kriteriums der Prominenz bis hinunter auf sehr geringe Meereshöhen doch teilweise zumindest alpinistisch weniger interessante und inspirierende Ergebnisse bringt.

*Monviso Normalweg – die Schwierigkeit kann an einem hohen Dreitausender größer sein als an einem Viertausender.*

Foto: Richard Goedeke



### Bequemlichkeit und Berggestalt

Es gibt natürlich noch einige weitere Auswahlkriterien, die Menschen dazu bringen, sich auf bestimmte Gipfel zu bewegen:

Da gibt es einmal die Komfortgipfel. Die sind bezüglich der aufzuwendenden Anstrengung nach dem ökonomischen Prinzip attraktiv: Man/frau kann dort mühelos bis fast oder ganz hinauf fahren, per Straße, Seilbahn oder auch Eisenbahn. Geld statt Schweiß, das ist hier die Devise. Diese Gipfel sind wegen der Aussicht interessant oder weil sie im Hochglanzprospekt stehen und ihr Besuch zum Programm gehört. Aber die Bequemlichkeit des Hinaufgelangens hat ihren Preis. Die Überbevölkerung solcher Ziele zumindest an Schönwettertagen verdünnt das Erleben bei dieser Qualität Berg ebenso wie die unübersehbare Anwesenheit technischer Objekte und die Aufdringlichkeit der dort üblichen Konsumangebote – und die Abwesenheit der Mühe vor der Erreichung des Zieles. So sind diese Sorte Gipfel unter den Individuen der Spezies homo sapiens alpinensis nicht besonders angesehen. Es gibt jedoch neben den Auswahlkriterien Höhe und Prominenz auch einige zusätzliche Auswahlkriterien für alpinistisch interessante Ziele.

Nein, nicht die »schönsten« – dieser Schwabbelbegriff ist pure Willkür. Was wäre denn ein hässlicher Berg? Natürlich am ehesten die Komfortgipfel, die durch Beton und Seilbahnstützen und Draht nicht erhabener wirken. Aber unter den unveränderten, jeweils einmaligen Naturobjekten finden wir doch bei genauem Hinsehen überall Schönheit.

Eigentlich auch nicht die »leichtesten« – denn was als schwierig und was als leicht empfunden wird, das bestimmt sich nach der individuellen Leistungsfähigkeit des Betrachters und ist nicht objektivierbar. Davon abgesehen suchen wir als Kinder der Leistungsgesellschaft doch auch Herausforderungen, an denen wir unsere Fähigkeiten bündeln und unsere Leistungsfähigkeit erleben wollen. Und wenn wir schon in weiser Beschränkung das individuell für



uns Machbare wählen, dann doch aber nicht aus Prinzip die Dünnbrettbohrerei.

Eher schon kann eine auffallende Gestalt von Bergen unabhängig von Höhe und Prominenz Bedeutung für die Wahl der Ziele haben. Die besonders steilen, schroffen, spitzen, schlanken, sensationellen Gipfel, die Matterhörner, die Grand Capucins, die Zahnkofel und Campanili di Val Montanaia, die haben hohe Anziehungskraft. Sie fangen den Blick. Sie versprechen interessante Aufgaben. Sie weisen infolge ihrer Steilheit besondere Schwierigkeiten auf oder sie suggerieren sie zumindest. Damit werden sie denen, die diese Gipfel erreichen, zur Trophäe, die besonders sinnfällig besondere Leistungsfähigkeit bescheinigt. Wer sich allerdings auf diese Kriterien stark konzentriert, der landet heutzutage rasch unter den extremeren Kletterern, die sehr oft nur auf die Schwierigkeit der Felsobjekte schauen und für die daneben der Gipfel – und oft sogar die Größe und Komplexität der Ziele und damit die Gesamtschwierigkeit – leicht unwesentlich wird. Was ich persönlich schade finde. Denn es ist doch immer wieder etwas Besonderes, fast Metaphysisches, in greifbarer, sinnfälliger Weise ganz oben zu stehen.

Stammesgeschichtlich ist der Sammeltrieb als einer unserer stärksten Triebe belegt. Ob und wie weit wir nun als Bergsteiger die alpinistischen Sammelspiele spielen, das ist natürlich unsere individuelle Entscheidung. Ich bekenne auch für mich selbst, dass ich solche Spiele betreibe, sie allerdings nicht mit Tunnelblick verfolge. So habe ich zum Beispiel nie vorgehabt, alle Viertausender der Alpen zu besteigen (wobei mir auch kein einziger Mensch bekannt ist, der alle einschließlich der Kleinstgipfel erreicht hat). Grund dafür war mir ganz einfach, dass ich daneben auch andere Ziele für wesentlich hielt – in Beruf und gesellschaftlichen Bezügen vor allem, und alpinistisch in Durchsteigungen großer Wände, besonders gern auf neuen Routen. Aber ich weiß zugleich, dass mich das Besteigen von Gipfeln und das immer wieder einmal locker aufgenommene Sammeln auch entlang solcher Listen der wesentlichen Berge zu einer Fülle von Eindrücken, Erfahrungen, Begegnungen und Erlebnissen geführt hat, die mein Leben reicher gemacht haben. Und ich kenne viele Menschen, denen es ebenso geht. Deshalb scheint das Spielen solcher Spiele doch etwas wert zu sein.

*Der Großglockner – auf Platz 2 der Rangliste nach der Prominenz.*  
Foto: Richard Goedeke

# Autoren

**Karin Bergdolt**, geb. 1968, die Allroundbergsteigerin studierte in München Bildhauerei an der Akademie der Bildenden Künste sowie Kunstpädagogik und -geschichte an der LMU. 2004 mit dem Bayerischen Staatsförderpreis ausgezeichnet. 2004 erschien das Buch »Nomadische Perspektive – eine Reise mit dem Fahrrad durch die Mongolei« (mit Sebastian Walter). Infos unter [www.karin-bergdolt.de](http://www.karin-bergdolt.de).

**Dennis Cramer**, geb. 1970, studierte Deutsch, Ev. Theologie und Sport an der PH Ludwigsburg. Heute ist er als Realschullehrer und Schulbuchautor tätig. Er lebt mit seiner Frau und seinen drei Kindern bei Schwäbisch Hall. Publiziert seit 1994 Reiseportagen und literarische Miniaturen zu alpinen Themen. Klettert gerne (bis V) und unternimmt Trekkingtouren im Himalaya und Hochtouren.

**Sonja Butzengeiger**, 28 Jahre, Dipl.-Ing. für Umweltschutz, wiss. Mitarbeiterin am Hamburgischen Welt-Wirtschaftsarchiv, Bereich Klimapolitik, mit dem Fokus CO<sub>2</sub>-Emissionshandel in der EU und Umsetzung in Deutschland. Liebt das Skitourengehen, Wandern und die Panoramen der Bergwelt.

**Peter Danner**, Dr. phil., geb. 1960 in Salzburg. Archäologe und Historiker in Salzburg. Archäologische Forschungsprojekte in Griechenland, Italien und Österreich. Publikationen zur griechischen, etruskischen und römischen Archäologie, zur Geschichte der Antike, zur Salzburger Landesgeschichte, zur Geschichte des Bergsteigens und zu weiteren historischen Themen.

**Andreas Dick**, geb. 1964 in Baden-Baden, lebt mit Frau und Ronja (11) in Planegg bei München als freier Journalist und Redakteur. Dipl.-Ing. (FH) für Umwelt- und Verfahrenstechnik, staatl. gepr. Berg- und Skiführer, Mitglied im Lehrteam Bergsteigen und im erweiterten Lehrteam Sportklettern des DAV, Vorsitzender des Bundesausschusses Breitenbergsport, Aus- und Fortbildung im DAV.

**Richard Goedeke**, geb. 1939, Dr. phil., pensionierter Oberstudienrat aus Braunschweig (Geographie, Englisch, Politik). Allroundbergsteiger und Kletterer seit 1955, über 115 alpine Erstbegehungen; 16 Jahre DAV-Jugendleiter, seit 1970 in der Ökobilbewegung aktiv sowie für die Kompromissfindung zwischen Klettern als Natursport und Naturschutz; Kletterkonzeption Niedersachsen. Autor div. Kletter-, Wander- Radführer und Alpenvereinsführer.

**Wilfried Haerberli**, geb. 1947, ordentl. Prof. für Physische Geographie an der Uni Zürich. Seit 1986 Direktor des World Glacier Monitoring Service (WGMS) der Int. Commission on Snow and Ice (ICS). Experte für Gletscher und Permafrost der Fachgruppe Prävention der Humanitären Hilfe Schweiz, Vizepräsident der Schweiz. Ak. für Naturwiss. und Mitglied des Terrestrial Observation Panel for Climate.

**Sylvia Hamberger**, Diplom-Biologin, lebt in München und hat mit W. Zängl und anderen die Gesellschaft für ökologische Forschung e.V. gegründet, in deren Vorstand sie ist; Mitautorin und -herausgeberin der Ausstellungen und Kataloge der »Gesellschaft« und Verfasserin von Veröffentlichungen im Umweltbereich. Sie arbeitet seit vielen Jahren an Langzeit-Fotodokumentationen zu Wald- und Alpenthemem, seit 1999 intensiv am Gletscherprojekt.

**Mirjam Hempel**, geb. 1972, Studium der Rechtswissenschaften, ist seit 2002 als freie Journalistin für diverse alpine Publikationen tätig, Autorin von Wander- und MTB-Führern, lebt in Garmisch-Partenkirchen.

**Dr. Christoph Höbenreich**, geb. 1968, Geograph (Diss. »Sanfter Alptourismus im Hochgebirgs-Naturpark Zillertaler Alpen«), Sportpädagogin, staatl. gepr. Berg- u. Skiführer. Autor für alp. Fachzeitschriften. Initiator und Leiter außergewöhnlicher weltweiter Expeditionen. Lebt mit Jolanda und Sohn Timo Nann in Rum bei Innsbruck.

**Dr. Andreas Hohl**, 43 Jahre, der gelernte Agrarökonom erforschte einige Jahre nachhaltige Nutzungssysteme in tropischen Regenwäldern. Es folgte ein Abstecher in die Tourismusindustrie mit längeren Aufenthalten in Osteuropa und Zentralafrika. Seit der Jahrtausendwende ist er als Fotojournalist in aller Welt unterwegs.

**Maria Holzhammer**, geb. 1966 in Tirol, besuchte mit 15 Jahren eine Fachschule für Bildhauerei und arbeitete danach als Restauratorin. Studierte in Wien Malerei (Diplom 2002 an der Akademie der Bildenden Künste), lebt in Innsbruck und ist als Dokumentar- und Bergmalerin tätig.

**Britta Horstmann**, 29 Jahre, ist seit drei Jahren Referentin für Klimaschutz- und Entwicklungsfragen bei der Umwelt- und Entwicklungsorganisation Germanwatch. Sie geht gerne wandern und ist fasziniert von der Gebirgsflora und -fauna.

**Christian Huggel**, geb. 1972, Dipl. Geogr., wiss. Mitarbeiter in der Gruppe Glaziologie und Geomorphodynamik am Geograph. Inst. der Uni Zürich. 2004 abgeschlossene Diss. im Bereich Gletschergefahren und Konzepte und Methoden zu deren Beurteilung mit besond. Gewicht auf Fernerkundungs- u. GIS-Techniken. Längere Aufenthalte in Mexiko zum Thema Gletscher und Vulkane.

**Eugen E. Hüsler**, geb. 1944 in Zürich, hat bis heute etwa 60 Bücher zu alpinen Themen veröffentlicht, darunter einige Standardwerke (»Hüslers Klettersteigatlas«). Lebt seit 1983 zusammen mit Hildegard in Oberbayern.

**Clemens M. Hutter**, ehem. Ressortleiter bei den Salzburger Nachrichten. Ausgezeichnet mit dem Konrad-Lorenz-Staatspreis. Publikationen zu historischen und ökologischen Themen. Verfasser zahlreicher Bildbände, Wander- und Themenführer.

**Friederike Kaiser**, M.A. (geb. 1965) studierte Kunstgeschichte, Germanistik und Theaterwissenschaft in München und Hamburg. Nach Stationen im Kultur- und Bürgerzentrum Pasinger Fabrik, München, und dem Museum für Kommunikation in Nürnberg leitet sie seit 2000 das Alpine Museum des Deutschen Alpenvereins in München. Am Bergsport und der Erschließung der Alpen interessieren sie neben den eigenen Erlebnissen sozial-, wirtschafts- und geistesgeschichtliche Zusammenhänge.

**Ines Koch**, Jahrgang 1960, aufgewachsen in Hamburg und Königswinter (Rhein). Studium der Kunstgeschichte. Journalistische, freie Mitarbeit für Tageszeitungen, Stadtführungen in Mainz und Umgebung. Anschließend berufliche Orientierung in die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. Heute als wissenschaftliche Referentin bei einem Bundestagsabgeordneten tätig und in Potsdam beheimatet. Den Bergen durch Skilaufen und Wandern verbunden.

**Stefan König**, geb. 1959, lebt als Autor und Veranstaltungsfachmann in Iffeldorf/Obb. Er schrieb u.a. die Biographie Luis Trenkers und den preisgekrönten Erzählband »Sternstunden des Alpinismus«. Er leitet seit 1995 das Filmfest St. Anton und realisierte im Auftrag von ZDF und ARTE den 128minütigen Film »Die Berge, die Menschen, der Wahn«. In den Bergen fühlt er sich daheim, »ganz besonders in den bayerischen Voralpen«.

**Steffen Kern**, 34 Jahre, hat seine Kletterkarriere auf der Ostalb begonnen. Der DAV-Fachübungsleiter vertreibt sich die Freizeit zwischen Bouldern und Bergsteigen und sammelt ganz gerne Pause-Touren, wenn er nicht gerade für die Zeitschrift »klettern« tätig ist.

**Christine Kopp**, geb. 1967, arbeitet seit der Ausbildung zur Übersetzerin als freiberufliche Übersetzerin, Fachjournalistin und Autorin im Bereich Alpinismus. Sie ist seit 1994 Redaktorin der Alpinismuseiten der Neuen Zürcher Zeitung, hat neun Bergbücher – u.a. von Loretan, Bonatti und Cassin – übersetzt. Erste Filmrealisation 2002 (mit Thomas Ulrich und Christoph Frutiger). Hat in Nepal, Tibet, Indien, Alaska und Afrika in den letzten Jahren über zwanzig Reisen organisiert und geleitet.

**Volker Leuchsner**, 47 Jahre, ist Chefredakteur der Zeitschrift »klettern«. Sein Drang zum Fels brachte ihn in viele Klettergebiete rund um den Globus, er verfasste zwei Kletterführer über Spanien. 1995 gehörte der gelernte Journalist zu den Gründern von »klettern«.

**Hermann Magerer**, geb. 1935 in München. Hält viel von Ausdauer. 46 Ehejahre mit Helga. 44 Dienstjahre beim Bayerischen Rundfunk als Sachbearbeiter, Kameramann, Sportredakteur, Gründer und Macher der Bergsteigersendung Bergauf-Bergab. Aktuelle Aktivitäten: Bergsteigen, Gletschermfliegen, Beobachten, Schreiben, Erzählen, Großvater, Renteneempfänger.

**Bernhard Malkmus**, Studium der Germanistik und moderner Fremdsprachen in Würzburg, Konstanz und Cambridge; Lehr- und Studienaufenthalte in Prag und Harvard; journalistische Tätigkeit für deutsche Tageszeitungen; unterrichtet und promoviert derzeit an der Universität Cambridge in England; AV-Mitglied seit 1984.

**Reinhold Messner**, geb. 1944 in Südtirol. Europaparlamentarier, Grenzgänger, Autor, Bergbauer. Geometer-Schule in Bozen, Studium in Padova. Vorträge weltweit, Dokumentarfilme, 50 Buchveröffentlichungen (in ein Dutzend Sprachen übersetzt), vielfach preisgekrönt. Gehört seit 30 Jahren zu den erfolgreichsten Bergsteigern der Welt. Er hat bei 3500 Bergfahrten ca. 100 Erstbesteigungen durchgeführt, alle 14 Achttausender bestiegen, zu Fuß die Antarktis, Grönland der Länge nach, Tibet und die Wüste Takla Makan durchquert.

**Dr. Axel Michaelowa**, 36 Jahre, ist Leiter des Schwerpunkts Int. Klimapolitik am Hamburgischen Welt-Wirtschafts-Archiv. Analysiert Marktmechanismen im Klimaschutz und berät Regierungen und Unternehmen bei der Entwicklung klimapolitischer Institutionen und Projekte. Ist begeisterter Skitourenführer, Bergwanderer und Sammler erlesener Gebirgsphotographie (Sella, Shirahata etc.).

**Horst Nargang**, geb. 1949 in Alzey/Rheinessen, Realschullehrer für Deutsch, Geographie und Sport. Klettert seit über 25 Jahren (vornehmlich klass. Dolomitenrouten), unternimmt aber auch Expeditionen in den Anden und im Himalaya. Umsetzung des Themas »Naturerlebnis Felsklettern« im pädagogischen Rahmen in der Sport- und Umwelterziehung am Beispiel einer Natursportart.

**Eberhard Neubronner**, geb. 1942 in Ulm, lebt und arbeitet als Schriftsteller. Bücher u. a. »Der Weg« (DAV-Literaturpreis 1994), »Das Schwarze Tal« (1996), »Die Insel Nevermore – Geschichten von draußen« (2004, unveröffentlicht).

**Alexios Passalidis**, geb. 1957 in Pjatigorsk (Nordkaukasus), studierte Germanistik und arbeitete als Diplomlehrer für Deutsch und Englisch, ausgebildeter Berg- und Skiführer. 1991 ausgewandert, seit 2002 selbständiger Reiseveranstalter (ELBRUS-Reisen).

**Frank Paul**, geb. 1968, Dr. sc. nat., wiss. Mitarbeiter in der Gruppe Glaziologie und Geomorphodynamik am Geograph. Inst. der Uni Zürich. Diplomarbeit zu Gletscherschwankungen in den österr. Alpen mit Fernerkundungstechniken; Diss. zum Thema Kartierung u. Inventarisierung von Gletschern mit Hilfe von Satellitendaten und GIS-Methoden. Erstellung des Schweizer Gletscherinventars 2000.

**Christian Rauch**, geb. 1975, Dipl.-Ing. und Projektmanager in der Telekommunikationsbranche. Als naturverbundene Seele zieht es ihn regelmäßig in die Welt der Philosophie und Kunst und in die Berge. Buchveröffentlichung 2004: »Bergerlebnisse – Gedanken zu Natur und Philosophie«.

**Martin Scharfe**, Dr. phil., geb. 1936 in Waiblingen (Württemberg). Volkskundler, Prof. für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft. Hochschultätigkeit in Tübingen und Marburg, Gastprofessuren in Stockholm, Graz und Innsbruck. Lebt und arbeitet in Marburg an der Lahn. Jüngste Veröffentlichungen: Menschenwerk. Erkundungen über Kultur (2002); Über die Religion. Glaube und Zweifel in der Volkskultur (2004).

**Karl Schott**, geb. 1931, seit 1951 aktiver Bergwachtmann. DAV-Übungsleiter Skihochtour; in dieser Funktion seit 25 Jahren jährlich Skitourenwochen in wechselnden Gebieten. Leiter mehrerer Skiexpeditionen mit Erstbegehungen (Alaska, Tien-Shan, Ararat u.a.). Buchautor, viele Publikationen.

**Thorsten Schüller**, 39 Jahre, der gebürtige Kieler sucht bereits seit seiner Jugend die Nähe der Berge. Als Zeitungsredakteur in München zieht es ihn nicht nur regelmäßig in die Alpen, sondern auch auf die hohen Gipfel im Himalaya, Tien-Shan und in Südamerika.

**Reinhard Schwienbacher**, geb. 1962, Maschinenbautechniker, Spätstarter im Gebirge, mit 34 erste Gletschertour, Lieblingsbetätigung alpines Klettern in den Dolomiten, seit 1998 Referent der Hochtourengruppe Lana, seit 2001 Landesreferent der Hochtourengruppen im AVS, Schöpfer der Internetseite [www.klettern.it](http://www.klettern.it).

**Heinz Slupetzky**, geb. 1940, Dr. phil., Univ. Prof., Geograph und Glaziologe, Leiter der Hochgebirgsforschungsstelle Rudolfshütte der Uni Salzburg, seit 1960 Längenmessungen innerhalb des AV-Messprogramms und Gletscherforschung in den Hohen Tauern, Forschungsreisen nach Alaska/Kanada, Franz-Josephs-Land..., seit 2002 1. Vorsitzender der Sektion Salzburg.

**Mag. Stefan Spath**, 39 Jahre, lebt in Wien und arbeitet als Reisejournalist für Zeitungen und Magazine in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Der gebürtige Tiroler studierte Publizistik und Politikwissenschaften in Salzburg und Wien und arbeitet mehr als 10 Jahre in der Außenpolitik-Redaktion der Austria Presse Agentur (APA). Seit 2000 ist er als freier Autor tätig. Das Wandervirus befahl ihn bei längeren Aufenthalten in Australien und Neuseeland.

**Ralph Stöhr**, 44 Jahre, besuchte auf Vaters Drängen mit 14 Jahren einen Kletterkurs des DAV im Allgäu und klettert seither ununterbrochen. Der gebürtige Stuttgarter verfasste Führer über das Klettern im Oberen Donautal und in Spanien und gehörte 1995 zu den Mitbegründern der Zeitschrift »klettern«, wo er bis heute als Redakteur tätig ist.

**Stephen Venables**, geb. 1954 in London. Beginn als Literaturstudent 1972 mit dem Klettern. Er beging viele klassische Routen in den Alpen, so die Eiger-Nordwand oder die Nordostwand des Finsteraarhorns im Winter. Teilnehmer an 13 Himalaya-Expeditionen, dort Erstbesteigungen des Solu-Tower, des Kishtwar-Shivling und des Panch-Chuli V. Erstbegehung der Ostwand des Mount Everest ohne künstlichen Sauerstoff. Lebt als Schriftsteller und Vortragsredner im englischen Kurbad Bath.

**Sebastian Walter**, geboren 1972. Kletterer und Radreisender seit 1984, Fachübungsleiter im DAV. Studium der Physik in Erlangen und Glasgow, Promotion 2003. Lebt in Kaufbeuren.

**Wolfgang Zängl**, Dr. rer. pol, lebt in München und ist Gründungsmitglied der Gesellschaft für ökologische Forschung e. V. (1977). Mitarbeit an vielen Ausstellungen und zahlreiche Veröff. zu Umweltthemen und Technikkritik. Am Gletscherprojekt arbeitet er mit Sylvia Hamberger und dem Team seit 1999.

---

## IMPRESSUM

ISSN 0179-1419    ISBN 3-937530-03-7 (Buchhandelsausgabe)  
ISBN 3-937530-04-5 (Mitgliederausgabe)  
ISBN 3-937530-00-2 (beiliegende AV-Karte)

*Nachdrucke von Beiträgen, auch auszugsweise, oder Bildern aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte, auch bezüglich der Beilagen und Übersetzungen, bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.*

Text- u. Bildredaktion: Karin Straßer, Walter Theil  
Konzeption u. Layout: wt-BuchTeam Walter Theil, Garching/Alz  
Umschlaggestaltung: Norbert Freudenthaler  
Reprographische Arbeiten: Wolfgang Ehn, Mittenwald  
Gesamtherstellung: Biedermann GmbH, Parsdorf b. München

Alleinvertrieb für Wiederverkäufer:  
in Deutschland: GeoCenter, Postfach 800330, 70508 Stuttgart  
in Österreich: Freytag-Berndt u. Artaria, Brunner Str. 69, 1231 Wien

### Bildnachweis:

Bild S. 10: Riesige Eisgrotte am Rand des Obersulzbachkeeses bei der Kürsinger Hütte; Schmelzschalen an den Eiswänden (12.8.2003).

Foto: Heinz Slupetzky.

Bild S. 46: Cerro Torre, Los Glaciares Nationalpark, Argentinien.

Foto: Gunar Streu.

Bild S. 112: Dr. Friedrich Parrot im Jahr seiner Ararat-Erstbesteigung (1829). Lithografie von Julius Klünder.

Foto: Universitätsbibliothek Tartu/Estland.

Bild S. 176: Max Bodenstern. Bergsteiger. Fotografie 1902.

Foto: Archiv des Deutschen Alpenvereins, München.

Bild S. 250: Am Gipfel Risserkogel, Bayerische Voralpen.

Foto: A. Strauss

Bild S. 278: Rotwandhaus.

Foto: A. Strauss.

## Top Thema: Gletscher

Sylvia Hamberger, Wolfgang Zängl, Friederike Kaiser,  
Wilfried Haeberli/Christian Huggel/Frank Paul,  
Axel Michaelowa/Sonja Butzengeiger/Britta Horstmann,  
Martin Scharfe, Heinz Slupetzky, Reinhard Schwienbacher

## Bergsport heute

Thorsten Schüller, Bernhard Malkmus, Stefan Spath, Andreas Hohl,  
Mirjam Hempel/Andreas+Christian Bindhammer, Alexios Passalidis/  
Ines C. Koch, Horst Nargang, Christoph Höhenreich

## Kultur/Wissenschaft

Eberhard Neubronner, Karin Bergdolt/Sebastian Walter,  
Steffen Kern/Ralph Stöhr/Volker Leuchsner, Dennis Cramer,  
Maria Holzhammer

## Alpine Geschichte

Peter Danner, Christine Kopp, Clemens M. Hutter, Christian Rauch,  
Stephen Venables

## Gebietsthema & Kartengebiet:

### Tegernsee/Schliersee

Eugen E. Hüsler, Dennis Cramer, Stefan König

## Forum Alpenverein

Karl Schott, Reinhold Messner, Hermann Magerer, Andi Dick,  
Richard Goedeke

## Kartenbeilage

Tegernsee und Schliersee 1:25000

